UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

Deutsche Rundschau

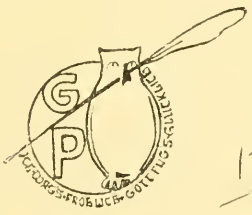
Herausgegeben

von

Julius Rodenberg

Band CLIII

(Oktober — November — Dezember 1912)



12607
10/6/13.

Berlin

Verlag von Gebrüder Paetel

(Dr. Georg Paetel)

Amsterdam, A. Dupont. Meulenhoff & Co. — Athen, Eleftheroudakis & Barth. — Barcelona, Librería nacional y extranjera. — Basel, Basler Buchhandlung Ad. Geering. Georg & Co. — Boston, Castor & Co. — Budapest, Grills Hofbuchh. Friedr. Kilians Nachfolger. — Buenos-Aires, J. Peuser. van Woerden & Cía. — Bukarest, Socec & Co. — Chicago, A. Kroch & Co. — Cincinnati, The A. E. Wilde Co. — Dorpat, J. G. Krüger. — Genf, Georg & Co. — Johannesburg (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — Kairo, F. Diemer Nachf. — Kapstadt, Herrmann Michaelis. — Konstantinopel, Otto Keil. — Kopenhagen, A. F. Hoest & Sohn. Lehmann & Stage. C. A. Reitzel. — Kristiania, Cammermeyers Boghandel. — Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co. D. Nutt. Siegle & Co. K. Paul, Trench, Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Prell & Eberle. Räber & Co. — Lyon, H. Georg. — Madrid, Librería nacional y extranjera. — Mailand, A. Hoepli. — Moskau, J. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoffsche Buchh. — Neapel, Detken & Rocholl. F. Furchheims Nachf. (Emil Praß). — New-York, The International News Company. G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, Emil Berndts Buchh. — Paris, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — Petersburg, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. A. Isler. K. L. Ricker. — Philadelphia, Schaefer & Koradi. — Porto-Alegre, Krahe & Cie. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — Riga, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Pollewsky. N. Kymmels Buchh. W. Mellin & Co. — Rom, Loescher & Co., Hofbuchh. — Rotterdam, W. J. van Hengel. H. A. Kramers & Sohn. — Schanghai, Max Nößler & Co. — Stockholm, C. E. Fritzesche Hofbuchh. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Beckesche Hofbuchh. (A. Hölder). Wilh. Braumüller & Sohn. Wilh. Frick. Gerold & Comp. Manzsche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. Moritz Perles. Zeitungsbureau H. Goldschmiedt. — Yokohama, Max Nößler & Co. Winckler & Co. — Zürich, Adolf Bürdeke. C. M. Ebell. Meier & Ehrat. Rascher & Cie. Schulthess & Co. E. Speidel.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.153

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertdreiundfünfzigsten Bande (Oktober — Dezember 1912).

		Seite
I.	Die Rechnung des Josef Infanger. Erzählung von **Ernst Zahn.** I.	1
II.	Gottfried Keller und das Dunckersche Haus in Berlin. Von **Emil Ermatinger.** I.	36
III.	Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß. Von **August Fournier.** I.	6
IV.	Die Ausgrabung der Kaiserfora in Rom. Von **Federico Hermanin**	80
V.	Jean-Jacques Rousseau. Von **Fr. Eduard Schneegans**	98
VI.	Die Mälarpiraten. Von **Sigfrid Siwertz.** I.	114
VII.	Berliner Kunstbericht. Von ***	144
VIII.	Neue Musik-Literatur. Von **Carl Krebs**	149
IX.	Literarische Notizen	155
X.	Literarische Neuigkeiten	159
XI.	Die Rechnung des Josef Infanger. Erzählung von **Ernst Zahn.** (Schluß.)	161
XII.	Pius II., ein Papst der Renaissance. Von **Johannes Haller**	194
XIII.	Gottfried Keller und das Dunckersche Haus in Berlin. Von **Emil Ermatinger.** (Schluß.)	221
XIV.	Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß. Von **August Fournier.** II.	244
XV.	Leben und Seele. Von **E. Becher**	264
XVI.	Schleiermacher als Patriot und Politiker. Von **Johannes Wendland**	278
XVII.	Die Mälarpiraten. Von **Sigfrid Siwertz.** (Fortsetzung.)	
XVIII.	Hamann. Von **Harry Mayne**	310
XIX.	Eine Geschichte des Körperideals. Von **Mela Escherich**	312

(Fortsetzung umstehend.)

Ihr Vater, der Lehrer, war einer, der in seinem Leben vieles angefangen und versucht und dabei freilich allerlei Länder, auch ferne über dem Meer gelegene, gesehen und doch kein rechtes Brot gefunden hatte.

Ein klarer Tag leuchtete über der Wiese. Seine Sonne brannte und blendete nicht. See, Himmel und Ufer trugen dem Auge wohltuende Farben von einer sanften Gedämpftheit, und eine warme Weichheit und Stille war in der Luft. Das kleine saubere Dorf Winkel lag in diese Ruhe und Sommerheiterkeit hineingebettet und schien eine Zuflucht aus allem Weltlärm, ein Friedental zu sein. Auf drei Seiten schützten es die Berge, die hinter ihm zuerst in sanften Halden und Hügeln, dann immer schroffer und weit über die Höhe des ewigen Schnees hinaus sich erhoben. Zu seinen Füßen lag der See, und ein Dampfschiffsteg war in das Wasser hinaus gebaut. Aber es fuhr im Tage manches Schiff, ohne anzuhalten, daran vorüber; denn keine Fremden besuchten den weltabgeschiedenen Ort, und den Einheimischen genügte ein Schiffskurs, der sie am Morgen nach einem Markt und abends wieder heimbrachte. Die kleine Dorfkirche mit dem neuen roten Ziegeldach war schon weit vom See her zu sehen. Alte Nußbäume standen auf dem Kirchenplatz und in manchen Gärten. Vom Steg her führte das jetzt staubgraue Sträßlein, auf beiden Seiten von einem Lattenzaun gegen die Wiesen abgeschlossen, zum Platz und zur Kirche hinauf, und wer hier vom See heraufschritt, der hatte zu seiner Rechten den ganzen Weg entlang Infangersches Eigen zur Seite.

„Das ist ein Fuchs, der Infanger," sagten die Leute von Winkel, und sie hatten in mehr als einer Beziehung recht. Schon rein äußerlich glich Josef Infanger einem Fuchs mit seinem spitzen Gesicht, dem schnauzenhaften Munde und dem rotblonden Haar und Schnurrbart. Die Gewohnheit, das linke Auge zuzukneifen, erhöhte noch den Eindruck der Schlauheit und Verschmitztheit in seinen Zügen. Aber auch sein Charakter verdiente jene Bezeichnung. Er war ein Mensch, der jeden Vorteil erwog und wahrnahm, jede Gelegenheit, sich und seinem Wohlstand zu nützen, erkannte, ohne daß er dabei die Grenze des Erlaubten überschritten hätte. So hatte er nach und nach sich nicht nur einen großen Viehstand und den dazugehörigen Landbesitz erworben, sondern betrieb daneben auch einen schwunghaften Vieh- und Holzhandel, hatte ein ausgiebiges Fischereirecht auf dem See und befuhr mit Fischen und Gemüsen den großen Markt in Luzern. Er hielt mehr Knechte und Mägde als irgendein Bauer vier Stunden im Umkreis, und sein großes braunes Haus mit dem mächtigen Dach und der Zier von fünfzig und mehr Blumenstöcken an den Fenstern war bis in die letzte seiner vielen Stuben gefüllt. Dieser, sein äußeres Glück klug in die Zukunft ausbauende Mann hatte das Unheil, eine schwache, kränkelnde Frau und einen einzigen Sohn zu haben, der ein Krüppel war.

Ein anderer würde nun vielleicht aus diesem Mißgeschick die Lehre gezogen haben, daß Plage und Mühe nicht mehr not seien, da für die kleine und zerbrechliche Familie zur Genüge gesorgt und ein weiterer Ausbau des Geschäftes von der wackligen Nachfolgerschaft kaum zu erhoffen schien. Josef

Infanger machte aber auch aus dieser Not eine Tugend, bedachte, daß sein Gottlieb zwar einen siechen Leib, aber doch einen genügend hellen Geist hatte, und trachtete daher, diesem so viel Nahrung zuzuführen, daß er eines Tages stark genug sein werde, die Gebrechen des Leibes durch seine eigene Gesundheit wettzumachen. Infanger sprach gerne von den Plänen, die er mit seinem Sohne hatte, und meinte, daß zu einem klugen Geschäftsmanne noch lange nicht starke Beine, sondern mehr ein feiner Kopf gehörten. Er nannte dann auch die Schulen, auf welche er Gottlieb zu bringen gedachte, und wenn er bei der Vollendung seiner Ausbildung angekommen war, fügte er gewöhnlich hinzu: „Und dann heißt es dem kranken Baum frischen Saft zuführen." Diese Rede erklärte er deutlicher, indem er sagte, wenn der bresthafte Sohn eine gesunde Frau zur Seite hätte, so würden die Infanger schon wieder eine wackere Rasse werden.

Die beiden größeren Kinder unten am See saßen und plauderten weiter, hatten ihr Behagen in der warmen Sonne und merkten nicht, wie die Zeit verging. Nur die kleine Madlein hatte noch nicht viel Geduld zum Einerlei und störte sie bald, indem sie dann und wann und immer häufiger nach Kinderart quälen kam, sie wolle heim. Sie hatte bei Gottlieb keine lange Not, zu bitten. Wenn sie anfänglich noch zögerten, dem Kinde den Willen zu tun, so war es, weil die braune Hagar sagte, es sei noch lange nicht Essenszeit, und sie möge noch nicht nach Hause. Bald aber verlangte auch der Knabe ernstlich, sich auf den Weg zu machen, und griff nach seinen Krücken. Hagar zuckte unwirsch die Schultern und zog die merkwürdig buschigen schwarzen Brauen zusammen. Dann jedoch und als Gottlieb sich umsonst mühte, mit Hilfe der Krücken selbst auf die Beine zu kommen, faßte sie ihn plötzlich fest und unsanft um den Leib, richtete ihn auf und schob ihm die Stützen unter die Arme.

Nebeneinander setzten sie sich in Bewegung, während Madlein zufrieden voraustrottete.

„Hast du denn immer solche Beine gehabt?" fragte das große Mädchen. Es hatte eine derbe, schonungslose Art.

„Nein," entgegnete Gottlieb mit einem sanften und wehmütigen Lächeln, „aber solange ich mich erinnere, schon."

Dann erzählte er mit der breitspurigen Wichtigkeit, mit welcher Kinder erzählen, wie eine Magd ihn vom Arm habe fallen lassen, als er noch klein war, wie kein rechter Arzt im Dorf gewesen und er so eben das Gebresten auf Lebenszeit habe behalten müssen.

Sie kamen langsam vorwärts. Hagar warf manchmal die kohlschwarzen Zöpfe herum, die ihr über den Rücken hinabhingen, und die fast so kraus und hart aussahen wie zu Würsten geflochtenes Matratzenhaar, und ihre ebenso dunkeln, glänzenden, mächtigen Augen verrieten blitzartig einen leisen Verdruß, eine mühsam verhaltene Ungeduld. Aber immer wieder mäßigte sie den Schritt und wartete auf den humpelnden Begleiter.

Gottlieb hatte das kränkliche Aussehen, das in ihrer Beweglichkeit beschränkte Leute haben; doch war der Ausdruck seines freundlichen Gesichtes

kein bedrückter, sondern es brach aus seinen Blicken zuweilen ein heiterer Glanz, und er scherzte dann wohl: „Du kommst freilich auf zwei Beinen weiter als ich auf vier", und „Mach doch keine solche Böswettermiene wie der Urirotstock, bevor es in den See schlägt".

Hagar lächelte zu solchen Worten und mühte sich sichtlich, über sich selber Herr zu werden. Überhaupt schien es ihr angelegen, dem Knaben eine gewisse Rücksicht zu zollen. Darin war sie ihres Vaters gelehrige Tochter. Der alte Infanger hatte auch in den Gemeindeangelegenheiten von Winkel ein gewichtiges Wort, und der Lehrer Frech versäumte nicht, sein Kind wissen und merken zu lassen, daß man wohl tat, sich mit jenem und seiner Sippe gut zu stellen.

Weiter schritten die Kinder auf dem staubigen Weg. Das Licht des Tages lag auf ihren Scheiteln und zeigte den merkwürdigen Gegensatz, der zwischen dem hellen Kopfe des Knaben und dem tiefschwarzen des Mädchens war.

Als die beiden den Dorfplatz erreichten, wollte es der Zufall, daß eben da, von verschiedenen Seiten kommend, drüben am Infangerhaus Josef Infanger der Händler und Frech der Lehrer zusammentrafen und einen Augenblick beieinander stillstanden. Auf der obersten Platte der steinernen Treppe erschien gleichzeitig aus der Haustür tretend die Infangerin. Der Lehrer grüßte hinauf. Eine kurze Unterhandlung spann sich an. Dann gewahrte beim Sichumwenden Justus Frech die herankommenden Kinder.

„Da kommen unsere," sagte er im Weggehen lachend: „sie stecken immer beieinander".

Er war ein kleiner, schlanker, beweglicher Mann mit fahlem Gesicht, schwarzem Haar und ebensolchem schwarzen dünnen Bockbart. Seine Sprache war die eines Mannes, der über See gewesen. Sein Blick hatte etwas Unruhiges, aber er gab sich Mühe, die Art der Bauern von Winkel nachzuahmen, um zu zeigen, daß er zu ihnen gehören wolle. Er schritt seiner Wohnung zu, die in dem neben der Kirche stehenden Schulhaus sich befand, und deren Fenster in diejenigen des Infangerhauses schauten.

Josef Infanger war inzwischen zu seiner Frau hinaufgestiegen, und gleichzeitig kam Madlein mit lustiger Behendigkeit die Treppe heraufgekrabbelt und erwischte Frau Grites Hand.

„Er hat ein mühsames Gehen, der Bub," sagte Frau Grite. Sie übersah das Kind und schaute nach Gottlieb hinüber, der drüben einen Augenblick inne hielt. Hagar stand neben ihm und stützte ihn. Vielleicht geschah es, weil sie die Blicke des Infangerschen Ehepaares auf sich gerichtet sah.

„Sieh, wie das Mädchen sich um ihn bekümmert," sagte der Händler, und während die beiden Kinder sich wieder in Bewegung setzten und sich näherten, ließ er gedankenvoll und in Pausen allerlei weitere Äußerungen fallen:

„Ein kräftiges Ding ist sie, die Hagar Frech. —"

„Und nicht auf den Kopf gefallen."

„Sie hat Vorteil von des Vaters Weltreiserei gehabt, so jung sie ist, ist nicht eng und unbeholfen wie die Kinder dazuland."

„Schau ihren Wuchs an. Ein junger Baum kann nicht kräftiger und stärker sein!"

„Wer weiß, was da noch einmal wird," schloß er endlich, fast zu sich selber redend, während er sich umdrehte und auf die Schwelle trat.

„Aber, Josef! So jung, wie sie sind," widersprach Frau Grite schüchtern. Sie wußte, was er meinte.

„Das wäre ganz anderes Blut," gab er zurück. „Dergleichen Mischung ist gut."

Das letzte verstand die Infangerin schon nicht mehr, so sehr war es mehr nur noch Gedanke als Wort. Während er sich nach seiner Wohnstube begab, war der Händler ganz in sein Sinnen versponnen. Er bohrte oft so mit seinen Gedanken in die Zukunft.

„Du bist deinen Tagen immer um ein Jahr voraus," pflegte seine Frau zu sagen.

Die Frau wackelte, die kleine Madlein an der Hand, auf schlechten Beinen hinter ihm her, eine unförmige Gestalt in breiten Röcken, aber mit einem eingefallenen und einen leidenden Ausdruck tragenden Gesicht. Sie hatte keinen Teil an dem, was der Mann erwog, und wußte es und wußte, daß sie auch keinen Einfluß auf das haben würde, was aus diesen Gedanken je zur Tat reifen mochte.

II.

Der Schullehrer Justus Frech war Witwer. Seine Frau lag irgendwo in fremder Erde begraben, und weder er noch sein Kind sprachen von ihr oder ihrem Grab. Sie waren überhaupt keine weichen Menschen; die Gegenwart und der Alltag hatten für sie mehr Bedeutung als Erinnerung und Vergangenheit. Justus Frech hatte in seinem Leben allerlei getrieben. Das war schon an der Einrichtung seiner drei Stuben zu erkennen, die aus allen Weltwinkeln zusammengesucht schien. Orientalischen Ursprungs waren da mancherlei Geschirr, ein Schemel, ein Dolch, der an der Wand hing. Von Amerika hatte Frech das Geweih mitgebracht, das über der Wohnstubentür prangte, und von ebendort aus irgendeiner Laune oder Anhänglichkeit das zerschabte Raubtierfell mitgeschleppt, mit welchem das lange, lehnenlose Ruhebett bedeckt war. Aus Rom, wo er eine Zeitlang in Papstdiensten gestanden, stammten ein paar Anerkennungszeichen, mit denen die Päpste nicht geizten, die eingerahmt an der Wand hingen, und zwei schlechte kleine Marmorbüsten. Das alles war zwischen die harten, kunstlosen Möbel hineingestreut, die ein Bauernschreiner der Urschweiz verfertigt hatte. Die Leute von Winkel, die in die Stuben sahen, bewunderten das Fremdzeug darin, obwohl es nur kleinen Wert hatte und nie stark behütet oder geschont worden war. Sie sahen auch den Lehrer mit neugierigen und teils scheuen, teils mißtrauischen Augen an. Auch raunte man sich allerlei Geschichten über ihn zu, dunkle Mären, daß er nicht immer gerade Wege gegangen. Aber das war Tratsch, der durch die Jahre hinmottete wie ein Feuerlein, das nicht sterben kann. Im Grunde vertrugen sich die von Winkel mit Frech ganz gut. Er bekleidete

sein Amt zu ihrer Zufriedenheit, auch zu der seiner Vorgesetzten. Einige hätten ihn eifriger gewünscht, aber diese Klage wurde durch die Tatsache ausgeglichen, daß der Lehrer sich mit dem Hungergehalt zufrieden gab, den die Gemeinde bezahlte. Warum aber der so lange rastlos gewesene Mann nun seit Jahren in Winkel stillhielt, das war nicht so ohne weiteres zu erklären. Für den Lehrerberuf war er eigentlich von Haus aus bestimmt gewesen. Er amtete jedoch nach erfolgter Ausbildung nur ein Jahr auf einem kleinen Dorf und schloß sich dann einer Truppe von Auswanderern an, mit denen er über See ging. Er hatte gejagt und nach Gold gegraben, als Kellner und als Fuhrmann gedient, war als Matrose auf ein Schiff gekommen, das ihn nach dem Osten trug, und hatte in Konstantinopel einen kleinen Handel betrieben. Nirgends war ihm das Glück begegnet, aber auch nirgends hatte er sich unterkriegen lassen. Eine angeborene Tatkraft, für welche Eigenschaft die richtigere Bezeichnung vielleicht ein wenig in seinem Namen lag, hatte ihm überall durchgeholfen und ihn auch den Mut finden lassen, sich nach seiner Rückkehr wieder in ein einheimisches Lehramt zu drängen. Die Bauern von Winkel waren nicht wählerisch. Sie nahmen von zweien, die sich für die Stelle meldeten, den billigeren, den Justus Frech. Und da saß er nun, und die kleine Tochter wunderte sich, daß er nicht weiter ging. Vielleicht war, ihm bewußt oder unbewußt, eine Wandermüdigkeit in ihm, vielleicht hielt er gerade um der Tochter willen, die erzogen sein wollte, sich so ruhig, oder vielleicht endlich hatte er Ursache, sich vor der Welt zu verbergen, und war ihm dazu der Schlupfwinkel am See gerade recht.

Sein unruhiger Geist blieb ihm indessen. Er begnügte sich nicht mit den Pflichten seines Lehramtes, sondern fand bald allerlei Nebenbeschäftigungen. Er mischte sich in die Geschäfte und Streithändel der Bauern, spielte bei Kauf und Verkauf den Vermittler und bei Prozessen den Berater und fand um seines Draufgängertums willen als Winkeladvokat bald Arbeit und Kundschaft.

Zwischen Justus Frech und seiner Tochter bestand ein eigentümliches Verhältnis. Sie verschwendeten keine Liebe aneinander. Es war fast als ob sie eine leise Scheu, fast ein Mißtrauen voreinander empfänden. Vielleicht lag die Ursache dafür in der Vergangenheit, in dem Verhältnis, das zwischen dem Lehrer und seiner Frau bestanden, und das, wie man munkelte, kein friedliches gewesen, während Mutter und Tochter sehr aneinander gehangen hatten. Dann aber war ihrer Art überhaupt jede Zärtlichkeit fremd.

Sie haushalteten ohne Magd. Manchmal kam eine Tagelöhnerin und half die Wohnung reinigen. Das Frühstück bereitete Frech selbst; das übrige Essen holte Hagar aus dem Wirtshaus. Nun, da das Mädchen heranwuchs, überließ der Vater ihr mehr und mehr die bescheidenen Haushaltspflichten. Sie war stark und entschieden, fragte nicht lange, sondern griff zu und war dafür auch fertig, wie und wann es ihr gefiel. Die Dörfler hatten sich über ihren ungewöhnlichen Namen gewundert. Als aber einmal einer den Lehrer deswegen befragte, lachte der in seiner höhnischen und hinterhältigen Art, von welcher man nie recht wußte, wie sie gemeint war, und meinte, der Name

sei ein Zufall, er habe damals, als das Kind zur Welt kam, gerade im 1. Buch Mose geblättert und aus Laune nur das Kind seiner Frau nach Abrahams schöner Magd genannt.

Das gute Einvernehmen mit den Nachbarsleuten, den vermöglichen Infangers, pflegten Vater und Tochter gleich sorgfältig, aber ohne darüber je eine Vereinbarung getroffen zu haben. Vielleicht hatte Frech zuerst den Verkehr angebahnt. Hagar aber hielt ihn ungeheißen weiter aufrecht und fand täglich den Weg zu dem Knaben Gottlieb. Dieser allein war es, der sie interessierte, denn Madlein, deren Gesellschaft gewöhnlich nicht zu umgehen war, war ihr eher zuwider. Sie liebte dergleichen kleine, Mühe gebende Kinder nicht.

Madlein war das Töchterlein eines entfernten Verwandten Infangers, der als Witwer Knecht bei ihm geworden und gestorben war. Ihr Wesen war ebenso drollig wie ihr Gesichtlein lieblich. Sie wurde sowohl Infangers wie seiner Frau Liebling und blieb daher nach ihres Vaters Tode im Hause. Vor der kraushaarigen Hagar fürchtete sie sich.

Gottlieb aber also war es, an dessen Kameradschaft Hagar gelegen war. Er hatte allerlei Eigenschaften, die sie anzogen. Er war der einzige Sohn reicher Leute. Hagar, das Kind, war ehrgeizig. Sie sah nicht gern Leute über sich, und weil sie nicht selbst das sein konnte, was Gottlieb war, so suchte sie unbewußt wenigstens die Freundschaft dessen, an dessen Stelle sie gern gestanden hätte. Gottlieb war heiter und sanft, während sie selbst zur Übellaunigkeit neigte und eine leidenschaftliche Art hatte. Gegensätze aber ziehen an.

Am liebsten steckten Gottlieb und Hagar unten am See, aber auch auf demselben und in den Gemüsegärten des Infanger, über denen sich ein kleines Gartenhaus befand. Sie waren gleichen Alters und rückten in den Tagen, da Joseph Infanger seinem Weibe gegenüber die halb geheimnisvolle, halb prophezeiende Bemerkung über der Kinder Zukunft tat, dem Zeitpunkt nahe, an dem der Lehrer Frech ihnen alles beigebracht, was er an Schulweisheit zu bieten hatte.

Vielleicht, daß der Händler Infanger jene Zukunftsprophezeiung wiederholte. Vielleicht, daß er, der Rechner und in die Zukunft Bauende, schon jetzt an den Plänen weiterschmiedete, welche die beiden Kinder betrafen, und darüber sich verlauten ließ. Vielleicht auch, daß der Lehrer seinerseits ähnliche Gedanken hegte und sie im Gespräch mit der frühreifen Tochter verriet. Zum mindesten wußte Hagar eines Tages, daß Erwachsene davon gesprochen hätten, sie und ihr Kamerad Gottlieb würden vielleicht einmal ein Paar werden, und begann von da an den noch ahnungslosen und kindischeren Knaben mit anderen Augen anzuschauen.

Um dieselbe Zeit sprach Infanger die Absicht aus, den Sohn in die Klosterschule nach Stanz zu bringen. Eine Trennung der beiden Gefährten schien heranzukommen. Hagar wurde stiller und nachdenklicher. Fast hatte es den Anschein, als ob sie auch weicher und verträglicher geworden sei. Gottlieb fand an ihrer Gesellschaft sichtlich größeren Gefallen und vergaß

selbst der kleinen Madlein manchmal, über die er sonst mit beinahe rührender Sorgfalt zu wachen pflegte.

Bald meldete der Vater ihn wirklich in Stanz an.

Der Tag seiner Abreise wurde festgesetzt.

An dem Abend, an welchem sie von diesen Abmachungen erfuhr, ruderte Hagar den Kameraden in einem Infanger gehörenden Nauen auf den See hinaus.

Als sie ein Stück vom Ufer weg waren, sagte Gottlieb: „Nun wird es nicht mehr lange dauern, bis ich verreise."

Er saß dem rudernden Mädchen gegenüber. Die Krücken lagen neben ihm. Hagar hob ihn immer selbst ins Boot und schob ihm ein altes Kissen in den Rücken, das sie zu diesem besonderen Zweck am Ufer der Bucht, in welcher die Nauen lagen, unter einem Stein versteckt hielt.

„Gehst du gern?" fragte sie jetzt. Sie hielt mit Rudern inne, stand aber aufrecht im Boot, die starken braunen Hände fest um die Ruderknäufe gelegt.

Der Nauen lag reglos in dem reglosen, klaren Wasser. Wenn die Kinder in den See hinabblickten, sahen sie tiefer, als die Ruder reichten, viel tiefer. Kleine Fische flitzten flink vorüber; größere standen dunkel am Grunde des Wassers. Der granitene Fels des Ufers baute sich unzermürbt, nur vom Wellenschlag zu seltsamen Formen gemeißelt, in die Abgründe des Sees hinunter. Auf dem in seltsamem Blau schimmernden Wasserspiegel lag der leise und geheimnisvolle Glanz einer Sonne, die nicht mehr war. Ein paar schöne ruhige, am Himmel unendlich langsam dahingleitende Wolken, die ihrerseits ihn von dem längst versunkenen Tagesgestirn empfingen, warfen ihn herunter. Weit und breit war der See tot; ein einziger ungefüger Nauen, wie der ihrige war, zog gleich einem Schatten an den jenseitigen Uferfelsen vorüber. Einmal klang von irgendeiner der hohen grünen Matten das singende Jauchzen eines Hirten.

„Ja du, das glaube ich denn noch, daß ich gern gehe," antwortete Gottlieb seiner Kameradin. „Man sieht doch einmal etwas anderes. Ich lerne gern. Und ich bin auch gern einmal mit Burschen zusammen, hier habe ich —"

„Den ganzen Tag hast du nur mich," fiel sie ihm ins Wort. Ihre großen hervorstehenden Augen sahen ihn spöttisch und noch mehr zornig an. Dann ließ sie die Ruder und setzte sich ihm dicht gegenüber auf den Nauenrand. Die Pläne fielen ihr ein, die man mit ihr und ihm hatte. Und sie wurde zornig, darum, daß er so harmlos war und nichts von jenen wußte. Trotzig und stolz von Gemüt, empfand sie zugleich einen Drang, ihm zu zeigen, daß auch sie ihn nicht brauchte.

„Ich gehe wohl auch bald fort," sagte sie, obwohl sie wußte, daß es kaum wahr werden würde. „Ich nehme dann einen Dienst an und gehe in eine große Stadt. Es würde mir auch nichts machen, noch viel weiter zu reisen, wieder über Meer, wie wir auch schon gewesen sind."

Sie schauten beide auf den Boden des Bootes. Gottlieb war befremdet von ihren Worten oder vielleicht noch mehr von dem verhaltenen Zorn in denselben. Er sagte: „Es wäre schade, wenn du nicht mehr da wärest."

Er dachte dabei mehr an das, was er durch seinen demnächstigen Eintritt in eine neue Welt gewann, als an den Verlust, den ihm ihr Fortgehen bedeutete. Aber irgendwie fiel mit seinem Worte doch eine Stimmung von Traulichkeit und gegenseitigem Wohlwollen zwischen sie.

„In den Ferien komme ich immer heim," sprach er wieder.

„Wenn du dann noch da bist, erzähle ich dir, wie ich es gehabt habe."

„Auch auf den See gehen wir dann wieder."

Er sprach das langsam, nachdenklich und in kleinen Pausen, während Hagar schwieg.

„Schreibst du mir einmal?" fragte sie dann, ohne aufzusehen und doch heimlich auf seine Antwort gespannt.

Er versprach es ihr etwas zögernd. Er schrieb nicht gern, das wußte er jetzt schon. So fiel seine Zusage lahm aus, aber er wollte sie nicht erzürnen. Er lächelte sie an.

Plötzlich legte sie ihre große, braune Hand auf seine weißere, weibischere, mit welcher er sich am Nauenrand hielt. Zuerst spürte er die Berührung nicht, so in Gedanken war er. Aber sie streichelte seine Finger, und er sah ihr Gesicht ganz nahe vor sich. Sie schaute ihn sonderbar an. Er wollte fragen, was sie habe. Aber da lehnte sie sich schon wieder zurück, und ihre Hand ließ die seine los. Er wunderte sich, was ihr gewesen sei. Sie aber erhob sich und faßte das Ruder wieder.

Lange war es ganz still.

Gottlieb mußte das Mädchen immer wieder anschauen. Was sie nur gehabt haben mochte? Er fürchtete sich fast vor ihr. Sie sah aus, als ob sie grolle. Befangen und bedrückt saß er da.

Sie wendete den Nauen, ruderte ein Stück in den See hinaus und dann mit einem kurzen: „Bah nein, es wird Zeit heimzufahren," zum Ufer zurück.

Als der Nauen auf den Sand lief, und sie ihn angekettet hatte, schien sie einen Augenblick unschlüssig, ob sie davongehen sollte. Dennoch stieg sie wieder ins Fahrzeug und half Gottlieb heraus. Aber sie faßte ihn heftig und ungeduldig an.

Da fragte er endlich, was ihr sei.

Als ob sie ihn für geringer oder dümmer halte als früher, antwortete sie schnippisch: „Das wird dich wohl nicht kümmern."

Sie wartete dann nicht auf ihn, sondern ging mit großen Schritten ihm voraus. Am Infangerhause angekommen aber, verfiel sie plötzlich in die entgegengesetzte Laune. Sie drehte sich um und lachte laut und tat, als sei ihr ganzes Benehmen überhaupt nur Scherz gewesen.

„Ade," rief sie und winkte mit der Hand. „Wir fahren morgen noch einmal, wenn du doch übermorgen fortgehst."

„Gut," stimmte er ihr zu, gleich wieder zufrieden.

Sie wartete aber wiederum nicht, bis er sie erreichte, sondern lief plötzlich nach ihres Vaters Wohnung hinüber.

Gottlieb stieg sinnend die Treppe zum Infangerhause hinauf. Was sie nur gehabt haben mochte, die Hagar?

III.

Am folgenden Tage waren sie wieder im Nauen aus. Aber sie hatten Madlein bei sich. Gottlieb war mit dieser beschäftigt und meinte immer, das unruhige kleine Ding schieße kopfüber aus dem Boot. Dennoch waren sie vergnügt und hoben auf der Heimfahrt zu singen an. Der Abend war ebenso klar und still wie der vorhergehende. Sie hörten andächtig auf den Zusammenklang ihrer eigenen Stimmen. Selbst Madlein saß still und summte zufrieden die Weisen der größeren Gefährten nach.

„Das war schön," sagte Gottlieb, als sie sich wieder dem Lande näherten, zu Hagar. Der nahe Abschied ließ ihn das, was er verlassen sollte, in hellerem Lichte sehen. Sein Herz war weich und sein Sinn zärtlich. Als Hagar ihn aus dem Nauen hob, zog er die Arme, die er um ihren Nacken gelegt hatte, in einer plötzlichen Aufwallung fester zusammen. Es war nur eine flüchtige, Dankbarkeit oder Freude verratende Bewegung. Ihr aber stieg das Blut in die Backen.

Madlein trippelte ihnen wie gewöhnlich voraus. Hagar aber nahm sich Gottliebs an wie noch nie zuvor. Sie schob mit raschem Fuß jeden Stein aus dem Wege, über den er hätte stolpern können, und als eine Herde Kühe ihnen entgegenkam, stellte sie sich vor den Knaben und trieb eine Gasse für ihn in die herandrängende Schar. Sie begleitete ihn über die Treppe hinauf in die Wohnstube und blieb an diesem Abend länger als je vorher im Hause. Sie war gesprächig und zeigte der Infangerin ein freundliches, fast unterwürfiges Wesen, das sonst nicht ihre Art war. Sie sprang nach Wasser, als Frau Grite Miene machte, die Blumen am Fenster zu begießen, und bot sich plötzlich an, sie könnte das eigentlich inskünftig alle Tage für die Nachbarin tun, da sie doch so viel freie Zeit habe.

Gottlieb verwunderte sich, aber er war zu jung, um lange über die Sache nachzudenken. Er hatte nur noch geraume Zeit den Eindruck, daß — daß die Hagar ein merkwürdiges Mädchen sei. Auch konnte er später nicht heimdenken, ohne daß ihr Bild ihm vor Augen trat.

Am folgenden Morgen, als der Vater sich mit ihm auf das Frühschiff begab, das nach Luzern fuhr, befand Hagar sich schon an der Lände. Als ob sie schon lange dazu bereitgestanden, half sie einem Matrosen Gottliebs Koffer aufnehmen und ins Schiff tragen. Dann stand sie als einzige, die zum Geleit gekommen war, am Ufer, als das Schiff abfuhr; und die Davonfahrenden sahen sie lange, lange noch eifrig winkend stehen. Josef Infanger hatte seinen Spaß und seine Freude an ihr. —

Freude an ihr zu haben, dazu bekam der alte Infanger in der nun kommenden Zeit Gelegenheit. Hagar zeigte nach Gottliebs Abreise eine Teilnahme und Anhänglichkeit für sein Haus, die er früher nicht an ihr bemerkt hatte. Gleich am nächsten Nachmittag, als sie schulfrei war, stand sie schon da und holte Madlein. Sie wolle sie jetzt schon manchmal hüten, sagte sie. Und das Kind war ihr doch früher zur Last gewesen. Aber sie wußte sich auch sonst auf einmal in allerlei Pflichten und Obliegenheiten zu drängen. Das Begießen der Blumen an den Fenstern ließ sie sich nicht mehr

nehmen. Dann bekam sie heraus, daß Infanger selbst gegenwärtig häufig durch seine Gemüsegärten ging und dort nach einem Schadenwurm suchte, der aufgetreten war. Da bat sie ihn, das für ihn tun zu dürfen, und besorgte es gründlich und gewissenhaft.

Der alte Infanger äußerte zu seiner Frau: „Sieh das Mädchen an! Wie sie weiß, was sie will, und wie sie zugreift, ohne daß man sie heißen muß, und wie sie von selber sieht, wo es anzugreifen gibt."

In seinen Gedanken wälzte der Händler mehr, als er aussprach. Er sah das Bild seines fahrigen, weichmütigen und verkrüppelten Sohnes neben dem der Hagar. Er verglich, berechnete und erwog.

Mit dem Mädchen war er freundlich, ohne sich mit ihr etwas zu vergeben, so sich als schlauer Mann gleichsam immer noch freies Spiel haltend. Sie dagegen bemühte sich sichtlich um seine Gunst. Nur selten blitzten ihre scharfen Augen ihn beobachtend an. —

Schon das erstemal, als er für die Ferien nach Hause kam, fand Gottlieb Hagar in einem viel engeren Verhältnis zu seinem väterlichen Hause stehend, als früher der Fall gewesen war.

Die Schule hatte ihn etwas vermännlicht. Er war gewachsen und in den Schultern breiter geworden. Auch keimte ihm der Schnurrbart. Sein Sinn war reifer und sein Blick schärfer geworden. Er gewahrte auch zum erstenmal mit Verwunderung, wie viel Fäden der Fuchs von Vater in Händen hielt. Auf seinen Krücken, die er kräftiger als früher selbst handhabte, humpelte er in diesen Tagen auf Entdeckungsreisen aus, sah an der Lände die Gemüsekörbe und die Fischkisten des Vaters zum Versand bereit liegen, sah, wie die Dampfschiffe sie mitnahmen, oder wie Infanger selbst an gewissen Markttagen auf seinem schwerbeladenen Nauen, begleitet von zwei Knechten, ausfuhr. Es fiel ihm auf, wie fast täglich Leute ins Haus kamen, die um Vieh oder Holz mit dem Vater handelten, und erst jetzt bemerkte und entdeckte er, daß die langen Scheiterbeigen, die da und dort an den Wegen standen, und die Stämme, welche der und jener Säger abführte, dem Vater gehörten oder gehört hatten, auch daß auf den Matten an den Berglehnen da und dort Viehherden weideten, deren Hüter und Hirten er kannte, weil sie abends daheim mit am väterlichen Tische saßen. Alles das hatte er sicher früher gesehen und gewußt, aber es hatte seinen kindlichen Verstand nicht beschäftigt. Jetzt aber erfüllte es ihn mit widerstreitenden Gefühlen, mit Stolz und Verwunderung, mit Neugier und Ängstlichkeit, je mehr ihm manchmal seine eigene künftige Beziehung zu all diesem Betriebe zum Bewußtsein kam.

Als er mit Hagar von diesen Dingen zu reden kam und dabei selber recht unreife und ungeschickte Ansichten verriet, machte er die Entdeckung, daß sie ihrerseits weit besser als er von allem unterrichtet war und für alles Verständnis besaß.

Ihr Verhältnis zueinander war vom ersten Tag seiner Heimkunft an ein eigenes. Zurückhaltend, er mehr verlegen, sie mehr beobachtend, hatten sie einander beim ersten Wiedersehen begrüßt. Diese Zurückhaltung blieb; auf

Gottliebs Seite blieb sie jahrelang. Er fühlte sich neben dem tatkräftigen Mädchen wie klein und behemmt. Gegen Mitte und Ende seiner Ferien wurden sie etwas vertrauter. Gottlieb ließ Hagar in sein Schulleben sehen, zeigte ihr die Zeugnisse und Bücher und fand, daß sie an den Dingen, die er lernte, Interesse hatte. Während sie von den Ereignissen in der Klosterschule handelten oder über den Inhalt eines Lehrbuches oder einer Unterhaltungsschrift in ein zuweilen eifriges Gespräch gerieten, kamen sie einander näher und lernten gegenseitig ihr eigentliches Wesen besser kennen. Gottlieb war ein eifriger Student. Er konnte sich an manchen Dichtern und ihren Werken, die er in der Schule durchzunehmen hatte, begeistern und nachher begeistert davon sprechen. Hagar schien ebenfalls eine eifrige Leserin zu sein, wobei sie freilich mehr für das Stoffliche als für das Künstlerische eines Werkes Interesse zeigte. So gelangten sie dazu, daß Gottlieb dem Mädchen manchmal vorlas, und daß dieses scheinbar aufmerksam lauschte. Diese Stunden wurden beiden lieb. Freilich freute Gottlieb sich an ihnen nur um ihrer selbst willen, und es hätte ihm irgendein Kamerad, der sie mit ihm geteilt, ebenso zu ihrem Genuß verholfen wie Hagar. Diese dagegen nahm vielleicht, ohne es zu wissen, ebenso viel Interesse am Vorleser wie am Vorgelesenen. Sie empfand eine wachsende Zuneigung zu dem reifenden Jüngling. Etwas in ihr suchte unwissentlich nach der Wärme und Begeisterung im Wesen des andern. Sie konnte während des Lesens an seinen Lippen hängen und in seine Züge versunken sein und sich plötzlich darauf ertappen, daß sie gar nicht gehört hatte, was er las.

Gottlieb bemerkte nach und nach diese Vorgänge. Manchmal begann ihn in Hagars Gegenwart eine schwüle Verwirrung zu erfassen, wie ein Verlangen, sie in die Arme zu schließen. Ebenso plötzlich aber löste eine heimliche, an Widerwillen streifende Scheu dieses Gefühl ab.

Eines Tages besuchte Hagar mit ihrem und Gottliebs Vater eine Liebhabertheatervorstellung der Klosterschüler zu Stanz. Es wurde „Wilhelm Tell" zur Aufführung gebracht. Hagar war erregt und entflammt. Als Gottlieb bald nachher zu Besuch heimkam, verabredete er am ersten Sonntag mit ihr einen Spaziergang an den Schattenberg hinauf, und sie bat ihn, sein Wilhelm Tell-Buch mitzubringen. Sie wollte noch einmal die Worte hören, denen sie auf dem Theater gelauscht hatte.

Sie schritten an jenem Tage Seite an Seite einen nicht sehr breiten, umzäunten Weg durch hängende Matten bergan. Es war um Ostern, und der Frühling schmückte das Bergland. Noch trug das Gebirg reichlichen Schnee, aber der Wald hatte ihn abgeschüttelt und stand stolz und in jungen Säften grünend. Die Sonne schien. Der See lag ruhig in der Tiefe. Die beiden kamen nur langsam vorwärts, denn Gottlieb ermüdete an seinen Krücken leicht. Aber auf einiger Höhe angekommen, legten sie sich auf einem feinen grünen Wiesenplatze hoch über einer der steilen Uferwände nieder. Die reine und stille Luft trug Laute aus allen Fernen zu ihnen her, Glockentöne, von denen sie nicht zu sagen vermochten, woher sie kamen, menschliche Worte, einmal den Knall eines Schusses. Ihre eigenen Gestalten hoben sich scharf

umrissen von der Matte ab. Gottlieb hatte den Hut neben sich gelegt. Die Sonne lag auf seinem blonden Haar. In seinen Augen stand ein Ausdruck von Heiterkeit und Frische. Man sah das Hilflose seines Körpers nicht. In der Haltung seines Kopfes lagen Jugend und Kraft. Hagar trug sich nicht anders als die andern Mädchen dazuland. Dennoch hatte ihre Erscheinung etwas Eigenartiges. Ihr Kleid war schwarz und schlicht; einzig um den Hals hatte sie ein brennend rotes, gefranstes Seidentüchlein gelegt. Vielleicht kam ihr von diesem Tuche das Fremde. Noch mehr aber lag dieses in der Größe ihrer vollentwickelten Gestalt. Es war etwas Männisches an ihr. Das krause, schwarze Haar umstand wild ihr Gesicht. Sie schlug den Blick nicht züchtig oder zaghaft nieder. Über ihre Wangen gingen häufig und heimlich Wellen von Blut.

Gottlieb begann zu lesen. Er tat es mit einem schülerhaften und ungeschickten Pathos, meinte aber, es sehr gut zu tun, und war anfänglich ganz in seine Aufgabe vertieft. Bald aber störte ihn etwas, von dem er nicht wußte, was es war. Er fühlte, daß Hagars Blicke unablässig auf ihm ruhten. Aufschauend gewahrte er, daß sie dicht an seiner Seite saß. Sie sah über seine Schulter in das Buch, und ihre Brust berührte seine Achsel. Dann begegneten ihre Augen den seinen. Merkwürdig! Er konnte seinen Blick gar nicht wieder aus dem ihren lösen. Und nun faßte es ihn wieder wie damals in dem Nauen. Es war halb Beengung, halb Verlangen. Mit leisem Wohlgefühl spürte er Hagars Herzschlag an seinem Arm.

Mechanisch las er weiter und hörte seine Stimme, doch waren seine Gedanken weit ab von dem, was er las. Er fühlte nur immer die Berührung des Mädchenkörpers. Er spürte, wie Hagar sich langsam vorbog und, den Arm an seine linke Seite stützend, ihn gleichsam umschlungen hielt. Das Herz klopfte ihm so heftig, daß er es am Halse fühlte.

Nun begann dasselbe Spiel wie damals auf dem See. In der Verlegenheit hatte Gottlieb wieder nur ein erzwungeres Lachen, mit dem er von Hagar weg rückte. Und wieder überfiel ihn eine Ernüchterung, sobald er nicht mehr im Banne ihrer Berührung war.

Sie aber stand unwirsch auf und trat bis an den äußersten Rand der Felsenkante, so daß er einen Augenblick meinte, sie müsse hinabstürzen, und eben warnend ihren Namen rufen wollte. Da aber kam sie zurück. Um ihre Lippen zuckte ein Ausdruck halb von Verachtung, halb von Verdrießlichkeit. „Ich mag nicht mehr zuhören," sagte sie schmollend. „Auf dem Theater hat es mir gefallen. So vorgelesen langweilt es mich."

„Gut," sagte Gottlieb und klappte das Buch zu. Da sie ihm den Rücken zudrehte, machte auch er sich zu schaffen, indem er spielend junge Gräser und Blumen zerrupfte.

Sie brauchten lange, bis sie wieder ihren Gleichmut fanden. Gottlieb sprach zwar nach einer Weile vom Heimgehen, und Hagar kam achselzuckend heran und half ihm wie früher aufstehen, aber als sie sich dann wirklich auf den Weg machten, schritten sie lange schweigend eines hierseits, eines dortseits des Weges.

Erst als sie sich wieder dem Dorfe näherten, brach Gottlieb die Stille. Er wies auf ein nahes dem Vater gehörendes Gemüsefeld und sagte: „Sieh, wie früh dieses Jahr all das Grünzeug ist."

Sie aber schien das zu interessieren, denn sie kam näher, stimmte ihm bei und sprach von den einzelnen Gemüsearten und der Besorgung des Gartens als eine, die wohl Bescheid weiß und in der Sache etwas zu sagen hat. Dabei verlor ihr Ton die Reizbarkeit, wurde wieder sanft und hatte eine leise, verborgene Wärme.

Gottlieb konnte es aber nicht helfen, daß er von dieser Zeit mehr denn je über Hagar nachdenken mußte; auch wenn er von Winkel fort und in der Schule war, löschte ihr Bild nie vollends aus. Es war ihm selbst unerklärlich, wie es kam, daß es manchmal jäh und ohne jede äußere Veranlassung vor seinem inneren Auge auftauchte. Jedesmal pochte ihm dabei das Herz so heftig, als sei er einen steilen Berg hinangerannt. Auch heiß wurde ihm wie von einem raschen Lauf. Einmal ertappte er sich auf dem Wunsch, die Hagar möchte jetzt wieder so neben ihm sitzen, dicht neben ihm.

IV.

Wiederum bei einer Heimkunft Gottliebs von der Schule war es, daß Hagar und Madlein an der Lände standen, um ihn abzuholen. Vielleicht hatte er sie lange nicht so beisammen gesehen. Der Anblick überraschte ihn. Auch Madlein war gewachsen, obzwar sie noch immer ein Kind war. Obgleich sie dunkelblondes Haar hatte und keineswegs überzart von Gestalt war, erschien sie neben der reifen, dunklen Erscheinung Hagars klein und fein und hell wie Sonne neben Nacht. Gottlieb humpelte ans Land, und jeder Augenblick zeigte ihm neue Gegensätze zwischen den beiden Jugendgefährtinnen. Schon die Art, wie sie ihn begrüßten! Hagar war kurz angebunden, sagte: „Gott grüß dich" in hartem, knappem Ton, drückte kräftig seine Hand und ließ sie wieder fallen. Madlein hielt seine Rechte fest und kramte in einem fort Neuigkeiten aus: „Du, die Bläßkuh hat ein Kalb, „und" Der Vater hat schon drei Gemsen heimgebracht aus den Fellibergen, „und" Unser Knecht, der Rieseler, ist Hochzeiter mit der Ingli-Seppe."

Während die andere schweigsam und ohne ihn anzuschauen neben ihm ging, leuchtete die schwatzende Madlein ihn fortwährend mit ihren heiteren und warmen, blauen Augen an. Ihre Fröhlichkeit riß ihn mit sich fort, so daß er meinte, nie eine lustigere Heimkehr gehabt zu haben. Auch suchte er gern des Kindes Blick, dessen klare Schönheit ihm unwillkürlich ein Ergötzen war.

Als sie vor dem Infangerhause anlangten, hielt Hagar inne, und als Gottlieb sie fragte, ob sie nicht mit hinaufkomme, verneinte sie mit fast zorniger Kürze. Er hatte einen Augenblick den Eindruck, es liege ein leidenschaftlicher Neid gegen die kleine Madlein in ihrem Wesen. Er vergaß aber dessen bald, denn oben an der Treppe stand die Mutter und bewillkommte ihn, und nachher war seinethalben in der Stube von jener wie von Madlein ein so vergnügtes Wesen, daß er selbst aus dem Lachen nicht mehr herauskam.

Nach einigen Stunden kam der Vater von einem Waldgang heim. Sein Willkommen war ruhig und trocken. Er fragte wie immer zuerst nach dem Schulzeugnis und ließ Ernst und Lebenswichtigkeiten weit über die Freude gehen. Bald wollte er auch wissen, ob Gottlieb Hagar schon gesehen habe, und schien fast ungehalten, daß sie nicht da war.

„Sie gehört eigentlich zum Hause," sagte er; „es gibt wenige, die wie sie auf nichts denken, als wie sie einem zu Gefallen leben können."

„Dir", sagte Frau Grite kurz, und es schien Gottlieb, als stehe in der Mutter Gesicht ein Zug von Bedenklichkeit.

Der Vater aber runzelte die Stirn und erwiderte jener: „Du verstehst das Mädchen nicht oder willst es nicht verstehen."

Da wollte die gutmütige Frau Grite einlenken und beeilte sich zu sagen: „Das ist wohl wahr, die Hagar ist auf Schritt und Tritt hinter dem Vater her und sucht, was sie ihm an den Augen absehen kann." —

Bei diesem Besuch machte es sich, daß Gottlieb mehr als in den letzten Jahren in Madleins, des Kindes Gesellschaft war. Vielleicht aber war gerade der Umstand, daß er Hagar weniger häufig sah, schuld, daß diese ihm merkwürdiger blieb als das Kind.

Eines Tages kam er über sie, wie sie am See unten wusch. Sie kniete an einer seichten Uferstelle im Kies und walkte die Wäsche auf einem Brett. Über dem Lärm ihrer Arbeit hörte sie ihn nicht kommen. Ihr Anblick aber fesselte ihn so, daß er den Schritt verlangsamte und sorgfältig die Krücken aufsetzte, um sich nicht zu verraten.

Sie trug ein altes, schwarzes Kleid, das am Halse offen war, und dessen Ärmel sie bis an die Achsel zurückgestreift hatte. Von diesem Kleide hoben sich der weiße, starke Nacken und die kräftigen Arme in leuchtender Schönheit ab.

Endlich sprach Gottlieb sie an.

Da stand sie auf, warf mit einem Ruck des Kopfes die wirren schwarzen Haare aus dem Gesicht und war bei guter Laune.

„Soll ich?" fragte sie und drohte, ihm mit den Händen, an denen noch der Seifenschaum hing, ins Gesicht zu fahren. Doch hielt sie inne und wusch sich den Schaum ab. Nachher aber kam sie dennoch in wildem Übermut auf ihn zu. Er konnte es nicht wehren, daß sie mit den feuchten Handflächen seine Wangen faßte. Er verteidigte sich lachend und wollte sie zurückstoßen. Dabei aber fuhren ihre Arme über seine Schultern hinaus und lagen einen Augenblick weich und stark um seinen Nacken. Ihre Blicke leuchteten ganz nahe in die seinen. Es war wie ein Dürsten darin.

Und nun konnten sie es nicht helfen, daß sie, wie schon oft, beide befangen wurden. Hagar nahm ihre Arbeit wieder auf und sang vor sich hin, als ob er nicht da wäre. Er aber begann eine Unterhaltung damit, daß er fragte, ob die Knie sie nicht schmerzten, und kümmerte sich um Dinge, die ihm im Grunde ganz gleichgültig waren. Er erkundigte sich nach allerlei Kunstgriffen des Waschens. Wozu das Brett nütze? Und ob heißes Wasser nicht besseren Dienst täte? Und ob keine Bürste vonnöten? Seine Worte waren nicht

immer klug, und sie merkte, wie mühsam er sie suchte, während immer wieder große Pausen zwischen seine Fragen fielen.

Nach einer Weile schaute sie ruhig und überlegen auf und sagte: „Du langweilst dich ja doch, geh doch heim!"

Er wollte es nicht gelten lassen, aber sobald er es unauffällig konnte, entfernte er sich doch. Kaum aber hatte er sie verlassen, so brachten seine Gedanken ihm deutlich und scharf ihr Bild zurück. Er sah sie knien, mit nackten Armen und schlankem Halse.

Und er wußte zum erstenmal, daß sie schön sei.

Unter dem Hin und Her von Hause zur Schule und umgekehrt, unter dem Schulleben selbst und dann einem Jahr Lehrzeit, die er auf der Schreibstube eines kleinen Kaufmanns in Welschland zubrachte, wurde Gottlieb Infanger zwanzig Jahre alt. Bisher hatte er sich um die Angelegenheiten seines Vaters nicht viel gekümmert. Nun wurde er heim und unter die Führung des Bauers gerufen. Er kam, und am nächsten Tag nahm Josef Infanger ihn in die Stube, wo er, wie Gottlieb wußte, selber am Abend zu sitzen und zu rechnen pflegte. Da lagen eine Anzahl vergriffene und nicht übertrieben saubere Bücher auf einem Tisch, und ein alter Schrank mit einer schweren Klappe stand in einer Ecke. Gottlieb war vorher kaum je in den kleinen Raum gekommen; denn der Vater trug den Schlüssel in der Tasche. So entdeckte er vieles darin, was seine Neugierde erregte. Am meisten wunderte er sich, als Infanger den Schrank öffnete, über die vielen Schweinsblasen mit Geld, die darin standen.

Infanger setzte sich an den Tisch und hieß Gottlieb herankommen. Seine furchige Stirn war zusammengezogen, und er kniff das linke Auge noch mehr als gewöhnlich ein. „So," begann er, eines der Bücher aufschlagend, „das ist das Holzbuch." Und er erklärte Gottlieb die Bedeutung der Einträge, die mit ungelenker und unordentlicher Schrift, oft nur mit Bleistift gemacht waren. Der Sohn konnte sehen, wie der Vater ganze Waldbestände kaufte, dann wieder nur einzelne Baumstöcke von irgendeinem kleinen Bauern erwarb, was er an Scheitholz da und dort stehen und was er an Bauholz über den See geführt hatte. „Das wird im Winter gesägt," sagte Infanger, „und das sind Bretter, die abgegeben werden können." Dabei zeigte er mit dem erdigen Finger auf einzelne Posten. Nach dem Holzbuch kamen andere, ebenso unzulängliche, eines für den Fischhandel, eines für den Gemüsevertrieb, ein anderes für die Geschäfte mit Groß- und Kleinvieh. In einem standen die Knechte und Mägde und Tagelöhner verzeichnet, und ein kleines schwarzes, vergriffenes Notizbuch enthielt eine Menge Namen und Summen, von denen viele durchstrichen, andere mit seltsamen, oft derben Bemerkungen versehen waren. Das war Infangers Schuldnerbuch, und Gottlieb sah mit Erstaunen, wieviel Leute darin standen, angesehene und übel beleumdete, vom Pfarrherrn zu Winkel und von auswärtigen Kaufleuten, die er nicht kannte, bis zur Meier-Rosi, die im Taglohn wusch.

„Ohne das kannst du keine Geschäfte machen," sagte Infanger. „Du mußt das Geld unter den Leuten herumgehen lassen und machen, daß sie dich brauchen, dann erst lassen sie sich auch von dir brauchen."

Gottliebs Blicke trafen bei diesen Worten des Vaters Züge. Schlauheit und Scharfsinn spiegelten sich darin; sie schienen allen den Wegen und Weglein in den Büchern nachzuspüren wie jagende Hunde. Es war vielleicht das Gesicht eines Geizigen, gewiß dasjenige eines scharfen Rechners. In seltsamer Beziehung zu dem Ausdruck der Züge stand die gebeugte Haltung des Körpers und die leise, vorsichtige Art, zu reden und sich zu bewegen, als wolle Infanger alles das, was jetzt vorging, vor jedem Unberufenen geheimhalten. Auch fiel dem Sohne, vielleicht gerade weil er sah, welch reichliche Mittel der Vater besaß, vielleicht auch weil er auf der Schule gelernt hatte, auf Äußerlichkeiten etwas zu geben, auf, wie schlicht, fast schäbig sich jener trug. Der braune Rock, den er anhatte, war auf den Achseln grün und gelb von Alter und Wettereinfluß.

„Das ist alles nur zu Faden geschlagen," erklärte Infanger weiter. „Das muß alles besser besorgt werden. Mein Lehrer ist der Schmid-Toni gewesen, der im Sommer Kühknecht war, und mehr als er selber gewußt, hat er mich nicht lehren können. Darum habe ich dich auf die Schule getan. Nach und nach magst du Ordnung schaffen."

In dem Buche, das die Aufschrift „Garten" trug, wurde Gottlieb auf den letzten Seiten auf eine feste, schöne Schrift aufmerksam.

Infanger nahm es auf und wies auf diese Schriftzüge. „So ist es recht," sagte er mit Nachdruck und den Sohn scharf im Auge haltend. „Das Mädchen packt alles beim richtigen Ende an. Da brauchst du nicht lange zu raten und zu reden. Wenn du einmal die neben dir hast, dann muß dir nicht bang sein; die wetzt das Unglück aus, daß du lahm bist und nicht überall sein kannst."

Es war das erstemal, daß der Vater so unverhüllt von einem Zusammenkommen Gottliebs mit der Hagar sprach und tat, als ob es nicht mehr umzustoßende Tatsache wäre.

Dem Jüngling schoß das Blut dunkelrot zu Kopf. Er wußte keine Antwort und hatte doch das Gefühl, daß er widersprechen sollte und möchte. Er hörte dann kaum mehr, was Infanger weiter erklärte. Er war wie überrumpelt. Als der Vater nach einer Weile zu Ende war und aufstand, verließ er mit ihm die Stube in einem Zustand von Betäubung, als komme er in einem schweren Rausch aus einem Wirtshaus.

Es war aber, als hätte Josef Infanger mit der Bemerkung, die er bei jener Gelegenheit gemacht, anzeigen wollen, daß er jetzt mit der Ausführung eines früher und gelegentlich erwähnten Planes Ernst zu machen gedenke.

Gottlieb begann seine Tätigkeit an des Vaters Büchern. Daneben aber schickte ihn dieser, gleichviel, ob ihm das Gehen sauer wurde, zu den Holzknechten an irgendeine Waldstelle oder zu den Fischkästen am See, in die Ställe und auf die Alpweiden. Dabei gab er ihm fast immer Hagar mit. „Auch sie muß es lernen," erklärte er, nichts anderes.

Gottlieb wußte nicht, wie es allmählich so kam. Hagar Frech war in allem, was vorging. Er hatte das Gefühl, daß auch die Mutter davon überrascht war. Das Mädchen selbst drängte sich nicht vor. Sie hatte nur immer, wenn sie abends das Haus verließ, einen Grund, um anderen Morgens wieder beizeiten da zu sein. Es war auch merkwürdig, wie sie alle Eigenschaften besaß, die sie für Infanger allmählich zu einer wirklichen Stütze machten. Sie hatte einen rechnerischen Sinn und Scharfblick, so daß sie selbst in Geschäften, die Männersache waren, im Holz- und Viehhandel die günstige Zeit des Einkaufs, den Warenwert, kurz alle kleinen Vorteile und Kniffe herausfand. Sie kannte die Eigenschaften der Knechte und Mägde wie eine alte, menschenerfahrene Frau, und machte mehr als einmal Infanger auf Unredlichkeiten des einen, Trunkenheit des anderen und sonstige Fehler eines dritten aufmerksam. Sie bemerkte, während sie einige Male mit dem Marktschiff nach Luzern fuhr, daß von den vielen Gasthöfen in der Stadt und am See die Nachfrage nach einzelnen Gemüsearten immer mehr wuchs, und wendete nun in den Pflanzgärten des Bauern, in welchen sie mit Vorliebe arbeitete, diesen besondere Sorgfalt zu. Manchmal schon wollte es Frau Grite und Gottlieb scheinen, als stünden sie ganz beiseite, und alle Geschäfte lägen allmählich nur zwischen der Hagar und dem Vater. Manchmal auch schon in der Familie oder selbst bei Tische in Anwesenheit allen Dienstvolks ließ Hagar ein meisterhaftes und ein gewisses Machtbewußtsein verratendes Wort fallen. So brach sie einmal, als eine Magd sich einen freien Tag erbat und der Meister mit der Antwort zögerte, mit dem raschen Entscheid dazwischen, daß keine Rede davon sein könne, da in den nächsten Tagen alle Hände im Hause nötig. Und als eine Kuh schwer kalberte und beinahe zugrunde ging, fuhr sie den Wartknecht zornig an, daß er und seine laue Sorge schuld an dem Vorfall hätten. Als ob sie ihre Vorlautheit inne geworden, verstummte sie jeweilen nach solchen Worten sogleich. Aber Gottlieb und seine Mutter warfen sich stumme Blicke zu, als fragten sie sich, woher dem Mädchen so viel Recht komme. Und die Knechte und Mägde tuschelten, waren Hagar nicht grün und duckten sich doch.

Die Knechte und Mägde hatten es auch zuerst heraus und redeten es heimlich im Haus und in den Gassen herum: „Paßt auf, die wird die junge Frau, die Lehrerstochter. Der Infanger will es, und er hat immer durchgeführt, was er gewollt hat."

Die Zeit ging weiter, und unzählige Kleinigkeiten halfen mit, daß Hagar immer sichereren Grund im Hause bekam, und daß der Gedanke einer Ehe zwischen Gottlieb und ihr immer festere Gestalt erhielt. Eine stumme bewußte Gewalt war an der Arbeit, Infangers Wille. Hagar aber ließ sich von diesem Willen schieben.

Eines Tages begann der Bauer bestimmter davon zu sprechen, daß es nun Zeit für Gottlieb sei, ans Heiraten zu denken. Dieser war wenig über zwanzig jetzt. Frau Grite und er wollten die Sache ins Scherzhafte ziehen, allein Infanger lachte nicht, sondern ließ deutlich Ungeduld und Verdruß erkennen.

„Ich bin nicht ganz deiner Meinung, Mann," sagte zaghaft Frau Grite.

Gottlieb selbst war unsicher. Zuweilen überlief es ihn heiß und wohl, wenn er dachte, daß die Hagar ihm gehören sollte. Dann wieder faßte ihn eine unklare Angst. Er suchte auszuweichen. Er möge noch nicht heiraten, habe überhaupt wenig Lust dazu, ein zerbrochener Mensch, wie er sei.

„Ein zerbrochener Mensch braucht einen starken Flick," erwiderte Infanger und fügte hinzu, so weiches Holz, wie er sei, könne man nicht früh genug stützen.

Eines Abends waren die drei wiederum allein in der großen Stube. Die kleine Madlein hatte Infanger zu Bett geschickt.

Frau Grite und Gottlieb fühlten, daß der Vater abermals von der Angelegenheit sprechen werde.

Eine Lampe nur von vieren brannte an der weiten, niederen, vertäfelten Decke und gab nur über die Ecke des langen Tisches ein rotes Licht. Der übrige Raum der Stube war düster.

Infanger hielt eine Zeitung in den Händen und hatte die Brille auf, während Frau Grite an einem Kleidungsstück nähte. Jetzt blickte jener die beiden an, nahm die Brille ab und rückte das Zeitungsblatt zusammen.

„Es ist nun geraume Zeit, daß du wieder daheim bist," begann er zu Gottlieb.

„Ja," stotterte der kleinlaut.

„Und Zeit wird es, weiter zu denken," fuhr Infanger fort. „Ich habe gern alles glatt im Leben, damit man weiß, woran man ist. Ich kann wegsterben. Es kann keiner sagen, wie lange sein Erdenpaß läuft."

Frau Grite seufzte und hob das kränkliche Gesicht. „Du wirst nicht der erste sein von uns beiden," sagte sie. Sie hatte allerlei Beschwer, dokterte immer ein wenig an sich herum und kam doch nie so recht wieder zu gesunden Tagen.

„Das steht nirgends geschrieben," erwiderte Infanger ruhig und gemächlich. Dann aber ging er scharf auf sein Ziel los.

„Es wäre gut, wenn wir die Hochzeit bald festsetzten."

„Hochzeit?" stammelte Frau Grite und hörte auf zu arbeiten.

Gottlieb kaute an den Fingern.

„Du kannst nichts Besseres tun, als das Mädchen zu nehmen," fuhr der Vater fort.

Noch nannten sie keines den Namen und wußten doch, wer gemeint war.

Erst dann fragte Frau Grite: „Hast du denn mit der Hagar oder mit ihrem Vater gesprochen?"

„Mit dem Lehrer wohl," gab der Bauer zurück, „und er wird nicht nein sagen. Aber auch das Mädchen ist gescheit genug, zu wissen, was ich mit ihr im Sinn habe. Sie wäre nicht mehr ins Haus gekommen, wenn sie nicht einverstanden wäre, sie nicht."

„Aber weißt du, ob es zum Glück der beiden ist?" fragte Frau Grite bekümmert.

Da rückte Infanger mit den Armen weiter über den Tisch herein.

„Es ist vielleicht ungewöhnlich, daß der Vater die Heirat macht," sagte er, „aber — ich meine — ihr seid nicht schlecht gefahren, wie ich bisher für euch gerechnet habe. So möget ihr mich auch ferner rechnen lassen."

Gottlieb schwieg. Eine Wirrnis von Gefühlen stürmte auf ihn ein. Jetzt wollte er etwas sagen, und jetzt war ihm wieder der Hals wie verschnürt. Jetzt wollte er zornig auffahren: „Ich mag noch nicht an so etwas denken!" und im nächsten Augenblick bewegte ihn eine leise lüsterne Neugier danach. Madlein fiel ihm ein. Das gab ihm einen Stich, ohne daß er recht wußte, warum. Madlein, das sagte er sich, würde keine rechte Freude haben; denn irgendwie war keine Liebe zwischen ihr und Hagar. Und plötzlich regte sich wieder ein Stolz! Hei, wie würden sie überall ihn um die stattliche Hagar beneiden!

Inzwischen sprach Infanger weiter: „Nehmt die Sache, von welcher Seite ihr wollt — es spricht alles dafür. Die Hagar ist gesund und ansehnlich und tüchtig. Frisches Blut kommt mit ihr ins Haus und Geschlecht. Da kann etwas Rechtes nachwachsen. Und dann — sie wird schon die Hosen anziehen, wenn du zu weichmütig bist, Bub, oder nicht gesund genug."

„Ich fürchte, sie wird uns allen über den Kopf wachsen," schob Frau Grite dazwischen.

„Solange ich da bin, nicht," erwiderte der Bauer; „ich getraue mich wohl, sie zu bändigen, wenn sie zu wild wird."

„Der Lehrer wird uns auch ins Haus hinein regieren wollen," hielt Frau Grite ihm wieder entgegen.

Aber auch diesen Einwand wehrte er ab: „Dafür laßt nur mich sorgen."

Endlich raffte Gottlieb sich auf und sagte: „Es eilt doch nicht so, meine ich. Man kann doch noch alles bedenken."

Damit war für einmal die Sache beigelegt.

Infanger sorgte nur dafür, daß sie nicht mehr einschlief.

V.

Mit kleinen Bemerkungen und Fragen hielt der Bauer die Angelegenheit wach: „Nun, was sagst du, sieht sie heute nicht stolz aus, die Hagar?"

„Wenn jetzt die Hagar deine Frau wäre, so könntet ihr einmal miteinander an den welschen Markt fahren statt meiner. Die wüßte aus und ein."

„Des Jauchen Anton macht dem Mädchen den Hof. Paß auf, daß sie dir nicht noch weggeschnappt wird."

Gottlieb war nicht wohl zumut. Er schwankte wie ein Rohr im Winde. Es war ohnehin eine dämmerige Zeit für ihn. Seine körperliche Entwicklung war eine späte. Jetzt drängten allerlei reifende Kräfte in ihm und schufen ihm Zustände von Verträumtheit und Müdigkeit, die mit solchen eines sprunghaften und heftigen Tatendranges wechselten. Manchmal packte ihn ein unheimlicher Fleiß, daß er bis tief in die Nacht an den Büchern saß, die er in neue Ordnung zu stellen begonnen. Diese Pflichten erfüllte er wohl eifrig und gut, weiter aber als über die einzelne Arbeit reichte sein Blick nicht; die ganzen und vielartigen Geschäfte des Vaters vermochte er noch immer nicht zu übersehen. Oft mutete es ihn fremd an, wenn Infanger plötzlich

von einem großen Holzeinkauf sprach oder von einem Viehmarkt, den er besucht, und seinen Preisen redete. Immer aber war Hagar da, die Bescheid wußte und ihm Auskunft gab. In solchen Augenblicken bewunderte er sie, gab dem Vater recht und sah sie mit Freiersaugen an. Aus solchen Augenblicken kam ihm auch der heiße Drang nach ihrer Schönheit, der ihn manchmal wie ein Fieber befiel.

In diesen Tagen leuchtete ihm zuweilen ein klares Lichtlein. Das kam von Madlein, dem Kinde.

Madlein beobachtete und ahnte. Da und dort fing sie ein Wort auf.

Einmal brachte sie Gottlieb Most und Brot in die kleine Schreibstube. Die Mutter schickte sie damit. Sie plauderte nach Kinderart so allerlei daher: „Was machst du da?" — „Du schreibst aber schön," und dergleichen mehr. Dann trat sie ans Fenster und blickte auf die Straße hinab.

Gottlieb ließ die Arbeit und fing an zu essen. Dann warf er erst einen Blick auf Madlein. Sie kam ins Wachsen, die Röcke wurden ihr kurz. Die Gestalt hatte etwas Eckiges. Aber ihr Gesicht war freundlich und anmutig.

„Da unten kommt Hagar," sagte sie jetzt. „Ihr rotes Tüchlein verrät sie schon immer von weitem".

Unwillkürlich stand Gottlieb auf und humpelte an ihre Seite. Und als er nun unten Hagar erblickte, errötete er.

„Gelt, du heiratest sie jetzt dann?" fragte plötzlich das Kind neben ihm. Es sah ihn dabei von der Seite und mit großen Augen wie eine Merkwürdigkeit an.

Gottlieb fühlte das Blut in seinem Gesicht brennen. „Und was noch?" wehrte er lachend ab. Und im Augenblick, da er das sagte, fragte er sich, ob er nicht lüge. Und ein eigentümliches Angstgefühl bedrängte ihn wieder. Dann suchte er das Gespräch abzulenken. Er ließ sich auf einen Stuhl nieder, der am Fenster stand, zupfte Madlein am blonden Zopf und scherzte: „Jesses, was für ein Besen dir da am Rücken baumelt."

Sie riß sich los, und er haschte sie wieder.

Sie neckten sich hin und her und bekamen fröhliche Augen. Gottlieb vergaß Hagar und alles andere. Eine Weile war er so jung wie zur Zeit, als er noch die zappelige kleine Madlein in der Matte am See hatte hüten müssen.

Dergleichen Szenen zwischen ihm und Madlein wiederholten sich. Er fühlte sich wohl und leicht, wenn das Kind allein um ihn war. Einige Male schoß es ihm dabei durch den Kopf: „Wenn jetzt nur Hagar nicht kommt." Aber er gab sich nicht Rechenschaft, warum der Gedanke ihm kam.

Madlein neckte ihn wieder und wieder: „Du heiratest doch, Gottlieb!" — „Ich weiß ja, daß die Hagar dein Schatz ist. Man sagt es in der Schule auch."

Einmal nickte er spöttisch ja, und ein andermal stritt er es ab. Immer aber artete das Wortgefecht in Spielen, Lachen und Glücklichsein aus. Ernsthaft stand er dem Kinde nie Rede.

Da kam der Sommer und brachte für Madlein Schulferien. Frau Grite hatte lange davon gesprochen, daß sie eine Schwester besuchen wolle, die an einem Orte jenseits des Sees verheiratet war. Dann äußerte sie die Absicht, Madlein mitzunehmen. Beim Gedanken an ihre Abreise wurde

Gottlieb das Herz schwer wie ein Mühlstein. Auch die Mutter ging nicht ohne Sorgen hinweg. Sie ließ in den ihrer Wegfahrt vorangehenden Tagen die Blicke immer wieder in einer sichtlichen Angst von Infanger zu Gottlieb und von Gottlieb zu Infanger gehen. Auf einmal redete sie davon, daß sie eigentlich doch nicht Lust habe, fortzugehen, und es fehlte wenig, so hätte sie die Reise wirklich aufgeschoben.

Auch Madlein wurde von ihrer Unruhe angesteckt. Als Gottlieb die Mutter und sie am Reisetage zur Dampfschiffländе hinunterbegleitete, hielt sie einen Rockzipfel des Kameraden so krampfhaft fest, daß er ihre Hand gewaltsam lösen, sie selbst nach dem Steg schieben und zum Einsteigen mahnen mußte. Sie hatte Tränen in den Augen, und als sie auf dem Schiffe stand, sah er, wie sie sie abwischte und schluchzte.

Er eilte nicht mit dem Heimgehen nach diesem Abschied. Hagar fiel ihm ein, und er hatte ein Empfinden von Abneigung gegen sie. Unlustig schlenderte er dem Hause zu, und heimlich, damit ihm niemand begegne, begab er sich hier nach seiner Schreibstube. Bald aber kam Hagar über ihn. Da war es nun seltsam, wie mit ihr eine heiße, verwirrende Luft ins Zimmer kam. Sie bat ihn, eine Rechnung für eine Sendung Gemüse, die sie aufzugeben im Begriffe stand, zu schreiben. Während er das Formular ausfüllte, lehnte sie sich über ihn, immer fester sich an ihn schmiegend.

Die Rechnung war bald fertig, und Hagar nahm sie. Ihre Hand berührte dabei die seine wie mit zärtlichem Streicheln.

Dann rühmte auch sie seine Handschrift, wie die kleine Madlein sie gerühmt hatte. Gleichzeitig sah sie ihn mit einem Blick an, der ihn wie willenlos machte. Er glaubte reden zu müssen; etwas Zärtliches drängte sich ihm auf die Lippen. Aber er zögerte noch und zögerte, und inzwischen ging sie wie widerstrebend hinweg.

Aber sie war von da an und in den Tagen, die kamen, viel um ihn. Es war, als ob sie sich dazu freier fühlte, seit Frau Grite fort war. Sie suchte sichtlich seine Gesellschaft und zögerte immer, wenn sie wieder aus seiner Nähe gehen sollte. Manchmal sprach sie von der Arbeit und von den Geschäften und betonte, wie gut es sich so gemeinsam am Tagewerk stehe. Eine aufrichtige und rückhaltlose Freude bebte in ihren Worten.

Vielleicht verstand Gottlieb das nicht, aber es war sicher ein großer freudiger Wille, alles recht zu tun, in ihr und eine mächtige Kraft zu allem, was sie unternahm.

Um ihren Vater kümmerte sie sich kaum mehr. Sie nahm die Mahlzeiten an Infangers mit allen Knechten und Mägden bevölkertem Tisch ein, und abends saß sie noch mit dem Bauern und Gottlieb zusammen. Es gab immer etwas vom zu Ende gehenden oder vom kommenden Tag zu besprechen.

Drei Tage dauerte es, daß Gottlieb fremd dabei zumute war; am vierten hatte er sich schon daran gewöhnt. Dann kamen Augenblicke, in denen er sich freute, daß Hagar dasaß. Es fluteten heimliche Wellen zwischen ihm und ihr. Ihre Hände streiften einander und fanden sich. Seine Augen hielten ihrem suchenden Blicke stand. Etwas Unerklärliches, den Sinn Verwirrendes stieß ihn vorwärts.

Acht Tage wollte Frau Grite bei der Schwester bleiben. Sie blieb auch nicht länger. Und noch hatte sich daheim nichts ereignet.

Am Vorabend ihrer Heimkunft trafen Hagar und Gottlieb sich in der großen Eßstube. Es war dunkel, und beide machten gleichzeitig Miene, zuerst die Lampe anzuzünden. In scherzhafter Weise suchte jedes dem andern vorzukommen. Sie rangen miteinander. Hagar aber schlug die starken Arme um den hilflosen Gottlieb und hob ihn, wie sie als Kind getan, empor. Auf den nächstbesten Stuhl ließ sie ihn nieder, und nun wollte er seinerseits sie nicht loslassen. Und plötzlich küßten sie sich. Es war eine kurze, wilde Liebkosung. Hagar war vielleicht die erste gewesen, sie zu geben. Sie fuhren gleich auseinander, als fürchteten sie, überrascht zu werden.

Hagar zündete dann wirklich die Lampe an. Sie hatte sich vollständig in der Gewalt, besorgte einiges in der Stube und verließ sie wieder.

Gottlieb blieb allein in seinem Stuhle. Und auf einmal war er froh, daß nichts gesprochen worden noch etwas geschehen war, was nun eine Folge haben mußte. Er dachte an die Mutter und an Madlein, die morgen heimkommen mußten. Ein Seufzer der Erleichterung entrang sich ihm, als würde morgen mit der Heimkehr der beiden etwas besser werden, was jetzt übel war. Aber selbst in dieses Empfinden nahender Befreiung mischte sich ein leises anderes, wie von Bedauern, daß er nun mit der Hagar nicht mehr länger allein sein würde. —

Frau Grite kam.

Es war am frühen Nachmittag, und Gottlieb, als er von seinem Fenster aus sie mit ihrem Korbe am Arme von der Lände heraufkommen sah, nahm die Krücken und ging ihr entgegen. Aus der Haustür tretend, schaute er sich nach Madlein um, die er vorher nicht bemerkt hatte. Er gewahrte sie auch jetzt nicht.

Frau Grite erzählte, noch bevor er fragte, die Schwester habe so viel Gefallen an dem heiteren Kinde gefunden, daß sie ihr dasselbe noch für zwei Wochen dort gelassen habe.

In diesem Augenblicke war es Gottlieb, als vergehe eine Hoffnung in ihm und mache einer alten Angst Platz. Er verfiel in Schweigsamkeit und konnte seine Gedanken nicht recht an das heranzwingen, was die neben ihm gehende Mutter sprach. Auch sie hatte indessen eine Frage auf den Lippen. Immer wieder, während sie mit dem Wackelgang dicker Leute sich die Treppe hinaufarbeitete, betrachtete sie Gottliebs Gesicht, und ebenso forschend und unruhig suchten ihre Augen später in den Zügen ihres Mannes und Hagars, als sie mit diesen zusammentraf. Sie las keine Bestätigung dessen, was sie vermutet und vielleicht gefürchtet hatte.

Es geschah erst zwei Tage später.

Da versprach Gottlieb Infanger sich mit Hagar Frech.

Wie es eigentlich geschah, wußte Gottlieb nie recht. Es überrumpelte ihn in einem der dumpfen, schwülen Augenblicke, wie er sie schon öfters mit Hagar verlebt hatte. Sie rechneten miteinander am Schreibtisch. Und sie fühlten wieder eines des anderen dichte Nähe und spürten eines des anderen

beklommenen Herzschlag. Und wie an jenem Abend im Dunkel der Eßstube küßten sie sich plötzlich, nur heißer und durstiger noch als damals. Dann kam Infanger herein. Er wußte sogleich, was mit ihnen war. Ein Lächeln der Befriedigung und des leisen Spottes ging durch sein Fuchsgesicht, und er sagte: „Nun ja, jetzt wird es es dann wohl geben. Lange genug habt ihr gebraucht dazu."

Dann tat er, als ob gar nichts Außergewöhnliches geschehen sei, sondern erklärte so obenhin, warum er hereingekommen, und sprach in geschäftlich-gleichgültigem Ton über eine ausstehende Schuld, derenthalben er in den Büchern etwas nachsehen wollte.

Es war auch, als ob Hagar eine Aussprache mit Gottlieb scheute. Sie verließ nachher mit sichtlicher Absicht die Stube gleichzeitig mit Infanger, als dieser sich wieder entfernte.

Beim Nachtessen am Abend fügte der Bauer den Grundstein in den Bau seiner Pläne.

Es saßen schon alle am langen Tisch. Zuoberst Infanger selbst, in Hemdärmeln und zertragenen Kleidern. Zu seinen beiden Seiten hatten Frau Grite und Gottlieb ihre Plätze. Nur Hagar fehlte noch. Aber ein Stuhl neben Gottlieb war noch frei für sie.

Weiter unten schloß sich das Gesinde an. Da waren Gallus, der kleine alte, graubärtige Fischer, und die Rosi, die eine Art Obermagd und schon seit vielen Jahren im Hause war, eine dürre, abgearbeitete Person mit einer scharfen, hohen Stimme. Johann, der breitschulterige Vorknecht, der sich des Handels, der Ställe und Weiden annahm, ein ehrlicher und verständiger Mann, saß mit breit aufgestemmten Ellbogen am Tisch. Er machte mit seinem gutmütigen, von zwei an den Schläfen beginnenden, grauen Bartansätzen eingerahmten Gesicht einen Zutrauen erweckenden Eindruck. Vier jüngere Knechte und Tagelöhner und zwei Mägde vervollständigten die Gesellschaft. Da trat Hagar als letzte herein. Infanger blickte mit einem vernehmlichen und anzüglichen Lachen auf.

Gottlieb errötete, und Frau Grite wurde bleich.

Es lag etwas in der Luft, was wie eine Erwartung und doch für alle keine Überraschung mehr war. Das Geräusch der Löffel wurde leiser; die Esser lauschten.

„Ja, ja," sagte Infanger, immer einen Ausdruck in den Zügen, als ob er sich über die, welche er anblickte, lustig machte.

Hagar setzte sich. Sie allein zeigte nicht, was sie fühlte. In ihrer entschlossenen, herrischen und raschen Art nahm sie den Löffel zur Hand.

„Jetzt ist dann ein Brautpaar im Haus," sagte jetzt Infanger laut über den Tisch hin.

„Nein," stieß Frau Grite leise heraus. Es klang halb ungläubig, halb schmerzlich, aber es achtete niemand darauf. Sie nahm sich dann auch zusammen, streckte die Hand über den Tisch und drückte sie zuerst Gottlieb, dann Hagar. Die Hand zitterte dabei, und Frau Grite konnte nicht ganz verbergen, daß sie mit Tränen zu kämpfen hatte.

„Viel Glück dann," sagte Johann, der Knecht, und nickte freundlich.

Und „Ja, viel Glück dann, viel Glück" ging es unter dem Gesinde.

Gottlieb und Hagar dankten im Kreise herum. Gottlieb hatte noch immer ein rotes, verlegenes Gesicht, aber er kam sich wichtig vor, und diese Wichtigkeit hob seine Stimmung. Es war ihm im Augenblick alles recht, wie es war. Hagar verwischte mit ihrer raschen, entschlossenen Art sogleich das Außergewöhnliche, das der Vorfall hervorgerufen. Mit zwei Sätzen hatte sie das Gespräch wieder bei den Alltäglichkeiten. „Es ist eine Bestellung für Salat von Luzern gekommen," sagte sie zu Infanger und fuhr fort: „Auch der welsche Händler ist dagewesen; man soll ihm den Stier morgen nach Brunnen schicken."

Jedes Wort zeigte, wie sie mitten in den Interessen des Hauses stand, und es schien keinem eine Veränderung, daß sie eigentlich erst von jetzt an in dieses Haus aufgenommen war.

Das Dienstvolk verließ gleich nach der Mahlzeit die Stube. Das Abräumen des Tisches besorgten Frau Grite und Hagar. Die Bäuerin, scheu und schwerblütig, wie sie war, gab sich Mühe, heiter und erfreut zu scheinen. Doch überwältigte die Rührung sie immer wieder. „Ei, ei, auf einmal ist es nun so weit," versuchte sie zu scherzen, und gleich darauf hatte sie Mühe, das Weinen zu verbeißen, und sagte zu Hagar mit stockender Stimme: „Du, du wirst ihn ja schon gut halten, den unbeholfenen Bub, gelt?"

„Natürlich," erwiderte Hagar laut und fest und sah dabei Gottlieb an, der noch mit dem Vater am Tische saß. Im Blick wie in dem lauten, starken Wort lag für den, der es verstehen konnte, eine lange Rede: Wie könnt ihr daran zweifeln? Ich will doch nichts anderes. Nur wie er sich betten wird, wird er liegen.

Dann begann Infanger: „Da wir nun allein sind, könnten wir auch noch ein Wort von der Zukunft sagen." Damit gelangten sie unwillkürlich in ein Besprechen dessen, was nun werden sollte. Infanger drängte. Es habe keinen Zweck, lange zu warten. Je eher die Hochzeit sei, desto besser.

„Hagar wird mit ihrem Vater reden wollen," warf Frau Grite ein.

„Was ich will, muß ihm recht sein," sagte Hagar. Und wieder war das laut und selbstbewußt gesagt, und sie stand stracks aufgerichtet, hielt, ohne daß sie es wußte, den schwarzen Kopf zurückgeworfen und war ein Bild wie von heißer Kraft und verkörpertem Eigenwillen.

Infanger nahm dann abermals das Wort. Es war, als schlösse er mit ein paar festen Strichen eine Rechnung. Sie sollten nur eilen! Gleich morgen dem Zivilstandsamt Anzeige machen. So könnte in einigen Wochen schon Hochzeit sein.

Und als nun von Hochzeit gesprochen wurde, fiel es von Hagar wie eine Fessel ab. Sie setzte sich an Gottliebs Seite und nahm vor aller Augen seine Hand, als ob sie ein Besitzrecht zeigen wollte. Zugleich atmete ihr Wesen eine verhaltene Zärtlichkeit und eine Überlegenheit der Gesunden über den Krüppel, so daß dieses Wesen etwas Schutzhaftes, Mütterliches bekam.

Gottlieb kam nicht zu klaren Empfindungen. Die Ereignisse rissen ihn fort. Dennoch empfand er ein gewisses Behagen. Hagars Zutraulichkeit

stimmte auch ihn vergnügt. Er zupfte diese neckisch an einer der kurzen Locken, die ihr im Halse standen.

Darüber verzog Infanger heimlich die schmalen Lippen. Er dachte in diesem Augenblicke nicht groß von denen, die um ihn waren. Tag für Tag und Jahr für Jahr lenkte er sie, wie es seinem Willen gefiel.

Als Hagar sich später verabschiedete, begleitete sie Gottlieb. Draußen im Flur hängte sie ihren Arm in den seinen. Dann traten sie miteinander aus der Haustür und auf die oberste Treppendeckplatte. Es war eine stille, warme, klare Nacht mit einem schwarzen, von Sternen besäten Himmel. Der Dorfplatz zu ihren Füßen lag in tiefem Schweigen. Da und dort trug der Boden den roten, viereckigen Widerschein eines erleuchteten Fensters. Sonst war alles dunkel und ohne Laut. Nur die Obstbäume unten in den Matten rauschten manchmal, und zuweilen kam vom See herauf ein Ton wie von gluckfendem Wasser. An den schattenfinsteren, zum Himmel strebenden Bergen war etwas Geheimnisvolles. Hagar blieb stehen und sah hinaus. Etwas Fremdes, Weiches kam über sie.

„Schau," sagte sie leise, „was für eine schöne Nacht." Und plötzlich fragte sie: „Ist es dir eigentlich recht?"

„Was?" fragte er unbeholfen und langsam im Verstehen.

„Was jetzt mit uns beiden ist," antwortete sie.

Ihre Augen suchten die seinen, und wiederum hatte ihr Blick wie Gewalt über ihn.

Er antwortete ihr nicht mit Worten, sondern wurde nur wärmer von Wesen, lehnte sich an sie und legte den Arm um sie. Sie schaute nach dem fernen, durchfunkten Himmel und sprach, die Augen groß geöffnet ins Leere hinaus:

„Eigentlich habe ich mir mein Leben früher anders gedacht. — Ich habe immer gemeint, daß ich einmal weit fortgehen würde. Ich mag das Volk nicht so recht hier. Sie sind mir zu schwerfällig und zu hinterhältig. Aber wenn du mich gern hast, dann ist schon alles gut. Dann bin ich schon zufrieden. Ich will arbeiten für dich. Da soll nichts fehlen."

Alles war langsam in zerrissenen Sätzen, aber mit scharfer Überlegung gesprochen. Bei den letzten Worten wendete sie sich mehr nach Gottlieb um, zögerte noch, wie mit sich selbst kämpfend, und schlang plötzlich die Arme um seinen Hals. Sie war so groß und kräftig, daß sie ihn noch immer wie ein Kind überwältigen konnte. Er spürte, wie eine mächtige Erregung ihren starken Körper durchströmte.

„Ich habe dich immer gern gehabt, solange ich dich kenne," sagte sie. Ihre Stimme war jetzt von Leidenschaft leiser und unsicher. „Es wundert mich, daß du es nie gemerkt hast," fügte sie hinzu.

„Ich weiß es jetzt," sagte er und war ihr gut, und doch befiel ihn, noch während er ihre Umarmung erwiderte, die Ernüchterung wieder, die oft ihn ankam, wenn sie ihn mit sich fortgerissen hatte.

„Ich brauche viel Liebe," sprach Hagar weiter, „denn — denn — weißt, das ist in mir wie Hunger. Ich weiß nicht, woher ich das habe."

In ihrer Leidenschaftlichkeit hatte sie jetzt fast etwas Hilfloses und tat ihm nun wieder leid. Er fuhr mit der Hand ihr beruhigend über die Schulter. „Wirklich — gewiß habe ich dich gern," beteuerte er. Es kam ihm aus einem willigen Herzen.

Sie küßten sich jetzt. Hagar wollte die Lippen nicht mehr von den seinen lösen.

Endlich riß sie sich wie beschämt los, flüsterte ein ersticktes „Gute Nacht" und eilte die Treppe hinunter. Er folgte ihr halb in Verwirrung.

Das schien ihr wohlzutun. Mit kaum verhaltener Freude rief sie zu ihm hinauf: „Du, bleib oben, du hast ja immer Mühe genug, hinaufzukommen."

Dann huschte sie über die dunkle Gasse.

Gottlieb trat ins Haus zurück. Er fuhr sich mit der Hand an die Stirne. Er konnte sich kaum besinnen. So viel erlebte er, Schlag auf Schlag.

VI.

Nun wußte es schon das ganze Dorf, und es gab fleißig zu reden. Viele sagten, das habe Infanger wieder schlau eingefädelt, seinem hinkenden Buben den festen Stock in die Hand zu geben. Einige meinten, es sei denn doch schade für ein so schmuckes Weibsbild wie die Hagar Frech, daß sie an einen halben Mann geraten müsse. Ein paar nur, und das waren bedächtige und in ihren Äußerungen zurückhaltende Menschen äußerten: „Abwarten, abwarten, das kann alle Wege gehen mit den beiden." Einer schüttelte den Kopf. „Frech," sagte er, „sie haben den bösen Namen, der Lehrer und seine Tochter, den Namen, meine ich, der etwas von ihrer Art verrät."

Der Lehrer kam jetzt manchmal zu den Infangers herüber.

„Man muß doch die neue Verwandtschaft pflegen," meinte er.

Bis dahin hatte er sich in allem zurückgehalten und die Dinge gehen lassen, wie sie gingen. Daß er jetzt kam, fanden Frau Grite und ihr Mann natürlich. Nur eine gewisse, freie Neugier an ihm, die vielleicht nur Interesse war, gefiel beiden nicht so recht. Er tat im übrigen nicht dergleichen, als ob die Verlobung seiner Tochter für diese und ihn eigentlich ein Glückszufall sei. Er redete vielmehr vom hohen Roß herab, und als ob er derjenige wäre, der etwas zu verschenken hätte. „Eine wie die Hagar gibt es überhaupt nicht mehr," rühmte er dann und wann. Im Infangerhause tat er vertraut, als sei er da seit Jahren daheim. Er ging von Stube zu Stube und sah in alle Winkel. „So, so sieht das aus?" sagte er und: „So, hier schläft der Gottlieb? Und hier wohnt Ihr, Infanger?"

Am längsten stand er jeweilen in der kleinen Schreibstube, wo Gottlieb arbeitete. Insbesondere, wenn Infanger selbst nicht anwesend war, sah er in die Bücher, fragte und kritisierte. Er bemerkte einmal, da werde ja ein Wuchergeld gemacht, und ein andermal, an dem und dem könnte mehr verdient werden.

Eines Tages erkannte Infanger, daß der Lehrer Kenntnisse von geschäftlichen Dingen hatte, die sonst nur ihn und die Seinen angingen. Er wurde aufmerksam und hatte bald heraus, wo dieser seine Spürnase hinhielt. Er sagte zu Gottlieb: „Was da in den Büchern steht, braucht niemand zu wissen

als wir." Und zu Hagar: „Je weniger Leute ins Haus hereinreden, desto besser. Wie ich dich kenne, brauchst du keinen Vormund mehr."

Ganz klug sagte er das, unauffällig und im Vorbeigehen. Und doch wußten die Leute, zu denen er es gesagt hatte, wen er damit meinte.

Hagar war stolz und aufgebracht. Bei der ersten Gelegenheit ließ sie den Vater schroff an: „Wir haben uns um das zu kümmern, was bei uns daheim ist, und nicht um Angelegenheiten anderer."

Frech duckte sich vor ihr. Er hatte vor ihr einen sonderbaren Respekt.

Von da an vergaß er sich auch nur selten mehr. Einmal freilich, als er mit den Infangers das Abendbrot aß und nach dem Essen die Rede auf eine kurze Geschäftsreise kam, die Gottlieb am andern Morgen mit dem Schiff machen sollte, zügelte er wieder seine Vorlautheit nicht.

„Eigentlich könnte auch Hagar fahren," sagte Infanger mit plötzlichem Einfall; „sie ist beweglicher als du."

Hagar sowohl als Gottlieb stimmten bei.

Nun aber fuhr der Lehrer mit der täppischen Bemerkung dazwischen: „Überhaupt, Gottlieb, laß du später deine Frau schalten. Die wird allein fertig und erspart dir die Mühe, dir selber deinen Kopf zu zerbrechen."

Bei diesen Worten machte Infanger eine seltsame Bewegung, wie ein wachbarer Hund, der die Ohren spitzt. „Nun," sagte er, aufstehend und gleichmütig, „schließlich ist man ja auch noch da."

Er begab sich darauf ins Nebenzimmer, und noch lange zuckte um seinen schmalen, schlauen Mund ein überlegenes, halb höhnisches, halb erbostes Lachen.

Das waren kleine Mißhelligkeiten, die sich in den Tagen von Hagars Verlobung zeigten. Sie warfen keine großen Wellen. Hagar benahm sich durchaus richtig, zeigte Bescheidenheit und Zurückhaltung und arbeitete wie ein Roß. Gottlieb bemerkte die kleinen Zwischenfälle kaum. Infanger selbst war ruhig, wenn er auch daneben vielleicht ein wenig mehr auf seiner Hut war und eine kaum merkliche Voreingenommenheit gegen den künftigen Gegenschwäher zeigte. Seine Befriedigung über die Verhältnisse aber dauerte an. Nur Frau Grite sorgte sich. Ihre kranken Augen folgten mit ängstlicher Wachsamkeit sowohl Frech als Hagar. Sie wartete auf jedes Wort, das sie sprechen, auf jede Bewegung, welche sie tun würden, mit verhehltem, angstvollem Mißtrauen, weil sie, ohne es zu wissen, innerlich zitterte, es möchte jetzt ein Wort oder eine Bewegung kommen, die eine in ihr längst lebendige Furcht bestätigen würden. Ihr Gemüt war durch ihre Kränklichkeit ohnehin getrübt. Sie nahm alles schwer. Und nun war ihr, als stehe ein Unglück auf der Schwelle des Hauses. Tag und Nacht quälte sie die Sorge. Doch wollte sie es niemand zeigen, und es hätte schärfere Augen gebraucht, als im Hause waren, um zu sehen, daß hinter der Freundlichkeit ihres Gesichtes sich schwere Bedenken versteckten und ihr Lächeln etwas Mühsames, Zitterndes hatte.

Da kam Madlein nach Hause, später, als ausgemacht gewesen war. Gottlieb holte sie nicht ab, wie er früher wohl getan haben würde. Er hatte im Augenblick sogar vergessen, daß sie kam. Aber Frau Grite, obwohl sie kränker war und ihr das Gehen schwer wurde, machte sich auf den Weg gegen die Lände hinab, als sie das Dampfschiff kommen hörte.

Es war, als ob Madlein in den paar Wochen ihres Fortseins gealtert wäre. In ihren blauen Augen lag ein Ausdruck der Reife und des Ernstes. Sie entledigte sich nach der Begrüßung flüchtig einiger Aufträge der Verwandten. Währenddessen aber schon stand in ihrem Gesicht eine Erwartung, als wären ihr die Neuigkeiten, die sie zu Hause zu finden meinte, wichtiger als diejenigen, welche sie brachte. Auf dem Nachhauseweg verstummte sie manchmal plötzlich, und ihre Augen suchten in Frau Grites Gesicht.

Diese wurde dessen wohl gewahr. Und als sie zusammen die Haustreppe erreichten, sagte die Bäuerin mit einem mühsamen Aufschnaufen: „Ja, jetzt hat es eben eine Braut im Hause."

Madlein errötete und lachte verlegen, wie neugierige, reifende Kinder bei derlei Dingen lachen. Dann sagte sie: „Es ist lustig, zu denken, daß Gottlieb heiraten soll. Er ist doch immer noch wie ein Bub."

„Doch nicht mehr," sagte Frau Grite bedrückt.

Dabei stiegen sie über die Treppe hinauf und betraten das Haus. Die Bäuerin öffnete die Tür zur Schreibstube.

„Da ist Madlein," sagte sie.

Drinnen stand Gottlieb auf. Weil er aber dazu lange brauchte, war Madlein bei ihm, bevor er in die Tür kommen konnte. Befangen gab sie ihm die Hand. Da tat ihm auf einmal etwas weh, ohne daß er hätte sagen können, woher das kam. Es war wie eine Reue, deren Grund er nicht wußte, oder ein Erschrecken oder ein Zorn gegen einen Unbekannten.

„So wünsch ihm doch Glück," mahnte Frau Grite von der Tür her.

Madlein tat es: „Ich wünsche dir Glück," sagte sie, lachte erst und weinte plötzlich und lief hinweg.

Aber als sie alle später wieder zusammentrafen, war es, als sei nichts geschehen. Madlein hatte wieder ihre Fröhlichkeit gefunden und betrachtete von da an die beiden Verlobten mehr mit kindischer Neugier als mit irgendwelchem Bedauern. So kam in ihren gegenseitigen Verkehr die frühere Natürlichkeit, und da Madlein stets heiteren Wesens blieb, tat sie allen wohl und trug eine gewisse Gemütlichkeit ins Haus.

In dieser Zeit lag eine Nacht, in welcher Gottlieb nicht schlief und Hagar und das Kind Madlein ihm nicht mehr aus den Gedanken kommen wollten. Er fühlte, daß er beiden gut war, und schwankte in dieser Nacht in seinen Gefühlen, als ob er vor eine Wahl gestellt sei. Wenn er Madleins gedachte, war es, als würde er jünger, sorgloser, herzensfroher. Wenn ihm Hagars Bild vor Augen stand, war das andere wie weggewischt, und das Herz klopfte ihm vor Ungeduld nach der schönen Braut.

Hagar und Madlein lebten gleichgültig nebeneinander hin. Ihre Wege kreuzten sich nicht oft. Hagars Arbeit lag zumeist außer dem Hause; Madlein war viel in Frau Grites Gesellschaft. Hagar übersah das Kind. Dieses dagegen hätte sich ihr vielleicht gern genähert, allein da sie sich nicht um es kümmerte, blieb es ihr gegenüber furchtsam und konnte seine willige Liebe nicht gedeihen.

Die paar Wochen bis zur Hochzeit verstrichen eilig. Hagar kaufte sich eine Aussteuer. Sie hatte ein Sparkassenbuch und benutzte den Betrag zu

Anschaffungen. Sie fragte keinen Menschen um Rat. Nur manchmal brachte sie Frau Grite Linnen oder fertige Wäschestücke ins Haus, zeigte sie ihr und bat, sie gleich dalassen zu dürfen.

Frau Grite mußte zugeben, daß sie bei jeder Besorgung Vernunft und merkwürdig praktischen Sinn bewies.

So kam der Abend vor der Abreise zur Hochzeit heran, die in Einsiedeln stattfinden sollte. Hagar hatte sich in die Wohnung ihres Vaters begeben, um einzupacken. Gottlieb hatte nirgends rechte Ruhe. Er lief planlos im Hause herum und traf dabei auf Madlein, welche allein in der großen, dämmerigen Wohnstube saß. Er bemerkte sie zuerst nicht, so dunkel war es schon im Zimmer, und so sehr war er selbst in Gedanken versunken. Erst als sie fragte, ob sie Licht machen sollte, erkannte er, daß sie am Fenster saß und die Hände müßig im Schoß hielt.

„Was tust du?" fragte er und kam näher. Dann sah er, daß sie Tränen in den Augen hatte.

„Was — —," begann er wieder, aber sie fiel ihm in die Rede: „Dummheiten, ich habe nichts," und wischte sich eilig die Augen aus.

Er stellte sich neben sie ans Fenster. Es blieb still. Vielleicht dachten beide über den kleinen Vorfall nach. Weit drüben überm See, wo hinter dem ebenen Ufer von Flüelen die Umrisse ferner Berge sichtbar waren, erschien ein Stück Himmel noch hell wie von eben erloschenem Abendrot, und dort stand ein Stern, der wie ein Notzeichen leuchtete. Gottlieb sah ihn. Eine Stimmung von Angst und Trauer befiel ihn. Warum mußte das denn sein, morgen? Hätten sie ihn noch in der Fremde gelassen! Die — die Arbeit hier sagte ihm nicht zu. Und heiraten — Herrgott, er hatte ja noch nichts von der Jugend gehabt — er —. Der plötzliche Wunsch quoll in ihm auf, den Vater und Hagar aufzusuchen und zu sagen: „Ich will nicht — will nicht." Dann sah er den Vater vor sich — in Gedanken und getraute sich nicht. Und dann kam ihm ein Zorn: Hagar — war sie ihm nicht eigentlich — nachgelaufen? — Es war eine heillose Qual in seinem Innern.

Und plötzlich merkte er, daß er zu lange schwieg, daß die Stille Madlein auffallen mußte.

„Ja, ja, morgen," sprach er so vor sich hin.

„Es ist jetzt dann doch nicht mehr wie sonst," sagte Madlein.

„Hast du deswegen geflennt?" fragte er.

Nun wollte das Weinen sie abermals ankommen. Sie hob das Taschentuch zum Gesicht. Dann bekam sie plötzlich Angst, daß er ihr böse würde, und sie sagte: „Ich freue mich ja. Nur die Hagar denkt an nichts als an Arbeiten, und — — und — es wird nicht mehr so vergnügt sein bei uns wie früher."

Das Wort traf ihn. Sie hatte recht: Es *wurde* anders. Und — und es war gut gewesen, wie es gewesen war. Er nahm Madleins Hand. „Wir wollen schon immer zusammen halten," tröstete er sie, selbst immer noch ganz mit sich zerfallen.

In diesem Augenblick kam Frau Grite herein und fragte verwundert, weshalb sie so im Dunkel stünden. Sie rissen sich gewaltsam aus ihrer weh-

leidigen Stimmung und taten, als hätten sie ganz vergnügt beisammen gestanden. Die Lampe wurde angezündet. Nach einer Weile kamen Hagar und der Lehrer. Auch Infanger fand sich ein. Man setzte sich zusammen und sprach von dem Ereignis des nächsten Tages.

Gottlieb sprach und hörte sprechen, aber es klang nicht in seine Seele hinein. Er konnte sich auf morgen nicht freuen. Allmählich aber erwachte er. Hagars Blicke rissen ihn aus seiner Betäubung. Sie suchten immer die seinen. Es war, als ob sie ihm heimlich Zeichen gebe: Freust du dich auch so? Liebst du mich auch so?

Am andern Morgen rüsteten sie sich alle zur Abreise.

Hagar trug ein schwarzseidenes Kleid und sah stark und stattlich aus. Ihre Augen hatten einen stolzen, kühnen Glanz.

Gottlieb bemerkte, wie das Dienstvolk im Hause und auf der Straße die Neugierigen sie angafften und bewunderten. „Das ist eine, die sich sehen lassen darf," hörte er einen Schiffsknecht sagen, als sie miteinander über den Steg ins Schiff traten. Da kam ihn, der bisher fast willenlos mitgegangen war und mitgeredet hatte, wieder die Eitelkeit an, die ihn fast vergnügt machte.

Ein Mönch im Einsiedlerkloster traute sie. Dann hatten sie in einem Gasthof ein Festmahl, bei dem der knappe Vater sich nichts reuen ließ und der Schullehrer über den Durst trank.

Noch am Nachmittag reisten Gottlieb und Hagar allein hinweg. Hagar hatte München sehen wollen. So reisten sie jetzt dahin. Die junge Frau war unterwegs und in der Stadt der Führer für beide. Sie schleppte Gottlieb umher, bis er müde wurde. Bäurisch unbeholfen, wie er war, würde er ohne sie nichts gesehen haben. Sie aber tat, als wäre sie Zeit ihres Lebens gereist, und die große Stadt machte sie nicht klein.

Als Gottlieb von dieser Reise mit seiner Frau nach Hause kam, wußte er, daß sie sich in der Fremde ebenso wenig fürchtete wie daheim. Er wußte weiter, daß er an seiner Seite ein leidenschaftliches Weib hatte, das er nicht begriff. Je weniger er aber Hagar in diesen ersten Tagen seiner Ehe verstand, um so häufiger befiel ihn eine Abneigung gegen ihre Art. Wenn er aber bisher immer noch ein wenig das Studentlein von Stanz gewesen war, so wurde er jetzt nüchterner und männlicher. Und wiederum zuweilen spürte er doch etwas wie Bewunderung für Hagar. Aber Liebe war das nicht.

VII.

Daheim war viel Arbeit. Das machte, daß alles gut ging. Gottlieb kehrte zu seinen Schreibereien zurück, aber er nahm sich sichtlich zusammen und fing an, über seine Bücher hinaus in das eigentliche Wesen der väterlichen Geschäfte hineinzusehen. Es kam nicht plötzlich, aber da es ihm nicht an Klugheit fehlte, mußte es kommen, daß er eine gewisse Selbständigkeit erlangte. Er zeigte manchmal ein eigenes Urteil, und zwei-, dreimal geschah es, daß Knechte, die befragt wurden, warum sie die und die Arbeit täten, antworteten, Gottlieb, der Sohn habe sie geheißen. Hagar horchte auf. Wurde da ein anderer Wille neben dem ihren stark? Aber sie lächelte ver-

gnügt und glücklich. An Gottlieb ertrug sie das, was sie mit ihrer herrischen Natur jedem andern streitig gemacht haben würde. Ihre laute und harte Stimme, welche das Gesinde fürchtete, wurde leise und manchmal fast weich, wenn sie mit ihrem Manne sprach. Sie sorgte für ihn so wohl, daß er sich über die viele Mühe, welche sie sich seinethalben nahm, wunderte. Als der Sommer heiß wurde, sah sie nach seiner Stube, daß sie kühl und schattig bleibe. Sie brachte ihm zu trinken und sagte: „Du kannst hier ohne eine Erfrischung bei dieser Hitze nicht sitzen." Und am Abend führte sie ihn an den See hinunter oder ruderte ihn weit hinaus. Auf seinem Schreibpult aber standen immer Blumen.

Er dachte in dieser Zeit wieder viel über sie nach. Er konnte sich nicht verhehlen, wie sehr sie sich um seine Liebe bemühte. Zuweilen schien es ihm, als lausche sie heimlich auf seinen Herzschlag, ob er auch ihr, wirklich ihr gehöre. Vielleicht lag hier der Grund dafür, daß seine Liebe zu ihr eher abals zunahm. Die menschliche Seele hat feine Schwingungen. In ihrem Suchen nach ihm lag etwas, was ihn abstieß. Vielleicht war es ein Zuviel ihrer Mühe, vielleicht der Gegensatz zwischen seiner eigenen kühlen, mimosenhaften und ihrer leidenschaftlichen Natur, was die Fäden zwischen ihnen immer wieder zerriß. Noch aber schuf das keinen Unfrieden. Noch war alles in der Tiefe.

Und es ging alles gut.

Auch Infanger, der Vater, fand, daß es gut ging. Er war jetzt viel auswärts und ließ Hagar im Hause schalten. Sie erfüllte alle seine Erwartungen. Sein Handel und seine Wirtschaft gediehen mehr als je vorher. Man redete am ganzen See von dem rührigen Betriebe.

Noch immer ärgerte Infanger sich manchmal über den Gegenschwäher, den Schullehrer. Der ließ noch immer naseweise Bemerkungen fallen. So sagte er einmal: „Da hast du wieder einen schönen Gewinst gemacht, Infanger, mit dem Holzkauf."

„Kümmere dich um deine Schulbuben, nicht um meine Bäume," antwortete ihm der Bauer.

Ganz selten stutzte dieser auch Hagars wegen. Sie gab einmal dem Fischer Gallus Befehl, daß er einen Hecht für den Haustisch bringe. Frau Grite schüttelte den Kopf, als er in die Küche kam, denn sie war nicht für Üppigkeit im Haushalt. Aber sie richtete den Fisch zu und kochte ihn. Sie suchte immer, Streit zu vermeiden; ihre Art ging nach Schweigen und Dulden. Infanger aber fragte gleich, als er sich zum Tische niederließ, was die fürnehme Mahlzeit zu bedeuten habe.

„Ich habe einmal etwas Besonderes aufstellen wollen," entgegnete ihm Hagar gleichmütig.

„Wir sind so gut nicht gewohnt," sagte Infanger, und es klang nicht ganz geduldig. „Weiße Bohnen oder Maismehl tut es auch für uns."

Hagar schwieg. Aber ein Achselzucken, eine leichte Widersetzlichkeit des Benehmens antwortete gleichsam: Ein andermal werde ich doch wieder tun, was mir gefällt.

Das war eine der Zeiten, in welchen den Bauern eine leise Verstimmung gegen die sonst bei ihm so wohl angesehene Schwiegertochter erfaßte, und in welchen er aus seinen schlauen verkniffenen Augen einen blitzraschen, versteckten Blick des Verdachtes auf sie schoß. Aber diese Zeiten waren selten.

Friede — Friede war im Hause.

Auch Frau Grite und Madlein sahen nichts anderes. Frau Grite sagte sich hie und da, sie habe sich unnütze Sorge gemacht; es komme doch alles viel besser, als sie erwartet habe. Madlein grübelte nicht. Sie ging noch zur Schule, weil der Pfarrer ihren Lerneifer und ihre leichte Auffassungsgabe rühmte, und weil ihr Zeit dazu blieb. „Vielleicht muß sie einmal auswärts ihr Brot suchen und kann einen Schulsack brauchen," sagte Infanger. Madlein hatte ein stilles, in sich gekehrtes Wesen. Sie hielt sich auch ferner an Frau Grite, und etwan schien es beinahe, als ginge sie dem jungen Ehepaar aus dem Wege. Vielleicht waren jedoch nur ihre Gedanken und ihr noch immer kindliches Interesse in diesen Tagen mehr bei anderen Alltagsdingen als bei Gottliebs jungem Hausstand.

In einen Wintertag, an dem die Wettergewalten über dem See und seinen Ufern eine wilde, rohe Schlacht schlugen, klang im Infangerhause — ein Streit. Die Schlacht des Wetters war laut und groß und von langer Dauer, der Streit im Infangerhause kurz und knapp, nur wie wenn einer den Stock zum Schlag hebt und der Gegner ihm den zerbricht, daß es einen scharfen, splitternden Ton gibt und — alles vorbei ist.

Schon am frühen Morgen war der Himmel grauschwarz, und kaum hatte es getagt, so schob sich eine neue, schwere Nacht herauf. Die Berge trugen noch keinen Schnee, aber auch kein Grün mehr, sondern eine graugelbe Sterbefarbe. Der See lag still, wie eine blasenziehende, schwere Masse flüssigen Bleis. Aus den Kaminen der Häuser von Winkel konnte sich der Rauch nicht erheben. Gleich über dem Schlot faßte ihn ein Wind und schlug ihn aufs Dach nieder. Manchmal kam wie ein Peitschensausen etwas Eisiges durch die Luft gefahren. Ein paar Weiber, die am Ufer unten wuschen, hatten rote Nasen und rauhe rote Hände.

Gegen neun Uhr stand der Sturm auf. Es war, als ob er aus dem See selbst mit einer jähen, mühsamen Anstrengung heraufgebrochen sei, ein von Wasser triefendes, mit dampfenden Flügeln schlagendes, Eis fauchendes Raubtier. Er kam dorther, wo der See eng war, zwischen den zwei Landnasen heraus und riß See und Himmel zugleich auf, jenen, daß er graue, mit weißem Schaum gekrönte, mächtige Wellen schlug, diesen, daß die bisher reglosen Wolken auseinander und übereinander hin wirbelten, wie gewälzte Blöcke.

Die Weiber liefen schlotternd vom Ufer heim. Der Rauch der Kamine zerriß an der Öffnung und schoß mit den Nebeln und Wolken um die Wette ins Leere.

Infanger kam aus einem seiner Ställe, die droben am Bauen standen, mit etwelcher Hast und zu ungewohnter Zeit nach Hause. Er pflegte sonst wohl unterwegs stillzustehen, wenn ihn einer grüßte, und ein gemächliches

Wort zu sagen. Heute lief er, den Kopf in die ihm entgegenfahrenden Windböen bohrend, wegsdaher. Mit den gleichen, plumpen, klatschenden Schritten kam er in den Hausflur gestampft, nahm mit einem Schwung den schäbigen Filzhut ab, der mit Regen beworfen war, und schwang ihn aus, daß er den Fußboden bespritzte. Dann schickte er sich an, in die Schreibstube zu treten.

Gerade da kam aus dem Flurhintergrunde Hagar gegangen.

„Seid Ihr schon zurück?" fragte sie.

Er stellte sich vor die Tür hin und drehte ihr das Gesicht zu. Sie hatte er gesucht. Er war nicht eigentlich erregt, das war er nie bemerkbar. Nur seine Tatkraft und sein Eigenwille waren wach.

„Was!" fragte er ohne Umschweife, „den jungen Stier habt Ihr gestern verkauft?"

„Ja so, ja," antwortete Hagar gedehnt. „Ich habe es Euch noch nicht sagen können. Ihr waret heute morgen eilig und gestern abend habe ich Euch nicht mehr gesehen."

„Wie kommt ihr dazu? Ohne daß ich etwas davon weiß?"

„Ihr waret doch nach Pfaid gefahren vorgestern und kamt erst gestern nacht spät wieder heim."

Infanger hatte indessen die Tür zu Gottliebs Stube geöffnet, und sie traten ein.

Gottlieb saß und schrieb noch. Er sah auf, als er ihre gereizten Stimmen hörte.

„Das verstehe ich nun nicht," sagte Infanger wieder, „man verkauft einem doch nicht das Vieh aus dem Stalle, während man fort ist."

„Nun," erwiderte Hagar, „bin ich jedermann? Soll ich nicht tun dürfen, was mir ein Vorteil scheint? Da hättet Ihr mich nicht ins Haus nehmen sollen. Eine Null wie die Mutter — eine, die zu allem schweigt, bin ich nicht." Sie stand an die Wand gelehnt, hoch aufgerichtet, stark, stattlich.

Infanger sah sie von unten bis oben und von oben bis unten an. Unter den rötlichen Brauen wurden seine Augen ganz klein. „So, so eine bist du?" sagte er. „So greifst du zu?"

„Bernasconi, der Händler, mußte weiter. Kann ich dafür, daß er gerade an dem Tag kam, wo Ihr fort waret? Er hat einen guten Preis geboten. Besser hättet Ihr den Stier auch nicht wegschlagen können. Ist es wahr oder nicht?" Sie sprach jetzt viel mehr zu Gottlieb als zum Vater.

Jener saß mit aufgestützten Ellbogen, an der Feder kauend, die er in der Hand hielt. Er zuckte die Achseln, wie um zu sagen: Macht es aus miteinander. Ich weiß von nichts und will von nichts wissen.

Hagars Augen wurden groß und suchten in seinem Gesicht. Warum nahm ihr Mann nicht ihre Partei, offen ihre Partei? Sie stutzte. Ein Verdacht packte sie: Wie? War denn Gottlieb, ihrem Mann, der Vater näher als sie? Bildeten die beiden eine Partei gegen sie, statt daß Gottlieb zur Brücke zwischen ihr und dem Vater wurde?

Scharf arbeiteten die Gedanken auch in Infangers Kopf. Wollte ihm da eine im Hause zu mächtig werden? Sein Bauerneigensinn lehnte sich

auf. Er war zu sehr immer in allen Dingen Herr gewesen. Dann beruhigte er sich selber. Bah, er fürchtete sich doch nicht, war Manns genug auch für die Hagar. Er faßte sie fest ins Auge und sagte: „Ich habe dich selber ins Haus geholt. Und ich meine noch immer, daß ich damit recht gehabt habe. Du bist arbeitsam und klug. Aber du mußt dich nicht in Mannssachen mischen wollen. Ich will kein Weiberregiment im Haus. Solange ich da bin, ist es an mir, zu sagen, wohin der Wagen läuft."

An seinen eigenen Worten sein inneres Gleichgewicht völlig wieder findend, verzog er die dünnen Lippen zum Lachen, wandte sich ab und ging aus der Tür als einer, der nichts mehr zu sagen braucht, wenn er einmal unzweideutig seinen Willen kundgetan.

Hagar stand noch immer an der Wand. Sie kniff die Unterlippe zwischen die starken Zähne und sah erst dem Vater nach und dann, als die Tür zuging, wieder Gottlieb an.

Dieser wendete sich schon wieder seinen Schreibereien zu, wie entschlossen, sich nicht in den Vorfall zu mischen.

„So rede doch," sagte da Hagar. Ihre Stimme klang gepreßt. „Ich habe dir gestern abend gesagt, daß ich den Stier vergeben habe. Du hast nichts daran gefunden. Bernasconi hatte nicht Zeit. Es hieß sich entschließen. Und der Handel war günstig."

Gottlieb wich aus. „Ich wollte dir nicht widersprechen," sagte er. „In Zukunft würde ich an deiner Stelle dergleichen nicht tun. Der Handel gehört doch dem Vater und —". Hagar machte eine so heftige Bewegung, daß Gottlieb stockte. Einen Augenblick schwiegen beide.

Dann hob der Mann wieder an. Gutmütig und friedlich wollte er den Vorfall schlichten. „Am Ende ist es ja nichts Böses. Du mußt dich nicht ärgern deswegen." Er griff nach seinen Krücken und wollte aufstehen, Hagar zu beruhigen, die ihm den Rücken drehte.

Sie hörte das und wendete ihm das heiße Gesicht wieder zu. „Bleib," sagte sie kurz und scharf. Sie tat Gottlieb leid. Er trat dennoch auf sie zu. „Nimm es nicht so ernsthaft," sagte er und berührte ihre Achsel.

Aber sie wich von ihm zurück und ging rückwärts langsam nach der Tür. Immer ihn mit weiten Augen anschauend, erreichte sie die Schwelle. Etwas wie Furcht war in ihrem Blick und eine Klarsichtigkeit, die in die Zukunft ging.

„Macht nicht, daß ich eines Tages auf einmal allein bin, ihr zwei," sagte sie. Und damit ging sie mit leisen Schritten aus der Tür.

Gottlieb meinte zu sehen, daß ihr Körper zittere, als schüttle ihn ein Frost.

Als er sich allein sah, fiel eine Last auf ihn. Es war etwas an der Frau, was er nicht verstand! Etwas wie Feuer! Und etwas wie rohe Gewalt! Er fühlte, daß er die Hagar jetzt nicht küssen könnte.

(Schluß folgt.)

Gottfried Keller und das Dunckersche Haus in Berlin.

Von
Emil Ermatinger.

I. Das Dunckersche Haus.

Im April 1850 war Gottfried Keller von Heidelberg über Köln, wo Ferdinand Freiligrath ihn mit gastlicher Freundschaft aufgenommen, nach Berlin gereist. Sein Plan war, in dem bewegten Leben der Großstadt und in der lehrreichen Nähe eines bedeutenden Theaters sich zum Dramatiker auszubilden; er habe, hatte er an Eduard Sulzer, den zürcherischen Staatsrat, geschrieben, das subjektive Gebaren endlich satt und empfinde eine wahre Sehnsucht nach einer ruhigen und heitern objektiven Tätigkeit, welche er zunächst im Drama zu finden hoffe. Es war eine Selbsttäuschung; er mußte am Drama scheitern, weil die seelische Struktur, die ihn zum größten deutschen Epiker des neunzehnten Jahrhunderts machte, ihm das dramatische Schaffen versagte.

Das vergebliche Werben um die Bühne, die Dürftigkeit seiner äußeren Lage, der Zwang, den „Grünen Heinrich" zu beenden — all das hindert ihn stets aufs neue, mit behaglicher Unbefangenheit in dem reichen literarischen und gesellschaftlichen Leben der preußischen Hauptstadt mitzuschwimmen. Das herbe Schamgefühl, das Carl Spitteler einmal den Grundzug des schweizerischen Schriftstellers nannte, zwingt ihn, die angeborene Weichheit seiner Seele mit knorriger Derbheit zu umrinden. Trotzig wie Pankraz der Schmoller meidet er jahrelang die literarischen Salons und läßt sich fast ausschließlich an dem Kaffeehausverkehr mit Künstlern und Literaten genügen. Hermann Hettner hatte ihm (Baechtold II[4] S. 78) eine Empfehlung an Fanny Lewald mitgegeben; wie er diese nicht zu Hause traf, setzte er sich in den Kopf, vorderhand überhaupt still für sich zu bleiben und auch Varnhagen von Ense nicht aufzusuchen, der seine ersten Gedichte warm und verständnisvoll gewürdigt hatte. Im Januar 1852 war es Varnhagen endlich gelungen, Kellers Adresse aufzuspüren. Aber auch jetzt erwiderte Keller die Einladung des „Statthalters Goethes auf Erden" mit einem einmaligen Besuche. Erst im März 1854, nach dem Erscheinen der drei ersten Bände des „Grünen Heinrich", verstand er

sich zu dem freundschaftlichen Verkehr, den er dann nach der Abreise von Berlin mit Varnhagens Nichte Ludmilla Assing zu Handen des Oheims brieflich fortsetzte.

Ein halbes Jahr früher hatte er sich das Dunckersche Haus erschlossen [1]).

Franz Duncker, der Sohn des Verlegers Karl Duncker und der Bruder des Historikers Max Duncker, stand damals im zweiunddreißigsten Jahre. Im Besitze einer tüchtigen philosophischen und geschichtlichen Bildung, hatte er den Beruf des Vaters gewählt und 1850 die W. Besserschen Verlagsbuchhandlung erworben. Neben seinem Verlage galt seine Liebe und Arbeitskraft der Förderung der liberal-demokratischen Bewegung. Schon der Sechsundzwanzigjährige hatte im Jahre 1848 als Hauptmann der Bürgerwehr und als Wahlmann für die preußische Nationalversammlung gewirkt und die National-Zeitung gründen helfen. Als nach dem achtundvierziger Sturm die Reaktion in Preußen aufs neue einsetzte, schuf er in seinem Verlage eine Hochburg der demokratischen Ideen. Er verlegte neben literarhistorischen Werken, wie Palleskes Schillerbiographie und Frehses Übersetzung von Lewes' Goethe, Lothar Buchers Schrift „Der Parlamentarismus, wie er ist" (1855), Aaron Bernsteins „Aus dem Reiche der Naturwissenschaft" (1856), Lassalles „Philosophie Herakleitos' des Dunkeln von Ephesos" (1858) und Marx' „Kritik der politischen Ökonomie" (1859). Wie er seinen Beruf als Verleger auffaßte, zeigt seine Vorbemerkung zu Georg Brandes' Lassalle (1877), dem letzten Buche, das er verlegte: „Auch bei der idealsten und strengsten Auffassung seines Berufes darf ein Verleger ein bedeutendes Werk nicht deshalb von seinem Verlage ausschließen, weil dasselbe im einzelnen oder im ganzen nicht mit seinen persönlichen Anschauungen übereinstimmt, sondern er wird trotzdem zu der Veröffentlichung schreiten, sobald er die Überzeugung gewinnt, daß der Verfasser vom Streben nach Wahrheit erfüllt und mit dem geistigen Rüstzeug versehen ist, diesem Streben deutliche und greifbare Gestalt zu geben."

Das Lieblings- und Sorgenkind aber unter den politischen und buchhändlerischen Unternehmungen Dunckers war die „Volkszeitung", die er im April 1853 als Fortsetzung der polizeilich unterdrückten Urwähler-Zeitung in Verbindung mit Aaron Bernstein begründete und zum radikalen Organ

---

[1]) Sämtliche in vollem Umfange mitgeteilten Briefe und Aufzeichnungen G. Kellers, sowie die meisten Stellen aus Briefen von Franz und Lina Duncker und Betty Tendering sind hier zum ersten Male gedruckt. Das Material befindet sich zum Teil in dem Keller-Nachlaß auf der Stadtbibliothek Zürich, zum Teil ist es Eigentum von Herrn Erich Gußmann (Carl Krabbes Verlag, Stuttgart), der mir die Veröffentlichung von sieben Briefen G. Kellers freundlichst gestattete. Kellers Briefe an F. Duncker vom 1. November 1854, 30. August 1855 und 28. April 1872 haben die Herren C. G. Boerner, Rechtsanwalt M. Heilpern und Geheimrat Prof. Dr. Albert Köster in Leipzig, den an Lina Duncker vom 11. oder 12. Juni 1856 Frau Justizrat Jurhellen in Bonn mir liebenswürdig zur Verfügung gestellt. Für viele Mitteilungen bin ich Frau Geheimrat Johanna Lehweß in Nikolassee bei Berlin, Herrn Oberleutnant F. Tigler in Gumbinnen, Herrn Prof. Dr. Julius Rodenberg, Frau Prof. R. Baechtold und Frau Prof. Arnold Meyer in Zürich zu großem Danke verpflichtet. Endlich hat mir Herr Oberbibliothekar Dr. Hermann Escher in Zürich in gewohnter Weise mit Rat und Hilfe zur Seite gestanden.

der Interessen des Arbeiterstandes und Kleinbürgertums schuf. Mit ihr führte er einen hartnäckigen, aber schließlich von Erfolg gekrönten Feldzug um die Preßfreiheit. „An ihren Blättern", sagt Franz Mehring in seinem Gedenkblatt auf Fr. Duncker (Berlin 1888), „hängt der größte Teil seiner Lebensarbeit; an ihnen haftet sein Wägen und Wagen, haften seine Hoffnungen und seine Sorgen, haften die drei hohen Tugenden des Publizisten, die ihn von andern auszeichneten: sein Fleiß, seine Wahrhaftigkeit und seine Konsequenz."

In seinen literarisch-politischen Neigungen ergänzte ihn aufs schönste seine Gattin Lina. Sie war am 17. April 1825 zu Haus Ahr bei Wesel geboren. Ihr Vater war der Gutsbesitzer Karl Tendering, ihre Mutter, Antoinette, die Tochter des evangelischen Bischofs Roß, der, aus einem ursprünglich schottischen Grafengeschlecht stammend, wegen seines geistlichen Berufes den Grafentitel abgelegt hatte. Ludwig Pietsch, der für Dunckers Verlag zeichnete, schildert in seinem Buche „Wie ich Schriftsteller geworden bin" (1893) S. 58 Lina Dunckers äußere Erscheinung: „Als ich zum ersten Mal behufs einer Rücksprache wegen der bestellten Zeichnungen im Frühling 1852 durch das mir geöffnete Tor in den seltsamen stillen Vorhof eintrat, sah ich eine Dame von zierlich gebauter jugendlicher Gestalt und mittlerer Größe in einem einfachen grauen Kleide vor dem Hause stehen. Die mattbraunen Haare trug sie glatt gescheitelt. Die grünlich-grauen Augen unter der breiten weißen Stirn schielten fast unmerklich und hatten einen eigentümlichen, an Katzenaugen erinnernden, faszinierenden Glanz. Die Gesichtsformen waren nichts weniger als schön, der Haut fehlten die frischeren und wärmeren Farben. Aber ich weiß nicht, welcher eigentümliche feine Reiz trotzdem von der ganzen Erscheinung ausging. Ich empfand seine Wirkung unmittelbar beim ersten Anblick. Er erweckte den lebhaften Wunsch: die Frau möchtest du kennen lernen!"

Julius Rodenberg, der im Winter 1853/54 in das Dunckersche Haus kam, ergänzt in seinen „Erinnerungen aus der Jugendzeit" (I S. 154 f.) diese Charakteristik: „Zu der Zeit, als ich sie zuerst sah, war sie die junge, vornehme Dame, niemals schön, oder auch nur weiblich anmutig, aber von einer weiten und tiefen Sympathie für alle großen und freiheitlichen Bestrebungen, von einer unendlichen Attraktion für die Jugend. Mit ihrem scharfen Blick unterschied sie sogleich das Echte vom Unechten, und rücksichtslos, schroff, abstoßend für das eine, hielt sie fest am andern, fest bis zum Tode. Mit der Nüchternheit ihres Urteils und einem gewissen trockenen, ins Sarkastische spielenden Humor verband sie eine Wärme, die niemals in helle Flammen ausschlug, aber konstant blieb und ihr in späten Jahren noch etwas Jugendliches verlieh."

Und Friedrich Spielhagen endlich, der neben Albert Hänel an Lina Dunckers Sarge sprach, rühmt ihre Wahrhaftigkeit: „Nie habe ich aus ihrem Munde auch nur ein unwahres Wort gehört, nie, was noch viel mehr sagen will, auch nur eine einzige kleinste Phrase. Wohl aber so manches Wort, das in seiner Kindernacktheit, in Anbetracht des Ortes, der Zeit, der um-

gebenden Personen, die von der Gesellschaftsheuchelei angekränkelt waren, wohl erschrecken mußte und erschreckte, aber niemals erschrecken sollte. Das lag ihrer Seele fern, das kann ich bezeugen, und jeder weiß, daß, wenn jemand wagte, ihr auf solche gesellschaftlichen Verstöße bescheidentlich mit einem kleinen Vorwurfe zu kommen, sie mit himmlischer Naivität antwortete: „Aber es ist doch wahr!"

Das Haus, das Dunckers zur Zeit von Gottfried Kellers Berliner Aufenthalt bewohnten, war Johannisstraße 11. Ein Jahr etwa vor Kellers Ankunft in Berlin hatten sie es bezogen. Bis dahin hatte es einem Verwandten von Frau Duncker gehört, dem Grafen Johannes Roß. Das Haus, ein Rokokobau des achtzehnten Jahrhunderts, war einstöckig, mit hohem Ziegeldach bedeckt, ein langgestreckter Mittelbau und zwei kurze Seitenflügel nach der Straße hin. Gegen diese schloß es eine hohe, grünberankte Mauer ab. „Auf dem rebenumsponnenen Hofe voll blühender Stockrosen, der zwischen Haus und Mauer lag, ergoß" — so erzählt Walter Robert-tornow im 65. Bande der „Deutschen Rundschau" S. 436 — „das Nürnberger Gänsemännchen seine plätschernden Strahlen in ein von breiten Blattpflanzen umgrüntes Bassin, und an den Türen der Seitenflügel standen auf Postamenten die vier Jahreszeiten, Rokokoputten aus Sandstein, umrankt von Kletterrosen. Rechts ging es hinab in die gewölbten Keller, links zur Küche und zu den Dienstbotenräumen, und dort erhob sich, gekrönt von einer Metallvase, ein zierliches Brunnenrohr mit einem blanken Delphinspeier. Der großen eisernen Straßenpforte gegenüber führte die breite, niedrige Mitteltür des Hauses, welche zwei rostige Kandelaber flankierten, mit nur einer Steinstufe in das kleine Vestibül, und von da aus ging man geraden Wegs durch das Musikzimmer auf die Veranda, deren steinerne Treppe mit sechs Stufen in den Garten führte. Zwei Kugellinden beschatteten diesen Sommersitz. Gegenüber an der langen Grenzmauer des schmalen Gartens stand unter einer Laube, die eine reiche Schmiedeeisenarbeit aus der Rokokozeit schmückte, ein Apoll aus Sandstein auf hohem Postamente. Er stützte sich auf eine Lyra, hielt lauschend den Kopf empor und eine Hand erhoben, als wolle er den Takt schlagen, und ihm wiederum gegenüber, an der Längswand des zwölffenstrigen grauen alten Hauses, geigten und bliesen vier dicke Sandsteinputten im Efeu, welche seine Kapelle vergnüglich darstellten." Die riesigen kahlen Mauern zweier Mietshäuser, welche rechts und links über das Haus in den Garten aufragten, hatte Graf Roß mit kolossalen Dekorationsbildern, südlichen Ideallandschaften, mit Parks, Marmorhallen und schneegekrönten Alpenketten bemalen lassen, um so sein Besitztum künstlich der Atmosphäre der Großstadt zu entziehen. Vollkommener kam dieser Absicht der Garten entgegen, der sich in mächtiger Ausdehnung hinten an das Haus anschloß und sich bis zur Oranienburger Straße erstreckte. Mit seinen mächtigen Bäumen wob er den undurchdringlichen Schleier der Natur um das Besitztum. „Es gab Plätze in diesem grünen Erdenfleckchen, welche den Gedanken, daß man in Berlin sei, völlig verschwinden machten; ein tiefes Ruhegefühl überkam einen dort wie in einer Waldeinsamkeit, und diese Stimmung wurde erhöht durch zahme

Hirsche und Rehe, die es sich da unter den Wipfeln wohl sein ließen." So berichtet Walter Robert-tornow.

Graf Johannes Roß war eine wunderliche, von Legenden umwobene Persönlichkeit. Er hatte weite Reisen in allen Weltteilen gemacht und von ihnen eine reiche Sammlung von Kunstgegenständen und Naturmerkwürdigkeiten mit heimgebracht. Diese hatte er in seinem Hause in entsprechend eingerichteten Räumen ausgestellt. „Es gab da", berichtet Pietsch, „einen pompejanischen oder römischen, einen türkisch-maurischen, einen chinesisch-japanischen, einen ostindischen Saal, dazwischen phantastisch gestaltete und geschmückte Kabinetts und Korridore von frei erfundener, in keinem bestimmten Stil gehaltener Ausstattung." Der Graf selber kleidete sich in persische Tracht, hatte einen Mohrenknaben als Bedienten und lebte der Ordnung, Vermehrung und Katalogisierung seiner Sammlungen. Daneben zeichnete und malte er unter Anleitung junger Künstler, die er gut bezahlte.

Als Franz und Lina Duncker 1849 das Haus übernahmen, ließen sie es völlig unverändert. Aber an Stelle des absonderlichen Sammlers, dessen Interessen weit ab von den Forderungen des Tages lagen, tummelte sich nun in den phantastisch geschmückten Räumen eine lebenslustige Jugend, die sich bald harmloser Fröhlichkeit hingab, bald die literarischen, künstlerischen, politischen und wirtschaftlichen Probleme von Gegenwart und Zukunft geistreich und leidenschaftlich besprach. Julius Rodenberg schildert in seinen „Erinnerungen aus der Jugendzeit" einen Abend im Dunckerschen Hause: „In drei Zimmern und einem großen Saale bewegte sich die Gesellschaft. Das erste Kabinett ist das sogenannte chinesische. Die Fresken der Wand stellen chinesische Landschaften vor, Möbel, Verzierungen, Einrichtungen, — alles, wie wenn man in China wäre. Dann kommt das „griechische Zimmer", dessen Wände mit attischen Landschaften dekoriert sind; antike Gegenstände schmücken die marmornen Simse, und klassische Bildwerke laden den Blick zum Verweilen ein. Das „indische Zimmer" schließt die Reihe. Klein, üppig, umrankt von seltenem Blumengewirr, so daß man sich in eine Tropenlandschaft versetzt meint und ich mich immer wie getragen fühlte von Heines „Flügeln des Gesanges". Dazwischen nun die blühenden Mädchenköpfe, die feenhafte Beleuchtung, die rauschende Musik, die köstlichen Weine — so flogen die nächtigen Stunden dahin."

Das war das Haus, in das Gottfried Keller anfangs Oktober 1853 Eingang fand. Jakob Baechtold vermutet, daß er durch den Bildhauer Hermann Heidel eingeführt worden sei, der ein gemeinsamer Freund Kellers und Dunckers war. Beweisen läßt sich die Annahme aus dem mir vorliegenden Briefmaterial nicht, und Duncker und Keller besaßen noch andere gemeinsame Freunde, z. B. Christian Friedrich Scherenberg, den Dichter von „Ligny" und „Waterloo", und den Astronomen Adolf Hirsch, den späteren Direktor der Sternwarte in Neuenburg, den Dunckers bei einem Sommeraufenthalt auf der Insel Föhr kennen gelernt hatten. Im September 1853 hatte Keller Franz Duncker einen Besuch gemacht; am 6. Oktober lud darauf Lina Duncker in der ungezwungenen Art, die ihre Freunde an ihr zu rühmen wissen, den Dichter in ihr Haus:

„Berlin, den 6ten Oktober [1853][1]).

Geehrter Herr!

Da mein Mann durch eine plötzliche Abreise gestern verhindert war, Sie aufzusuchen, hat er mir aufgetragen, Sie freundlich und ergebenst zu bitten, uns am Freitag abend zu besuchen. Eine besondere Veranlassung macht es uns wünschenswert, daß Sie keinen Anstoß nehmen an der Ihnen vielleicht sonderbar erscheinenden Einleitung unserer Bitte, und daran, daß diese so spät und doch früher kommt, ehe mein Mann Ihren Besuch erwidert hat. Herr Hirsch, den wir auf Föhr kennen lernten, wird nämlich am Freitag bei uns sein, — ich möchte ihm so gern vor seiner Abreise eine Freude machen und weiß keine bessere, als wenn er Sie hier findet. Wir werden Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie Freundschaft genug für ihn haben werden, ihm diese Überraschung und uns die längst gehoffte Freude zu gewähren, Sie kennen zu lernen.

Hochachtungsvoll
ergebenst
Lina Duncker."

Von da an war Keller ein regelmäßiger Gast im Dunckerschen Hause. Mit dem Hausherrn verband den freigeistigen Republikaner weitgehende Übereinstimmung des politischen und religiösen Bekenntnisses, wozu bald Beziehungen buchhändlerischer Art traten. An der Hausfrau fesselte ihn der freie und natürliche Ton geistreicher Bildung, die auch, wenn es temperamentvoll zu charakterisieren galt, ein keckes Wort nicht mied oder verdammte. In seiner sorgsamen Art hat der Dichter mehrere Einladungsbillette, die Frau Duncker ihm sandte, aufbehalten. Die Annäherung, die im Laufe der Monate erfolgte, zeigt die Verwandlung der Anrede „Geehrter Herr" in „Lieber Herr Keller". Und hier im Dunckerschen Hause, wo man ihm mit so viel Freundschaft und heiterm Geist entgegenkam, sollte ihn auch eine Leidenschaft erfassen, die der Liebe zu Luise Rieter und Johanna Kapp an hinreißender Kraft gleicht, in ihrem Verlauf und der Wirkung auf Kellers Seelenleben eine merkwürdige Ähnlichkeit mit jenen beiden Neigungen hat. Sie lebt als die Liebe des Grünen Heinrich zu Dortchen Schönfund in Kellers Jugendroman fort.

II. Dortchen Schönfund.

Die junge Dame war Betty Tendering, die am 6. April 1831 geborene jüngste Schwester Lina Dunckers. Schon in ihren ersten Kinderjahren verlor sie beide Eltern, die Mutter 1832, den Vater 1839. Nach dessen Tod lebte sie bei einer Stieftante in Koesfeld, später hielt sie sich im Hause ihres Großvaters, des Bischofs Roß, in Berlin und in Haus Ahr auf. An geistiger Lebendigkeit, Liebenswürdigkeit und Bildung ihrer Schwester

[1]) Das Jahr ergibt sich aus der Vergleichung mit den anderen Briefen Lina Dunckers an Keller und aus der Tatsache, daß Julius Rodenberg, nach einer freundlichen Mitteilung, Keller am 1. Januar 1854 bei Dunckers traf.

ebenbürtig, an Schönheit des hohen Wuchses sie überragend, entzückte sie als junges Mädchen alle Welt durch die adelige Anmut und Eleganz ihrer Erscheinung. Wenn sie hoch zu Roß, in knapp sich anschließendem Reitkleid, von Haus Ahr nach Wesel kam, um, die Reitpeitsche in der Hand, in den Läden Besorgungen zu machen, liefen ihr die Schulkinder nach. Die anschaulichste Schilderung, die ich kenne, hat Ludwig Pietsch (S. 104 f.) von ihr entworfen, der sie zu Anfang der fünfziger Jahre mit ihrer Schwester zeichnete: „Beide Schwestern zeigten in ihrer Erscheinung kaum eine Spur des Verwandten und Ähnlichen. Frau Lina, die Ältere, bildete in Gesicht und Gestalt den äußersten Gegensatz zu der Schwester. Als ein wahres Elitewesen an Leib und Seele erschien mir letztere, wie es die Natur nur selten in ihren glücklichsten Momenten und in ihrer besten Gebelaune schafft. Für eine junge Dame von zwanzig Jahren ungewöhnlich groß und hoch gewachsen, fast heroinenhaft in ihren Körperformen und ihrer majestätischen Haltung, war ihr doch alles Mannweibliche, Walkürenhafte durchaus fremd. Mit der Hoheit ihrer Erscheinung war ruhevolle Grazie und Anmut der Bewegungen innigst verbunden. Der schöne Hals trug ein von schwarzem, langem, reichem Gelock umwalltes Mädchenhaupt mit einem Profil von klassischem Adel der Linien, unterhalb von dessen feingeschnittener, wie aus Marmor gemeißelter Nase sich die blühenden, schön geschwungenen Lippen über den weißen Zähnen öffneten.

„Keine willkommenere, anziehendere Aufgabe hätte mir gestellt werden können, als die, diesen herrlichen Kopf und diese Gestalt zu zeichnen, die in der damals eben modisch gewordenen, sich auch um die Hüften schmiegenden langen Panzertaille . . . die ganze edle Pracht ihres Wuchses entfaltete. Während der Sitzungen aber offenbarte sich mir im nie abreißenden lebhaften Gespräch mit dem schönen Fräulein über alle Dinge zwischen Himmel und Erde ein weiblicher Geist, der sich diese klassische Hülle nach seinem eigenen Bilde geformt zu haben schien."

Das war die „elegante Personnage", in die sich Gottfried Keller, wie er am 2. November 1855 Hermann Hettner schrieb, verliebte[1]). Er scheint sie bald nach seinem Eintritt ins Dunckersche Haus kennen gelernt und im Winter 1854/5 eine tiefe Neigung für sie gefaßt zu haben. Das läßt sich einmal daraus erschließen, daß die Erlebnisse mit ihr unmittelbar in den vierten Band des „Grünen Heinrich" überflossen, dessen Schluß der Dichter am Palmsonntag 1855 „buchstäblich unter Tränen schmierte". (An Hettner 9. Mai 1855, Baechtold II[4] S. 278.) Auch schreibt er Hettner am 2. November 1855, daß diese „ungefüge Leidenschaft" ihn vor dreiviertel Jahren gepackt habe. Endlich spielen sich die Erlebnisse des Grünen Heinrich im Grafenschloß ähnlich im Spätherbst und Winter bis gegen den Frühling hin ab.

Wenn Gottfried Keller an Hettner geschrieben hat, daß er seine Leidenschaft ganz allein auf seiner Stube habe verarbeiten müssen, so ist das buch-

[1]) Es ist bisher in der Keller-Literatur, wo es sich um das Urbild von Dortchen Schönfund handelte, stets die Bildhauerin Elisabeth Ney genannt worden, so noch jüngst im „Literarischen Echo" XIV Spalte 1344.

stäblich wahr. Er hat die Zeichen dieses einsamen Verarbeitens selber sorgsam aufbehalten, und Jakob Baechtold hat darüber (II⁴ S. 89) einige Andeutungen gemacht. Als rührende Zeugnisse jener Tage, da der Dichter Betty Tendering liebte und die Schlußkapitel des „Grünen Heinrich" schrieb, finden sich in dem Nachlasse zwei als Schreibunterlagen benutzte Bogen, ein weißer kleinerer und ein großer blauer Doppelbogen. Der weiße Bogen zeigt in kunstvollen und schön verzierten, manchmal zum Monogramm verschlungenen Buchstaben unzählige Male die Initialen B. T.; dann wieder erscheint in ganzen Reihen der Name Betty. Einmal findet sich neben einem B die Frage: „Est-ce qu'il y a du sucre là dedans?" Darunter die Worte: „La partie n'est pas égale." Und endlich steht hier mehrmals der Name: „Bella Trovata, la bella Trovata, belle trouvée", einmal „Enrico" — Dortchen Schönfund und der Grüne Heinrich! Auf dem großen blauen Bogen hat der Verliebte das Kunststück geübt, den Namen Betty in langen Reihen mit Spiegelschrift zu schreiben. Oder er zeichnet einen kleinen bärtigen Mann — sein eigenes Konterfei —, der auf der Schulter eine lange Stange trägt, daran als Blumenranken gezeichnete B hangen. Ein Scherz wie:

Rheinländerin
Ting tang Tendering!

weist auf die Fröhlichkeit der Geliebten, ein B mit dem Wort Nachtigall daneben auf ihre schöne Stimme. Mehrmals liest man das Datum: „Mai 1853", einmal mit der hübschen Wendung: „Dies ist der Mai Betty." Die Zeichnung einer blätterumsponnenen, von schönen Bäumen überragten Mauer mit Gittertor scheint eine Erinnerung an den Dunckerschen Garten zu sein; das Gittertor trägt oben den Namen Betty und unten zweimal die Buchstaben B. T. Darunter stehen die Verse:

Wer dieses Haus betritt, sei sorgenlos,
Nur Küsse muß er dulden und Gekos. —
Sie sprach: „Wir kamen dieses Umstands wegen."
Nun denn, so tretet ein mit Glück und Segen!

Doch das Liebchen, das so heiß ich lieb',
Schön und anmutsvoll ist's über Maßen!
Wahrlich, es verdienet keinen Spott
Der, dem solch ein Liebchen hat gefallen.

Zwei zierlich ausgeführte Spiegel weisen darauf hin, daß die Liebe die Eitelkeit geweckt hat. Zwischen ihnen steht: „Spiegelinski, Spiegelberger, Guckinspiegel." Gelegentlich wagt sich auch schüchtern neugierige Hoffnung hervor: eine Zeichnung stellt eine Glocke mit anschlagendem Hammer dar, darunter stehen die Worte:

Rheinländerchen,
Was schlägt die Glocke?

Aber auch von der Pein langen Harrens weiß der Bogen zu erzählen: „Wie lang sind diese Wochen!" lautet ein Stoßseufzer. „Ich sitze in der Wüste und mache Kalender", ein anderer. Und über diesem Harren setzt sich der Gedanke in dem Dichter fest, daß er verzichten muß: „abrenuncio" malt

er mit feierlichen Buchstaben hin. Oder er schreibt schief über mehrere untereinanderstehende Reihen von „Nein" den Satz: „Resignatio ist keine schöne Gegend." Dann wieder wünscht er: „O wär' ich, wo der Pfeffer!" und schreibt das wehmütige Schwarzwälder Volkslied hin:

Wenn einer eine Liebe hat
Und weißt's nit z' machen,
So muß er auf die Seite, Seite stehn
Und freundlich lachen.

Lachen das ist ein schweres Ding,
Viel leichter ist's Weinen,
Was ich am liebsten, liebsten hab',
Das muß ich meiden.

Er erfuhr es am eigenen Leibe, wie schwer das Lachen war: eine Zeichnung stellt ein Gerippe dar, das auf dem kummervoll geneigten Schädel eine Hanswurstmütze trägt und betrübt die Bratsche streicht. Rechts daneben steht: „Der Tränenmeier — Herr Gottfried Tränensimpel." Links: „Gottfried Tränenberger — Tränenmeier."

Nur mit Scheu hebe ich den Schleier von diesen Arabesken einer schöpferischen Liebe. Ein Gefühl tiefster Wehmut ergreift uns, wenn wir diese Blätter betrachten. Längst verschollene Stunden einsamen Glückes und einsamer Qual steigen wie aus dem Grabe vor uns auf und strömen uns den starken Duft frischen Lebens entgegen. Jenes Wort, er habe die letzten Seiten des „Grünen Heinrich" tatsächlich unter Tränen geschmiert, erhält dadurch eine ergreifende Bestätigung. Der Dichter aber, der so die Seligkeit und den Schmerz seines Herzens dem Papier anvertraut, kleidet sich, sobald er der Geliebten gegenübertritt, in die rauhe Hülle brummiger Derbheit. „Es trafen", gestand er später Lina Duncker (Baechtold II[4] S. 346), „gleich von Anfang an, als Ihrer Schwester hohe Gestalt am Horizonte Berlins heraufschritt, so verrückte und verhexte und verdrehte Umstände zusammen, und zuweilen herrscht in Ihrem Hause selbst ein so schnurriger Ton, daß ich, als ein arglöser Mensch an dergleichen nicht gewöhnt, eben alle Unbefangenheit verlor und mich in den Mantel meiner Tugend hüllte."

In einem späteren Briefe hat Lina Duncker einen charakteristischen Vorfall dem Freunde in die Erinnerung zurückgerufen (29. Februar 1856, zum Teil bei Baechtold II[4] S. 345): Keller sei stets so unartig und mürrisch wie möglich gegen Betty gewesen. „Wir führen zuweilen, Betty und ich, eine kleine Szene auf, in der ich Keller spiele. Sie können denken, wie natürlich das ist. Es handelt sich um ein Bijou, das Sie fallen ließen. So nannten Sie wenigstens irgendein einer Schale entfallenes Ding. — Meine Schwester hebt es auf — unerhört freundlich, huldvoll von einem schönen, großen, stolzen Mädchen. Sie präsentiert es Ihnen, und Sie kratzen es ihr ungestüm und barsch aus der Hand und legen es an Ort und Stelle, ohne Dank, ohne irgendein schmeichelhaftes oder erstauntes Wort. — Betty steht erstarrt vor Ihnen." Was dann Keller freilich berichtigte (6. März 1856, Baechtold II[4] S. 344f.): „Übrigens stand Ihre Fräulein Schwester nicht, sondern saß auf

einem Stuhle, als ich jenen Knopf oder kleinen Kompaß suchte; und als sie so huldvoll war, mir ihn zu geben, trotzte" — Keller hatte „trotzen" statt „kratzen" gelesen; Lina Dunckers Handschrift ist nicht immer leicht zu lesen — „ich das Ding nicht ihr aus der Hand, sondern nahm es verblüfft und demütig in Empfang. Eine besondere Rede daran zu knüpfen, war ich freilich nicht behende genug."

Wieder wie bei seiner Liebe zu Luise Rieter (vgl. „Deutsche Rundschau", Dezemberheft 1911, S. 427) rächt sich das trotzige Verschweigen der Leidenschaft durch tolles Wirtshausleben und nächtliches Randalieren. Einmal erscheint er mit einem blauen Auge bei Dunckers. Von der Hausfrau zur Rede gestellt, leugnet er ab, daß es von Prügeln komme. Zwei Jahre darauf legt er Lina Duncker das Bekenntnis ab, daß es dennoch von einer Schlägerei herrühre (Baechtold II[4] S. 389): „Ich hatte nämlich nicht nur den Schlivian geprügelt, sondern in der folgenden Nacht wieder einen, wegen dessen ich verklagt und von der Polizei um fünf Taler gebüßt wurde. In der dritten Nacht zog ich wieder aus, fand aber endlich meinen Meister in einem Hausknecht, der mich mit dem Hausschlüssel bediente, worauf ich endlich in mich ging. Es war eine Donnerstags-, Freitags- und Sonnabendsnacht, wo ich so mit gebrochenem Herzen mich umtrieb und anderen Leuten mir zur Erleichterung an den Köpfen kratzte. Aber es war doch eine hübsche Zeit, und jetzt geht gar nichts Rechtes mehr vor."

Auch Freiligrath (Baechtold II[4] S. 292) und Wilhelm Schulz hat er den Vorfall gebeichtet.

Schlivian war ein Theaterreporter. Der Zusammenstoß fand in der Nacht vom 28./29. Juni 1855 statt und zog einen brieflichen Meinungsaustausch nach sich. Auf Schlivians Vorwürfe wegen „pöbelhaften Benehmens" wußte Keller nichts zu tun, als das erstaunte Gesicht des Nichtwissens zu machen:

„Herrn Schriftsteller Schlivian, Wohlgeboren.

Ich erhalte von Ew. Wohlgeboren anliegendes Schreiben, aus dem ich nichts zu entnehmen weiß, woraus ich irgend klug werden kann. Ich stelle es Ihnen somit zurück und verbleibe Ew. Wohlgeboren ergebenster

G. Keller."

Die Steigerung des leidenschaftlichen Zustandes des Dichters, die sich so in Skandalszenen Luft machte, scheint damit zusammenzuhängen, daß Betty damals für längere Zeit von Berlin fern war. Im Sommer 1855 machte sie nämlich eine Reise nach der Schweiz. Lina Duncker meldete es Keller am 3. Juni:

„Lieber Herr Keller!

Meine Schwester reist heute nach Lindau ab, und kommt Sonnabend nach Zürich. Ich soll Ihnen sagen, ob Sie nicht Briefe oder ein Paketchen, vielleicht auch nur mündliche Grüße und Bestellungen an Ihre Mutter ihr anvertrauen und ihr dadurch die Freude machen wollten, dieselbe kennen zu lernen. In dem Fall trifft alles meine Schwester um fünf Uhr heut nachmittag zu Hause, auch Sie selbst.

Ich denke, wir armen Zurückbleibenden sehen Sie wohl Donnerstag. Herzlich grüßend Lina Duncker."

Gottfried Keller fand es klüger, die „elegante Personnage" nicht geradewegs zu seiner schlichten Mutter zu schicken, sondern sie durch Wilhelm Schulz, in dessen Nähe die Mutter wohnte, bei dieser einführen zu lassen. So gab er ihr ein Schreiben an den Freund mit, worin er ihm die „beifolgende junge Dame" empfahl.

Aber die unternehmende junge Dame kümmerte sich, wie sie nach Zürich kam, zunächst nicht um diese Empfehlung, sondern suchte die Wohnung von Kellers Mutter auf eigene Faust auf. Dabei geriet sie aber, wie Keller später (6. März 1856, Baechtold II⁴ S. 345) an Lina Duncker schreibt, „an ein paar alte stupide mürrische Leute, die mit aller Welt im Zerfall leben und mit keinem Nachbar ein Wort sprechen. Diese verleugneten aus Dummheit oder Verstocktheit meine arme Mutter; kaum aber war die ‚Erscheinung' wieder verschwunden, so tauten sie auf, der alte Mann und die alte sonst finstere Frau, und erhoben einen solchen Lärm von der Schönheit und Pracht und Leutseligkeit des fremden Fräuleins, daß es unter allen meinen Bekannten wie ein Lauffeuer herumging."

Nicht mehr Glück hatte Betty bei Wilhelm Schulz und seiner Frau. Schulz berichtet am 28. Juli Gottfried Keller (Baechtold II⁴ S. 93 f.): „Es war gerade an einem Sonntag, als sie sich in der Hottinger Gemeindegasse einfand. Wir waren ausgegangen, schweiften auf dem Zürichberg und in den Wäldern umher, kamen spät abends nach Hause und fanden Dein offenes Schreiben nebst Visitenkarte. Am frühen Morgen stürzte sich meine Kätherli ins ‚Schwert', wo die ‚beifolgende junge Dame' in vornehmer adeliger und weiblicher Genossenschaft logierte. Sie war soeben zum Dampfschiff abgegangen. Die Meinige eilt nach, da reißt der Dampf die Deinige von dannen, und die Meinige hat nur noch das Nachsehen auf eine schlanke weibliche Gestalt im grauen Reisekleide."

Jene alten stupiden Leute waren indessen nicht zu stupid, um sich ihren Kommentar zu machen zu dem Besuch der schönen eleganten Berlinerin bei der Mutter Gottfried Kellers, und auch das Schulzsche Ehepaar und Kellers Mutter blieben in scharfsinnigen Vermutungen nicht zurück: „Wir argumentierten übereinstimmend" — schreibt Schulz (Baechtold II⁴ S. 94) — „wie folgt: ein in einem offenen Schreiben als ‚beifolgende junge Dame' signalisiertes Frauenzimmer von so guter ‚Gattig' steht unzweifelhaft mit dem Schreiber des Schreibens auf sehr vertrautem Fuße. Es ist also nach den jetzigen schlechten sozialen Einrichtungen, Sitten und Gebräuchen nicht anders möglich, als daß das besagte Frauenzimmer entweder selbst die Braut des Schreibers ist, oder daß dasselbe im schlimmsten Falle doch wenigstens die Schwester der Braut des Schreibers ist. Überdies geht aus der lebhaften Charakterschilderung des Herrn und der Frau Kunz [der ‚stupiden alten Leute'] aufs deutlichste hervor, daß die benannte Betty Tendering die unverkennbarste Ähnlichkeit mit dem Dortchen Schönfund hat, und daß sie dermalen an keine andere Unsterblichkeit glaubt, als an die des Dichters Gottfried Keller. Darum

ist nur das eine zu wünschen: daß es dieser Gottfried Keller nicht ebenso mache, wie sein Grüner Heinrich bei dem Dortchen Schönfund, sondern daß er gegenüber der Betty Tendering beizeiten das Maul auftue, was er indessen — nach seinem offenen Schreiben zu schließen — mit vollständiger Offenherzigkeit vielleicht schon wirklich vollzogen hat. Dies sind in der Hauptsache die Mutmaßungen, wie sie gegenwärtig über Dein Verhältnis zu schönen Berlinerinnen oder Rheinländerinnen in allen Tee- und Kaffeevisiten der Stadt Zürich in Umlauf gekommen."

Man kann sich vorstellen, mit welcher Erbauung Keller in seinem verzwickten Zustande diese Vermutungen las! Gegenüber dem Ehepaar Schulz hüllte er sich zunächst monatelang in das tiefste Schweigen. So klagt denn am 14. Oktober Frau Schulz (vgl. Baechtold II⁴ S. 96): „Kein Keller, kein Brief, keine Antwort auf unsere dringende Frage in Beziehung auf Fräulein Betty Tendering. Morgen wird das Polytechnikum eröffnet, und wenn Sie da wären, dürften Sie ohne Zweifel trotz des Korbes, den Sie unserem Regierungsrat gegeben, im schwarzen Frack, weißer Krawatte und schwarzen Zylinder auch mit im Zuge gehen; und eine dem Schauspiel zusehende reifere weibliche Jugend würde mit Fingern auf Sie deuten und sagen: ‚Guck, das ist der Dichter Gottfried Keller, der sich nicht getraut, der Dortchen seine Liebe zu gestehen.'"

Ich vermute, daß sich Keller auf diesen Brief hin entschlossen hat, auch der Mutter wieder einmal Nachricht zu geben und, da auch sie die kühnsten Hoffnungen an den Besuch Bettys geknüpft hatte, „mit entschiedener Grobheit dazwischenzufahren" (an Lina Duncker, Baechtold II⁴ S. 345). So erklärt sich der derbe Ton in seinem Briefe an Mutter und Schwester vom 17. Oktober: „Vergangenen Sommer wollte ein junges Frauenzimmer Dich aufsuchen, welche eine Schweizerreise machte, und ich gab ihr einen Brief an Schulzens mit, damit diese mit ihr herüberkämen, weil es ein vornehm aussehendes und hübsches Stück Weibsbild ist, welche die Leute verblüfft macht. Ich weiß nicht, wie ich dazu kam, sie nicht direkt an Dich zu weisen; ich glaube, ich befürchtete, Du möchtest etwa sonderliche Gedanken fassen und nicht wissen, was Du zu der Person sagen solltest ... Daß sie meine Mutter aufsuchen wollte, war einerseits eine gewöhnliche Artigkeit, da ich die Dame in einem befreundeten Hause öfters sehe und sie tat, als ob sie viel auf mir hielte. Andrerseits aber sollte es auch eine Schufterei sein, damit ich mir etwa einbilde weiß Gott was; denn sie hat mir eine ganze Reihe solcher Geschichten gemacht, und es kam ihr nicht darauf an, nach Hottingen hinauszulaufen; wozu ich viel Vergnügen wünsche! Ich hockte inzwischen lang gut in Berlin. Es ist übrigens ein reiches, schönes und großes Mädchen, welches weder Vater noch Mutter mehr hat, nicht weiß, was sie will, und besonders nicht leiden kann, wenn ihr nicht alle Welt den Hof macht."

Zur gleichen Zeit muß Keller auch an das Schulzsche Ehepaar geschrieben haben. Der Brief ist mit den anderen an Schulz vernichtet; wir können aber aus der begütigenden Antwort von Schulz vom 30. Oktober etwelche Schlüsse auf seinen Inhalt ziehen. „Glaube doch nicht, daß es Klatschereien gegeben

hat. Nur im Kreise Deiner allernächsten Bekannten eine stille, aber innige Mitfreude über die angenehmen Bekanntschaften, die Du in Berlin gemacht hast, und darüber, daß Du mit einer solchen Phönixin auf so genial vertraulichem Fuße lebst. Aber sehr tief muß sich doch die Tingtang in Dein Dichterherz hineingestichelt haben, Du kommst ja sogar auf das Erdbeben und die oberwallisischen Täler zu sprechen, bloß um Deine Besorgnis zu äußern, daß sie ins Schwanken geraten sein könnte[1]). Fürchte nichts, sie wird nicht schwanken, sie wird festhalten; das scheint ganz in ihrer Art zu liegen. Und wenn Du noch Gelegenheit hast, sie in die Hottinger Gemeindegasse zu dirigieren, so versäume es ja nicht. Nicht bloß der deponierte Gruß wird richtig besorgt werden, sondern ich verspreche Dir auch, sie nicht allzu direkt darüber auszufragen, ob sie etwa als Dortchen gegenwärtig im strengen Inkognito die sämtlichen europäischen Buchhandlungen und Leihbibliotheken bereise."

Daraus geht hervor, daß Betty Tendering Ende Oktober noch in der Schweiz, im Oberwallis, weilt, und daß Keller annimmt, sie könnte auf der Durchreise wieder bei Schulz vorsprechen, bei dem er einen Gruß für sie „deponiert".

Inzwischen hatte Kellers verzweifelter Zustand auch sein schönes Verhältnis zum Dunckerschen Hause getrübt. Monatelang hatte er sich fernhalten zu müssen geglaubt. Der Grund — oder Vorwand — war folgender. Unter den ständigen Gästen an der Johannisstraße befand sich Eduard Vehse, der Verfasser der „Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation", einer kritiklosen Kompilation von Klatsch- und Skandalgeschichten. Keller war die Persönlichkeit dieses „mit Wissensstoff überladenen", haltlos zwischen Freisinn und Frömmelei pendelnden Mannes aufs äußerste verhaßt, von dem übrigens auch Gutzkow in seinen „Rückblicken auf mein Leben" (Houben, Gutzkows ausgewählte Werke XI S. 126 f.) ein nichts weniger als schmeichelhaftes Bild entwirft. Es verdroß ihn, daß Dunckers den unangenehmen Menschen beständig in ihre Nähe zogen, während er selber das Gefühl hatte, seit Monaten ignoriert zu werden, und wie er einst im November mit Dr. Julius Frese, einem anderen Freund des Dunckerschen Hauses, im Wirtshaus zusammentraf und ihn dieser durch aufdringliches Fragen nach den Galatea-Novellen, die bei Franz Duncker erscheinen sollten, reizte, machte er seinem Groll in heftigen Worten Luft (Baechtold II[4] S. 300): er habe die Lust verloren, für den Dunckerschen Verlag zu arbeiten; man habe ihn ungezogen behandelt, da ihn Lina Duncker nicht ein einziges Mal mehr habe rufen lassen und er gar nicht wisse, woher diese Ausschließung komme, nachdem Herr Duncker einen Kontrakt über die Galatea-Novellen mit ihm abgeschlossen; er lasse sich nicht wie eine Strohpuppe behandeln, die man nach Laune in ein Haus ziehen und wieder hinauswerfen könne. Er werde in kein Haus mehr gehen, in dem der Dr. Vehse Zutritt habe.

[1]) Das Visptertal ist vom 25. Juli bis zum 18. Dezember 1855 von einer ganzen Reihe von schweren Erdbeben heimgesucht worden, wie mir Herr Prof. Dr. J. Früh in Zürich gütigst mitteilt.

Anderes kam dazu: das Unvermögen, sich zur dichterischen Arbeit zu sammeln; die wachsende Enge der ökonomischen Lage: er war gezwungen, um nicht „ins Wechselgefängnis zu spazieren", gegen Hettner wortbrüchig zu werden, dem er ein Darlehen auf den 15. Juli zurückzuzahlen versprochen hatte (Baechtold S. 283 f.). Anfang November war er in wahrhafter Verzweiflung vor Bedrängnis von innen und außen. Damals ließ er sich herbei, Freiligrath und Hettner seine „ungefüge Leidenschaft" zu bekennen, noch mehr, er verstand sich jetzt sogar dazu, vor der Mutter die Maske trotziger Gleichgültigkeit wegen Betty Tendering abzunehmen: er habe eine traurige Affäre mit jenem Frauenzimmer gehabt, schrieb er ihr am 11. November (Baechtold S. 294), die die Mutter im Sommer habe besuchen wollen. „Ich habe davon soviel Kummer und Verdruß gehabt, daß ich fast nichts tun konnte und wieder rückwärts kam; und es gibt in dieser Sache keinen andern Ausweg, als daß ich von hier weggehe."

Es war eine doppelte Erlösung, als die Mutter durch die Vermittlung des zürcherischen Regierungsrates Jakob Sulzer einen Notpfennig für ihre alten Tage in einen Wechsel von 1000 Gulden umwandelte, ihn nach Berlin sandte und so das aufgefahrene Lebensschifflein des Sohnes wieder einmal flott machte. Am 16. November erhielt er mit dem Geld die Aussicht auf die Erlösung. Am 17. fühlte er sich frei genug, Frau Duncker seinen Groll zu beichten (der Brief steht bei Baechtold II⁴ S. 299 ff.). Am gleichen Tage schrieb sie ihm ihre Antwort:

„Mein lieber guter Herr Keller!

„Ehrlich währt am längsten! Sie könnten mir getan haben, was Sie wollten, es wäre nicht allein vergessen, nach so ein paar lieben derben Worten, nein, mit vollem Vertrauen und mit der herzlichsten Meinung würde ich Ihnen die Hand geben und wünschen, daß wir gute Freunde würden. Ob Sie nun gerne der Freund eines Taugenichtses wären, das weiß ich nicht, wahrhaftig, es hat nie den Anschein gehabt, aber heute binden Sie so liebenswürdig mit mir an, daß Sie mich nun auch so leicht nicht wieder los werden. Ich will mich gegen den Titel, den Sie mir geben, nicht verantworten, ich verdiene ihn mehr als Sie wissen, und als ich anderen gegenüber zugeben darf, es erschreckt mich nur, daß man es mir also doch ansieht, daß es mir Menschen anmerken, denen ich gerade nicht nahestehe, und die nicht meine Vertrauten waren, — daß ich wirklich ein Taugenichts bin. Aber es tröstet mich, daß ich nicht ohne Kameradschaft bin, und es beglückt mich, daß man mich dennoch gern hat, ich mache aus meiner Natur und meinen Sünden nur ein Geheimnis, wenn ich muß, nicht aus Neigung, nicht aus Falschheit, nicht um besser zu scheinen als ich bin. — Gegen Sie, mein bester Keller, bin ich mir übrigens keines Fehlers, keines Hinterhaltes, keiner Vernachlässigung bewußt, ich habe Sie oft nicht geschont, wenn ich Sie gebeten habe, zu uns zu kommen, ich glaubte, als ich von unserer Reise zurückkam, mich Ihren Wünschen und Neigungen anzuschließen und Ihnen entgegenzukommen, wenn ich Sie nicht eingeladen habe. Sie haben nichts getan, mich zu belehren, daß ich im Unrecht sei oder daß ich Ihnen wehtäte, — bis heute. Glauben Sie sonst, was Sie wollen,

glauben Sie aber wenigstens vorab, daß ich wirklich auch ein ehrliches Menschenkind bin, und daß ich hier keine leeren Entschuldigungen suche, sondern wirklich Ihnen den einzigen wahren Grund sage, warum ich nicht mehr zu Ihnen geschickt habe. Der Grund ist, daß ich Ihnen nicht lästig sein wollte, daß ich Sie nicht mit Bitten genieren wollte, die Sie aus Gutmütigkeit oder eines mit unserem Geschäft eingegangenen Verhältnisses wegen erfüllt haben möchten, ohne Neigung, Vergnügen oder Befriedigung." — Von Behse denkt sie nicht sehr viel Gutes: „ich glaube sogar, daß er sehr gefährlich sein kann, und daß es leichtsinnig war, ihn bei uns heimisch zu machen, aber es ist geschehen, es wäre brutal, ihn jetzt abzuweisen. — Ich halte ihn ferne, weil ich ihm nicht traue, aber ich habe ihn zu beleidigen keine Veranlassung." Mit dem Tone herzlicher Freundschaft fordert sie Keller auf, wiederzukommen; sie weist den Verdacht zurück, als ob sie seine Freundschaft und Arbeitskraft im Interesse des Verlagsgeschäfts ihres Mannes hätte ausnützen wollen und nun, weil Keller mit der Ablieferung der Novellen zögere, sich von ihm zurückgezogen habe: „Mein Mann ist Buchhändler und verlegt also Bücher, wollte Gott, nicht schlechtere als die Ihren, ich bin oft gegen neue Unternehmungen, denn er hat kein Geld dazu, ich mache aber meinen Einfluß nie länger geltend, als ich meinen Mann noch unschlüssig finde, bestimmen tut er ja natürlich. Aber gegen einen Menschen feindlich auftreten, ihn beleidigen oder wenigstens vernachlässigen, weil ich annehmen könnte, sein Buch wäre kein gutes Geschäft, lieber Herr Keller, und wenn dem so wäre, auf unsere gesellschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen könnte das nie einen Einfluß haben — von meiner Seite aus.

„Hoffentlich werden aus den acht Tagen, die Sie noch hier bleiben wollen, noch Monate, damit ich Ihnen beweisen kann, daß ich keine Flausen mache, damit Sie mir beweisen können, wie Sie heute so nett angefangen, daß Sie mir ein bißchen gut sein müssen.

„Das Müssen ist das beste in solchen Dingen, das Wollen ist Torheit. Ich nehme daher Ihren Abschied so freudig und warm auf, als wäre er ein Willkommen, ich will mich gerne bessern nach Ihrem Beispiel, nur sagen Sie mir, womit soll ich anfangen —? Alle meine kleinen und großen Sünden gegen die Menschen gut zu machen, dazu brauche ich ja ein ganzes Leben, denn andere Vergehen als gegen Menschen kenne ich nicht, und die Glocken der Matthäikirche, die eben läuten, die rühren mich nicht.

„Ihr Brief ist mir durch den schwarzen Novembermorgen gekommen, wie ein Blitz durch die Nacht, sehr unerwartet. Es gibt wahrhaftig nichts Besseres, als wenn man in irgend eines guten Menschen Seele ein kleines Plätzchen zu haben glaubt. Von Herzen Ihre

Lina Duncker."

So war der Freundschaftsbund aufs neue befestigt, nachdem er dieser Erschütterung standgehalten. Keller erschien wieder im Dunckerschen Hause; sein seelisches Gleichgewicht freilich war noch nicht völlig hergestellt: „Ich habe mich", schrieb er an Lina Duncker in einem letzten Abschiedsgruß von Berlin (Baechtold II[4] S. 302 f.), „wieder sehr schlecht aufgeführt bei Ihnen;

aber ich kann nicht dafür und führe mich jetzt fast überall schlecht auf und habe auch gewissermaßen ein Recht dazu. Grüßen Sie auch das Fräulein Tendering noch von mir, wenn Sie ihr schreiben."

Daraus scheint hervorzugehen, daß er Betty Tendering vor seiner Abreise nicht mehr gesehen hat; sie brachte den Winter 1855—56 in Italien zu (Lina Duncker an Keller 21. Mai 1856). Anfangs Dezember verließ er Berlin, um nun endgültig sich in der Heimat festzusetzen. Aber seine Erinnerung kehrte noch oft und lange in das Haus an der Johannisstraße zurück, wo ihm das tiefste, seligste und bitterste Erlebnis seines Berliner Aufenthaltes zuteil geworden war. Ob er Betty immer noch liebte? Ob er seine Leidenschaft überwunden? Ein paar Verse auf der blauen Schreibunterlage können vielleicht die Frage beantworten:

Wohl vierundzwanzig Stunden lang,
Wohl vierundzwanzig Stunden lang,
von einem Tag zum andern,
so werden draus die Wochen,
aus Wochen werden Monde,
aus Monden werden Jahre.
Und ist ein Jährchen erst vorbei,
so ist das Herze wieder frei,
frei wie der kühle Tod.

Die Zeit versah ihr Amt an ihm, und bald gelang es ihm, in den Briefen an Lina Duncker, wenn er von ihrer Schwester sprach, den alten Ton geistreicher Neckerei anzuschlagen. Zwei Schreiben aus dem Jahre 1856, das eine aus dem Januar und das andere vom 6. März, hat Baechtold (S. 332 ff., S. 342 ff.) veröffentlicht. Zwei weitere, noch ungedruckte, darf ich hier mitteilen.

Lina Duncker hat Kellers Brief vom 6. März am 21. Mai beantwortet, indem sie ihm zugleich einen für Keller bei dem Dunckerschen Verlag eingelaufenen Brief von Wolfgang Müller von Königswinter schickte. Sie rühmt in ihrem Schreiben den Schiller-Biographen und Rezitator Emil Palleske, der acht Tage bei Dunckers gewohnt hat: „Er ist eine herrliche, frische, lebensvolle Natur, hat Geist, Herz und das angenehmste, wohlwollendste Wesen." Die „Leute von Seldwyla", die 1856 erschienen, sind ihr noch nicht zu Gesicht gekommen, ebensowenig wie das Manuskript der Galatea-Novellen. „Ich habe keinen Auftrag, Sie darum zu mahnen und zu quälen, aber mein eigenes Interesse läßt mich doch daran denken und darnach fragen, wie lange nach der Erscheinung der Viewegschen Novellen [der „Leute von Seldwyla"] die neueren daran kommen sollen. Franz ist seit vier Wochen in London, um Geld aus seiner Telegraphenerfindung[1]) zu

[1]) Lina Duncker an Keller 29. Februar 1856: „An unserm Himmel ist eine elektrische Sonne aufgegangen, vorläufig leuchtet sie zwar blaß und erwärmt noch nicht, aber ich denke, daß ihre Strahlen nicht kalt bleiben. — Herr Bernstein hat nämlich eine Erfindung gemacht, auf einem elektrischen Draht gleichzeitig zwei Depeschen zu befördern, und Franz beteiligt sich an den Kosten und Erträgen dieser Erfindung. Die beiden Herren sind geblendet von dem kommenden Glanz und Gold unserer Häuser."

machen, bis jetzt hat er aber nur Kosten, Sorgen, Ärger geerntet und sein schönes, freundliches Haus, seine Kinder und seine schlimme Frau entbehrt. Dr. Hirsch aus Wien schreibt mir gestern, daß dieselbe Erfindung in Wien und Turin gemacht, nicht patentiert sei, wie zweifelhaft es nun ist, ob die schlauen Engländer anbeißen und uns abkaufen, was sie umsonst haben können. — Franz hat aber so sehr auf einen brillanten Ertrag gerechnet, daß er in mehr als eine Verlegenheit käme, wenn er ohne denselben nach vier Wochen heimkehren müßte. — Frese ist ausgewiesen, Sie wissen, daß er nur unter der Bedingung, sich von jeder politischen Tätigkeit fernzuhalten, hier sein durfte, — nun hat man bei einer Haussuchung gefunden, daß er Kammerberichte macht, und hat ihn sofort beim Schopf gefaßt. Ihm und uns allen tut es sehr leid, daß es so gekommen, und er meint, wenn er mich nun nicht mehr in den Kneipen verteidigen könne [vgl. Kellers Brief vom 17. November 1855, oben S. 48], sei ich ganz verlassen und würde ihn am meisten entbehren. — Meine liebe, große, schöne Schwester ist seit Ende April von Neapel zurück und aufs elterliche Gut gegangen; sie blickt mit Sehnsucht und Entzücken gen Süden, und ich bin überzeugt, daß sich das Geld und die Reiselust zusammen wieder einfinden werden, und wir sie den Winter nicht hier haben. — Haben Sie denn die schreckliche Mordgeschichte in unserm Hause gelesen? Ich war allein, ohne Franz, und sehr erschrocken und kleinmütig; aber ich habe mich äußerlich tapfer gehalten, die Besinnung nicht verloren und den Kleinmütigen, Abergläubigen und Furchtsamen ein gutes Beispiel gegeben, und mich so an mir selbst gehalten und wieder aufgerichtet."

Darauf bildet folgender Brief Gottfried Kellers die Antwort:

„Liebe Frau Duncker!

„Ich danke Ihnen für die gefällige Übersendung jenes Briefes und für das freundliche Begleitschreiben. Der Brief war von dem rheinischen Oberdichter Wolfgang Müller, weiß Gott wo er erfahren, daß ich bei Ihnen zu erfragen sei! Wenn meine Novellen bei Ihnen erst heraus sind, so werden Sie mir manche Briefe zu schicken haben, hoffentlich geht es nicht wie bei Vieweg, durch welchen ich früher viele Briefe bekam, seit ein paar Jahren aber keinen einzigen mehr, so daß ich glaube, er unterschlägt sie oder nimmt sie brutaler Weise nicht an. Gegen mich ist dieser Herr plötzlich wieder sehr freundlich geworden. Nun weiß ich gar nicht, was das für eine Mordgeschichte in Ihrem Hause gewesen ist, von der Sie schreiben. Wie es scheint, haben Sie irgend eine große Gefahr und Spektakel bestanden, tun Sie mich doch gelegentlich darüber aufklären. Wie Ihr Brief zeigt, sind Sie indessen mit dem Schrecken davon gekommen. Der Struwwelpeter in Ihnen ist aber gewiß auf einige Tage latent oder gebunden geworden; freilich wird er jetzt längst wieder „frei" sein. Dr. Frese dauert mich, nicht gerade, weil er von Berlin fort muß, sonst müßte ich mich zuerst selbst bedauern (während ich mich selbst beneide), sondern weil er um seine schöne Stellung als Anwalt beim Biergericht gebracht ist. Auch Palleske muß ein rechter Damenfüsilier sein, da er so schrecklich gelobt wird. Ich habe auch

in anderen Damenbriefen die gleiche Litanei gehört. Er ist aber ein Fuchs und flattiert den Frauen nur, weil er Dramen macht, die er gelobt haben will. Aber tückisch ist seine Huld und urabgründlich sein Lächeln! Er ist aber doch ein guter Kerl. Was macht denn der große Scherenberg? In Zürich ist eine Berlinerin, eine Frau Professor Köchly aus Dresden, welche mit Ihnen in die Schule ging; ich suchte schon mehrmals zu erforschen, wie Sie als Backfisch gewesen seien, und hoffte, eine rechte kleine Göhre als Resultat meiner Forschungen vor meinem innern Auge auftauchen zu sehen; allein es wurde nichts verraten, vermutlich weil beide kleine Knirpsinnen die gleichen angehenden Strauchdiebe waren.

„Meine Erzählungen habe ich Ihnen nicht geschickt, weil ich glaubte, Vieweg stelle der „Volkszeitung" ein Exemplar zu, was er mit dem Roman auch ohne meine Aufforderung getan hat. Jetzt habe ich kein Exemplar mehr und Sie müssen das Buch halt ungelesen lassen, wenn Sie es nicht aus der Leihbibliothek bekommen. Jedoch sind alle Wunderwerke, die ich bis jetzt „geschaffen", wahre Wischlappen im Vergleich zu den Novellen von vollendeter Klassizität, die jetzt mit noch ganz klein wenig Geduld zu erwarten ich Sie bitte. Nächstens werden sie erfolgen. Göttlich sind sie, von strengem Seelenadel, von endloser Grazie und getaucht in das ewige Hallunkentum schnöder Verliebtheit, Vergißmeinnicht und rationelle Seidenzucht. Sie und Ihre hochgeratene, nach Süden gaffende Schwester können dann darum würfeln, welcher ich das Werk dedizieren soll, und je nachdem werde ich einen Widmann schreiben (d. h. eine Widmung), der sich gewaschen hat. Oder lieber will ich, in Ansehung der Franz Dunckerschen Verlagskasse, für Ihre gelockte Sorella eine eigene Novellensammlung machen zu Papilloten, für jede Locke eine Novelle und für den Zopf zwei, sie soll mir nur die Zahl schicken und nicht zu große Locken drehen, damit ich mehr Honorar herausschlage. Daß Elise Schmidt und Fräulein v. Schlichtkrull [die Romanschriftstellerin] nach London sind, habe ich in der Zeitung gelesen. Wenn diese beiden Schrullen Gottes mit ihrem Bettschirm nur nicht den Prinzen Albert betören, oder den alten Lord Firebrand [Palmerston], daß die Welt aufs neue in Flammen gerät! Auch würde ich unter bewandten Umständen den Fränzchen um keinen Preis länger in London lassen, sonst kommt er nicht nur arm am Beutel, sondern auch krank am Herzen nach Hause. Es streckt mir, indem ich schreibe, ein großer Moosrosenstrolch die grünen Hände dicht ans Fenster und der Buchs wird geschoren wie ein Mönch, von einem Burschen mit einer grünen Schürze.

„Leben Sie wohlest und bleiben Sie gewogenst Ihrem ergebensten

Zürich, den 11. oder 12. Juni 1856. Gottfried Keller.

„Meine Mutter läßt sich Ihnen auch empfehlen, d. h. sie ist gerade nicht zur Hand und ich sage das nur so aus unbestimmter Vermutung."

Diesen Brief beantwortet Frau Duncker am 2. und 3. September. Sie schreibt von den Galatea-Novellen, die immer noch nicht eingetroffen sind, und von den Honorarabzügen, die durch die Verspätung eintreten müßten: Keller hatte, wie wir unten sehen werden, selber die Bestimmung in den Vertrag gebracht, daß er für jeden Monat, um den er die Ablieferung des Manu-

skriptes verzögere, eine Konventionalstrafe von fünfundzwanzig Talern zahlen müsse. — „Eigentlich sollte ich Ihnen," meint sie zu dem — nicht ernst gemeinten — Anerbieten Kellers, ihr oder ihrer Schwester die Galatea-Novellen zu dedizieren, „recht gerührt und dankbar schreiben, da Sie mir zuletzt die liebenswürdige Offerte machten, mir Ihre Novellen zu dedizieren. Ich lasse mich nicht gerne anführen und auslachen, und sage Ihnen also, daß ich dem Frieden nicht traue, daß ich glaube, Sie wollen sehen, wie meine Eitelkeit bei einer solchen scherzhaften Anfrage ans Tageslicht kommt; ich will Ihnen aber gestehen, daß für eine Verlegersfrau dergleichen Gunstbezeugungen so sehr nach Unfreiwilligkeit aussehen, daß ich sie deshalb dankbar zurückweisen würde, wenn ich mir überhaupt aus den Meinungen der Leute etwas machte. Was mich betrifft, so wäre ein ernstlich gemeinter Vorschlag für eine Widmung der erste, der mir in meinem Leben gemacht wird, und ich habe eine kindische Freude darüber gehabt, das ist eventualiter die beste Antwort. — Meiner Schwester gehörte Ihr Brief zur Hälfte mit, da soviel von ihr und für sie darinstand, ich habe denselben also an sie geschickt und soll Ihnen sagen: ‚wenn Herr Keller für Lockenpapilloten arbeiten will, so kann ich seine Werke nicht annehmen, denn meine armen Locken habe ich in vieler Herren Länder verfliegen und verflattern lassen, die Stoppeln meines Herbstes sind für sich alleine schon so kapriziös, daß Kellersche Novellen keinen Umschwung hineinbringen würden. Ich fürchte, mir selbst ohne Locken wird er nichts widmen wollen, denn in den sieben Simsonschen lag alle Kraft. Die andere Macht liegt versteckt, und wiegt die vergangenen Ringeln für die meisten nicht auf.' So meine liebe große, von Italien-Sehnsucht noch nicht wieder ruhig gewordene Schwester."

Dann berichtet Lina Duncker, wie sie vor drei Wochen einem Mädchen (Marie) das Leben gegeben habe, und schildert das Glück, das ihr das kleine Wesen gewährt. Endlich erzählt sie von den Keller bekannten Gästen ihres Hauses: von Frese, der nun in Bremen an der Weserzeitung angestellt ist, von dem „Spinnenfresser Fabricius", dem Intendanturrat Fabrice, über dessen Rauferei mit Ferdinand Lassalle Ludwig Pietsch (Wie ich Schriftsteller geworden bin S. 340 ff.) berichtet. „Jetzt", so weiß Lina Duncker zu melden, „weidet er in Pommern, um sich den alten Junggesellen abzustreifen und als freiender Jüngling heimzukehren. Seine Phantasie scheint etwas auf Abwege zu geraten, da er sich in der letzten Zeit nur mit dem nordischen Achill, dem jungen Fritjof, verglich, und seine Angebetete, eine blasse Jüdin, als Ingeborg an sein Herz träumt. — Daß Tegnérs Ingeborg goldblond ist, und auch sonst nichts Orientalisches an sich hat, kümmert ihn nicht halb so viel in seinem Vergleich, als daß beide Damen viel Geld und Land besitzen."

Sie berichtet von Vehse, der in der Schweiz oder Savoyen ist, von der Frau des Philologen Hermann Köchly, mit der sie nicht zusammen in die Schule gegangen ist, die sie nur zwei Monate in Dresden gekannt hat; jene hat ihr damals so sehr imponiert, daß sich Lina Duncker bei einem neulichen Besuch der Dame in Berlin nicht an sie herangetraut hat. Sie kündigt Keller den Besuch einer gemeinsamen Bekannten, Christiane Erdmann, an

und klagt, ihr Mann sei sehr beschäftigt und teilweise sehr sorgenvoll: „denn unter uns gesagt, hat die Telegraphie noch nichts als Arbeit und Sorge gebracht und Geld gekostet."

Gottfried Keller schwamm damals, als er diesen Brief erhielt, in dem bewegten Meere vaterländischer Festfreuden. Vom 1. bis 4. September hatte in Zürich und Winterthur ein ostschweizerisches Kadettenfest stattgefunden, zu dem der Dichter zwei Lieder beigesteuert hatte: ein ernsteres Weihelied: „Waffensegen" („Vaterland, um deinen Segen Flehn wir, da wir vor dich legen Unsrer Erstlingswaffen helle Reihn, Dir sie ernst und treu zu weihn" — wieder abgedruckt bei Brunner, Studien und Beiträge zu Gottfried Kellers Lyrik, 1906, S. 430) und ein fröhliches Tischlied („Es eilt vom Berg der Schweizerknab", ungeändert in die Gedichte I, S. 205 aufgenommen). Beide Lieder wurden am Feste gesungen, das erste in der Komposition von Karl Keller am zweiten Tage nach der Rede des Festpräsidenten, das zweite nach der Melodie von Methfessel am dritten Tage beim Abendtrunk in der Festhalle.

Von diesem Feste erzählt Gottfried Keller der Freundin, und wir spüren: das starke Selbstbewußtsein des Schweizers, dem das jugendliche Waffenfest eben die Kraft der Zukunft geoffenbart, stellt sich der Erinnerung der demütigenden Leiden gegenüber, die er einst in Berlin durchgemacht:

„Liebe Frau Duncker.

„Zuerst wünsche ich Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl herzlichst Glück zu der kleinen Sünderin, womit Sie die Welt bereichert haben; obgleich ich deren Namen noch nicht kenne, macht sie mir doch vollkommen erklärlich, warum Sie diesen Sommer nicht in die Schweiz gekommen sind. Wenn ich geahnt hätte, wie fleißig Sie in Ihrem Berufe wären, so wäre ich selbst auch fleißiger gewesen und hätte das Buch fertig gemacht; aber ach! es hätte kaum was geholfen! Schon zweimal sah ich dicht vor der Nase die Leute Heu machen, sah das Korn reif werden und abschneiden, alles wuchs und war fleißig und alle Menschen rührten sich, nur ich tat seufzend gar nischt! Ich habe Wochen lang nicht nur kein Wort geschrieben, sondern auch keines gesprochen, denn der Mensch denkt und Gott lenkt und man kann sein inneres Geschick oder Ungeschick nicht zum voraus bestimmen, wie einen Fakturzettel. Aber meine Mittel erlauben mir das! Ich habe jene 25 Taler-Bestimmung in einer düstern Vorahnung selbst verfügt, wenn etwa nicht alles am Schnürchen gehen sollte, damit ich für mein Geld meine persönliche Freiheit behalte zum Allotriatreiben und Melancholischsein, ohne gerüffelt zu werden. Wenn ich dabei auch schlechte Geschäfte mache, so werden schließlich doch wenigstens gute Bücher daraus. Indessen habe ich doch nicht Lust, diesmal noch viel bares Geld zuzulegen, und bis Weihnachten soll das Buch sicher herauskommen. Jüngst habe ich mich wieder gründlich gesund gemacht, indem ich mich unter fast viertausend bewaffnete Jüngelchen oder Kadetten stürzte, die wir in Zürich aus der halben Schweiz zusammen getrieben hatten, um ihnen ein viertägiges Fest zu geben. Ich habe noch nie eine solche Freude gesehen, oder selbst gehabt, und habe mir alle Grillen aus dem Kopfe geschlagen. Es war ein

eigentliches Kindermeer, worunter übrigens schon ziemlich große und kräftige Burschen, aber auch ganze Bataillons ganz kleiner Stöcke von 10—12 Jahren, die ihre 50 Patronen aber so gut und regelrecht verschossen wie die Größeren. Diese kleine Armee mit ihren vielen Fahnen sah aus wie ein wandelnder Blumengarten, und eine unendliche Menge der Alten, Mann und Weib, reich und arm, umkoste und umdrängte die Tage über die bimmelnden, trommelnden, trompetenden und singenden Kleinode der Zukunft, und man sah bei dieser Gelegenheit, wie viel Liebe und rechtes Gefühl doch noch in der Welt ist, denn viele Leute hatten öfter Tränen in den Augen, sogar ich selbst gegen das Ende, nachdem ich die andern ausgelacht. Als sie einmarschierten, wurden einige Hundert von Leuten gestohlen, die sich für die auf den Quartierbilletts Bezeichneten ausgaben, so daß die eingeschriebenen Quartiergeber wie brüllende Löwen umherliefen, die ihre Jungen suchten. Item! es war hübsch. Ich hatte zwei Lieder zum Singen machen müssen, ein ernsthaftes und ein lustiges. Letzteres nahmen die jungen Herren sehr gnädig auf, so daß sie es überall sangen. Beim Festessen, nach dem Hauptmanöver, wo die ganze Klerisei in einer unabsehbaren Halle an 175 Tischen untergebracht war, wurde es von allen zusammen gesungen. Vier Taktschläger, an hochragenden Punkten verteilt, und zwei Musikchöre hielten die Masse zusammen, so daß mein Opuskulum aus den Tausenden von Knabenkehlen und im größten Jubel erklang. Ich hatte auch einen Tisch unter mir und war eben beschäftigt, aufzupassen, daß die kleinen Teufel genug Brot bekämen und nicht zu schnell tränken, als es anfing, mit Gläsern um mich her zu drängen und zu rufen: Herr Keller lebe hoch! Denn man hatte ihnen gesagt, ich habe das Lied gemacht und sie sollten mit mir anstoßen gehen, so kam die ganze Nachbarschaft herbei und ich war von den Burschen umringt, die mir ihre Gläser emporhielten und schrien wie besessen! Meine eigene Tischfamilie war sehr erstaunt, zu sehen, welch einen Vorsteher sie hatte, und tat sich was drauf zu gut! Sie sehen also, daß Sie mit Ihrem einzelnen Säugling nicht aufkommen können gegen meine nationalen Vaterfreuden von 3500 Säuglingen, die dazu noch alle Flintchen mit Bajonetts tragen! Adolf Stahr und Fanny Lewald haben alles mitgemacht und schwimmen im Entzücken darüber, sowie sie überhaupt gut auf unser Land zu sprechen sind. Dies hat mich ganz versöhnt mit dem wunderlichen Paar, denn wer mein Land lobt und rühmt, dem kann ich nicht bös sein!

„Die diversen Schicksale Ihrer verschiedenen Günstlinge interessieren mich so halb und halb, Sie haben aber den Herrn von Viedert vergessen; des Freses sein Idealismus kommt mir komisch vor, wenn er heiraten will, was ihm in den Wurf kommt, um dem Materialismus zu entgehen. Ihre Fräulein Erdmann oder Erdfrau habe ich nicht gesehen, aber davon gehört. Es sind so viele Deutsche hier, daß man nicht allen entgehen kann. Übrigens würde ich die Dame nicht erkennen, da ich sie nur ein- oder zweimal bei Licht gesehen in Ihrem Hause, und das ohne Brille. Frau Köchly hätte Sie gern besucht, wenn sie Zeit gefunden hätte. Sie brauchen sich aber, unter uns gesagt, nicht sehr imponieren zu lassen, es ist noch immer eine hübschliche Er-

scheinung, aber etwas ungekocht inwendig, wie mir scheint, denn ich habe noch nicht viel Gescheites von ihr gehört. Dies wird Ihnen auch Fanny Lewald sagen, welcher sie ins Gesicht sagt, sie hätte noch nicht die „Wandlungen" [Fanny Lewalds 1853 erschienenen Roman] gelesen, worauf Fanny: das sei sehr unrecht von ihr, denn es sei ein sehr ernsthaftes Buch.

„Es ist sehr human von Ihrer Fräulein Schwester, daß sie gelaunt ist, mir durch ihre geehrten Bemerkungen Gelegenheit zu einigen Komplimenten zu geben. Ich kann mich auch wohl dazu herbeilassen, da ich so viele Unhöflichkeiten gut zu machen habe. Also erstens, wenn von ihrer Person gar nichts übrig bleiben würde, als allein die Stimme, wie bei der unglücklichen Echo, so wäre diese allein noch wert, daß man ihr ganze Bibliotheken widmete. Denn nicht nur ihre Singstimme, welche ich nie hörte, sondern auch die Sprechstimme hat mir ausnehmend wohlgefallen, und das ist ein ganz aufrichtiges Kompliment, ich habe deshalb den Spinnenfresser immer gerne in der Nähe gehabt, weil er Ihre Schwester am meisten sprechen machte. Übrigens ist der Vergleich mit den Simsonschen Locken für mich kein schmeichelhafter. Simson verlor seine Macht mit seinen Locken gegenüber den Philistern, und zu dieser Nation gehöre ich nicht. Indessen, wenn die Locken fort sind, so kann man allerdings auch keine Papillocken brauchen. Sie könnte aus den Novellen daher ein Nachtmützchen machen, um sich einzuschläfern, wenn der Gram über den Lockenverlust ihr den Schlummer fernhält. Denn zu allen Zeiten haben schlechte Erzählungen den Schlaf befördert. Doch genug der Dummheiten, mehr soll mir für diesmal die heuchlerische Demut der Fräulein ohne Locken nicht entlocken. Ich habe nachträglich von der Schreckensgeschichte in Ihrem Hause gehört und bedauerte Sie sehr. Ich muß jetzt abbrechen, da ich sehr aufgelegt bin zum Fleißigsein, d. h. erst will ich, wenn ich die Briefe zur Post trage, noch eine Tasse Kaffee trinken, inmitten meiner Brüder, und eine Zigarre rauchen, da es jetzt viel Spaß gibt auf den Kaffeehäusern, wegen des verunglückten Putsches in Neufchâtel. Dies ist jetzt besorgt und aufgehoben für immer, der Graf wird seine Diener nicht loben.

Ihr ganzes Haus ergebenst grüßend

Zürich, den 8. September 1856. Ihr Gottfried Keller."

Lina Duncker ließ diesen Brief zunächst unerwidert. Erst als Keller am 8./16. März 1857 (Baechtold II[4] S. 375 ff.) wieder an sie schrieb, antwortete sie am 28. Juni. Aber auf Kellers weiteren Brief vom 4. Juli 1857 (Baechtold II[4] S. 387 ff.) blieb sie ihm wieder die Antwort schuldig, und nun hüllte auch er sich in Stillschweigen. Er habe ihr, bemerkt er dann am 23. Juli 1858 wieder (Baechtold II S. 421, wo aber das Datum irrtümlich 23. Juni heißt), nicht mehr geschrieben, weil sie ihm die Antwort auf seinen letzten Brief schuldig geblieben sei. Da die Erinnerung an Berlin, wo er ein ziemlich anregungs- und freudeleeres Leben geführt habe, angefangen habe bei ihm zu verblassen, so werde er auch weniger an seine Korrespondentenpflicht gemahnt als früher.

Lina Duncker weilte damals zur Molkenkur in Gais im Appenzellerlande; auf der Rückreise besuchte sie mit ihrem Mann Keller in Zürich. Und

damals sandte ihm Betty Tendering von Wesel aus das einzige Billett, das sich aus ihren Beziehungen zu dem Dichter erhalten zu haben scheint. Der Poststempel trägt das Datum des 3. August. Das Billett lautet:

„Einen Gruß von einer Bekannten aus sandigen Zeiten schicke ich der Bitte vor, inliegenden Brief meiner Schwester irgendwo nachzusenden. Sollten Sie das nicht zu tun imstande sein, so muß ich Sie noch belästigen mit dem Entzünden eines Schwefelholzes oder mit dem Hinabsenden in das Küchenfeuer. Sollte Ihnen das gar sehr lästig sein, so verzeihen Sie es, ich weiß nicht warum? Betty Tendering."

Man hört darin den Nachhall des neckischen Tons von einst. Aber, vielleicht täusche ich mich auch, ich glaube auch einen leisen Unterton der Bitterkeit darin zu vernehmen. Ob sie Keller, wie Dortchen Schönfund den Grünen Heinrich, jemals wahrhaft geliebt? Ich habe mich umsonst bemüht, etwas über ihre Gefühle zu erfahren. Betty Tendering hat später, wenn Gottfried Keller ihr jemals Briefe geschrieben, sie vernichtet, und sie und ihre Schwester haben über Bettys Beziehungen zu dem Dichter das tiefste Stillschweigen beobachtet. Aus der Liebe von Dortchen Schönfund zu Heinrich einen Schluß auf die Wirklichkeit zu ziehen, halte ich nicht für erlaubt; man kann gerade so gut annehmen, daß der Dichter im Romane seiner träumenden Phantasie gestattete, ihm vorzugaukeln, daß die Geliebte ihn wieder liebe, gerade weil die Wirklichkeit ihm nicht den Gefallen tat, sein sehnsüchtiges Wünschen zu erfüllen. Betty Tendering hat nachmals in ihrer Heimat Wesel den Bierbrauereibesitzer Heinrich Tigler geheiratet. Ihr späteres Leben ward durch viele Leiden und Sorgen getrübt, ihre äußeren Verhältnisse verloren den Glanz, der ihre Jugend umstrahlte; aber sie wuchs an innerem Adel und ertrug schwere Schicksale gefaßt und groß. Sie starb am 13. April 1902.

Auch zwischen Keller und Lina Duncker trat nach jenem Wiedersehen in Zürich ein langes Schweigen ein. Er entwuchs in rastloser Amtstätigkeit als Staatsschreiber immer mehr der Atmosphäre des Dunckerschen Hauses, und sie mochte ihm doch heimlich zürnen ob seiner Saumseligkeit wegen der Galatea-Novellen. Erst im Jahre 1876 kreuzten sich ihre Wege wieder. Damals suchte Lina Duncker die Schweiz wieder auf und weilte mehrere Wochen zur Kur auf dem Weißenstein bei Solothurn. Der ihr befreundete Wilhelm Scherer hatte sich zu gleicher Zeit eingefunden. Von Solothurn erschien Jakob Baechtold, der damals dort an der Kantonsschule wirkte, mit seiner Frau zu Besuch. Da war es selbstverständlich, daß die Rede auf Keller und sein Schaffen kam. Lina Duncker lud den Dichter im August ein, sie zu besuchen. Aber er war bereits schwerfällig geworden. Die Umständlichkeit der Reise schreckte ihn; dazu konnte er auch nur einen Tag freimachen — und sie dispensierte ihn mit freundlichen und feinen Worten; von Olten sandte sie ihm beim Verlassen der Schweiz noch ihren Gruß. Sie sahen sich niemals wieder. Im Herbst 1882 aber konnte er ihr — nach einem Menschenalter! — die Novellensammlung schicken, von der in den Briefen immer wieder die Rede ist, und die er einst im Scherz ihr oder Betty Tendering hatte widmen wollen: aber die Novellen hießen nun nicht mehr „Galatea", sondern „Das Sinn-

gedicht", und sie erschienen nicht im Franz Dunckerschen Verlage, sondern zuerst in der „Deutschen Rundschau" und dann als Buch bei Göschen. Und sie hatten, so dürfen wir annehmen, in der Zeit inneren Wachstums an Süße und Fülle gewonnen. Den Dank auf diese Sendung enthält der letzte Brief, den der Dichter von Lina Duncker empfing: „Nehmen Sie gleich" — schreibt sie am 15. November 1882 — „meinen erfreuten Dank für das mir zugewendete, mir längst liebgewordene Sinngedicht. — Wenn ich häufig durch Ihre Dichtungen versucht wurde, Sie zu begrüßen, so verschafft mir doch das Sinngedicht erst das Recht dafür und gibt mir einen Funken von Vertrauen, daß Sie mich nicht ganz vergessen haben. Sie steigen in immer höhere Regionen des Ruhmes und der Ehren, während ich mich immer tiefer in die Stille und den Schatten gestellt fühle, da wär's ja ein Wunder, wenn Ihre Erinnerung an eine gemeinsam genossene, reichere, eine sonnige und übermütige Jugendzeit ebenso frisch empfunden würde, als sie stets von mir empfunden wird. Im Moment reiche ich Ihnen, fröhlich, herzlich berührt die Hand und denke nicht an den weltbekannten Dichter bloß, sondern an den alten guten Bekannten, der mich mit seinem jüngsten Kind an der Hand aufgesucht."

Ein paarmal noch vermittelte 1883 Hans Hoffmann Grüße zwischen beiden. Zwei Jahre später, am 12. Dezember 1885, ist Lina Duncker gestorben.

(Schlußartikel im nächsten Hefte.)

Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß.

Von

August Fournier[1]).

I. Entstehung und Entwicklung der Staatspolizei in Österreich. Der „geheime Dienst" auf dem Wiener Kongreß.

Von dem welthistorischen Prozeß der Verstaatlichung öffentlicher Gewalten, wie er sich in Deutschland zur Zeit der großen Monarchen des achtzehnten Jahrhunderts vollzog, konnte, was man „Polizey" nannte, nicht unberührt bleiben. Konnte es um so weniger, als man darunter oft noch das Ganze des obrigkeitlichen Wirkens in der Richtung von Wohlfahrt, Sitte, Ordnung und persönlichem Schutz der Bewohnerschaft in Stadt und Staat verstand. Erst später schränkte sich der Begriff auf die behördliche Bürgschaft für öffentliche und private Sicherheit und Ruhe ein, wobei es schließlich auch geblieben ist. Als die Fürstengewalt die ständische Mitregierung endgültig verdrängt hatte und nun dahin strebte, auch die Verwaltung möglichst uneingeschränkt und uniform zu leiten, da nahm sie den Ständen und den Städten auch die Polizei ab und gestaltete sie zu einem wichtigen staatlichen Regierungsbehelf. Das geschah hier etwas früher, dort etwas später. Während Friedrich II. schon im Jahre 1742 in Berlin einen Königlichen Polizeidirektor einsetzte, kam es in den Ländern Maria Theresias erst nach dem Krieg um ihr Erbe zu landesfürstlichen Polizeibehörden anstatt der ständischen. Zunächst

[1]) Der hier mitgeteilte Aufsatz ist aus Vorstudien zu einer Geschichte des Wiener Kongresses entstanden. Er hat die Bestimmung, über eine Gattung historischer Dokumente zu orientieren, die bisher noch wenig wissenschaftlichen Zwecken gedient hat. Es sind die im Archiv des Wiener Ministeriums des Innern aufbewahrten täglichen Vorträge des Polizeiministers an den Kaiser Franz I. aus der Zeit des Kongresses von 1814 und 1815, die mit ihren Beilagen (Rapporten, Interzepten und Chiffons) eine stattliche Reihe von Faszikeln füllen und — nach strenger Sichtung — immerhin einiges Neue, Ergänzende, Aufklärende beizusteuern vermögen. Der empfindliche Mangel an vertraulichen Aufzeichnungen über die verschiedenen Phasen und Krisen, in denen sich damals das große Werk der politischen Neuordnung Europas vollzog, wird ihnen eine gewisse Geltung sichern. Einleitende Ausführungen über den „geheimen Dienst" in Österreich sollen einen Maßstab für ihre Schätzung liefern und einige an ihrer Hand gezeichnete Charakterbilder ein Urteil über ihre Ergiebigkeit und relative Verläßlichkeit ermöglichen. Eine Auswahl dieser Dokumente wird demnächst im Druck erscheinen.

waren es (1754) Polizeikommissare, die für Wien bestellt wurden; bald darauf ward daselbst eine Polizeidirektion errichtet. Von Josef II. erhielt dann der „Staatsminister in inneren Geschäften" Graf Johann Anton Pergen, ein in unterschiedlicher Amtstätigkeit erprobter Staatsmann, als eine Art Polizeiminister die Leitung des gesamten staatlichen Sicherheitswesens in allen nichtungarischen Ländern anvertraut und zugleich den Auftrag, auch in den Provinzhauptstädten Polizeidirektionen, gleich der zu Wien, zu gründen. Das neue, an die Person Pergens geknüpfte Staatsressort bekam im Jahre 1786 seine erste Instruktion für das, was man den „geheimen Dienst" nannte, worin die Ziele und die Mittel einer verborgenen, neben der öffentlichen, Tätigkeit der Polizei festgestellt wurden. Was die Ziele betraf, so hatte Pergen in einem Vortrag an den Monarchen als den obersten Zweck dieses heimlichen Gebarens bezeichnet, „daß Ew. Majestät in höchster Person die Hauptveränderungen der Gesinnung in dero Erblanden selbst mit einem übersehen können". Josef ließ dies gelten, wollte aber doch, indem er vor allem die Stellung der Monarchie im Konzert der Mächte im Auge hatte, ganz besonders seine Beamten überwacht wissen, ob sie nicht etwa sträfliche Beziehungen nach außen hätten, seine Militärs, ob sie nicht etwa Armeegeheimnisse an fremde Mächte verrieten, und den Klerus, ob er nicht etwa Mißgunst wider die Regierung nährte und die Kanzel zur politischen Agitation mißbrauchte. Die Beobachtung fremder Diplomaten und ihres schriftlichen Verkehrs verstand sich längst von selbst. Nun wurde das alles in ein System gebracht und in einer geheimen Unterweisung den Gouverneuren der Länder und den Polizeidirektoren ans Herz gelegt. Unter den Mitteln, die darin für die Erreichung dieser Zwecke an die Hand gegeben wurden, galt das bereits eingeführte Meldewesen als erstes. Daneben aber war die Benutzung von Dienstleuten, die man ausforschte, von Lakaien, Kutschern u. dergl., die man bereit hielt, um sie in den beobachteten Häusern der Diplomaten unterzubringen, und Ähnliches empfohlen[1]). Ebenso sollte die Lokalpost („kleine Post") der Polizei Dienste leisten. Vor allem aber das Chiffrenkabinett, das der Staatskanzlei (Ministerium des Äußern) angegliedert war und dem die Entzifferung chiffrierter diplomatischer Korrespondenzen oblag. Seine Wirksamkeit wurde durch das Verbot, Briefe anders als mit der kaiserlichen Post zu befördern, wesentlich erhöht. Wer sich irgend in den Verdacht gebracht hatte, einen heimlichen Briefwechsel zu führen, hatte die Durchsuchung seiner Papiere zu befahren[2]).

Die Unzufriedenheit unter den Ständen aller Länder der Monarchie mit dem Regiment Josefs und die großen politischen Ereignisse in seinen letzten Regierungsjahren: der Aufstand in Belgien, die Verbindung der ungarischen

[1]) Der Vertreter Preußens stand bereits jahrelang unter scharfer Kontrolle. Agenten der geheimen Polizei waren in seinem Hause als Diener untergebracht; sie hatten auf Dokumente zu fahnden und die Papierkörbe zu durchstöbern. Mitrofanow, Josef II. S. 225. Auch der Nuntius stand unter Aufsicht.

[2]) Ich habe den Wortlaut der Instruktion von 1786 in einem Aufsatz „Kaiser Joseph II. und der geheime Dienst" (Historische Studien und Skizzen, 3. Reihe) veröffentlicht.

Malkontenten mit dem Ausland, der Umsturz in Frankreich, all das erweiterte nicht nur das Feld geheimpolizeilicher Wirksamkeit — denn nun ward auch Ungarn in deren Bereich eingezogen — und erhöhte die Bedeutung des Polizeiministers, der jetzt fast täglich zum Kaiser berufen wurde, es gab ihr zugleich eine noch bestimmtere politische Richtung. Denn hatten früher unter ihren Aufgaben Schutz und Schirm des Einzelnen immerhin noch eine wesentliche Rolle gespielt, so galt es nunmehr fast nur noch die Sicherheit des Staates und seiner Ordnung im ganzen, denen die geheime Staatspolizei zu dienen hatte. Als Pergen dem Nachfolger Josefs, Leopold II., bei dessen Thronbesteigung im Jahre 1790 Bericht über sein Amt erstattete, erklärte er als dessen Hauptziele: „alle für den Staat verdächtigen oder gefährlichen Personen auszuforschen", „den Zusammenhang der Gesandtschaften unter sich und deren vertraulichen Umgang mit den Staatsbeamten zu beobachten", „alle beim Volk einschleichende Unzufriedenheit, üble Gesinnung oder wohl aufkeimende Meuterei zu entdecken" [1]). Kurz, das geheime Polizeiwesen war nicht nur in seinen Mitteln und Wegen, es war auch in seinen Zwecken verstaatlicht, im Staatsorganismus aufgegangen, um ihn, und fast nur ihn allein, vor Unfall zu bewahren.

Auf diesen Grundlagen hat später der Neffe des Reformkaisers, der Sohn Leopolds, Franz, weitergebaut, nachdem man vollends mit dem revolutionären Frankreich in Krieg geraten war [2]). Zu Beginn des Jahres 1793 ward das bisher persönliche Amt des Polizeiministers zu einem eigenen Ministerium, der „Polizei-Hofstelle", erweitert und Pergen als „Oberster Polizeiminister" an die Stelle des Präsidenten berufen, die er dann über zehn Jahre lang bekleidete. Die grauenvollen Ausschreitungen der Pariser Revolution, die in dieses Jahr fielen, insbesondere das blutige Schicksal des verwandten Königspaares, die eifrige Propaganda der Republik, die in Ungarn — und vereinzelt auch in Österreich — Verschwörungen hervorrief, und endlich der fortdauernde Krieg, der nur zu oft für die Gegner Sieg und Vorteil bedeutete, haben das Regierungssystem des Kaisers Franz aufs nachhaltigste beeinflußt und im Charakter des Herrschers jenes tiefe Mißtrauen und die starke Abneigung gegen alles Neue erzeugt, die ihn dauernd zum Feinde jeglicher Reform und aller neuen Gedanken im Staate machten. Sie haben auch das Polizeiressort als abwehrende Instanz zu erhöhter Bedeutung emporgehoben. Die eigene Staatsbürgerschaft vor Ansteckung mit dem, was man

[1]) Vortrag vom 2. März 1790. Wiener Ministerim des Innern, wo die Akten der Polizeihofstelle erliegen. Das Archiv dieses Ministeriums (M. J.) ist hier anzunehmen, wenn nicht ein anderes angegeben wird.

[2]) Nichts unrichtiger als die lange in der historischen Literatur vertretene Meinung, Leopold sei der eigentliche Schöpfer der österreichischen Geheimpolizei gewesen. Diesen Irrtum, der mit der posthumen Wertschätzung Josefs II. zusammenhängt, findet man bereits in einer 1799 („im siebenten Jahre") erschienenen Broschüre „Geheime Polizei in Wien", deren ungenannter Verfasser völlig kenntnislos ins Blaue hineinschrieb und unter anderem auch den Ursprung der Geheimpolizei auf Leopold II. zurückführte. Im Gegenteil: Leopold hatte Josefs System gemildert und Pergen durch eine Änderung des Systems genötigt, seine Demission zu geben.

jenerzeit „Schwindelgeist" nannte, so gut es nur möglich war und, wenn es sein mußte, auch mit fragwürdigen Mitteln, zu schützen, wurde jetzt ein Grundsatz österreichischer Staatskunst und mit fast derselben Schärfe gehandhabt, mit der man ehedem das für unerläßlich erachtete Prinzip der Glaubenseinheit gegen Andersgläubige zur Geltung gebracht hatte. Was war da natürlicher, als daß die Polizei, die den Stimmungen im eigenen Volke und den Einflüssen von außen nachzuspüren hatte, bei dem Regenten hoch im Werte stand? Er vermehrte ihre Mittel der Beobachtung und schärfte ihr auch besondere Achtsamkeit auf die literarische Agitation und den schriftlichen Verkehr aus der Fremde ein. Zu Ende des Jahrhunderts ward auch die Zensur in den Bereich des Polizeiministeriums eingeordnet und das Briefgeheimnis verlor den letzten Rest von Respekt[1]).

So war man in Österreich in Furcht und Abwehr dessen, was man für staatsschädlich hielt, dorthin gelangt, wo schon vor Jahrzehnten das absolute Königtum Frankreichs gestanden hatte, als ihm Beaumarchais' Figaro vorwarf, daß es „Spione halte und Verräter besolde, Siegel löse und Briefe unterschlage, immer bemüht, die Kläglichkeit der Mittel durch die Wichtigkeit des Zweckes zu beschönigen"[2]). Nur daß es nunmehr nicht in Österreich allein so war, sondern nahezu überall, wo man sich den expansiven Angriffen der Revolution ausgesetzt fühlte. Ja sogar die französische Republik selbst, die jenes Königtum besiegt und beseitigt hatte, nahm die Presse, ebenso wie die alten Monarchen taten, unter Staatsaufsicht, und auch in Paris wurde mit ausländischen Briefen nicht rücksichtsvoller umgegangen, was bald alle Welt wußte und — alle Welt begreiflich fand. So schrieb z. B. Wilhelm v. Humboldt im Jahre 1797 aus der französischen Hauptstadt an Schiller, die Briefe gingen zwar sicher, nur geschähe es meistenteils, daß die abgehenden und ankommenden auf der Post eröffnet würden, „eine Vorsicht, die man der Regierung in jetziger Zeit nicht verdenken kann"[3]). Und wenn man sie dem Angreifer nicht verdachte, wer hätte sie dem Verteidiger verdenken mögen? Tatsache ist, daß man es im geheimen Chiffrenkabinett zu Wien und in den sogenannten „Postlogen" bei den Hauptpostämtern der Provinz bald zu einer besonderen Fertigkeit darin gebracht hatte, Briefe in ihrem Laufe aufzufangen (zu interzipieren), sie zu öffnen und zu lesen (zu perlustrieren), den Inhalt teilweise oder ganz zu kopieren und dann, wieder geschlossen, an ihre Adresse weiter zu befördern; ja, Österreich genoß darin sogar eines gewissen Rufes[4]). Nur die Postverwaltung Napoleons I. war dann, wie der Kaiser selbst auf St. Helena rühmte, im „Schwarzen Kabinett" zu noch größerer Virtuosität gelangt[5]).

[1]) S. meinen Aufsatz „Knigge und Blumauer". Historische Studien und Skizzen, 3. Reihe.

[2]) „Figaros Hochzeit", 3. Akt, 5. Szene.

[3]) Deutsche Rundschau, Januar 1911.

[4]) „Für die geschicktesten in dieser Kunst galten die Österreicher." H. Hüffer, Der Rastatter Kongreß, I 34.

[5]) Das Verfahren mit interzipierten Briefschaften erhielt sich noch weiter bis in spätere Zeit, und Erinnerungen eines höheren österreichischen Postbeamten aus dem

In den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts wollte man in Wien entdeckt haben, daß der gefürchtete Geist der Neuerung nicht allein von dem revolutionären Frankreich her drohe, sondern sich bereits über ganz Europa verbreitet habe. „Die Staatspolizei müsse daher," schreibt Pergen am 21. März 1803 an seinen Kaiser, „in gegenwärtiger Epoche ihre Aufmerksamkeit nicht bloß auf die k. k. Erbstaaten, sondern auf den herrschenden Geist in ganz Europa richten, wenn sie ihrer Bestimmung entsprechen will." Der Minister fand nämlich, „daß geheime philanthropische Gesellschaften jetzt mehr als je ihr Wesen treiben, daß sie nach bestimmten Plänen handeln und, obwohl zerstreut in ganz Europa, doch in engster Verbindung auf einen Zweck hinarbeiten, ihre Taktik nach Zeit und Umständen abändern und all ihr Streben dahin lenken, die Grundfesten der christlichen Religion und der monarchischen Verfassung zu erschüttern" [1]). Deshalb sei es äußerst notwendig, die österreichischen Untertanen vor dem schädlichen Einfluß solcher geheimer Gesellschaften zu bewahren und durch Korrespondenten im Auslande genaue Berichte über die drohende Gefahr zu erhalten. Da war es nun, das große Gespenst, das fortan Jahrzehnte lang, auch nach dem Sturz des revolutionären Empire in Frankreich, die Politik des Wiener Hofes und seiner Räte in Sorgen halten wird, einmal als Freimaurer, Philanthrop und Illuminat, dann als Tugendbündler und Carbonaro, als Burschenschafter und Mazzinist verkleidet, und der Kampf dagegen wird als einer der wichtigsten Staatszwecke gelten. Geängstigt genehmigte Kaiser Franz nicht nur den Vorschlag seines alten Dieners, im Auslande vertraute Berichterstatter der Polizei zu halten; er wurde auch bezüglich der heimlichen Prozeduren — soweit sie den Briefverkehr betrafen — nachgiebiger, als er es ursprünglich gewesen war [2]). Im November

Vormärz (Max Löwenfeld) geben darüber folgenden Aufschluß: „Die (in Wien) zur Post gegebenen Briefe gewisser bezeichneter Personen werden in das geheime Ziffernkabinett gebracht, wo sie eröffnet, abgeschrieben, dann wieder gesiegelt und der Postanstalt zurückgegeben werden. An einer eigenen Flamme ohne Rauch wird das Siegel erweicht, nachdem vorher mit einer gewissen, in einen Ring eingegossenen, halbweichen, aber schnell erhärtenden Metallpasta ein scharfer Abdruck davon genommen worden. Nach bewerkstelligter Abschrift wird dieses improvisierte Petschaft auf das neuerdings erweichte Siegelwachs aufgedrückt, und es zeigt sich keine Spur von dem, was mit dem Briefe vorgegangen. Ein solches nachgemachtes Siegel hält sich mehrere Wochen: dann wird wieder ein neuer Abdruck genommen." (Freundliche Mitteilung des Wiener Lenau-Forschers Professor Castle.) Dazu kam im Jahre 1802 die Kunst, mit chemischer Tinte und in Chiffren geschriebene Briefe zu entziffern, ohne das Original zu beschädigen. (S. Fournier, Gentz und Cobenzl, S. 108.) Auch die Diplomaten verstanden sich gar wohl auf diese Technik. Gentz konnte Siegel in Lehm und Ton abdrucken und dann zu Petschaften trocknen lassen. Ein spanischer Legationssekretär gebrauchte auf dem Wiener Kongresse beim Lösen des Siegels eine Platte mit einer runden Öffnung, um das Papier zu schonen, und machte seine künstlichen Siegel aus erhärtetem Wachs. (Vertraulicher Polizeirapport, 2. Oktober 1814, Ministerium des Innern.) Vgl. meinen Aufsatz „Gentz und Bellio" in der „Deutschen Revue" 1912.

[1]) Das Wort „Philanthropie" wurde in den ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts häufig in einem zwischen Aufklärung und Revolution, jedoch näher zu dieser, gelegenen Sinne von den Behörden angewandt.

[2]) S. Gentz und Cobenzl, S. 108.

1803 trat Graf Pergen, achtzigjährig, von seinem Amte zurück; ein Jahrzehnt später, 1814, ist er gestorben. Man kann sagen, daß die österreichische Geheimpolizei in ihren wesentlichsten Grundlagen sein Werk war.

Pergens Nachfolger gingen auf dem von ihm gebahnten Wege weiter. Napoleons Übergriffe im Frieden ließen bald einen neuen Krieg befürchten, wobei es nach der Meinung des Polizeiministers Baron Sumeraw aufs neue zur Pflicht wurde, „nicht nur beständig in militärischer und finanzieller Hinsicht in einer respektablen Verfassung zu sein, sondern auch genau zu wissen, was im In- und Auslande, vorzüglich aber auch in der Residenzstadt Wien, dem Sammelplatz aller Ereignisse, in politischer Rücksicht Merkwürdiges vorfällt". Diesem Zweck zu entsprechen, empfiehlt er als einen neuen Behelf die Gewinnung vertrauter Persönlichkeiten vom Stande, die in den vornehmen Zirkeln der Residenz, wo die fremden Diplomaten zumeist verkehren, insbesondere auch bei den Bankiers, Zutritt haben. Diese „Vertrauten höheren Standes" würden, was sie dort vernähmen, an den Polizeiminister oder dessen Adlatus berichten, die sich für ihre Anonymität zu verbürgen hätten[1]). Auch darauf ging der Kaiser ein und erteilte die erbetenen Befehle. Und als dann im nächsten Jahr (1805) der Krieg wirklich ausbrach und mit schweren Verlusten für die Monarchie endete, da meinte man, wieder nur mit einer Verschärfung des „geheimen Dienstes" vorgehen zu müssen. Man unterschied ihn jetzt „in jenen für das auswärtige Interesse Seiner Majestät oder die eigentliche Staatspolizei und in die geheime Polizei des Innern"[2]), und eine ausführliche kaiserliche Resolution vom Jahre 1806, die die Vorschläge des Polizeiministers sanktionierte, faßte die wesentlichsten Grundsätze, die dabei zu beachten waren, aufs neue in einer festen Norm zusammen. Sie wird noch in Geltung stehen, wenn später auf dem Wiener Kongreß das über Napoleon siegreiche Europa sich eine neue Ordnung geben wird, und mag darum hier in ihrem wesentlichen Wortlaut mitgeteilt werden.

„Da es in bezug auf die diplomatische Staatspolizei jetzt mehr als jemals darum zu tun ist, die Handlungen, Verbindungen und Äußerungen der fremden, an meinem Hoflager aufgestellten Gesandten und der übrigen zum diplomatischen Korps gehörigen Personen, sowie der ab- und zureisenden Fremden, genau zu beobachten, und ihre Korrespondenz sowohl im In- als im Auslande fortwährend im Auge zu halten, so müssen zur Erreichung dieser wichtigen Zwecke notwendig ausgiebigere Mittel als bisher angewendet und der zu ihrer Bestreitung erforderliche Aufwand muß, insofern ohne denselben die Erreichung des Zweckes untunlich ist, nicht gespart werden[3]). Es müssen sich demnach in jedem Haus der ausgezeichneteren fremden Gesandten ein oder ein paar im Solde der Polizei stehende Leute befinden, welche von den gewöhnlichen Ereignissen Bericht erstatten. Was die wichtigeren Vorfallenheiten betrifft,

[1]) Vortrag Sumeraws vom 21. Februar 1804.

[2]) Vortrag Sumeraws vom 2. Februar 1806.

[3]) Der geheime Dienst wurde unter Josef II. und noch lange nachher mit jährlich 10 000 Gulden bestritten, die der Polizeiminister direkt vom Monarchen in vierteljährlichen Raten übermittelt erhielt.

so muß ihnen vermittelst vertrauter Personen aus den gebildeten Ständen, welche nicht bloß in den jedermann offenstehenden Häusern, sondern auch in engeren und gewählteren Zirkeln Zutritt haben und die dem Chef der Polizei allein bekannt sind, auf die Spur zu kommen getrachtet werden, wobei es nicht allemal auf bare Bezahlung, sondern sehr oft auf persönlich erworbenes Zutrauen und auf genaue Kenntnis der besonderen Umstände ankommt, durch welche dergleichen Individuen bestimmt werden können, für das Beste des Dienstes tätig zu sein... Wie die Ausführung der hier deutlich angegebenen Zwecke zu geschehen hat, bleibt Ihnen überlassen und kann darüber im voraus schwer etwas Bestimmtes angegeben werden, zumal oft augenblicklich gehandelt werden muß, um die sich darbietenden Gelegenheiten mit Erfolg zu benutzen. Indessen ist: a) die Gewinnung mehrerer, in Häusern der Gesandten angestellter oder Zutritt habender Individuen nicht länger zu verschieben, sondern diese wichtige Quelle unentbehrlicher Nachrichten so schnell und so ergiebig als möglich zu eröffnen; b) in den vorzüglichsten Gasthäusern, sowie wenigstens in jenen Privathäusern, wo besonders von Fremden gesuchte Monatsquartiere vermietet werden, sich unter den Dienstleuten und Aufwärtern einiger Kundschafter und Vertrauter zu versichern, damit man einen Fingerzeig erhalte, ob und wie weit bei diesen oder jenen Fremden eine genauere Beobachtung notwendig wird, und c) sich eine hinlängliche Anzahl solcher Individuen zu verschaffen und immer an der Hand zu haben, welche als Lohnbediente oder als sonst in allerlei Eigenschaften Dienst suchende Personen denjenigen Fremden beigegeben werden, die man einer besonderen Aufsicht unterziehen will" [1]).

„Bei der Korrespondenz, von welcher mittels des Geheimen Kabinetts[2]) Einsicht genommen wird, kommt es hauptsächlich darauf an, die geheimeren Wege zu kennen, auf welchen diese Korrespondenz eingeleitet wird, um sich einer lästigen Aufsicht zu entziehen, und wenn eben hierzu die vorangeführten Veranstaltungen besonders nützlich sind (wo sich aus der fortgesetzten Beobachtung der Personen ergeben wird, welche Briefe eine vorzügliche Aufsichtigkeit verdienen und durch welche Kanäle sie gehen), so wird dagegen die Einsicht der Briefe auch wieder wichtige Fingerzeige liefern, um die Beobachtung nach den jedesmaligen besonderen Umständen noch zweckmäßiger einzurichten. Diese Fingerzeige werden Ihnen mitgeteilt werden, ohne daß es nötig wäre, alle Interzepte in extenso einzusehen. Versuche, um in die Kenntnis auch jener Depeschen zu gelangen, welche fremden Kurieren anvertraut werden, sind nie ohne meinem Vorwissen zu machen. Als Stand-

[1]) Die Gasthäuser mit ihren fremden Gästen standen längst unter polizeilicher Aufsicht. Hier fand schon im Jahre 1768 ein Österreicher (Baron Scherzer) Friedrichs II. Verfahren mit den Wirten — „die verbunden sind, von allen Zusammenkünften, Gesprächen und sogar, wenn jemand bei ihnen wohnt, der dem Staate verdächtig scheinet, von seinen bei sich habenden Briefschaften täglich einen verläßlichen Protokollsauszug der geheimen Polizei einzuschicken" — besser als die Wiener Praxis. S. Erich Schmidt in der „Vossischen Zeitung", Januar 1889.

[2]) Das ist das Chiffrenkabinett der Staatskanzlei. Übrigens hieß auch die Kabinettskanzlei des Kaisers „Geheimes Kabinett".

punkte für Logen[1]) setze ich für jetzt, außer Prag und Brünn, auch noch Salzburg, Linz, Lemberg, Krakau, Preßburg, Ofen, Triest, Graz und Görz fest und treffe die Einleitung, daß in allen diesen Städten Logen, insoweit sie nicht schon wirklich bestehen, ehestens errichtet werden. Auch werde ich dem Geheimen Kabinett in der Folge solch eine Verfassung geben, daß von dort aus in dem geheimen Dienst abgerichtete Individuen ohne alles Aufsehen an Orte entsendet werden können, die durch einen Zusammenfluß von Umständen auf einige Zeit interessant werden[2]). Da aber die Erfahrung lehrt, daß, zumal bei wichtigeren Fällen, welche eine große Aufmerksamkeit erheischen, selbst die offizielle Korrespondenz[3]), auf deren Einsicht das Geheime Kabinett sich fast einzig beschränkt, unter Aufschriften von Privatpersonen zu laufen pflegt, und dadurch der Aufsicht gänzlich entgeht, so haben Sie durch sorgfältige Anordnung der oben erwähnten Mittel dergleichen geheime Wege ausfindig zu machen, um dem Chiffrenkabinett bestimmt anzeigen zu können, auf welche Briefe es nebst der offiziellen Korrespondenz sein Augenmerk zu richten habe, indessen auch der ohnehin in das Geheimnis eingeweihte Oberpostverwalter von selbst solche Briefschaften, die als verdächtig auf alle Fälle gelten, oder die auf eine fortgesetzte Korrespondenz deuten, wenigstens von Zeit zu Zeit in das (Chiffren-)Kabinett abgeben muß, um sich zu überzeugen, ob selbe eine nähere Aufmerksamkeit verdienen."

„Das Anhalten und Wegnehmen der Briefe an den Linien meiner Residenz und an den Grenzstationen[4]) hat zwar als eine längst bestandene Maßregel auch für die Zukunft noch Platz zu greifen, insoweit hierbei von durchpassierenden Fuhrleuten, Boten und dergleichen die Rede ist, und kann bei dieser Gattung Leute nach Umständen auch eine strengere Durchsuchung stattfinden. Dagegen würde es aber viel zu gehässig sein, dies auch bei angeseheneren Fremden eintreten zu lassen, die doch immer, wenn es ihnen ernstlich darum zu tun ist, einen Brief zu verbergen, Mittel dazu finden. Bei Fremden oder Reisenden solcher Gattung ist also, da wegen ihrer zollämtlichen Behandlung die diesfälligen Vorschriften ohnehin Maß und Ziel geben, in Ansehung der Briefe bloß auf eine bescheidene Anfrage sich zu beschränken, denselben die wegen der Briefe bestehende Verordnung in Erinnerung zu bringen, damit niemand sich mit Unwissenheit entschuldigen könne, und nur bei eintretendem Verdacht die Visitation mit Anstand durchzuführen[5]). Auch

[1]) „Logen" wurden die Entzifferungsbureaus bei den Postämtern außerhalb Wiens genannt.

[2]) Das wurden in den nächsten Jahren die böhmischen Badeorte. Vgl. Fournier, Karl August von Weimar in Karlsbad, 1807. Historische Studien und Skizzen, 3. Reihe.

[3]) Das sind die Briefsendungen der Diplomaten.

[4]) Weil sie nicht mit der Post befördert worden waren. „Linien" hießen die Mautstätten an der Peripherie der Stadt zu Zwecken der Akzise.

[5]) Es war, nachdem diese Bestimmungen ins Leben getreten waren, nichts Ungewöhnliches, daß Reisende von höherem gesellschaftlichen Rang sich zu der Gefälligkeit verstanden, Briefe ihrer Bekannten und Freunde an ihren Bestimmungsort mitzunehmen. So verzeichnet z. B. Gentz in seinem (handschriftlichen) Briefjournal eine ganze Anzahl aristokratischer Personen, die seine Korrespondenz mit sich nahmen: im Jahre 1806 waren

ist überhaupt zu anderen Aufsehen erregenden und den Schein von Gewalttätigkeit an sich tragenden Maßregeln, als z. B. Hausvisitationen unter dem Vorwand einer Kontrebande, Arretierungen wegen Beschuldigungen, die man leicht als Deckmantel anderer Absichten erkennen kann, strengere als die sonst gewöhnliche Ausübung der Maut- oder Polizeigesetze gegen solche Individuen, von denen man weiß, daß sie viel mehr in anderen Beziehungen Aufmerksamkeit verdienen, nur äußerst selten und nie ohne Wahrscheinlichkeit, auf diesem Wege zum Ziel zu kommen, zu schreiten, sondern vielmehr solange als möglich im stillen zu wirken. Insoweit hierbei diplomatische Verhältnisse eintreten, darf das Einvernehmen mit meiner geheimen Hof- und Staatskanzlei nie unterbleiben, und überhaupt kann eine fortwährende Kommunikation zwischen beiden Hofstellen für den Dienst nicht anders als gedeihlich sein, was schon allein zum Bestimmungsgrund dienen muß, diese Kommunikation nicht außer Acht zu lassen, welche sich jedoch bloß auf das, was jeder Chef, um seine Pflicht erfüllen zu können, zu wissen bedarf, zu erstrecken hat und folglich keineswegs auf eine vollständige Mitteilung der eigentlichen auswärtigen Verhältnisse der Monarchie und der sich darin ergebenden Veränderungen ausgedehnt zu werden braucht." Eine Mahnung zur Vorsicht bei Auswahl der Konfidenten schließt die Vorschrift [1]).

An den Grundsätzen der geheimen Polizei, wie an dem ganzen System des Ministeriums ist in den nächsten Jahren in der Hauptsache nichts mehr geändert worden. Als der Kaiser einmal, vielleicht auf den Vorschlag des Grafen Philipp Stadion, der damals das Auswärtige leitete, daran dachte, die öffentliche Polizei von der geheimen Staatspolizei zu trennen und an die Provinzgouvernements zu verteilen, da wußte Sumeraw sein Ressort und dessen Einheitlichkeit wirksam zu verteidigen. In seiner Vorstellung dagegen hieß es: „Die geheime Staatspolizei wirkt im großen; ihr Wirkungskreis erstreckt sich auf das ganze Staatsgebiet. Da der obersten Gewalt unendlich daran liegt, alles in Erfahrung zu bringen, was der inneren und äußeren Sicherheit Gefahr drohen könnte, so ist es die Staatspolizei, der die Anordnung zweckmäßiger Mittel obliegt, diese Gefahr bei Zeiten zu entdecken, derselben bei Zeiten vorzubeugen, mithin auf jeden Teil des Staatsgebiets, auf jeden Gegenstand, der das Staatsinteresse berührt, ihre Aufmerksamkeit, Sorgfalt und Tätigkeit zu richten." Das lasse sich nur erreichen, wenn der Leiter der Staatspolizei ohne weiteres auch über die öffentliche Sicherheitspolizei verfüge [2]). Es blieb beim Alten.

---

es Metternich, Fürst Lubomirski, Graf Finckenstein, Graf Zichy, Fürst Esterházy; für seinen Briefwechsel zwischen Prag und Wien: Graf Kolowrat, Prinz Schönburg, Gräfin Czernin, Prinz Rohan u. a., Namen, vor denen der polizeiliche Eifer haltmachte. „Durch die Post", schrieb er 1816 an Wessenburg, „schreibe ich, comme de raison, nur das, was jedermann lesen kann oder soll." (Vgl. Fournier, Gentz und Wessenberg, S. 102 und „Gentz und das Geheime Kabinett", Historische Studien und Skizzen III.

[1]) Resolution auf den a. u. Vortrag vom 2. Februar 1806.

[2]) Vortrag vom 20. April 1807.

Nachdem endlich, nach der Auflehnung des Weltteils wider das drückende Übergewicht des französischen Empire, die verbündeten Heere im März 1814 bis Paris vorgedrungen waren und Napoleon im April abgedankt hatte, kam Ende Mai mit König Ludwig XVIII. ein Friedensvertrag zustande, dessen vorletzter Artikel für die Entscheidung der ungelöst gebliebenen politischen Fragen einen allgemeinen Kongreß in Wien in Aussicht nahm. Da zogen dann im September unzählige Fremde, zog ganz Europa in die Stadt an der Donau ein. Da waren Souveräne mit ihrem Hofstaat: Kaiser Alexander I. von Rußland mit Gemahlin und Schwestern, König Friedrich Wilhelm III. von Preußen mit zwei Prinzen, König Christian von Dänemark, Max Josef von Bayern mit der Königin, einer Schwester der Zarin, und Kronprinz Ludwig, König Friedrich von Württemberg und sein Sohn, Großherzog Karl von Baden, Herzog Karl August von Weimar und noch eine ganze Reihe deutscher Fürsten, teils solcher, die aus dem Zusammenbruch von 1806 noch Land und Herrlichkeit gerettet hatten, teils andere, denen dies nicht gelungen war. Hessen allein war in sechs Linien des regierenden Hauses vertreten. Alle brachten auch ihre Kanzleien und Räte mit. Andere Monarchen, wie Ludwig XVIII., Georg von England und der Papst, hatten ihre Minister entsendet, König Murat von Neapel, der Schwager des entthronten Imperators, sowie sein Gegner, Karl von Sizilien, der Bourbon, dann Victor Emanuel I. von Sardinien, Wilhelm von Holland, die Könige von Spanien, Portugal und Schweden ließen sich durch eigene Gesandtschaften vertreten; desgleichen die Kantone der Schweiz, die deutschen Hansestädte, Frankfurt und Mainz, die Republik Genua und andere italienische Kleinstaaten und Gemeinden. Und außer diesen offiziellen Persönlichkeiten waren noch gar viele andere Interessenten an der Neugestaltung der Dinge entweder selbst eingetroffen oder hatten Wortführer geschickt: der deutsche Buchhandel, um sich gegen Nachdruck und Zensur zu wehren, die Judenschaft von Hamburg, Bremen, Lübeck und Frankfurt, um bürgerliche Rechte zu gewinnen oder verlorene wiederzuerobern, ja, sogar die Marschälle Napoleons sandten einen Anwalt, um von den Renten, die ihnen Napoleon in fremden Ländern angewiesen hatte, etwas zu retten. Kurz, alle waren da, die etwas zu erreichen hofften oder etwas zu verlieren fürchteten, die, wie Drais und Vollmann, ein Projekt anzubieten hatten, oder, wie Dannecker, Isabey, Neukomm u. a., eine Kunst zu verwerten trachteten, alles, was nach Geld und Geltung strebte, und dazu eine Legion von Neugierigen, von Bummlern und Glücksrittern, das lockere Frauenelement nicht zu vergessen, von den hochgeborenen Intrigantinnen der großen Welt bis herab zu den gefälligen Dirnen für alle. Es war eine schier unübersehbare Menschenflut, die durch die Straßen Wiens dahinwogte.

Für die österreichische Polizei ergab sich bei diesem Ansturm von Außen her eine fast unlösbare Aufgabe. Denn nach Hunderten zählten allein schon die Diplomaten und Sachwalter mit ihren Hilfskräften. Und dazu kam noch das Unerwartete, daß die bisher gegen Napoleon verbündeten Mächte gleich zu Beginn der Besprechungen über den Nachlaß des Empire uneins wurden und sich insgeheim zu befehden begannen, so daß der Kongreß mehrere

Monate lang von feindseligem Zwist erfüllt war. Dieser Krieg im Frieden erhöhte natürlich die Anforderungen, die an den „geheimen Dienst" gestellt wurden; denn nun galt es, anstatt offener Freunde, heimliche Gegner zu beobachten, die ihrerseits gewiß mit allen Mitteln ihre Absichten zu verdecken suchten. Da war es denn ein schweres Stück Arbeit für die Polizeihofstelle, an deren Spitze seit einigen Jahren Baron Hager, ein gut gearteter eifriger Beamter von altem Adel, stand, dem Auftrag des Kaisers entsprechend, sich über die in Wien weilenden Souveräne und deren Umgebungen und Räte genaue Nachrichten zu verschaffen. Es gelang auch nur, weil das System von 1806 bereits eingelebt war und bloß in den Mitteln vermehrt zu werden brauchte, um den vervielfachten Anforderungen des Dienstes zu genügen. Man hatte bereits seit einigen Jahren „Vertraute höheren Standes" in den geheimen Staatsdienst aufgenommen und auch Agenten niederer Kategorie zur Hand, um sie, wie es die Entscheidung von 1806 verlangte, als Kanzleidiener, Lakaien, Kutscher, Heizer, Stubenmädchen u. dgl. bei den fremden Missionen unterzubringen. Diese werden dann ihre Beobachtungen täglich einem Beamten Hagers mitteilen. Man braucht jetzt nur beide Kategorien durch neue Werbungen zu vermehren, und der Minister wird schon in der letzten Septemberwoche dem Kaiser versichern können, daß er bereits „mancherlei Einleitungen" getroffen habe, um über die wichtigsten Persönlichkeiten Nachrichten einzuholen, soweit es sich um Kongreßsachen handle, und daß er bemüht sei, diese Anstalten zu erweitern und zu vervollkommnen [1]).

Was die Konfidenten „höheren Standes" betraf, so gab es darunter bereits erprobte Berichterstatter aus den Salons der großen Welt. Da ist ein besonders geschätzter Vertrauensmann, der seine Berichte mit * * zu zeichnen pflegt und damit schon ihm Vorjahr in den Listen der Geheimpolizei erscheint. Er verkehrt in der ersten Gesellschaft der Residenz, der er selbst entstammte und aus der er fast täglich umfangreiche schriftliche Rapporte über dort Gehörtes und Erfahrenes, soweit es die Politik, die Verwaltung, die Finanzen betraf, an Hager erstattete. Sie wurden von diesem als „die Berichte des Ew. Majestät bekannten Vertrauten" dem Kaiser vorgelegt. Sein Name wird in den Akten nie genannt. Daß er aber wirklich „höheren Standes" war, geht aus Briefen des Ministers an ihn hervor, der ihn mit „Hochdieselben" anredete, und wie viel Vertrauen er genoß, zeigt der Umstand, daß man ihn zu Rate zog, als es sich darum handelte, den österreichischen Diplomaten Baron Wessenberg, der im Geruch liberaler Gesinnung stand, zum zweiten Bevollmächtigten beim Kongreß zu ernennen. Der Befragte gab eine günstige Auskunft. Aus seinen Berichten, die in einem etwas veralteten und durch französische Wendungen beeinflußten Deutsch abgefaßt sind, geht gelegentlich seine Freundschaft mit Graf Solms-Laubach und seine genauere Bekanntschaft mit Mitgliedern des ehemaligen Reichshofrates hervor, soweit sie dem Herren- und Grafenstande angehörten. Sie werden von ihm alle aufgezählt — bis auf einen, einen Grafen Friedrich T., in dem man vielleicht ihn selbst vermuten könnte. Hager hatte ihn bei Beginn der diploma-

[1]) Vortrag, 26. September 1814.

tischen Verhandlungen ersucht, sich nunmehr „bloß jenen Datis widmen zu wollen, welche Sie in den mancherlei alten und neugebildeten höheren diplomatischen Zirkeln über das Interesse und Getriebe der verschiedenen anwesenden fremden Souveräns, Nationalinteressenten[1]), ihrer Umgebungen und Missionen auffassen können“[2]). Der Vertraute versprach sein möglichstes zu tun. Und er hielt sein Versprechen. An jedem Tag — mit wenig Ausnahmen — erhielt Hager von ihm einen umfangreichen Bericht über alles, was in den vornehmen Kreisen bei den Hoffesten, zu denen er Zutritt hatte, über die fremden Monarchen und Diplomaten, aber auch über die eigene Politik gesprochen wurde, kurz, * * tat wirklich sein möglichstes. „Ich und Graf Herberstein,“ schreibt er in einem seiner Rapporte, „wir haben alle Freitage bei Prosper Sinzendorf ein vertrautes Diner, wo wir vertraulich zusammentragen, was jeder weiß. Emanuel Khevenhüller, der auch zu Baldacci geht, ist gleichfalls von diesen Diners“[3]). Er erstattete seine Berichte nicht gerade um Gottes Lohn. Schon seit Juni 1813 bezog er von Hager ein bescheidenes Salair, das sich während der Kongreßzeit nicht unbeträchtlich erhöhte: im Oktober 1814 sind es fünfhundert, im November tausend Gulden, im Januar 1815 wird ihm Ersatz für ausgelegte Wagen-, Neujahrsgelder u. dgl. geleistet.

Außer * * gab es noch eine ganze Anzahl von „Vertrauten höheren Standes“, die ihre Dienste gegen Bezahlungen leisteten. Einer, der in den Listen der Geheimpolizei als C—i (Carpani?) erscheint, signiert seine französischen Rapporte mit „Nota“. Er hat vielfache Beziehungen zu fremden Diplomaten und weiß sich namentlich im Hause des französischen Ministers Talleyrand Vertrauen zu erwerben. Auch ein Herr v. L. (Leurs) hat schon im Jahre 1813 und früher in Verbindung mit der Staatspolizei gestanden und zur Zeit des Kongresses in Prag mit preußischen und russischen Politikern nähere Bekanntschaft gemacht, die er jetzt verwerten wird. Er wurde im Vorjahr geadelt und steht, gleich * *, hoch in Geltung. Er wird gleichfalls wegen der Zulassung Wessenbergs zu den Kongreßgeschäften zu Rate gezogen und auch er gibt ein zustimmendes Urteil ab. Nun soll er „mindestens jeden zweiten Tag einen gehaltvollen Bericht über die Kongreßangelegenheiten und über die Verhältnisse dieses oder jenes Souveräns erstatten“[4]), und er muß entsprochen haben, denn er erhält im November 1814, außer seinem ständigen Honorar, eine Summe als Belohnung „für einen ausgezeichnet wichtigen Dienst“. Dann ist da ein Graf M., hoher Beamter in Ungarn, der beim Besuch der Monarchen in Ofen, Ende Oktober 1814, die heimliche Beobachtung leitet, ein Graf K., der der Exkaiserin Marie Louise Dienste geleistet und nun über Personen und Vorgänge in Schönbrunn zu berichten hat, wo sie zurückgezogen lebt. Ein anderer Graf K., aus dem Reiche

[1]) „Nation“ wurde jener Zeit vielfach für „Volk“ gebraucht.

[2]) Hager an * *, 24. September 1814.

[3]) Zum Vortrag vom 9. Januar 1815. Baldacci war vor kurzem noch einflußreicher Generaladjutant des Kaisers gewesen; 1813 wird er Armeeminister und 1814 zum Freiherrn erhoben.

[4]) Brief Hagers vom 28. September 1814.

stammend, und ein Herr v. H. haben diplomatische Bekanntschaften, die sie ausnutzen; ein Herr v. W. rapportiert vorzugsweise über Fürsten und Vertreter kleindeutscher Staaten und Städte, ein Herr v. O., ein Pole, über seine Landsleute, die im Oktober 1814 in großer Anzahl nach Wien gekommen waren. Ein H. — es ist der Schriftsteller und Privatgelehrte Hebenstreit, der seit 1811 in Wien lebte und zu dem Lützower Karl Müller und den preußischen Nationalen um ihn herum Beziehungen hatte — referiert über Vorgänge in der Umgebung des preußischen Staatskanzlers Hardenberg. Er wird durch den Grafen Karl Rechberg, mit dem er in literarischer Verbindung steht, in den Kreis der Bayern eingeführt und mit dem Buchhändler Cotta bekannt gemacht. Ein Konfident, der sich hinter dem Zeichen 1∞ verbirgt und auch bereits seit 1813 im geheimen Dienste steht, weiß manches politisch Interessante zu berichten, desgleichen mehrere „Vertraute höheren Standes, die keine Quittung ausstellen," wie es in den Listen heißt, um nicht ihre Namen nennen zu müssen. Sie bleiben verschwiegen, wie noch manche andere. Heißt zum Beispiel jener Italiener, der täglich so sauber geschriebene französische Berichte über die Vertreter der Kurie und die Diplomaten der romanischen Staaten liefert, wirklich „Freddy", wie ihn Hager einmal in einem Akt nennt? Er selbst zeichnet seine Rapporte gar nicht oder mit einer Paraphe „de F. B.". Er war vor kurzem noch im Sekretariat der Nuntiatur beschäftigt gewesen, bis ihn ein Consilium abeundi der Polizei um seine Stelle brachte. Aber Hager ließ ihn nicht ziehen, sondern gewann ihn, als der Kongreß sich zu versammeln begann, für den Polizeidienst, für den er sich dadurch empfahl, daß er heimliche Beziehungen Friedrich Schlegels, der damals als Hofsekretär der Staatskanzlei beigeordnet war, zum Nuntius Severoli zur Kenntnis der Behörde brachte. Freddy, der „in Italien, am Bosporus, am Orontes und am Nil" Erfahrungen gesammelt haben wollte, kannte aber nicht nur die Wiener Vertrauensmänner des päpstlichen Gesandten, was bei dem gespannten Verhältnis der österreichischen Regierung zu Rom nicht ohne Wert war, sondern er hatte, von Florenz her, auch Beziehungen zu den Repräsentanten Spaniens und Portugals, die er jetzt verwerten wird, indem er namentlich über Gespräche und Vorgänge im Kreise der Diplomaten aus dem Süden Europas referiert. Auch er ward von der Behörde dafür entlohnt. Neben diesen honorierten Hilfskräften gab es aber noch solche, die bloß aus patriotischem Eifer der Regierung mit Berichten, auch geschriebenen, dienten; die unterzeichneten Namen sind wohl von Hager selbst aus den Akten herausgeschnitten worden. Es waren vornehme Leute in günstigen Vermögensverhältnissen, die es als Verpflichtung fühlten, mitzuteilen, was sie gesehen oder vernommen hatten und von dem sie annahmen, daß die Kenntnis davon dem eigenen Lande von Nutzen sein könnte. Da ist z. B. einer, an den der Zar gelegentlich auf einem Ball die Frage richtete, ob er nicht selbst einen geben wolle[1]). Auch auf die aristokratischen Ehrenkavaliere, die den

[1]) Zum Vortrag vom 18. Oktober 1814: „Die Fürstin Bagration will auch noch einen Ball geben, und mich quälen alle, von den Damen dazu aufgemuntert, eben auch darum. Kaiser Alexander sprach mir auch schon davon."

fremden Souveränen beigegeben waren, rechnete Hager als Helfer und „Berichtleger", und nicht vergebens. Hieraus ergibt sich, daß man bei diesen Rapporten nicht an gewöhnliches Denunziantentum denken darf. Nein. Wie der Herrscher selbst und seine obersten Diener die Überzeugung hatten, mit dem geheimen Dienst eine notwendige Pflicht gegen den Staat zu erfüllen, die ihn über alles Gemeine emporhebt, so waren auch viele der „Vertrauten höheren Standes" — sie mochten ihre Leistung entlohnt sehen oder nicht — des Glaubens, mit ihren Rapporten und Mitteilungen, schriftlichen und mündlichen, einen Staatszweck zu fördern und sich um das Vaterland verdient zu machen. Waren sie doch auch häufig genug, wo ihre Absicht durchschaut wurde, nur noch die Sprachrohre für Meinungen und Wünsche derjenigen, die sie aushorchen sollten. Hält man dies alles fest, so wird man, was uns heute an diesen Dingen fremd oder gar abstoßend anmuten mag, nachsichtiger und richtiger beurteilen.

Zu den Berichtlegern höheren Standes kam eine erkleckliche Anzahl von Geheimagenten niederer Kategorie, wie sie die Resolution von 1806, und auch schon das Edikt von 1786, gleichfalls vorgesehen hatte. Das waren Detektivs, von denen jeder eine fremde Persönlichkeit, die man dazu für wichtig genug hielt, zu überwachen und über sie täglich einen schriftlichen Bericht zu erstatten hatte: wen sie bei sich empfing, wen sie besuchte, mit wem sie gearbeitet hatte usw. Solche Rapporte lieferten namentlich jene Konfidenten, die als Bedienstete (Lakaien, Heizer, Kanzleidiener u. dgl.) in den Häusern der fremden Missionen untergebracht worden waren und ihre Mitteilungen häufig auch mündlich bei einem der Polizeiräte anbrachten. Daß die Wirte der Gasthöfe, jetzt wie ehedem, in Pflicht der Polizei standen, versteht sich von selbst. Aber auch die Vermieter von privaten Wohnungen — und deren gab es reichlich — leisteten ihr teils freiwillige, teils geforderte Dienste. So wohnte zum Beispiel der russische Staatsmann Anstett bei dem Redakteur Bartsch der „Wiener Zeitung", der seinen Mietsmann von früher her gut kannte und nun eingehend über häufige Gespräche, die er mit ihm führte, berichtete. Herr von Gaertner, der Anwalt einer ganzen Anzahl deutscher Kleinstaaten, wohnte bei einem Oberleutnant Klaus, der in Paris La Harpe, den Lehrer und einflußreichsten Freund des Zaren, kennen gelernt hatte. La Harpe befand sich als Abgesandter seines Schweizer Kantons in Wien, und Klaus erbot sich, über ihn Mitteilungen zu machen. Das waren unentlohnte und gerne dargebotene Dienste, und so hat sicher noch mancher andere sich zu freiwilligen Berichten an die Behörde bereit erklärt. Und nicht bloß an die Polizeibehörde. Auch Metternich hatte seine eigenen vertrauten Zuträger. Die Gräfin Fuchs glaubte sie zu kennen und nannte den Prinzen Wenzel Liechtenstein und den jüngeren Grafen Schulenburg, der Major und Flügeladjutant bei Schwarzenberg war. Auch ein Prinz Rohan soll dazu gehört haben. Wollte man es sich mit bloßer Vermutung genügen lassen, dann könnte man vielleicht auch annehmen, daß Sardiniens Vertreter, der Marquis Saint-Marsan, zu Metternichs Berichterstattern gehört habe. Sein Name fehlt — und seiner fast allein — in den Listen der beobachteten fremden

Staatsmänner; er erfährt vor allen übrigen Metternichs Absichten mit Murat von Neapel; sein Tagebuch enthält kein tadelndes Wort über Österreich, dagegen aber zum 26. Oktober 1814 die Notiz, Metternich habe ihn ein für alle Mal zum Souper geladen „und zu welchem Zweck" [1]). Und konnte nicht auch Dalberg, einer der Bevollmächtigten Ludwigs XVIII., Metternich in einer gewissen Zeit mit Mitteilungen gedient haben? Die beiden hatten sich seit 1809 nahe gestanden und nach Dalbergs eifriger Hilfeleistung bei der Napoleonischen Heirat einen heimlichen Briefwechsel gepflogen. Doch alles das wären unbeweisbare Annahmen, denn diese Dinge liegen im Dunkel. Es aufzuhellen und die Identität der einzelnen Personen festzustellen, würde vielleicht, selbst wenn es möglich wäre, kaum die Mühe lohnen. Und so ist es auch mit den ungenannten Konfidenten Hagers. Genug, daß die Fülle ihrer Berichte uns in den Stand setzt, durch Vergleichung und innere Kritik die besser unterrichteten Gewährsmänner von den anderen zu unterscheiden; mögen sie immerhin hinter Chiffren und Zeichen verborgen bleiben.

Natürlich hatten auch die fremden Ministerien und Missionen ihre Vertrauten. Eine Hauptperson der russischen Geheimpolizei, General de Witt, war schon Anfang September in Wien erschienen. Die schöne, geistvolle, intrigante und höchst leichtfertige Fürstin Katharina Bagration, eine Verwandte des russischen Regentenhauses, die schon seit Jahren in Wien lebte, war von Rußland als heimliche Helferin gewonnen, und um so leichter, als sie von Metternich, dessen Huldigungen sie ehedem empfangen hatte, um der nicht minder schönen und leichtfertigen Herzogin Wilhelmine von Sagan willen verlassen worden war. Übrigens sagte man auch sonst den Russen nach, daß sie in Wien namentlich die unsittliche Weiblichkeit in den Dienst ihrer politischen Interessen genommen hätten. Daneben waren sie auch ohne Zweifel von Männern, die in den Gang der großen Geschäfte eingeweiht waren, gut bedient. Schon zwei Tage z. B. nach dem 3. Januar 1815, an dem die Vertreter Englands (Castlereagh), Frankreichs (Talleyrand) und Österreichs (Metternich) im tiefsten Geheimnis eine Defensivallianz gegen Rußland und Preußen geschlossen hatten, weiß Alexander I. um den Vertrag und überrascht den englischen Lord nicht wenig mit der Mitteilung, daß er ihn kenne. Nicht immer gelang es der österreichischen Polizei, wie bei dem Agenten Bellio des Fürsten der Walachei, einem Verrat österreichischer Staatsschriften an Rußland dadurch zuvorzukommen, daß man den Schuldigen aufhob und an die Grenze beförderte, ehe er noch seinen Plan ausführen konnte. Im russischen Interesse vermutete man auch den Herzog von Acerenza-Pignatelli, den Gemahl der Herzogin Johanna von Kurland, die ihrerseits mit ihrer Schwester Sagan zunächst im österreichischen Lager stand. Daß Talleyrand sich gute Nachrichten zu verschaffen wußte, beweisen seine Briefe an Ludwig XVIII. Von wem? Die Beziehung zu Gentz hat dieser selbst in seinem Tagebuch einbekannt. Auch den Grafen Sickingen, den vertrauten

[1]) „Metternich m'invite une fois pour toutes à souper et pourquoi." Rinieri, Corrispondenza dei Card. Consalvi e Pacca, p. LX.

Freund und Kammerherrn Franz I., erwähnt Talleyrand wiederholt. Aber der war doch eher ein heimlicher Sendling seines Kaisers als ein Zuträger des fremden Ministers. Als solchen bezeichnete der Salonklatsch gelegentlich den Prinzen Louis Rohan, der ehedem der Gemahl der Wilhelmine von Sagan gewesen war, und den preußischen Major Martens, einen Neffen des hannoverschen Diplomaten dieses Namens, als Berichterstatter Dalbergs. Als Leiter der preußischen Geheimpolizei wurde Graf Bethusy genannt. Von Hardenberg wollte man wissen, daß er sich gewöhnlich zweier Vertrauten — davon einer sein Kanzleidiener Veith — bediente[1]).

Zur Überwachung und Ausholung der fremden Persönlichkeiten gesellte sich eine nicht minder eifrige Erkundung des geschriebenen Wortes. Die in den Wohnungen der fremden Staatsmänner untergebrachten Konfidenten hatten namentlich auf alle Skripturen aufmerksam zu sein und insbesondere den Inhalt der Papierkörbe an das Polizeiministerium oder die Polizeidirektion abzuliefern. Dort wurden diese Reste — empfangene und zerrissene Briefe oder verworfene Konzepte —, wenn sie nur einigermaßen wichtig erschienen, äußerst kunstvoll durch Reihen winziger Siegellackplätzchen aneinandergefügt, so daß das ursprüngliche Schriftstück meist vollständig wiederhergestellt wurde. Derart vom Untergang gerettete Dokumente nannte man „Chiffons". Aber nicht die Papierkörbe allein, auch die Kamine standen unter Polizeiaufsicht, und nicht selten wurden bloß angekohlte Schriftfragmente eingeliefert. Namentlich der Kamin des Freiherrn vom Stein, der damals zwar nicht in russischen Diensten stand, wie man allgemein annahm, wohl aber für Rußland Dienste tat, hatte einen gewissen Ruf der Ergiebigkeit. Einmal fand man darin einen Brief des Herzogs Alexander von Württemberg, dann einen Bericht aus Sachsen, den Stein im Unmut weggeworfen haben soll, ein Schreiben, das den Text des Rieder-Vertrags von 1813 begleitet hatte, und dergleichen mehr. Wie Stein seinen Kamin, so hütete Dalberg seinen Papierkorb nicht sorgsam genug. Aus ihm erfuhr man, noch ehe Talleyrand davon sprach, die Absicht der französischen Regierung, Napoleon auf Elba aufzuheben und auf eine entferntere Insel zu bringen. Ein Schreiben, das der Kriegsminister Dupont an Talleyrand gerichtet hatte und dessen Inhalt dem Polizeiminister mitgeteilt worden war, bestätigte die Nachricht des Chiffons. Da aber nicht nur die Diplomaten und ihre Bureaus überwacht wurden, sondern auch solche Fremde, die mit ihnen verkehrten, so forschte man auch dort nach interessanten Schriftstücken. Da ist z. B. Justus Erich Bollmann, der Deutschamerikaner, der mit einem ganzen Sack von Projekten: Dampfschiffahrt auf der Donau, Platin zu Münzzwecken, eine Nationalbank für Österreich, nach Wien gekommen war und mit Talleyrand seit langen Jahren in Beziehung stand. Er wurde, nachdem er den ersten Schritt in das französische Botschaftshotel getan hatte, sofort unter Beobachtung genommen, und noch heute bewahrt das Archiv der Polizeihofstelle manches

[1]) Über diese Dinge unterbreitete Hager dem Kaiser in Vorträgen vom 18., 21., 27. Oktober und 7. Dezember 1814 entsprechende Belege.

chiffonierte Konzept von seiner Hand. So war es auch mit Eugen Beauharnais, dem Stiefsohn Napoleons und Schwiegersohn des Bayernkönigs, ehedem Vizekönig von Italien, der in Wien die ihm in Paris zugesagte Landentschädigung suchte. Er wird sie nicht finden. Aber er steht unter polizeilicher Überwachung, und namentlich, da der Zar Alexander ihn seines vertraulichen Umgangs würdigte. Man hat einen Gascogner in seinen Dienst gebracht, der, wie es heißt, zerrissene Papiere in ziemlicher Anzahl ablieferte. Einmal sogar einen ganz heilen Brief von Eugens Schwester, der Exkönigin Hortense, die dem Bruder im Februar 1815 mitteilte, daß er zum Parteihaupt der Bonapartisten in Frankreich ausersehen sei. Der Brief war, aufs kleinste zusammengefaltet, in einer Bürste versteckt angekommen und von dem Kammerdiener aus der Gascogne früher entdeckt worden als von seinem Herrn. Dieser las ihn erst, als die Polizei schon lange Kenntnis von seinem Inhalt hatte.

Viel mehr Wert natürlich als die Chiffons hatten für die Behörde die Interzepte von tatsächlich expedierten Korrespondenzstücken, und die Beamten des Geheimen Kabinetts waren Tag und Nacht an der Arbeit[1]). Oft genug fehlte die Zeit, die eröffneten Briefe wieder zu schließen und mit der Post weiter zu befördern, woraus Verlegenheiten und Beschwerden entstanden, so daß Kaiser Franz sich im Februar 1815 zu einem strikten Befehl genötigt sah, die perlustrierten Postsendungen nicht zurückzubehalten. Was unterlag aber auch nicht alles dem geheimen Verfahren! Um sich nichts halbwegs Wissenswertes entgehen zu lassen, wurden so ziemlich alle Postbriefe geöffnet, deren Herkunft oder Bestimmung ein Interesse zu rechtfertigen schien. Und da ward zwischen Fremden und Einheimischen nicht unterschieden, die Grenze nach oben nicht kürzer gezogen als die in die Breite. Die Korrespondenz z. B., die die Kaiserin Ludovika von Österreich mit einer Freundin in Preßburg pflog, entging ebensowenig der behördlichen „Operation" wie der Briefwechsel der ältesten Schwester des Kaisers, der Prinzessin Therese von Sachsen, mit ihrem Schwager Max von Sachsen in Prag und ihrer Schwägerin Amalie, oder der der Kaiserin Marie Luise mit Graf Neippurg, der der Erzherzoge, ja selbst die regelmäßigen Berichte, die Gentz mit Metternichs Vorwissen an den Fürsten der Walachei erstattete, wurden geheim behandelt. Und nicht minder natürlich die Briefe der Fremden. Was nicht völlig vertrauenswerten und erprobten Boten und Kurieren anvertraut war, wurde untersucht. Was die Schwester Alexanders I., die Großfürstin Katharina, an ihren Verlobten, den Kronprinzen von Württemberg, was der König dieses Landes nach Stuttgart oder später von dorther nach Wien schrieb, was Diplomaten und Staatsmänner an Briefen der Post oder Estafette übergeben hatten, alles begegnete der mißtrauischen Wißbegier des Staates, der es sich in jahrzehntelangen Krisen angewöhnt hatte, überall Gefahr zu sehen, und in seiner vielfältigen Obsicht eine Schuldigkeit gegen sich selbst zu erfüllen meinte. Natürlich wußte

[1]) Das Personal des Chiffrenkabinetts erhielt nach Schluß des Kongresses eine Gratifikation von 2000 Gulden von der Polizeihofstelle ausbezahlt.

man in den Kreisen der Betroffenen bald genug um diese Eingriffe der Staatsgewalt in die Freiheit des schriftlichen Verkehrs, oder ahnte sie zum mindesten und wurde vorsichtig. Da ließ z. B. der Minister Englands, Lord Castlereagh, weibliche Dienerschaft durch seine Leute anwerben, anstatt sie aus den Händen irgendeines maskierten Agenten der Geheimpolizei entgegenzunehmen, so daß diese ihr vertrautes Personal dort nicht unterbrachte. Der Beamte, der mit Bedauern darüber berichtet, bemerkt dabei, daß dies „wahrscheinlich aus Vorsicht" geschehen sei und man nun erwägen müsse, ob nicht die hinter dem Rücken der Polizei angeworbenen Stubenmädchen bei Castlereagh doch noch nachträglich ins Vertrauen gezogen werden könnten. Das scheint dann auch gelungen zu sein, denn bald vernahm man aus dem Castlereaghschen Hause zwar keine politischen Geheimnisse, wohl aber z. B. die niedliche Bagatelle, daß Seine Lordschaft sich täglich mit Tanzen Bewegung machten, wozu sie Gemahlin und Schwägerin aufforderten, in deren Abwesenheit aber auch mit einem Stuhl vorlieb nähmen, den sie stundenlang im Kreise schwenkten. Im übrigen war bei den Engländern nicht viel zu holen. Alles ward von ihnen durch erprobte Kuriere expediert, an denen jede Versuchung abglitt. Die Konzepte der Berichte, die nach London gingen, wurden von den Sekretären selbst sorgfältig bewahrt, die verfehlten sofort verbrannt[1]). Bald wurden auch andere mißtrauisch. Ein italienischer Geschäftsträger, Aldini, prüfte sorgfältig vorher das Stück Papier, worauf der Arzt ihm ein Rezept verschrieb. Fürst Radziwill war bei dem, was er aufzeichnete, so vorsichtig, daß er seine Aufsätze in seiner Anwesenheit abschreiben ließ, die Konzepte selbst in den Kamin warf und die Briefe, die nach auswärts gingen, persönlich zum Fürsten Hardenberg trug, der sie sicher weiterexpedierte. In Wien selbst vertraute er nur seinem Leibjäger Besorgungen von Botschaften an. Und so taten schließlich viele. Freilich, diejenigen, die ihre Korrespondenzen der Post übergaben, mußten sich auf alle Zufälle gefaßt machen. Das einzige Mittel, ihnen zu begegnen, war, daß man den Text weniger leicht verständlich gestaltete, d. h. entweder in Chiffren, mit unsichtbarer Tinte, zwischen gleichgültigen Zeilen schrieb oder mit verstellten Namen, oder, wie es die Großfürstin Katharina im Briefwechsel mit ihrem Bräutigam tat, in entstellter Sprache. Es war ein Französisch mit dritten Personen unverständlichen Kürzungen, was die geistvolle Fürstin „très commode" fand, „car personne ne nous entend". Prinzessin Therese begnügte sich in ihren Briefen an Max von Sachsen damit, die Namen durch andere, erfundene, zu ersetzen. Sie gebrauchte, um die Polizei irrezuführen, mitunter ganz launige Benennungen für bestimmte Persönlichkeiten, die dadurch unkenntlich werden sollten, nannte z. B. den in seinem Äußeren keineswegs verführerischen Kaiser Franz „Venus", Metternich „Krautfeld", den Zar „Piatti", König Friedrich Wilhelm III. „Birkstock", den hinkenden Talleyrand „Krumpholz", Castlereagh „Althof", Sachsen „Nektar" usw., harmlose Vermummungen, die nach einiger Übung leicht gelüftet werden konnten und der gewandten Beamtenschaft des

[1]) Zum Vortrag vom 5. Oktober 1814.

Chiffrenkabinetts sicher keine Schwierigkeiten machten. Unter falschen Namen und mit unverständlichen Wendungen berichteten auch die Bevollmächtigten von Frankfurt nach Hause[1]). Und so mögen noch manche andere getan haben, von dem Chiffrenapparate der Großmächte ganz abgesehen.

Alle diese schriftlichen Zeugnisse einer eifrigen Beobachtung — Rapporte, Interzepte, Chiffons u. dergl. — liefen nun Tag für Tag in den Amtsräumen der Polizeihofstelle zusammen, wo sie zunächst von Hagers vertrautesten Räten sortiert wurden, um später in einer Auswahl der wichtigeren als Beilagen des täglichen Vortrages dem Monarchen unterbreitet zu werden. Aus dem Bordereau, das jedem Vortrag beigefügt war, kann man heute noch ersehen, worauf und auf wen es der Geheimpolizei jeweilig besonders ankam. Zu Anfang sind es, und das lehren auch die oben zitierten Briefe Hagers an die Vertrauten, vor allem die Souveräne und ihre Umgebungen, die man beobachtet wünschte, dann insbesondere die Vertrauensmänner und Diplomaten Rußlands, das sich gleich im Anfang durch seinen kategorischen Anspruch auf das ganze Herzogtum Warschau mit seinen Alliierten (England, Österreich, Preußen) in Widerspruch gesetzt hatte. Man faßte da besonders Anstett ins Auge, der früher Österreich geneigt und bei den Abmachungen über die galizische Grenze im Jahre 1810 gefällig gewesen war, auch zu Anfang 1813 mit Schwarzenberg den Waffenstillstand verabredet und am Prager Kongreß teilgenommen hatte. Sein Mietsherr verwickelte ihn wiederholt in Gespräche. Der schlaue Elsässer merkte aber bald, daß man ihn ausholte, und benutzte seinerseits den Zwischenträger, um seine Ordensschmerzen zu Ohren der österreichischen Regierung zu bringen, und was ihm sonst gut dünkte. Gleichwohl sind seine Äußerungen, da er zeitweilig beim Zaren in Ungnade war, nicht ohne historischen Wert. Dazu beobachtet man den General Witt, den Strategen Jomini, der mit Memoranden beschäftigt war, die man gerne gekannt hätte, u. a. Daneben schenkte man Castlereagh, Talleyrand, dem feindseligen Nuntius Severoli, den Abgesandten Murats und, ganz allgemein, der französischen, preußischen, württembergischen und spanischen Mission besondere Aufmerksamkeit[2]). Später, als man sah, daß sich die Überwachung der gekrönten Gäste in der Burg, wo sie wohnten und wohin die Polizei keinen Zutritt hatte, nicht durchführen ließ, erschienen sie auch nicht mehr auf der Liste; sie werden nur noch an anderen Orten beobachtet. (Kaiser Alexander hatte bald seine Ehrenkavaliere verabschiedet.) Dagegen rücken mehr die Personen ihrer Umgebung und ihre Minister in den Vordergrund des behördlichen Interesses, dem die einen mehr, die anderen weniger Schwierigkeit in den Weg legen. So ist z. B. von Czartoryski nur auf weiten Umwegen eine Äußerung zu erfahren, von Stein gar nicht, dagegen erweist sich Kapodistrias einem Vertrauten gegenüber, dessen Schwester am russischen Hofe in Ansehen stand, sehr redselig. Sogar der russische Leibarzt Willié und der griechische Erzbischof Ignatius konnten zum Sprechen gebracht werden, und von

[1]) Schwemer, Geschichte der Stadt Frankfurt, 1814—1866, I 128 ff.
[2]) Bordereau zum Vortrag vom 29. September 1814.

dem Geliebten der Bagration, Fonbrune, und ihrer Gesellschafterin erfuhr man Einzelheiten ihrer Unterredungen mit dem Zaren. Dazu kommen neben Eugen Beauharnais, Stein und La Harpe auch der aus Paris herbeigeeilte Pozzo di Borgo, der Vertreter Rußlands am französischen Hofe. Die Abkehr Hardenbergs von der gemeinsamen Politik in der polnischen Frage hatte auch die Preußen der österreichischen Polizei interessanter gemacht, als sie es bisher gewesen waren. Der militärische Vertreter Friedrich Wilhelms in Petersburg, General Schoeler, sein Gesandter in Stuttgart, Herr v. Küster, Graf Reichenbach u. a. wurden zu längeren Gesprächen veranlaßt. Man läßt Hardenberg selbst eifrig beobachten, daneben aber auch die Vertreter der kleindeutschen Fürsten (z. B. Gagern), dazu die italienischen, französischen, spanischen und portugiesischen Diplomaten, während die Engländer, vielleicht der guten Beziehungen wegen, in denen man zu ihnen stand, zurücktreten[1]). Fortan wechseln aber fast mit jedem Tage die Gegenstände der Aufsicht im einzelnen. Nur wenige Namen bilden eine stehende Rubrik, während jeder neue Ankömmling von Interesse sofort in Beobachtung genommen wird. Auch Marie Luise mit ihrer französischen Umgebung fällt ihr jetzt anheim. In der ersten Januarwoche 1815, als sich die politische Krisis bereits etwas ermäßigt hatte, waren es täglich noch über dreißig Personen, die unter besonderer polizeilicher Kontrolle standen: alle russischen Politiker, Stein, Hardenberg, aber auch Bayern und Württemberger, der Schwede Löwenhjelm und die französischen Bevollmächtigten (neben Talleyrand und Dalberg sind es Graf Latour du Piu und Alexis von Noailles), obgleich man eben erst mit Ludwig XVIII. ein Bündnis geschlossen hatte, Beauharnais, die Spanier und Italiener. Die Diplomaten des Papstes, Portugals und Dänemarks fehlen jetzt[2]). Neben den persönlichen Rapporten haben sich aber auch die Berichte aus der Gesellschaft vermehrt, die sich je nach Stimmung und Parteinahme in eine Anzahl von Koterien und Gruppen gesondert hat, über die besondere Berichterstatter zu referieren hatten.

So ist das schier Unübersehbare nahezu übersichtlich geworden, und es wird sich nur noch um die Frage handeln, ob dieser komplizierte Apparat dem Staate auch wirklich die wichtigen Dienste erwies, die er von ihm erwartete, und ob die Resultate dieser so vielfältigen und angespannten Aufmerksamkeit auf alles und jeden die aufgewandte Arbeit lohnten. Von der Beantwortung dieser Frage wird dann auch der Gewinn abhängen, den die geschichtliche Kenntnis jener Tage davon zu erwarten hat.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

[1]) Bordereau zum Vortrag vom 7. November 1814 und später.
[2]) Bordereau zum Vortrag vom 5. Januar 1815.

Die Ausgrabung der Kaiserfora in Rom.

Von

Federico Hermanin.

In diesen Tagen fallen am südlichen Abhange des Quirinals die letzten Mauern des unschönen Klosters „S. Caterina da Siena", welche die Turris Militiarum umgaben, und mit der Befreiung des gewaltigen mittelalterlichen Turmes beginnt die großartige, von Corrado Ricci geplante Arbeit der Freilegung der Kaiserfora.

Daß eine solche Arbeit, welche rein klassische Monumente, wie die Fora der Cäsaren, betrifft, mit der Isolierung eines mittelalterlichen Turmes beginnen kann, ist auch wohl nur in Rom möglich, wo im ununterbrochenen Sichentrollen der Geschichte die Bauten eines Jahrhunderts untrennbar mit denen der folgenden verwachsen sind. So wie man die Engelsburg unmöglich zu ihrem altklassischen Kern des Hadrian-Denkmals reduzieren könnte, ohne ihre herrliche historische Physiognomie zu zerstören, so kann man den Kaiserfora das nicht nehmen, wodurch sie ihr Leben auch in den dunkelsten Jahrhunderten des Mittelalters gefristet haben. Wenn man die rauhen Backsteintürme, die gotischen Fenster, die massigen gedrungenen Tore entfernen wollte, würde man den ehrwürdigen Ruinen den schönsten Reiz nehmen, denn ein Kaisername, und sei er auch der größte, kann nicht den Stimmen der Jahrhunderte gleichkommen, die aus den rohen Zinnen, aus den kleinen Kirchen zu uns sprechen. So wie man die Sage nicht zerstören kann, welche die aus viel späteren Zeiten stammende Turris Militiarum den Neroturm nennt und Nero von dieser höchsten Warte Roms den Brand der Aurea Roma besingen läßt, so wenig kann man die Erinnerung an das Leben, welches nach dem Falle des Reiches zwischen den Ruinen der Prachtbauten Cäsars, Augustus', Nervas und Trajans von kleineren Menschen gelebt worden ist, auslöschen.

Roms Einzigartigkeit besteht eben in diesem unvergleichlichen Ineinandergreifen und Zusammenwachsen der verschiedensten Elemente und Zeiten. Daraus erwächst die große Poesie der Stadt der Städte, in der jeder Fremdling eine Scholle finden kann, mit welcher die Geschichte seiner Vorfahren verbunden ist. Geschichte und Legende haben einen unbeschreiblichen Zauber um sie gewoben. Als die römische Macht zu einem Nichts geworden und

ihr Name nur noch ein Gespenst war, lebte sie in der Phantasie der Völker weiter: die Sehnsucht nach der Wiederbelebung der einstigen Herrin durchbebt die Brust der fernsten Völker; die Freude, sich mit einem Teilchen vom Abglanz des römischen Namens schmücken zu können, reizt auch die neuen Herren, welche, aus dem Norden kommend, mit eiserner Faust der Mutter Roma die Krone entrissen haben. Ein Blatt römischen Lorbeers erscheint ihnen schöner als die goldene Herrlichkeit ihrer barbarischen Diademe, und Theoderich nennt sich Konsul, Chlodwig Prokonsul, und Autharich zähmt den schneidenden Klang seines urgermanischen Namens mit dem Beinamen Flavius. Viele deutsche Kaiser schmücken ihren Schild mit der goldenen Inschrift Roma caput mundi regit orbis frena rotundi.

Die Stadt verfällt immer mehr, ganze Stadtteile werden zu Feldern, auf dem einstigen Forum Romanum weiden Ochsen und Schafe, und doch mehren sich die Sagen um den unsterblichen Namen der Stadt. Die Helden und Dichter des Altertums verbrüdern sich in den Legenden mit Heiligen und Märtyrern. Der Wunsch, am Grabe der Apostel zu beten, geht Hand in Hand mit dem Drang, die Herrlichkeiten der großen Monumente zu schauen. So wandelten die Pilger aus England, aus Deutschland, aus Frankreich zwischen den gigantischen Ruinen, fromm die heiligen Stätten aufsuchend und schaudernd und bewundernd zu den rätselhaften Bauten aufschauend.

Seit dem achten Jahrhundert nimmt die römische Topographie die phantastischsten Formen an. Die alten Römergebäude werden nur in zwei große Klassen geteilt: Palatia et Templa. Sonderbare Bücher, Wegweiser, wie die Graphia und die Mirabilia, schreiben die Besuchsordnung vor und machen die Pilger und Reisenden auf die interessantesten Denkmäler, welche mit den eigentümlichsten Namen betitelt sind, aufmerksam. Es ist höchst reizvoll, in den Itinerarien den frommen Pilgern zu folgen, wie sie durch die schier unübersehbare, halbverlassene Stadt von einer Kirche zur anderen zogen, von einem Monument der antiken Größe zum anderen. Fast überall in Rom folgten sie den alten klassischen Straßen, aber in der Region der Kaiserfora waren die Verwüstungen so groß, daß es ihnen nur durch weite Umwege gelingen konnte, darüber hinaus zu ihrem Ziele zu gelangen.

Wenn man jetzt die alte Region der Kaiserfora zwischen der heutigen Piazza del Foro Trajano, dem Forum Romanum und der Via Cavour betritt, so kann man kein Bild davon haben, wie es im Mittelalter und dann weiter bis ins späte 16. Jahrhundert hinein dort aussah. Es ist wohl in ganz Rom kein Stadtteil, wo die alten Überreste uns an allen Ecken und Enden so überraschen, wo man so merkt, daß man auf einem Boden geht, den einmal die prächtigsten Bauten geschmückt haben; aber wer aus der Richtung der modernen Straßen die Orientierung der alten Fora erraten wollte, würde schwerlich einen richtigen Führer in dem Wirrsal der Gäßchen und Gassen finden. Wenn man die Zeitschriften durchsucht, in denen von der Topographie der Forumgegend die Rede ist, staunt man über die unsäglichen Schwierigkeiten, auf welche die Forscher, welche sich vorgenommen hatten, die genaue Lage der verschiedenen Fora zu bestimmen, gestoßen sind,

so daß Duchesne und Lanciani jahrelang mühevoll suchen mußten, um Licht in die tiefe Dunkelheit zu bringen. Die mittelalterlichen Itinerarien, wie das berühmte aus dem achten Jahrhundert, welches in der Bibliothek des Klosters Einsiedeln aufbewahrt wird, machen das Problem mit ihren sonderbaren Benennungen noch schwieriger, und es hieß jeden Namen der aufgezählten Bauten sorgfältig prüfen, um darin unter der phantastischen Form die ursprüngliche zu entdecken. Ein sonderbares Geschick hat auch in diesem Sinne über den Kaiserfora gewaltet, und zu diesem Geschick hat die große Berühmtheit der Persönlichkeiten, mit denen die Fora zusammenhingen, beigetragen. Die Namen der Kaiser, also der Menschen, die in der mittelalterlichen Phantasie den höchsten Platz einnahmen, trugen zur Verdunkelung bei, und das wird keinen überraschen, der weiß, wie willkürlich die mittelalterlichen Geschichtschreiber mit diesen Namen gewirtschaftet haben.

Wenn einige Kaiser, wie Nero, einen klaren Charakter bekommen hatten und in der ganzen mittelalterlichen Historiographie bis zu einem gewissen Grade immer mit den gleichen Eigenschaften ausgestattet erscheinen, so sind andere derart verarbeitet worden, daß nur sehr wenig von ihrer historischen Persönlichkeit sich in die mittelalterliche Überlieferung gerettet hat. Zu diesen gehören in erster Reihe die Gründer des Reiches: Julius Cäsar und Octavianus Augustus, deren Namen und Ruhm nie im Gedächtnis der Menschen erloschen ist, so daß sie als Symbole der ganzen kaiserlich römischen Tradition sozusagen die Figuren wurden, auf die man alles übertrug, was man über das alte Rom und über das Reich wußte oder zu wissen glaubte.

Nerva wird mit Phalarides in der Geschichte des Beryllos verwechselt, Galienus verschmilzt mit dem Arzt Galenus. Julius Cäsar wird in der Weltchronik des Rudolph von Ems zum Vorkämpfer der Christenheit gegen die Muselmänner. Augustus kommt durch die Aracoelilegende in enge Verbindung mit der Geburt Christi: der römische Kaiser, die Verkörperung der größten menschlichen Gewalt, und der Erlöser werden in einer Sage vereinigt, die sich auf dem strahlenden Gipfel des Kapitols abspielt.

Diese Verwirrung spiegelt sich in keinem anderen Monumente so deutlich wider, wie in den Kaiserfora. In den Itinerarien des zwölften Jahrhunderts finden wir folgende Benennungen: Forum Caesaris für das Forum Romanum, Forum Trajani für das Forum des Nerva, Forum Nervae für die Fora des Augustus und des Cäsar.

Man braucht nur eines dieser Itinerarien durchzulesen, um sich von der ganzen sonderbaren Anschauung, die das Mittelalter von dieser Region hatte, ein deutliches Bild zu machen.

Im Itinerarium von Einsiedeln fand der Pilger sozusagen Schritt für Schritt die genauen Anweisungen, um die heiligen Stätten Roms zu besuchen.

Bei seinem Weggang aus St. Peter werden dem Pilger fast lauter Straßen angegeben, die aus dem klassischen Altertum stammen, so daß er am Flaminischen Zirkus vorbei da anlangt, wo die jetzige Piazza Venezia ist. Da der Pilger nach Santa Maria Maggiore will, denken wir natürlich, daß er seinen Weg durch das Forum Trajanum, das die alte Verbindung zwischen

dem Forum Romanum und dem Marsfelde bildete, nehmen müßte. Statt dessen sehen wir ihn am Fuße des Kapitols entlang, wo jetzt das Nationaldenkmal steht, in die alte Via di Marforio, am Grabmal des Vibulus, einbiegen und durch den Severusbogen in das verlassene Forum Romanum gelangen. Sein Weg geht an Sant'Adriano, der alten Curia, vorbei, und nun betritt er wieder eine der großen Verkehrsadern des alten Rom, das Forum Transitorium, und gelangt durch dieses, das sein Führer irrtümlich Forum Trajani nennt, und das alte Argiletum in die Subura und steigt weiter hinauf nach Santa Maria Maggiore, um dann später nach San Giovanni in Laterano zu pilgern.

Bei der Rückkehr, nachdem er zwischen Lateran und Colosseum die Via Majoris, welche die deutschen Pilger den Heiligen Weg nennen, hinter sich gelassen hat, sehen wir ihn bald wieder in der Region der Kaiserfora die Außenmauern des Nervaforums und des Augustusforums streifen und über den kleinen Bergsattel von Magnanapoli auf der Via Biberatica, die zwischen der Turris Militiarum und der einen Exedra des Trajanforums eingeschnitten war, in die jetzige Via Nazionale einbiegen. Diesen beschwerlichen Weg über den Hügel gingen die päpstlichen Prozessionen; so sehr hatte sich die Topographie der Kaiserfora im Laufe der Jahrhunderte geändert, daß es unmöglich war, den alten herrlichen Weg, den die Kaiser zwischen dem Forum Romanum und dem Marsfeld angelegt hatten, zu benutzen.

Dieser Weg, welcher die Achsen des Forum Nervae und des Forum Augusti kreuzte und in dem Trajanforum mündete, und der andere, das alte Argiletum, zwischen Forum Romanum und Subura, waren die zwei Verkehrsadern der Region der Kaiserfora, und erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts, als man die Via Alessandrina anlegte, wurde ungefähr die alte trajanische Verbindung wiederhergestellt, während die Via della Croce bianca, die Via della Madonna dei Monti durch die Jahrhunderte die Richtung des uralten Argiletum behalten haben. Die Via Bonella, die Parallelstraße, welche jetzt die Verbindung des Forum Romanum durch das Forum Augusti mit der Region ergibt, wo einst die Subura stand, ist nicht alt und geht nur auf die Zeit Sixtus V. zurück, als Kardinal Michele Bonelli diesen Stadtteil zu regulieren suchte.

So hatte man nach und nach mit Häusern kleiner Leute die Stätten verbaut, welche die Kaiser mit höchster Pracht eingerichtet, um dem Volk weiten Platz zu schaffen für Geschäfte und zu angenehmem Lustwandeln. Wie so oft hat auch hier die Geschichte sich wiederholt, denn wir erfahren aus den Historikern jener Zeit, daß vor den großen Bauten hier geringe Häuser und enge Gäßchen waren.

Es gab vier eigentliche Kaiserfora, und sie benannten sich nach ihren Gründern, Cäsar, Augustus, Nerva und Trajan. Ein fünftes Forum kommt hinzu, welches außerhalb dieses Komplexes lag, das Forum Pacis, und mit diesem Namen meinte man den großen Platz um den Tempel des Friedens, den Vespasian und Titus errichteten, als sie im Jahre 71 n. Chr., nach der Zerstörung Jerusalems, den Janustempel schlossen. Hier wurden die heiligen

Gefäße aus dem Tempel zu Jerusalem und die goldenen Geschirre aufbewahrt. Während von den Tafeln des Gesetzes und dem Velum des Tempels, die ihre Stätte auf dem Palatin gefunden hatten, nie mehr etwas verlautet, wurden die Gefäße von Genserich bei der Plünderung Roms aus dem Friedenstempel nach Karthago entführt, von wo sie Belisar nach Konstantinopel brachte.

Das Forum Pacis lag auf der östlichen Seite des Forum Romanum und trennte dieses vom Forum Nervae.

Aber mehr als hundert Jahre vor dem Bau des Friedenstempels, im Jahre 54 vor Christi Geburt, während Cäsar die britische Expedition vorbereitete, kaufte Cicero, der seine Geschäfte in Rom vertrat, das Terrain für den Tempel der Venus Genitrix, und für das Forum Julium, welches Cäsar elbst im Jahre 46 v. Chr. einweihte. Die Achse des Tempels lag in der Richtung der Via Bonella; und da, wo der Tempel gestanden hat, dessen Cella die Venusstatue des Arkesilaos enthielt, stehen jetzt armselige Häuser, die alles verdecken. Im Mittelalter hatte man die Erinnerung daran vollkommen verloren, und im Werk des Benedictus Canonicus sowie in den Mirabilia wird der Name Forum Caesaris für das Forum Romanum gebraucht. Man weiß auch, daß in jenen Zeiten ein einziger großer Gemüsegarten das Areal dieses Forums ebenso wie das des nahen Augustusforums vollständig bedeckte. Vom Tempel der Venus konnte Andrea Palladio noch die Ruinen abzeichnen, die sich also noch im Cinquecento erhalten hatt während sie jetzt vollständig verschwunden sind.

Während das Forum des Cäsar mit dem großen Romanum so eng verbunden ist, daß es fast als eine Vergrößerung desselben anzusehen ist, hat das von Augustus errichtete einen viel deutlicheren Charakter und bildete wirklich den Mittelpunkt der ganzen Region, bis Trajan das seine so prächtig erbauen ließ. Die stete Zunahme der Bevölkerung hatte Augustus veranlaßt, den Bürgern ein neues Forum zu bauen, das im Jahre 2 v. Chr. beendet und dem Mars Ultor geweiht wurde.

Es ist dieses das erste Forum, das mit einer großen Mauer aus Peperinstein umgeben wurde, deren Höhe sich durch den Wunsch erklärt, den prachtvollen Bau von den kleinen Häusern der Subura zu trennen. Noch jetzt steht die Umfassungsmauer in ihrer ganzen Höhe da und trennt das große Monument von den Gassen und Gäßchen des armen Quartiers von Santa Maria dei Monti.

Die unregelmäßige Führung der Umfassungsmauer und überhaupt des ganzen Planes war durch die alte Topographie des Platzes bedingt: in der Mitte der große Tempel, von dem wir noch jetzt drei Säulen korinthischer Ordnung bewundern, und rechts und links zwei halbkreisförmige Höfe.

Plinius erzählt uns vom Tempel, daß in der Cella eine Statue des Gottes aus Elfenbein und als größte Kostbarkeit vier Tafeln des Apelles mit den Darstellungen der Dioskuren und der Siege Alexanders des Großen sich befanden. In den Favissae, den unterirdischen Räumen, war ein Teil des Staatsschatzes aufbewahrt.

Vor dem Tempel waren zwei der Statuen aufgestellt, die Alexanders des Großen Lagerzelt als Pfosten gedient hatten, während die anderen zwei die Regia auf dem Forum Romanum schmückten. Wahrscheinlich standen die zwei bronzenen Quadrigen, die der Senat dem Augustus geweiht, in der Mitte der zwei Hemicyklen. Alles hatte in diesem Forum kriegerischen Charakter, und Ovid beschreibt in den „Fasten" den Gott Mars, wie er in das Forum hinabsteigt, den Tempel, die Statuen und die Trophäen bewundert. Sein Standbild ist nicht erhalten, aber in verschiedenen europäischen Museen sind Statuen dieses Gottes, die wahrscheinlich auf das hier errichtete, in der ganzen Römerwelt berühmte Werk zurückgehen.

Verschwunden sind auch die bronzenen Statuen der römischen Kriegshelden, die Augustus in den noch jetzt sichtbaren, von jedem Ornament entblößten Nischen in der Umfassungsmauer aufstellen ließ und die er selbst mit Inschriften versah. Die ersten der Serie waren Äneas und die Könige von Alba Longa. Leider haben die bis jetzt ausgeführten Ausgrabungen nicht, wie man hoffte, zur Aufdeckung einiger Exemplare dieser Standbilder geführt. Aber die weiteren Forschungen könnten vielleicht besseren Erfolg haben.

Auf diesem Forum versammelte sich der Senat, um den Krieg und den Frieden zu beschließen, und im Tempel hatten die Salii Palatini eins ihrer Absteigequartiere bei ihrer Frühlingsprozession, wenn sie mit den göttlichen Ancilen, den Schildern des Gottes Mars, ganz Rom tanzend und das Carmen Saliare singend durchzogen.

Von dieser Mansio, also Ruhestätte, im Tempel des Mars auf dem Forum Augusti haben wir ein sehr lebendiges Dokument in der Erzählung Svetons, welcher sagt, daß der als Feinschmecker und großer Esser bekannte Kaiser Claudius eines Tages, als er zum Rechtsprechen im Forum Augusti verweilte, am Geruch merkte, daß das Festmahl, das die Salier im Tempel verspeisten, seines kaiserlichen Gaumens wert sei, und das Tribunal und die Parteien schleunig verließ, um daran teilnehmen zu können.

All diese Herrlichkeit verschwand im Mittelalter ganz und gar, so daß man bald selbst den Namen vergaß und dieses Fornm mit dem des Nerva verwechselte. In den päpstlichen Urkunden des 11., 12. und 13. Jahrhunderts wird der Name überhaupt nur in Bezug auf einen kleinen Hügel gebraucht, der in der Nähe von Santa Martina stand, und den man den „Berg des Augustus" nannte. An der Stelle des Forums selbst war eine Art Sumpf, den man erst im 16. Jahrhundert beseitigte, als Papst Pius V. 1570 den Prospero Boccapaduli, Magister Viarum, beauftragte, das morastige Terrain auffüllen zu lassen. Der Name Arco dei Pantani, den der Bogen heute trägt, der noch jetzt hart an den Ruinen des Marstempels durch die Umfassungsmauer des Forums führt, erinnert an die mittelalterlichen Sümpfe.

Wie wir aus den alten Itinerarien gesehen haben, war schon im achten Jahrhundert das Areal des Forums so unwegsam, daß die Prozessionen an der Außenmauer entlang gehen mußten und dann über den Hügel der Turris Militiarum, um nach den Quartieren des Marsfeldes zu gelangen. In einer Bulle von Papst Agapitus II. werden die Kirche und die Abtei Sancti

Basilii in Scala Mortuorum erwähnt, die sich in den Ruinen des Forums und des Tempels eingenistet hatten, und schon Paulus Diakonus erwähnt das Benediktinerkloster des Heiligen Basilius bei dem Palast des Trajanus, denn so wie Benedictus Canonicus nennt auch er das Forum des Augustus den Palast des Trajan.

Neben der Abtei umfaßten die Mauern des Forums noch große Gärten, die man in den alten Stadtbeschreibungen und Dokumenten mit dem Namen Hortus Mirabilis bezeichnet findet.

Die Abtei hatte sich in die nördliche Seite des Forum eingebaut, da, wo noch jetzt die Umfassungsmauer in ihrer ganzen stolzen Höhe steht und eine Tür in die kleine Kirche der St. Annunziata führt, die der altberühmten von San Basilio gefolgt ist, als Papst Pius V. dem Kloster den Namen des Heiligen Dominikus gab.

Die Benediktiner hatten schon im 13. Jahrhundert das Kloster verlassen; es war den Johannitern zugefallen, die es bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts behielten. Diese waren es, welche die größten Arbeiten ausführten, um ihren Prioren, deren Gedächtnis noch in dem Namen der Via del Priorato fortdauert, ein würdiges Heim zu schaffen.

Damals entstanden auch die großen gotischen Fenster, welche die massigen, grauen Quadern der Umfassungsmauer des Forums durchbrechen. Wenn man auf der Via della Torre dei Conti, die sich an der Umfassungsmauer entlang zieht, weitergeht, bemerkt man einen rauhen Backsteinbau mit derbem Fries, in dem das älteste Haus der Johanniter aus dem 13. Jahrhundert zu erkennen ist. Die breiten viereckigen Fenster dagegen, mit der großen Kreuzung, gehören einer späteren Umgestaltung an, die in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts zu setzen ist.

Die alte Kirche von San Basilio wurde nicht, wie man irrtümlich annahm, dem heiligen Johannes, dem Schutzpatron des Ordens, geweiht, und die Kirche von San Giovanni in Campo Torrecchiano, welche so oft in den Dokumenten erscheint, war wohl ganz in der Nähe des Forum Romanum. Der venezianische Kardinal Barbo ließ zur Zeit Pauls II. das Ordenshaus wieder umbauen, und daher stammt die Form der meisten Räume und vor allem die noch ganz erhaltene schöne Loge mit den schlanken Säulen und den Bögen, die nach der Freilegung des Forums zwischen den massigen römischen Ruinen so recht als ein Ausdruck der feinen, etwas zaghaften Architektur des 15. Jahrhunderts zur Geltung kommen wird.

Die Johanniter verließen das alte Kloster, als Fra Giovanni da Rivara Großmeister war, zwischen 1463 und 1465.

Aus Fra Giocondos Werken erfahren wir, daß man 1477 im Areal des Forums große Ausgrabungen machte und verschiedene Skulpturen fand. Die Zeichnungen von Simone Cronaca, Antonio da Sangallo dem jüngeren, Sallustio Peruzzi, Palladio und Labacco geben kostbares Material zur Kenntnis der verschiedenen Ornamente, die Forum und Tempel schmückten. Simone Cronaca kopierte das große Gesims des Marstempels und formte danach das des Palazzo Strozzi in Florenz.

Leider hatten nicht nur die Künstler als Studierende für den prächtigen Bau Interesse, und Fra Giocondo erzählt uns, daß fast im ganzen Areal des Augustusforums Ausgrabungen gemacht wurden ad extrahenda marmora. Nach den Marmorarbeitern des Mittelalters, die für ihre Klosterhöfe und Grabmonumente die klassischen Bauten nach Baumaterial durchsuchten, kamen Renaissancekünstler. Die hohe Meinung, die sie von ihrer Kunst hatten und sie oft so rücksichtslos gegen die Monumente des Altertums machte, entschuldigt sie nicht, aber erklärt wohl, was uns unbegreiflich erscheint, trotzdem auch wir oft auf anderem Wege in die gleichen Fehler verfallen.

Wenn das Forum des Cäsar und das des Augustus von ihren Erbauern als eine Erweiterung des großen Forum angesehen werden, so verdankt das nach Kaiser Nerva benannte sein Entstehen der Regulierung und Ausschmückung einer der ältesten Straßen Roms, des Argiletum, jener Verkehrsader, die das Forum Romanum mit der Subura verband. Domitian faßte zuerst den Plan zu diesem Forum, und daß es der Minerva geweiht wurde, hatte ebenfalls seinen besonderen Grund in der Verehrung, die er für die blauäugige Göttin hegte.

Als im Jahre 96 Domitian unter den Dolchen der Verschwörer fiel, führte sein Nachfolger Cocceius Nerva das Werk zu Ende.

Seinem Ursprung gemäß hatte das Forum eine nicht gerade sehr organische Form, und schon den Linien sah man an, daß es mehr eine erweiterte Straße war, als ein planmäßig angelegter Platz wie die anderen Fora. Sehr geschickt hat der Architekt es verstanden, das Forum, das seiner Entstehung und Benutzung halber schlechtweg das Forum Transitorium war, also was man in den modernen Städten eine „Passage" nennen würde, dem naheliegenden Augustusforum und den besonderen Verhältnissen anzupassen. Hart an der großen Umfassungsmauer des Augustusforums und gerade angrenzend an dessen südliches Hemicyklum wurde eine ebenso hohe Peperinmauer gebaut und dadurch dem neuen ein apsisförmiger Abschluß geschaffen, in dem der Tempel der Minerva zu stehen kam, und neben dem Tempel in der Mauer ließ man einen weiten Bogen, unter dem hindurch das alte Argiletum sich der Subura zuwendete. — Das Äußere der Mauer blieb an der Stelle keineswegs schmucklos, vielmehr errichtete man zur Zierde eine Außenapsis mit einem halbkreisförmigen Laubengang, den Porticus Absidata, den die mittelalterlichen Stadtbeschreiber so oft nennen. Die langen Seitenwände des Forums waren mit Säulen geschmückt und mit einem reichen Fries von Darstellungen des von Minerva gesegneten Lebens. Von diesen Säulen sind zwei noch erhalten: die sogenannten Colonnacce am Ende der Via della Croce Bianca, und darüber kann man noch ein großes Stück des Frieses bewundern.

Das südliche Ende des Forums lag am Sacrarium Jani, und man kam durch vier große Bogen der Umfassungsmauer in das Forum Romanum nahe bei der Basilica Aemilia.

Die gleichen Gründe, aus denen dem Forum des Nerva die eigenartige längliche Form erwachsen war, veranlaßten, daß es nicht wie das des Augustus in Vergessenheit geriet, sondern als Forum Transitorium am Leben blieb, denn es bildete durch lange Jahrhunderte die einzige Verkehrsader zwischen dem Forum Romanum und den Quartieren bei Santa Maria Maggiore und San Giovanni in Laterano.

Schon in den Stadtbeschreibungen des vierten christlichen Jahrhunderts wird das Forum erwähnt, und in dem schon öfter genannten Ordo des Benedictus Canonicus, einer Schrift des 12. Jahrhunderts, in der die Itinerarien der großen päpstlichen Prozessionen verzeichnet sind, finden wir, daß am Ostermontag die Prozession, die vom Lateran nach St. Peter zog, durch den Bogen hart beim Tempel der Minerva das Forum des Nerva betrat, um dann bei Sant' Adriano das Forum Romanum zu überschreiten. Wir wissen, daß der Tempel und der daneben gelegene Bogen erst im Jahre 1606 auf Befehl Papst Pauls V. abgetragen wurden. Auf den Zeichnungen des Codex Escurialensis, der einem Schüler Domenico Ghirlandaios aus den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts zugeschrieben wird, ebenso noch auf den Stichen Du Péracs und den Zeichnungen Heemskercks aus dem 16. Jahrhundert sehen wir, daß Tempel und Bogen den Verwüstungen des Mittelalters getrotzt hatten. In dem Tempel war eine Kirche eingerichtet worden, und der Bogen bot, wie schon zu den Zeiten Kaiser Nervas, einen bequemen Durchgang.

Neben diesem Bogen, dem man im Mittelalter die sonderbarsten Namen gab: Arca Noë, Arcus Aurea, Arco d'Oro, steht noch jetzt die kleine Kirche der Heiligen Quirico e Giulitta, die einen alten Glockenturm aus dem 12. Jahrhundert, aber sonst nichts vom alten Bau mehr aufzuweisen hat, nicht einmal die Orientierung; denn wo jetzt die Eingangstür ist, stand früher die Apsis. Jedenfalls ist sie noch in dieser Form interessant, als eine der wenigen Kirchen, die aus dieser im Mittelalter an Kirchen so reichen Region bis auf uns gekommen sind. Von Papst Vigilius um die Mitte des sechsten Jahrhunderts gebaut, hatte sie einst eine reich mit Mosaiken geschmückte Apsis, und Sixtus IV. ließ sie ganz ausmalen.

Von den anderen Kirchen, deren Benennungen mit den Ruinen des Forums zusammenhingen, sind noch einige erhalten, aber mit fast gänzlich verstümmelten Namen, wie Santa Maria in Macello Martyrum, die an der Ecke der Via Alessandrina und der Via della Croce Bianca steht.

Der Name dieser Kirche enthält wenigstens zum Teil eine Erinnerung an die Bestimmung des Forum Nervae im Mittelalter, als zwischen den großen Ruinen Verkaufsläden von Lebensmitteln eingerichtet worden waren. Der Name Macellum bezog sich im Mittelalter nicht bloß auf die Metzgereien, und deshalb hieß die ganze Straße, die vom Arcus Noe zum Forum Romanum führte, Fundicus Macellorum, weil dort eine Kaufbude neben der anderen stand. Kleine Häuser mit großem vorspringenden Dach und einer kleinen, von antiken Säulenstümpfen getragenen Laube, oder Häuser ohne Obergeschoß, mit Lauben auf der Straße und Gemüsegarten auf der Hinter-

front: so hatten sich in den Ruinen der höchsten Pracht des alten kaiserlichen Rom Speciarii, Barbitonsores, Ferrarii, Spatarii, Candelottarii, Tabernarii und sonstige Gewerbetreibende eingenistet. Die blauäugige Göttin hatte der Heiligen Maria de Arco Noë, der man in dem baufälligen Tempel einen Altar errichtet, weichen müssen.

Den Namen Arco Noë behielt der Bogen bis ins 15. Jahrhundert, als man endlich das Forum wieder mit seinem alten richtigen Namen benannte.

Außer den Stichen und Zeichnungen, die ich oben erwähnte, finden sich Zeichnungen von Renaissancekünstlern, die uns Abbildungen von architektonischen Einzelheiten dieses Forums erhalten haben. Aus dem Plan Antonio da San Gallos des Jüngeren erfährt man, daß in den letzten Jahren des Quattrocento das westliche Ende des Forums zum Vorschein kam mit der Umfassungsmauer und den Bogen, die sich auf das Forum Romanum öffneten. Baldassare Peruzzi gibt einen Plan des Forums und des Porticus Absidata. Leider beschützte das große Interesse der Renaissancekünstler das Forum gerade in der Zeit des wiedererwachenden historischen Interesses nicht vor dem Ruin, und Lanciani hat Dokumente publiziert, aus denen hervorgeht, daß im Jahre 1504, also zur Zeit Julius II., ein Vertrag zwischen zwei obskuren Menschen, einem Barbier und einem Wirt, abgeschlossen ward, um Marmor und Travertin aus der Umfassungsmauer zu brechen. Die Sache wurde so schlimm, daß 1520 auf Antrag eines der kapitolinischen Konservatoren der römische Senat eine Deputation an Leo X. sandte mit der Bitte, die altehrwürdigen Ruinen schützen zu wollen. Den Anlaß zu diesem Protest der Stadtväter hatte ein gewisser Franceschino, ein Günstling des Kardinals Scaramuccia Trivulzio, gegeben, der einer Bande angehörte, die schon 1513 die Antiken des Kapitolsplatzes und die Bögen des Claudius bei Porta Maggiore beraubt hatte. Franceschino kam gut davon, weil sein Patron, der Kardinal, Protektor des Königreichs Frankreich und Erzbischof von Vienne, wohl nicht ganz unschuldig bei der Sache war.

Giacomo Grimaldi erzählt uns, daß 1594 Clemens VIII. aus dem Nervaforum Marmorplatten für den Hauptaltar von St. Peter brechen ließ. Im Jahre 1606 wurde auf Befehl Pauls V. der Tempel abgebrochen; aber da der Boden so sehr gewachsen war, daß die Straßen fast fünf Meter über dem alten Niveau standen, blieben hohe Säulenstümpfe im Boden eingegraben, und in den unterirdischen Räumen der Häuser der Via della Croce Bianca findet man diese Überreste und die alten Marmorfußböden. Bei den projektierten Arbeiten wird man also die Möglichkeit haben, den ganzen Grundriß des Tempels und mehr als ein Drittel der Säulen zu finden.

Mit dem Nervaforum verbunden war seit dem 12. Jahrhundert der große Turm der Conti, den Innozenz III., aus dem Hause der Conti, als Mittelpunkt der festen Häuser seiner Familie hat erbauen lassen. Noch jetzt steht der untere Teil des großmächtigen Backsteinbaus als Mietskaserne benutzt unweit von den Ruinen des Forums.

Die Fora des Cäsar, des Augustus und des Nerva waren, wie schon gesagt, als Vergrößerungen des Forum Romanum angelegt worden, so daß sie eigentlich ein großes Ganzes bildeten, in dem jeder Teil seinen eigenen Charakter hatte und organisch blieben sie immer mit dem Forum Romanum verbunden, weil eine wirklich große und bequeme Verbindung mit dem Marsfelde fehlte. Trajan schuf diese mit dem Bau seines Forums; denn wenn man auch nicht annehmen will, wie man sonst glaubte, daß die Inschrift auf der Basis der Säule wörtlich bedeuten solle, die Höhe der Säule gebe das genaue Maß der Erde an, die der Kaiser abtragen ließ, um seinem Forum Raum zu schaffen, so ist doch klar, daß Trajan vom Abhange des Quirinals, der sich beträchtlich mehr als heute dem Kapitol näherte und nur einen engen Paß, den Clivus, freiließ, Felsen und Erde beseitigen mußte. So wurde die Region der Kaiserfora mit dem Marsfeld verbunden. Die großen Arbeiten, die der Kaiser am östlichen Abhange des Quirinals vornehmen ließ, die mächtigen Stützmauern hinter den Hemicyklen, zeigen deutlich, wie sehr ihm daran gelegen war, gerade den Hügel, den er kühn angegriffen hatte, zu stützen. Eine uralte Straße, von der Subura heraufkommend, die spätere Via Biberatica, ging gerade an diesen äußeren Bauten des westlichen Hemicyklums vorbei über den Quirinal und wurde teilweise von den Neubauten eingeschränkt.

Die Verbindung zwischen dem neuen Forum und dem des Augustus wurde nach Trajans Tod durch den prächtigen Bogen geschmückt, den der Senat dem Andenken des großen Kaisers errichtete. Hinter dem Bogen trat man in das mächtige, mit der Statue des Kaisers geschmückte Atrium, das der herrlichen Basilica Ulpia als Vorhof diente, und hinter dieser, zwischen den zwei Bibliotheken, stand die große Ehrensäule. Erst später errichtete Hadrian dem Andenken Trajans einen Tempel, dessen Front auf der Achse des Forums lag und der ganzen großmächtigen Anlage als Hintergrund diente.

Zwei große Hemicyklen und vier kleinere umgaben das Forum auf der östlichen und westlichen Seite am Fuße des Kapitols und des Quirinals.

Alles überstrahlte dieser stolze Bau, in dem die größten Schätze der bildenden Künste und an literarischen, philosophischen und historischen Werken zusammengetragen worden waren. Um die Säule, die des Kaisers Taten als Krieger und Erweiterer des Reiches in feinen Skulpturen rühmte, hatte man alles gesammelt, was die hohe Bildung der Bürger Roms brauchen konnte.

Als schon die anderen Fora nach und nach verödeten, blieb das trajanische der Sammelplatz der erleuchteten Geister.

Auch als die Macht des Reiches von Jahr zu Jahr unaufhaltsam herabsank, schien die Herrlichkeit des trajanischen Forums nicht erlöschen zu wollen; Ammianus Marcellinus beschreibt noch mit hohen Worten die Größe und Pracht der Bauten, als Kaiser Constantius Rom besuchte. „Nichts," schreibt er, „kann die Erde Schöneres und Größeres sehen, als dieses Forum, welches glänzender ist als der Jupitertempel auf dem Kapitol, schöner als das Kolosseum, die Thermen und das Pantheon." Wie groß der Reichtum dieses Baues gewesen sein muß, wird einem klar, wenn man

liest, daß Cassiodorius es noch als ein Wunder preist, nachdem Geiserichs fürchterliche Plünderung darin gewütet hatte.

Venantius Fortunatus, Erzbischof von Poitiers, erzählt, daß noch zur Zeit Gregors des Großen die besten Bürger, um in den Werken der alten Dichter und Historiker zu lesen, sich da versammelten, wo eifrige Jünger den Lehren des Favorinus, des Fronto, des Dio Chrysostomus und des Herodes Atticus gelauscht hatten.

Während die anderen Kaiserfora so schnell in Vergessenheit geraten, lebt der Name des trajanischen fort in den dunkelsten Zeiten, und man benennt damit oft die anderen, welche namenlos geblieben waren. Dazu trug die große Figur Trajans selbst bei und die Sage, die sich um seine Person bildete. Man vergaß fast seine Christenverfolgungen, während mit der Zeit die Legende seiner Güte und Gerechtigkeit wuchs.

In dem Leben Gregors des Großen, das Paulus Diaconus in Rom im Jahre 787 schrieb, wird schon der heilige Papst gerühmt, weil es ihm gelang, durch Gebete die Seele des heidnischen, aber gerechten Trajan aus den Qualen der Hölle zu befreien und ihm die Pforten des Paradieses zu öffnen. Gregor kam auf diesen Gedanken, als er, durch das Forum gehend, das Monument der Gerechtigkeit und Milde des Kaisers sah, das Trajan darstellt, wie er auf dem Wege zum Krieg sein Pferd anhielt und abstieg, um eine Witwe, die Gerechtigkeit für einen ermordeten Sohn verlangte, zu erhören. So erzählen die Sagen des 12. Jahrhunderts. Trajans Ruhm geht weit über Rom und Italien hinaus, und englische und deutsche Dichter besingen seine Güte. So erzählt auch Heinrich von München die Sage. Wahrscheinlich ist sie durch ein Relief entstanden, auf dem der Kaiser zu Pferd dargestellt war und die symbolische Figur einer eroberten Provinz das Knie vor ihm beugte. Mit der Sage ist auch eng verbunden ein phantastischer Arcus Pietatis, den man zur ewigen Erinnerung an des Kaisers Milde auf seinem Forum errichtet hätte. Leider schützte die große Verehrung für den Kaiser sein Forum nicht vor Verwüstung, und so verschwand auch dieses nach und nach, bis schließlich nur die Säule als Zeuge der antiken Herrlichkeit übrig blieb.

Im 12. Jahrhundert erließ der neuerstandene römische Senat ein Dekret, in welchem die Todesstrafe über denjenigen verhängt wurde, der es wagen würde, die Skulpturen der Säule zu beschädigen.

Der Name Trajans war noch auf den Lippen der Menschen, aber man hatte die Bestimmung des von ihm errichteten Baues vergessen. In einem Diplom Leos IX. aus dem Jahre 1048 wird das Forum Palatium Trajani genannt. Aus einem Dokument vom Jahre 1162 wissen wir, daß die Nonnen des Klosters von S. Nicholaus de Columna, die sich am Fuße der Ehrensäule eingenistet hatten und diese als Glockenturm für ihre Kirche benutzten, mit der Abtissin des Klosters des S. Cyriacus in Via Lata in heftiger Fehde lagen um den Besitz der Säule und der sie umgebenden Gemüsegärten. Früher hatte sie der Pfarrkirche der Heiligen Filippo e Giacomo, der späteren SS. Apostoli, gehört. Überhaupt konnte man im Mittel-

alter das Trajansforum eine wirkliche Kirchenkolonie nennen. Außer der obengenannten Kirche von S. Nicholaus de Columna gab es da eine Kirche von S. Abbacirus de Militiis, die neben dem nördlichen Hemicyklum erbaut war und schon zur Zeit Anaklets II. (1130) den Grad einer Pfarrkirche hatte.

Auf der südlichen Seite des Forums lag Santa Maria de Campo Carleo, die bis um die Hälfte des 19. Jahrhunderts da stand, wo jetzt die Via Alessandrina ihren Anfang hat, unweit davon S. Adriano, die noch heute besteht, und S. Laurentius de Ascesa, jetzt am Fuße des Nationaldenkmals. Aus späteren Zeiten stammen die zwei noch stehenden Kirchen am Nordende des Forums, S. Maria di Loreto, ein Bau Sangallos aus den ersten Jahren des Cinquecento, und S. Nome di Gesu, welche letztere im 18. Jahrhundert da erbaut wurde, wo früher die Häuser des römischen Geschlechtes der Foschi di Berta gestanden hatten.

Diese neue Topographie der nächsten Umgebung der Trajanssäule hängt wesentlich mit den Arbeiten, die an der Säule selbst gemacht wurden, zusammen.

Wir haben schon gesehen, wie sie lange Zeit nur ein Anhängsel des Klosters des Heiligen Nikolaus war und daß ihr auch beschieden, als Glockenturm zu dienen. Paul III. befreite endlich das großartige Denkmal, indem er die Kirche des Heiligen Nikolaus einfach abtragen ließ und ebenso verschiedene Privathäuser, wie z. B. das eines gewissen Vincenzo della Vetera, welchem aber 1546 das Custodenamt für die Säule mit vier Dukaten monatlich gesichert wurde. Die Befreiungsarbeiten dauerten von 1545—1546.

Mit dem Trajansforum ist auch das Andenken an Michelangelo verbunden, denn wie Ernst Steinmann bereits vor Jahren in dieser Zeitschrift erzählte, wohnte der Meister wohl schon seit 1513 in einem Hause am Macel dei Corvi, also nahe bei Santa Maria di Loreto, der Rundkirche, die westlich von der großen Säule steht. Ein Haus mit Holzdecken, Sälen, Kammern, Grundstück, Garten, Brunnen und Nebenwohnungen gelegen in Rom in der Region von Trevi an der Via Publica bei S. Maria di Loreto.

In diesem Hause hatte Michelangelo viele Statuen und Marmorblöcke für seine Arbeiten und besonders für das Grabmal Julius' II., dessen immer durch neue Schwierigkeiten gehemmte Ausführung wie ein bohrender Schmerz an seinem Leben zehrte. Wahrscheinlich hatte er dort auch antike Skulpturen aus dem nahe gelegenen Forum.

In diesem Hause lebte er mit seinen geliebten Tieren bis ans Ende seiner Tage in der größten Einfachheit und Schlichtheit. Da stand unvollendet die Pietà, welche jetzt im Palazzo Rondanini am Corso aufbewahrt wird.

Leider geben auch ganz alte Stiche und Zeichnungen kein Bild von Michelangelos Haus am Trajansforum, denn die Kirche von Santa Maria di Loreto verdeckte es ganz. Es stand ungefähr da, wo jetzt der mächtige neue Palazzo delle Assicurazioni di Venezia gebaut worden ist, dem Forum zugewandt. Da starb er auch, mit seinen letzten Worten das Bedauern aus-

drückend, daß er nicht besser für sein Seelenheil gesorgt habe und sterben müsse, da er gerade anfange, in seiner Kunst die ersten Worte zu stammeln.

Im Jahre 1558 ward der freie Platz an der Säule nach Michelangelos Angaben reguliert. Um die Basis wurde ein weiter Graben ausgehoben, der dann fast unverändert bis zu den Zeiten Pius' IX. blieb.

Im Jahre 1590 wurde die Säule mit der Statue des heiligen Petrus gekrönt, und aus den Rechnungen des Architekten Domenico Fontana, welcher die Arbeit im Auftrage Sixtus' V. leitete, erfährt man, daß dazu die Bronze von Kanonen, die auf türkischen Schiffen von den päpstlichen Galeeren erbeutet worden waren, gebraucht wurde. Die römischen Schriftsteller und Archive geben uns Nachrichten von den verschiedenen Funden, welche im Forum Trajanum in der Renaissancezeit gemacht worden sind.

Flaminio Vacca erzählt, daß 1538 die neue Basis der Reiterstatue des Marc Aurel, die auf dem Kapitolplatz steht, aus einem Marmorblock des trajanischen Forums gehauen wurde.

Im Jahre 1515, als Raphael Komissar der römischen Altertümer war, wurde im Trajansforum der große Marmoradler gefunden, welcher in der Vorhalle der Kirche SS. Apostoli aufgestellt ist; und im Jahre 1535 fanden die Gebrüder Caccini in den nördlichen großen Hemicyklen noch verschiedene alte Skulpturen.

Was wir jetzt vom Trajansforum sehen, ist ungefähr der vierte Teil der ganzen antiken Anlage und zwar die Mitte der Basilika Ulpia und etwas von dem Platz um die Säule, zwischen den Bibliotheken, der Basilika und dem Tempel. Erhalten sind noch die großen und kleinen Hemicyklen des westlichen Abhanges, die nur durch die vorgebauten Häuser verdeckt sind. Diese Hemicyklen verbinden sich mit der mittelalterlichen Geschichte der Forumregion, denn das große Halbrund hängt mit dem ganzen Ruinenkomplex zusammen, welcher im Mittelalter den wunderbaren Namen Magnanapolis trägt, eine Verstümmelung der phantastischen Benennung Balnea Aemilii Pauli.

Wie ich schon beim Forum des Augustus zu sagen Gelegenheit hatte, ging über den Hügel, hart an den oberen Bauteilen des trajanischen Hemicyklum, ein Weg, die Via Biberatica, die vom Turm der Familie Capranica del Grillo bis zur heutigen Via Nazionale führte und die Subura mit den Stadtteilen des alten Marsfeldes verband. Später, im Mittelalter, hatte dieser Weg, der dann von den Nonnen im Kloster der Heiligen Caterina da Siena im 19. Jahrhundert verbaut und verschlossen wurde, den Zweck, die Region bei der Turris Militiarum mit den nächstliegenden Stadtteilen zu verbinden.

Bereits im Itinerarium des Benedictus Canonicus, also im 12. Jahrhundert, trug der mächtige Turm diesen eigentlich rätselhaften Namen.

Zur Zeit Innocenz III. (1198—1216) wüteten um den Turm die Kämpfe zwischen Pandolfo della Suburra und Giovanni Capocci.

Wir wissen, daß Pandolfo den Giovanni Capocci nicht nur zurückwarf, sondern ihn bis in die Nähe der Kirche SS. Quirico e Giulitta am Forum Nervae verfolgte. Der große Turm, der mit anderen Türmen, dem schon genannten del Grillo und dem an der Ecke der Via Nazionale und Via delle Tre Cannelle liegenden, und den Ruinen des nördlichen Hemicyklum vom trajanischen Forum eine große Burg bildete, kam später in die Hände der mächtigen Annibaldi und endlich im Jahre 1291 an Petrus Caetani, einen Neffen Bonifaz' VIII. Aus einem Dokument vom Jahre 1301 erfahren wir, daß Richard Anibaldi quondam de militiis genannt wurde, während Petrus Caetani stolz als Dominus militiarum auftrat.

In der Burg bei der Turris Militiarum wohnte einige Zeit Ludwig von Savoyen, da er als Senator und kaiserlicher Vikar 1312 Rom beherrschte, und gleich darauf der deutsche Kaiser Heinrich VII. von Luxemburg. Verschiedene Dokumente sind auf uns gekommen durch die Gelder, die ausgegeben wurden, um den rauhen Turm und die benachbarten Bauten des hohen Gastes würdig einzurichten. Es sind oft kleine Ausgaben für Schreinerarbeiten und verschiedene Handwerker, um die Fenster und Türen mit Riegeln und Gittern zu versehen, da man viele Gefangene in Gewahrsam zu halten hatte, darunter die Geiseln des römischen Volkes, welches am 23. Mai 1312 den Kaiser, den Papst und die Kardinäle im Turme belagert hatte und mit Mühe vom Kaiser selbst besänftigt worden war. Im Jahre 1348 stürzte der obere Stock des Turmes ein, und damit endigte seine eigentliche Geschichte. Er kam 1583 an die Nonnen von Santa Caterina da Siena und wurde von ihnen in ihr unansehnliches Kloster eingebaut, in dem seit 1870 Militär liegt.

Mit der Abtragung des Klosters Santa Caterina hat in diesen letzten Monaten die Arbeit der Freilegung des größten Teiles der Kaiserfora begonnen, und eben dieser Anfang charakterisiert den ganzen Plan Riccis, der nicht allein die klassischen Überreste ans Tageslicht bringen will, sondern ebenso alles, was an mittelalterlichen Ruinen und Bauten in dieser hochinteressanten Region enthalten ist.

Es soll eine zwar in streng historischem Sinn geleitete Restaurierungsarbeit sein, aber keine pedantisch-archäologische. Wie viele von den mittelalterlichen Kleinbauten Roms sind schon verschwunden, und es wird jedem eine Freude sein, endlich eine Reihe von Monumenten zu sehen, wo klassische Tempel, prächtige Marmorgesimse und Mosaikfußböden neben rauhen mittelalterlichen Türmen und schlanken Renaissancebauten gleichberechtigt erscheinen werden. Neben den Namen Cäsars Augustus', neben Mars und dem Divus Trajanus die eigentümlichen Namen der mittelalterlichen Heiligen, neben den vollkommenen Formen der Antiken die groben, schwerfälligen der romanischen und gotischen Architekten.

Nachdem ich es versucht habe, den Lesern ein ungefähres Bild von den kaiserlichen Fora in ihrem Ursprung und ihrer Entwicklung zu geben, will ich kurz noch erklären, wie das Ganze aussehen soll, wenn Riccis Plan ausgeführt sein wird.

Der Plan beschränkt sich nur auf einen Teil der Fora, auf den wichtigsten, in dem die am besten erhaltenen Monumente sich befinden, und reserviert die weitere vollständige Ausgrabung für spätere Jahre. Ausgeschlossen bleiben das Forum Pacis am Ende der modernen Via Cavour und das des Cäsar.

Die Ausgrabung beginnt am Forum Trajanum auf der östlichen und westlichen Seite; aber während man an der östlichen, also am Abhange des Quirinals, die große Exedra und die südlichere kleine mit der Abtragung einiger Häuschen in kurzer Zeit und mit geringer Ausgabe wieder ans Tageslicht bringen wird, liegt die Sache wesentlich anders an der westlichen Seite. Hier liegen zwischen der heutigen Piazza del Foro Trajano und dem Nationaldenkmal nur unbedeutende Häuser, die mit der größten Leichtigkeit fallen werden; aber es sind hier nur kleine niedrige Reste der den östlichen korrespondierenden Hemicyklen zu finden, und überdies werden diese Reste nicht recht zur Geltung kommen, weil da die große neue Verkehrsader zwischen Piazza Venezia und Via Cavour, zwischen dem Herzen Roms und den östlichen Stadtquartieren, notwendigerweise gelegt werden muß.

Die östlichen Ruinen werden uns aber in vollem Maße entschädigen, wenn wir bedenken, daß die große Exedra und die Hemicyklen prachtvoll erhalten sind, so daß ihre gigantischen Backsteinmauern, mit Nischen und Fenstern geschmückt, die Höhe des Hügels erreichen.

Für die Fora des Augustus und des Nerva wählt Ricci als Richtung der Ausgrabung die Via Alessandrina, welche von der jetzigen Piazza del Foro Trajano bis zur Via Cavour führt. Nachdem die nichtssagenden Häuser auf der linken Seite der Straße, worunter nur das Haus des Flaminio Ponzio einigen Architekturwert hat, abgetragen sein werden und die hohe häßliche Mauer gefallen sein wird, welche jetzt den Garten der Annunziata nach der Via Alessandrina abschließt, wird sich dem verwunderten Beschauer ein Bild zeigen von so großer Schönheit, daß es selbst in Rom schwer sein dürfte, ein ebenbürtiges zu finden.

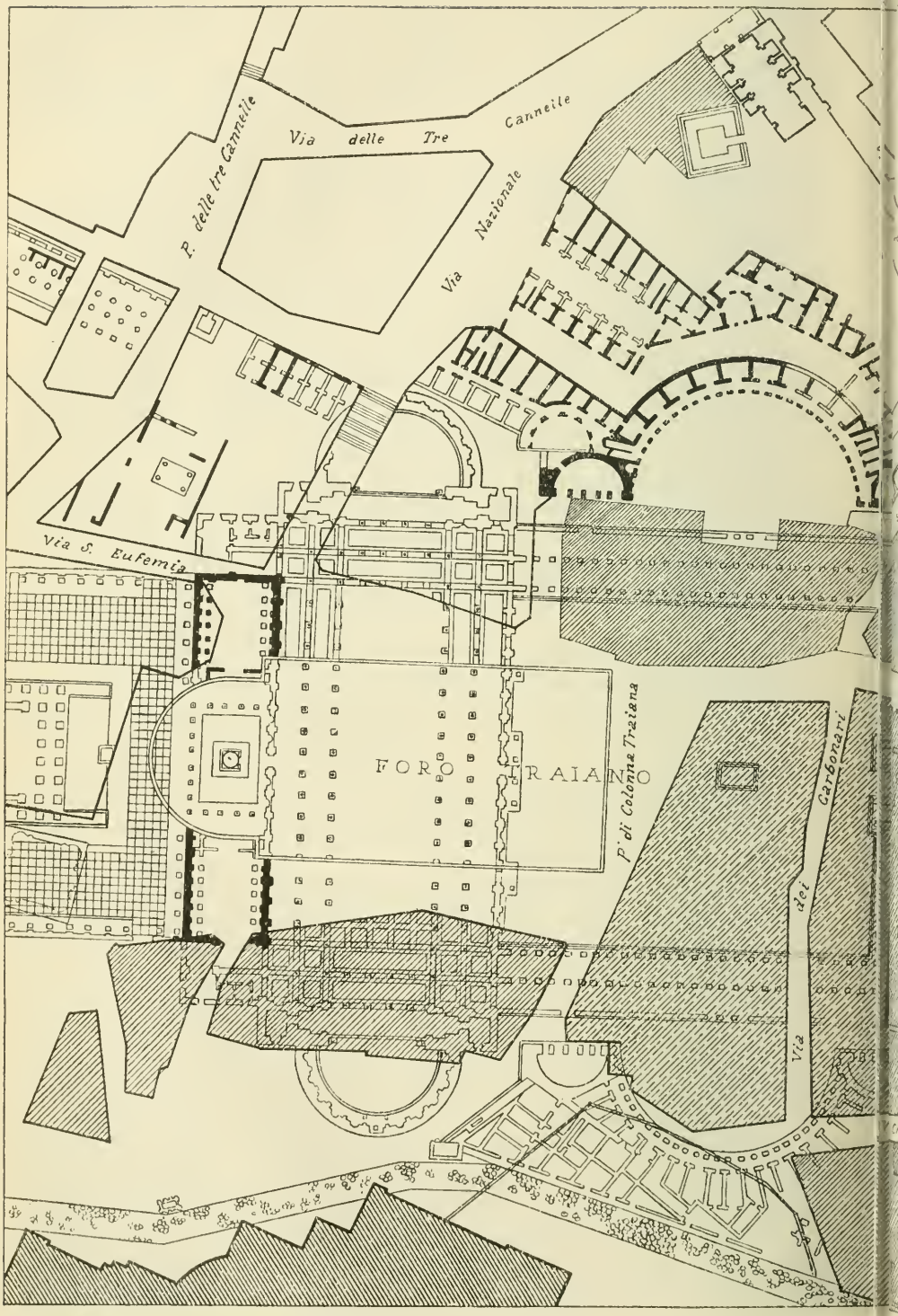
Neben den drei noch erhaltenen Säulen des Marstempels im Forum Augusti steht jetzt ein häßlicher Bau, welcher die Cella des schönen Tempels verdeckt. Genaue Prüfungen geben die Sicherheit, daß der hintere Teil der Cella fast vollständig erhalten ist, daß der ganze Fußboden, die Säulenstümpfe und die Treppe zum Vorschein kommen werden. Wenn man die ungefähr fünf Meter Erde entfernt haben wird, welche die halbrunden Höfe ausfüllen, wie es schon mit einem kleinen Stück an der Südseite geschehen ist, werden wir nicht nur den Tempel in seiner ganzen Größe sehen können, sondern auch die hohe Umfassungsmauer. Die Ruinen des Tempels werden mit ihrem Reichtum an kostbarem Marmor mitten im alten Forum wieder ihren dominierenden Platz haben. Den Arco dei Pantani wird man seines verschiedenen Niveaus wegen für den Verkehr sperren müssen, aber der Bogen wird seine ursprüngliche Form wieder erlangen. Am Nordende des Forums, da, wo im 15. Jahrhundert Kardinal Marco Barbo das alte feste Haus der Johanniter umbauen ließ, werden die mittelalterlichen Bauten unversehrt auf den klassischen Mauern stehen bleiben, und man wird die gotischen Fenster

die schlanke Bogenlaube noch über dem dunklen Gemäuer der Umfassungsmauer ragen sehen. Was das Nervaforum betrifft, ist man sicher, die Mauern und die Säulenschäfte des Minervatempels bis ungefähr zu einem Drittel Höhe zu finden, denn man sieht sie in den Kellern der Häuser der Via della Croce Bianca.

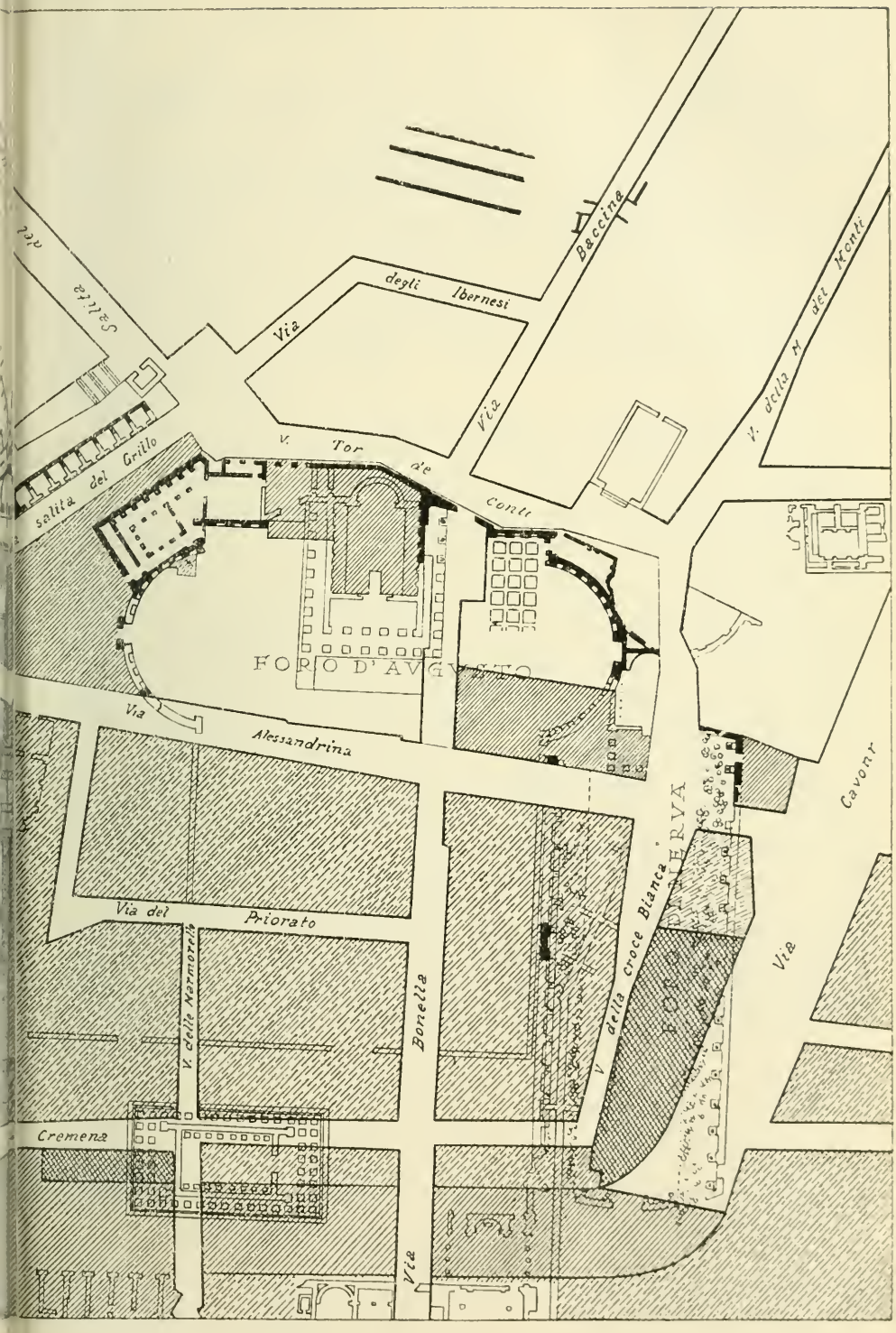
Die drei Fora, des Nerva, des Augustus und des Trajan, werden aneinander gereiht dem Rombesucher erscheinen. Nach dem Besuch des ehrwürdigen Forum Romanum, wo aus den Steinen auch so Vieles von der ersten mühevollen Geschichte der Stadt spricht, wird sich ihm das großartige Bild der Kaiserpracht darbieten, das noch in den Ruinen den unvertilgbaren Charakter des Weltimperiums trägt. Von den vorgeschichtlichen Gräbern, welche Giacomo Boni neben dem Templum Sacrae Urbis Romae ausgegraben hat, von der Fons Juturnae, dem Monument des Sieges der republikanischen Gemeinschaft über das vertriebene Tyrannentum des letzten Königs, an dem Tempel Cäsars, des Gründers des Imperiums, vorbei, durch die Fora der Kaiser, bis hinauf zur Turris Militiarum, wo Heinrich der Luxemburger, als er, auf das Rom seiner Zeit herniederschauend, in dem die Freiheitsliebe die Bürger zu den Waffen gegen ihn rief, wohl an die Worte dachte, die Dante an ihn gerichtet hatte, da er über die Alpen ritt, ihn zur Wiederherstellung der vollen, starken Kaisergewalt ermahnend und aufmunternd — — — welch ein Bild für den denkenden Romfahrer, welche neue Quelle großer, tiefer Erlebnisse!

Die gewaltige Arbeit der Ausgrabung der Kaiserfora soll außerdem mit einer nicht weniger wichtigen verbunden werden, mit der Regulierung der großen Verkehrsader zwischen Piazza Venezia, dem wichtigsten Zentrum der Stadt, und den östlichen Quartieren.

Es ist oft in Rom so interessant, den Wegen nachzuspüren, welche die Bewohner sich nach und nach im Gewirr der großen Monumente haben bahnen müssen; denn hier wie sonst nirgends ist die Anlage eines neuen Weges immer auf die größten Schwierigkeiten gestoßen. Im Mittelalter waren sie meistens unüberbrückbar, und die kleinen, krummen Straßen mußten sich, wie es eben ging, zwischen den mächtigen Ruinen hindurch schlängeln, so daß man oft nur auf ganz unlogischen Umwegen zum Ziel gelangen konnte. So haben wir schon gesehen, daß man im 12. Jahrhundert, um von der Region der jetzigen Via Cavour nach Piazza di Venezia zu gelangen, entweder durch die kleine Gasse der Salita di Marforio gehen, oder, die Fora des Augustus und des Trajan umgehend, hinter den Ruinen des nördlichen Hemicyklums auf der Via Biberatica den Abhang des Quirinals übersteigen mußte. Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts geht man statt dessen direkt durch den mittleren Teil des Trajanforums und auf der Via Alessandrina durch das Forum des Augustus und des Nerva; aber für den Verkehr, der von Jahr zu Jahr größer wird, ist diese Straße ungenügend geworden, und nun wird die Lösung auf der anderen Seite des Trajanforums gesucht, am Fuße des neuen Nationaldenkmals, von wo aus eine große Straße die Via Cavour erreichen wird. So wird der mittelalterliche Stadt-



niederzureißende Gebäude
stehenbleibende Gebäude
neuzuerrichtende Gebäude


Via degli Ibernesi
Baccina
V. della M. dei Monti
Salita del Grillo
V. Tor de' conti
FORO D'AVGVSTO
Via Alessandrina
Via del Priorato
V. delle Marmorate
Bonella
V. della croce Bianca
Cavour
Via
Cremera
Via

teil zwischen Augustusforum und Forum Romanum nördlich und südlich von zwei großen Verkehrsadern eingeschlossen werden, und die endgültige Lösung der ganzen Frage wird die Abtragung von allen dazwischen liegenden kleinen unschönen Häusern sein, so daß man schon jetzt voraussehen kann, daß die von Ricci projektierte Arbeit der teilweisen Freilegung der Kaiserfora über kurz oder lang zur vollständigen Ausgrabung führen, und daß man alles, was von alten, kleinen Mietshäusern noch bleibt, forträumen wird. Die vier Kaiserfora und das Forum Romanum werden ein einziges großes Ganzes bilden, und die Stadt wird dann in ihrem Innern eine ungeheuer weite unbebaute Fläche, eine mächtige Lunge enthalten; denn man muß bedenken, daß die neue Passeggiata Archeologica, der große Park, der die Caracallathermen umfaßt, das ganze Palatin und die Gärten vom Claudium und von San Giovanni e Paolo noch zu diesem mächtigen archäologischen Areal gehören.

Wo jetzt winklige Straßen und häßliche Häuser sich befinden, die an sich nichts Künstlerisches oder Historisches haben, werden in einigen Jahrzehnten großartige Ruinen, von grünen Pflanzen und Blumen umgeben, dem Auge des Romfahrers neue Schönheiten bieten. Was sich mit Bäumen und Blumen im Bereiche der Ruinen machen läßt, beweist jetzt das Forum Romanum, das noch vor einigen Jahren nach den letzten Ausgrabungen wie ein Steinbruch aussah, aus welchem die großen Säulen unorganisch hervorschauten. Jetzt stehen Lorbeer und Myrten darauf, prächtige Oleander und Blumen aller Arten. Die kahlen Trümmer und die großen Ruinen sind durch die weichen Formen der Gewächse zu einem einzigen Ganzen verbunden, und das neue Leben der Pflanzen mildert das Bild des Todes. Zum Glück enthalten die Höfe der Klöster und Häuser, welche sich in den Kaiserforen eingenistet haben, manchen schönen Baum, der zum Schmuck der angrenzenden Ruinen wird stehen bleiben können. Zwischen den Säulen des Marstempels und der großen grauen Umfassungsmauer mit den mittelalterlichen Anbauten wird man gewiß nicht den Hortus mirabilis, von dem die römischen Stadtbeschreiber der dunkelsten Jahrhunderte so viel zu erzählen wissen, wieder ins Leben rufen können; aber tiefgrüne Lorbeerbäume und Myrtensträucher werden die Starrheit des alten Gemäuers lindern und als Sinnbild der Gründer des Imperiums und der Gens Julia da blühen, wo Cäsar und Augustus und Trajan die herrlichsten Bauten der Aurea Roma geschaffen haben.

Jean-Jacques Rousseau.

Von

Fr. Eduard Schneegans.

Am 28. Juni 1712 wurde in Genf J. J. Rousseau geboren, der von sich selbst nicht mit Unrecht in seinen „Bekenntnissen" sagen konnte: „Ich bin wie keiner von denen beschaffen, die ich gesehen; ich wage es zu glauben, daß ich wie keiner von denen beschaffen bin, die je gelebt; tauge ich nicht mehr als die andern, so bin ich doch wenigstens anders als sie." Über die ganze gebildete Welt hin ist das Andenken dieses Sonderlings gefeiert worden, mit besonderer Weihe, wie das Andenken eines Nationalheros, in seiner engeren Heimat Genf und in seiner geistigen Heimat Paris. Hier sind seinen Manen unerhörte Ehrungen zu teil geworden. Feierlich wurden Rousseaus sterbliche Reste aus der Gruft des Pantheon in die französische Ruhmeshalle überführt und in einem Grabdenkmal niedergelegt, über dem Figuren von der Hand des Künstlers Bartholomé, die Wahrheit, die Natur, die Philosophie, die Musik, als Symbole des Lebenswerkes des Dichters und Denkers thronen. Und während sich die Bewunderer Rousseaus zu weihevollen Erinnerungsfesten vereinigen, werden von anderer Seite in Frankreich besonders sein Werk und seine Person mit einer Leidenschaft angegriffen, wie sonst nur die im Kampfe der Meinungen Stehenden und Streitenden [1]). Die Huldigungen der einen, der Haß der andern beweisen mit derselben Eindringlichkeit, daß Rousseau heute mehr denn je unter uns lebendig ist. Von seinen Werken, auch von denen, die das große Publikum nicht mehr liest, haben sich so viele Gedanken, Anregungen, Paradoxe, von der Flamme seiner Beredsamkeit durchdrungen und getragen, losgelöst, er hat für so viele grundlegende Fragen Antworten gegeben, denen er den Stempel seiner Persönlichkeit aufgedrückt hat, daß er für alle Zeiten unter jene Geisteshelden und Propheten eingereiht ist, die der Menschheit ein neues Evangelium gebracht haben, jene Überzeugungsstarken und Rücksichtslosen, denen es Bedürfnis ist, in das Leben tätig einzugreifen, die in sich den Beruf fühlen, aus den lichten Höhen des Parnasses unter die Menschen hinabzusteigen. Dieser steten Rücksicht auf das Wohl der Menschheit verdanken die Schriften Rousseaus ihre Wärme, jenes hinreißende Pathos, das aus jedem seiner Werke eine Tat macht.

[1]) J. Lemaître, J. J. Rousseau 1907, Pierre Lasserre, Le Romantisme français 1907, die Verhandlungen der französischen Kammer (Rede von Maurice Barrès) und des Senats aus Anlaß der Rousseau-Feier im Pantheon.

Nicht die Gedanken Rousseaus allein leben und wirken noch immer in uns und machen die Wandlungen des Geschmacks, der politischen und religiösen Richtungen mit; jener scheue, weltflüchtige Sonderling wirkt allein schon durch die Eigenart seiner Persönlichkeit fesselnd auf die späteren Generationen. Äußerlich bleibt er mit seinen Leiden und Gebrechen für den Arzt ein Gegenstand des Studiums, ein typischer Vertreter des „dégénéré supérieur“; für den, der tiefer eindringt, ist das Seelenleben Rousseaus mit seinen Gegensätzen ein Problem, das den Scharfsinn des Psychologen immer wieder reizt. Während andere Künstler, auch unter den größten, für das Auge des Laien hinter ihr Werk zurücktreten, erregt in Rousseau der Mensch ein ungewöhnliches Interesse, und je nach dem Standpunkt des Lesers werden die Widersprüche zwischen den Lehren des Moralisten und dem Leben des Unglücklichen, dem nichts Menschliches fremd war, schmerzlich empfunden oder mit Schadenfreude hervorgehoben.

Suchen wir den inneren Sinn dieses seltsam abenteuerlichen Daseins zu verstehen, fragen wir uns, welchem dunkeln Ziele, durch mancherlei Wirrnisse hindurch, seinem Genius und seiner geistigen und körperlichen Anlage folgend, Rousseau zusteuerte, so erkennen wir in ihm eine allmähliche Loslösung von allen Banden, die den Menschen an Heimat, Familie, Gesellschaft knüpfen. Schon lange bevor sein umnachteter Geist ihn in allen, die ihm näher traten, Feinde erkennen und ihn in die Einsamkeit sich zurückziehen ließ, zeigt sich bei ihm der Hang zur Weltflucht. Als Sohn der kleinen Republik Genf, deren Bewohner gerne in der Ferne ihr Glück versuchten, war Rousseau wanderlustig und leichtbeweglich. Sein Vater hatte, obgleich verheiratet, mehrere Jahre in Konstantinopel als Uhrmacher des Sultans verbracht, ein Onkel Rousseaus stand als Ingenieur in kaiserlichem Dienste, ein Bruder ist spurlos in der Ferne verschollen. Die Erziehung im väterlichen Hause erweckte in Rousseau schwärmerische Freiheitsliebe, den republikanischen Sinn, die Anhänglichkeit an ein ideales Genf[1]), dessen „citoyen“ zu sein er stets stolz bekannte; aber der temperamentvolle und charakterschwache Vater vermochte es nicht, den feurigen Knaben dauernd an sich, an das elterliche Haus, an den heimatlichen Boden zu fesseln. Planlos, in glücklicher Sorglosigkeit wuchs der Knabe auf, für keinen bestimmten Beruf irgendwie vorbereitet, und allein seinem guten Genius verdankt es Jean Jacques, daß er nicht frühe geistig und körperlich zugrunde ging. Nach mißglückten Versuchen in der Heimat, als Graveur und Gerichtsschreiber, löst sich das letzte feste Band, das ihn an Genf knüpfte, das Band des calvinistischen Glaubens. Mit sechzehn Jahren trifft er die schöne, vorurteilslose Mme. de Warens und schwört den väterlichen Glauben ab. Nun beginnt das abenteuerlichste Dasein: den Eingebungen und Lockungen des Augenblickes sich willenlos hingebend, genießt Rousseau die Lust, Herr über sich selbst zu sein. In der naivsten Form bricht der Grundzug seines Wesens durch: die Fähigkeit, mit der Sorglosig-

[1]) Über den Einfluß der Genfer Eigenart auf Rousseaus religiöses, sittliches, politisches Empfinden vergleiche man das schöne Buch von G. Vallette, J. J. Rousseau Genevois. Paris, Genf 1911.

keit eines Kindes oder eines Naturmenschen den Augenblick zu genießen, unbekümmert um die Zukunft und ihre Forderungen, das Absehen von der menschlichen Gemeinschaft, den Pflichten, die sie dem einzelnen auferlegt, aber auch von den Vorteilen, die sie ihm bringt, die Unfähigkeit, sich einem äußeren Zwang zu unterwerfen, etwas zu tun, was nicht aus dem inneren Drange des Herzens sich ihm aufzwingt. So lebt er unter den Menschen, aber ohne sich in das feste Gefüge der Gesellschaft einreihen zu wollen. Berufslos wird er zum Gelegenheitsarbeiter, bald Bedienter in vornehmen Häusern, bald Musiklehrer, Schreiber in der Schreibstube des savoyischen Katasters. Reisen, meist zu Fuß, deren Hauptursache die innere Unruhe, die Wanderlust, der Freiheitstrieb Rousseaus ist, bringen ihn nach Lyon, nach Paris, nach Besançon, nach Montpellier, bis der Aufenthalt in den idyllischen Charmettes bei Chambéry ihm Monate der inneren Sammlung und Einkehr gewährt. Was er im Hinblick auf einen bestimmten Beruf bis dahin nur lässig getan, tut er nun dem inneren Drange folgend, ohne Aussicht auf praktische Verwendung, sogar in der sicheren Erwartung eines nahen Todes: er legt hier mit einer Umsicht und Methode, die bei ihm doppelt überraschen, den Grund zu dem umfassenden enzyklopädischen Wissen, aus dem heraus seine späteren Arbeiten erwachsen, er sucht die Wahrheit und eine Weltanschauung zunächst in den Büchern. Zugleich entwickelt sich in ihm jenes eigentümlich innige Verhältnis, jene schwärmerische Liebe zur Natur, die nicht allein sein empfängliches Auge durch ihre Schönheit entzückt, sondern zur wahren Heimat seiner Seele wird, zur Trösterin, der er sich mit um so wärmerer Zuneigung hingibt, je unglücklicher, je fremder er sich unter den Menschen fühlte.

Der entscheidende Wendepunkt in dem Leben Rousseaus war sein Entschluß, in Paris zunächst als Musiker sein Glück zu versuchen. Seine neue Methode der musikalischen Umschrift hatte zwar nicht den gewünschten Erfolg, führte ihn aber in die literarischen und philosophischen Kreise von Paris ein, das von nun an seine geistige Heimat wird. Er war damals neunundzwanzig Jahre alt. Abwechselnd Sekretär der Frau des Financiers Dupin und des französischen Botschafters in Venedig, des unfähigen und böswilligen M. de Montaigue, in der tonangebenden Finanzwelt gern gesehener Gast, mit Diderot, Melchior Grimm, den Enzyklopädisten befreundet, schien sich die Laufbahn eines Literaten und Philosophen ihm zu öffnen. Aber der feurige Jean-Jacques, der bald schüchtern und schweigsam war, bald in leidenschaftlichen Zornesausbrüchen den atheistischen Bekenntnissen der Freunde des Barons d'Holbach den eigenen Gottesglauben entgegensetzte: dieser geniale Sonderling mußte wie ein Fremder unter den verfeinerten Kultur- und Verstandsmenschen erscheinen. Nicht die schweizer Abstammung gab ihm unter den vorurteilslosen und weitherzigen Besuchern der literarischen und philosophischen Salons eine Sonderstellung; er kam als Fremdling aus einer anderen geistigen Welt, er redete eine andere Sprache, für die bald auch seine Genfer Mitbürger kein Verständnis zeigen sollten. Was die anderen um ihn mit der Schärfe des Verstandes zersetzten und zerlegten, das erfaßte er mit der Glut seines Herzens; der vernichtenden Kritik gegenüber verteidigte er die

Rechte des Gefühls; was den anderen Gegenstand des Spottes, war ihm heilig und verehrungswürdig. Seine bewegte Vergangenheit hatte seinen Horizont erweitert; die überhitzte geistige Atmosphäre der Salons, in denen der kraftvolle Diderot sich wohlfühlte, wirkte auf ihn bedrückend. Sein Herz war unbefriedigt. Es gab für ihn „kein Mittelding zwischen Allem und Nichts", wie er in den „Confessions" sagt; von dem Freunde verlangte er nicht Geschenke, Opfer an Geld und Zeit, was ihm nie gefehlt hat, und was er oft in verletzender Weise als Versuche, ihn durch die Bande der Dankbarkeit zu fesseln, unfreundlich zurückwies: er verlangte unbedingte „liebevolle Hingabe" (un sentiment doux, un tendre épanchement). „Mich hungert nach einem Freunde, sonst habe ich kein Verlangen, das ich nicht selbst befriedigen könnte", heißt es in einem Brief an seinen Landsmann Vernes (den 25. März 1758). In seiner leidenschaftlichen Art schreibt er an eine Freundin (Me. de la Tour): „Ich kann die Lauen nicht leiden und möchte lieber von tausend über die Maßen gehaßt werden, wenn nur ein einziger mich liebte". Für solche überschwenglichen Gefühle hatten seine Freunde kein Verständnis. Aus diesem Zwiespalt erklärt sich die Tragik von Rousseaus Leben, der unerquickliche Zwist mit Diderot, Grimm, Me. d'Epinay, dessen Ursache das Unvermögen der Freunde Rousseaus war, seine Eigenart zu verstehen, und sein eigner rücksichtsloser Unabhängigkeitssinn: „Barbarus hic ego sum, quia non intelligor illis"[1]. „Niemand versteht es, sich in meine Lage zu versetzen, und niemand will sehen, daß ich ein einzigartiger Mensch bin, der weder den Charakter noch die Lebensregeln, noch die Mittel anderer hat und den man nicht nach den Regeln der andern beurteilen darf", schreibt er 1757 an Melchior Grimm. Wie Molières Alceste mußte Rousseau mit den besten Absichten Anstoß erregen oder ein Gegenstand des Spottes und des Hasses werden; beide waren Fanatiker der Aufrichtigkeit und Natürlichkeit in einer Welt der Konvention und der Kompromisse. Alceste flieht in die Einsamkeit aus „dem Schlunde, in dem die Laster siegen"; Rousseau entstehen aus diesem Zwiespalt zwischen der Welt und dem eigenen Wesen unsägliche Qualen. Er ist der geistig Einsame, bis der Bruch sich auch äußerlich vollzieht und der Verfasser des „Emile" und des „Contrat Social" aus Frankreich vertrieben, von seiner Heimat verstoßen, geistig umnachtet, von wirklichen und vermeintlichen Feinden umgeben, nach Jahren ruheloſen Umherirrens in Paris selbst ein Asyl sucht. Hier findet er endlich Ruhe in dem Verzicht auf Schriftstellerruhm und in dem Bewußtsein, seiner Lehre entsprechend zu leben; still bescheiden schreibt er in seinem freundlichen Heim neben der treuen Lebensgefährtin Noten ab, oder schweift träumend und botanisierend in der Umgegend von Paris umher. Er freute sich, von den Banden der Kultur und Gesellschaft unabhängig, seinen Traum eines einfachen, zufriedenen Daseins endlich verwirklicht zu haben: De pareilles âmes, schreibt Chamfort, sont exposées à vivre isolées, comme l'aigle; mais comme lui, l'étendue de leurs regards et la hauteur de leur vol sont le charme de leur solitude.

[1]) Motto des ersten „Discours" und der Dialoge „Rousseau Juge de Jean-Jacques."

Das Bewußtsein, in seinem innersten Wesen von den ihn umgebenden Menschen verschieden zu sein, mußte sich in Rousseau früh entwickeln und zunächst in Pessimismus und dem Gefühl des Unbefriedigtseins äußern. Schon 1740 schreibt er folgendes schmerzvolle Bekenntnis: „Vom Schicksal verschlagen, von der Liebe betrogen, zähle ich meine Leiden nach meinen Tagen; oft bin ich unvorsichtig, immer verfolgt, oft übertrifft die Strafe meine Schwächen“ [1]). Zu dem Gefühle des Unbehagens, des Widerwillens den Auswüchsen der Gesellschaft gegenüber gesellt sich der geheime Groll des Armen den Reichen gegenüber. 1748 schreibt er bitter an Mme. de Warens, daß er zu arm ist, um sich den Stein ausschneiden zu lassen: „Ich glaube zu merken, daß der Zufall allein mein Schicksal leitet und daß die vollendetste Klugheit nichts daran ändern kann“, und einige Monate später sagt er: „Der Zorn genügt, er ersetzt einen Apollo“. Der Zufall einer Zeitungsnachricht, der Anzeige des Preisausschreibens der Akademie von Dijon veranlaßte das plötzliche Hervorbrechen der lange schon im Dunkel sich allmählich ansammelnden Gefühle und Gedanken, die wie ein Lavastrom mit elementarer Gewalt in dem Discours: „Si le rétablissement des sciences et des arts a contribué à corrompre ou à épurer les mœurs“ sich ergoß, die sich anschließende Polemik und den „Discours sur l'origine de l'inégalité parmi les hommes“ erfüllte. „Als ich die Preisaufgabe las, erblickte ich eine neue Welt, ich ward ein anderer Mensch“, schreibt er später in den „Bekenntnissen“. Er hätte richtiger sagen können: „ich ward ich selbst“. Nun wird er durch die Beschäftigung mit diesem für ihn grundlegenden Problem auf die Inkonsequenz in seinem Leben aufmerksam gemacht und nimmt, als äußeres Zeichen der inneren Wandlung, die Reform seiner Kleider und seiner Lebensweise vor und wird Notenabschreiber, mit ähnlichen Gefühlen wie Tolstoi den russischen Bauernkittel anzog und dem Ackerbau und körperlicher Arbeit sich zuwandte. Er wollte sich von den quälenden Rücksichten und Lasten des Lebens in der Gesellschaft möglichst frei machen, wie der Bauer oder der Arbeiter ohne Sorgen um die Zukunft von seiner Hände Arbeit leben. „Der Handwerker hängt nur von seiner Arbeit ab, er ist frei, so frei wie der Bauer Sklave ist . . . Wo man den Handwerker belästigt, ist sein Bündel bald gepackt; er nimmt seine Arme mit und geht davon.“ Die Zunft der Literaten dagegen bezeichnet er in einem Briefe an Voltaire als die „seßhafteste, ungesundeste, am meisten nachdenkend, daher am unglücklichsten“ [2]). Er wollte sich bemühen, aus seinem Herzen alles das auszurotten, was noch von den Urteilen der Menschen abhing, „was mich“, fügt er hinzu, „aus Furcht vor Tadel von dem, was an sich gut und vernünftig ist, abbringen könnte“. Zu Bernardin de Saint-Pierre, der ihn beim Notenschreiben antraf, sagte er einmal: „Ich bin der Sohn eines Arbeiters und selbst Arbeiter: ich tue, was ich seit meinem vierzehnten Jahre getan habe“ [3]). Aus dem Philosophen und Schöngeist ist nunmehr ein Sittenprediger, ein Verkünder des Evangeliums der

[1]) Vers pour Mme de Fleurieu. [2]) A. M. de Voltaire le 18 août 1736.

[3]) Bernardin de Saint-Pierre, „La Vie et les Ouvrages de J. J. Rousseau“. Herausgegeben von M. Souriau (Société des textes modernes français 1907).

Natur geworden. „Ich wollte niemals ein Philosoph sein, habe mich nie für einen solchen ausgegeben, war es nicht, noch bin ich, noch will ich es sein." Er wurde zum Berater, dem sich vertrauensvoll unbekannte Leser seiner Werke zuwandten, um in schwierigen Lebenslagen Trost zu erhalten. Ein junger Geistlicher schreibt ihm, daß er sich bemühen will, den Spuren Jesu Christi und Rousseaus zu folgen. „Aus seiner Einsamkeit," schreibt Bernardin de Saint-Pierre, „flößt er den Menschen den Geschmack an einfacher Kleidung ein, an körperlichen Übungen, die Liebe zur Natur in der Stadt selbst, denn man hat bemerkt, daß seit dreißig Jahren die Reichen in den Vorstädten wohnen wollen, wo früher die arme Bevölkerung von Paris lebte." Viele ahmen in ihren Gärten das Elysium Julies nach, die Mütter stillen ihre Kinder selbst, die körperlichen Strafen, die „entwürdigen und die Herzen verbittern", sind aus der „anständigen Erziehung" verschwunden, Kaiserin Katharina II. hat sie aus den öffentlichen Schulen verbannt. Die Fragen, die andere mit der Waffe des Geistes und der Ironie behandelt hatten, hat er mit dem heiligen Ernst, mit rücksichtsloser Leidenschaft, vor keiner Folge zurückschreckend, erfaßt. Damit war der Grundton für seine weitere Tätigkeit gegeben, für Rousseau selbst ein Grund zu mancherlei Leiden, Seelenkämpfen gelegt. Prophetentum ist eine erdrückende Last, die nur wenige zu tragen vermögen; es legt dem Erwählten die schwere Pflicht auf, Leben und Lehre in Einklang zu bringen, selbst vorbildlich zu sein, mit schlichter Würde abseits von der Menge einsame Wege zu wandeln. Es ist unschwer, in Rousseaus Leben Schwächen zu entdecken und Handlungen, die sein Bild störend verdunkeln, ihm seine Vergangenheit vorzuhalten, deren schwärzeste Tat, die Aussetzung seiner Kinder, ihn zum Reformator und Pädagogen wenig vorzubereiten schien. Statt böswillig Rousseau diese Fehler und Schwächen vorzuwerfen, oder gar an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln, wird man auch hier die Tragik dieses innerlich zerrissenen Menschen beklagen: quälende Erinnerungen, die angeborene Nervosität, nicht zum mindesten der in seiner Sinnlichkeit begründete, durch den Einfluß der Philosophie und der Anschauungen der Zeit noch verstärkte Eudämonismus kämpfen in ihm mit der aufrichtigsten Begeisterung für alles Hohe, dem Streben nach Reinheit und Tugend. Wie ergreifend sind die Worte, die Rousseau 1770 an eine unbekannte Dame richtet:

„Ich schreibe über Familie und Kinder . . . Madame, haben Sie Mitleid mit denen, die ein ehernes Schicksal von einem solchen Glück ausschließt; haben Sie Mitleid mit ihnen, wenn sie nur unglücklich sind, haben Sie großes Mitleid mit ihnen, wenn sie schuldig sind. Was mich betrifft, wird man mich nie als Fälscher der Wahrheit, in Verirrungen, meine Grundsätze meinen Handlungen anpassen sehen; niemals werde ich die heiligen Gebote der Natur und die Pflicht fälschen, um meine Fehler abzuschwächen. Lieber werde ich sie büßen, als sie entschuldigen. Sagt mir auch meine Vernunft, daß ich unter den gegebenen Umständen getan habe, was ich tun sollte, so traue ich ihr weniger als meinem Herzen, das seufzend sie Lügen straft. Verurteilen Sie mich, Madame, aber hören Sie mich an; Sie werden in mir einen Mann finden, der die Wahrheit liebt mitten unter seinen Verfehlungen, und der sich nicht scheut, selbst daran zu erinnern, wenn nur etwas Gutes aus diesen Bekenntnissen erfolgen kann."

Wiegen nicht die Worte, in denen er im „Emile" pflichtvergessenen Vätern ihre Schuld vorhält und die wir nur als eine öffentliche Beichte und Selbstanklage auffassen können, die ungeschickten Entschuldigungen seiner Tat auf:

„Wer seine väterliche Pflicht nicht erfüllen kann, hat nicht das Recht, Vater zu werden. Weder Armut noch Arbeit, noch Rücksichten auf die Menschen entheben ihn der Pflicht, seine Kinder zu ernähren und selbst zu erziehen. Leser, ihr könnt mir's glauben, ich sage jedem, der ein Herz hat und so heilige Pflichten vernachlässigt, voraus, daß er lange wegen seines Vergehens bittere Tränen weinen und nie Trost finden wird."

Noch ergreifender war diese Selbstanklage in der ursprünglichen, handschriftlich erhaltenen Fassung:

„Wer nicht über des Menschenherz nachgedacht, achtet nur auf die Störungen, die Verdrießlichkeiten, das Geschrei der Kinder. Kein Wunder, er weiß nicht mehr, was es heißt, Vater sein; der süße Schein der Natur hat nie sein Auge entzückt; beim Lächeln des Kindes hat sein Innerstes nie erbebt; das Händchen des Kindes hat nie seine Wange gestreichelt; er hat nie das Auge der Mutter auf das Kind an ihrer Brust sich senken, ihren Arm ein zweites an ihrer Seite halten sehen. O ihr Hartherzigen, tretet ein in das Zimmer einer wahren Mutter inmitten ihrer Familie; wenn ihr ohne Rührung heraustretet, so habe ich nichts mehr mit euch zu schaffen." [1])

Rousseau hat sich in oft verletzender Weise von den Banden des Gesellschaftslebens frei gemacht. Daß übelgesinnte Zeitgenossen, denen sein Gebahren unverständlich war, ihn Barbaren oder Charlatan schalten, darf uns nicht wundern und erklärt sich zum Teil aus dem Mangel an Taktgefühl und weltmännischer Gewandtheit, der Jean-Jacques eigen ist. Für viele war er ein Gegenstand der Neugierde, denen gilt, was er einer vornehmen Besucherin, die unter dem Vorwand, Noten abschreiben zu lassen, ihn besuchen wollte, einst schrieb: „Wer nur das Rhinozeros sich ansehen will, der gehe auf den Jahrmarkt und komme nicht zu mir" [2]). Andere aber, die durch die rauhe, äußere Schale hindurchdrangen, entdeckten die liebenswürdigen und lichten Seiten seines Inneren, seine Herzensgüte, das Schlichte, Naive in seinem Wesen, das sich in harmlosen Scherzen äußerte, seine Begeisterungsfähigkeit, die den aufmerksamen Leser seiner Schriften entzücken. Diese Stellung Rousseaus der Gesellschaft gegenüber erklärt den universalen Charakter seiner Werke und auch seines Einflusses. Er gehört zu jenen „kosmopolitischen Seelen, welche die, die Völker trennenden imaginären Grenzen überschreiten und, dem höchsten Wesen gleich, das sie erschaffen, das ganze Menschengeschlecht in ihrer Liebe umfassen" [3]). Wie ein Tolstoi durch die Macht der

[1]) Fragment der ersten Fassung des „Emile" s. Masson, Revue des deux Mondes 15 juin 1912 und Léopold Favre, Annales J. J. Rousseau 1912. Vgl. auch den Brief an Mme La Maréchale de Luxembourg, Montmorency le 12 juin 1761, der er, von Todesahnungen gequält, sein Verhältnis zu Thérèse und die Aussetzung seiner fünf Kinder „beichtet". „Les idées dont ma faute a rempli mon esprit ont contribué en grande partie à me faire méditer le Traité de l'Éducation, et vous y trouverez, dans le livre Ier, un passage qui peut vous indiquer cette disposition."

[2]) À Madame la Comtesse de Saint *** Jeudi, 23 mai 1776.

[3]) Discours sur l'origine de l'inégalité parmi les hommes.

christlichen Liebe sich über Standes- und nationale Vorurteile und Rücksichten hinaus der leidenden Menschheit zuwandte und den Mut und die Fähigkeit erlangte, die Übel, die er zu bessern suchte, an der Wurzel anzufassen, ähnlich, wenn gleich mit anderen Mitteln, ging auch Rousseau vor. Rücksichtslos trat er an die Grundprobleme heran, die alle Zeiten bewegen, Wirkung der Kultur und Wissenschaften, Ursprung des religiösen Gefühles, des Einzelbesitzes, des Staates, das Erziehungsproblem, die Ehe, die Familie. Welche erdrückende Fülle von Fragen wird in der Nouvelle Héloïse bald eingehend behandelt, bald durch Streiflichter beleuchtet, von den höchsten Fragen des Liebe- und Ehelebens bis zum Gartenbau oder der Einrichtung eines bürgerlichen Haushaltes. Rousseau hatte den Grundton gefunden, auf den er seine Schilderungen und historischen Konstruktionen von dem ersten Diskurs an stimmte. Der Gegensatz zwischen der Kultur seiner Zeit und dem, was ihm als die natürliche Bestimmung des Menschen erschien, wird von ihm schmerzlich empfunden. Je nach den Umständen und Stimmungen läßt er sich von heiligem Zorn fortreißen beim Anblick des Elends und der Ungerechtigkeit der Menschen, bald verzweifelt er an der Möglichkeit der Besserung, bald erkennen wir in seinen Ausfällen den Groll des Proletariers vor den Lastern der Reichen, der Armut der Enterbten, bald aber blickt er hoffnungsvoll in eine bessere Zukunft. So wird Rousseau zum typischen Vertreter des periodisch in der Geschichte sich erneuernden Gegensatzes der Natur gegen die Auswüchse der Kultur. Andere haben vor ihm im 18. Jahrhundert tugendhafte Naturmenschen den verkommenen Europäern vorgehalten, der Stimme der Natur im Menschen gelauscht. „Rousseau hat nichts erfunden, aber," wie Frau von Staël bemerkt, „er hat alles mit seiner Flamme durchglüht." Beim Anblick der Kultur seiner Zeit erkannte er in der Abkehr von der natürlichen Bestimmung des Menschen den Grund alles Übels. „Die meisten unserer Übel sind unser eigenes Werk, und wir hätten sie fast alle vermieden, wenn wir die einfache, einförmige und einsame Lebensweise beibehalten hätten, die uns von der Natur vorgeschrieben ist," schreibt Rousseau in dem „Discours sur l'origine de l'inégalité". Und in der Antwort auf die Gegenschrift des Königs Stanislaus schildert er, was er die „Genealogie" der Kulturfaktoren nennt: „Die erste Quelle des Übels ist die Ungleichheit; von der Ungleichheit stammen die Reichtümer, von den Reichtümern sind Luxus und Müßiggang ausgegangen. Aus dem Luxus entstanden die Künste, aus dem Müßiggang die Wissenschaften" [1]). Der ursprüngliche Zustand der Menschheit, den er hypothetisch konstruiert, ist aber nicht etwa das paradiesische goldene Zeitalter der Dichter: vor jedem primitivsten Zusammenleben nahm er eine Zeit an, wo der einzelne in völliger Bedürfnislosigkeit und „glücklicher Unwissenheit" dahinlebte, glücklich nicht wegen positiver Güter, sondern weil er in seinen Wünschen begrenzt war und sie erfüllen konnte; „die menschliche Natur war im Grunde nicht besser als heute," sagt er, nur hatte dieser Naturmensch keinen Grund und keine Gelegenheit, zwecklos, aus Herrschsucht oder Hab-

[1]) S. auch die „Histoire de mes idées" in „Lettre à M. de Beaumont", Ausgabe Musset-Pathay S. 84—87.

gier, den Nachbarn zu schädigen. In diesem negativen Sinne sagt er: „Der Mensch ist von Natur gut". Die ursprüngliche Preisfrage, ob unter den geschichtlich gegebenen Verhältnissen die Renaissance segensreich oder schädigend auf die Sitten eingewirkt hat, wird in dem ersten Diskurs mit der theoretischen Frage verwoben, durch welche Mittel im Verlauf der Entwicklung der Menschheit dieser Zustand ursprünglicher Gleichheit und Freiheit, weiser Selbstbeschränkung sich weiter hätte erhalten können. Rousseau schildert bald in bewegten Worten den Zustand einer derben, aber unverdorbenen Unkultur und Unwissenheit, bald aber spricht aus ihm der Kulturmensch, der weiß, daß Wissenschaft und Kultur die Sitten bessern oder verderben je nach dem Boden, dem sie entwachsen, und dem Geist, in dem sie gepflegt werden. So entsteht ein Werk voll unentwirrbarer Schwierigkeiten und Widersprüche, in dem maßlose Übertreibungen und treffliche Wahrheiten sich verbinden, auch heute noch zu Widerspruch und Nachdenken anregend. Rousseau selbst hat in seinen Antworten auf die Einwände seiner Gegner und im späteren Verlauf seines Lebens seine Ansicht durch Unterscheidung der wahren und falschen Kultur, Betonung der veredelnden Wirkung echter Kultur wesentlich berichtigt. Nur der Unverstand seiner Gegner konnte ihm die Absicht unterschieben, „die Menschheit in die Tiefen ursprünglicher Barbarei wieder versenken" und Bibliotheken und Akademien zerstören zu wollen. Daß sein Blick sich nicht der Vergangenheit in unfruchtbarer Sehnsucht zuwandte, sondern in eine bessere Zukunft ausschaute, sehen wir auch aus folgender Stelle in dem zweiten Dialog „Rousseau Juge de J. J." Die Preisaufgabe der Akademie von Dijon hat ihn dazu geführt, ein „dunkles Gefühl, eine unbestimmte Vorstellung" in ein klares bestimmtes Urteil zu verwandeln. Er sah „ein wahres goldenes Zeitalter . . . in einer ersehnten Zukunft alle Träume verwirklichen durch die Zerstörung der Vorurteile, denen er selbst unterworfen war, und aus denen er damals die Laster und das Unglück des Menschengeschlechts herleiten zu können glaubte". Der erste Diskurs war trotz bilderstürmerischer Ausfälle kein verzweifeltes und unfruchtbares Sichzurücksehnen nach einem verlorenen und hypothetischen Paradies, sondern ein Mahnruf an Verirrte, ein Hinweis auf den rechten Weg zur Besserung, Rückkehr zur Natur, nicht zum Naturzustand, nicht zur Barbarei, nicht zu einem Jenseits von Gut und Böse, jenseits von sittlicher und sozialer Ordnung, sondern Befreiung des Menschen von Vorurteilen im Sinne seiner natürlichen Bestimmung.

Nachdem er im „Discours sur l'origine de l'inégalité", von derselben historischen Hypothese ausgehend, den „homme des hommes" dem natürlichen Menschen entgegenstellt, zeigte er im „Contrat Social", wie auf Grund der natürlichen Bestimmung des Menschen „en prenant les hommes tels qu'ils sont et les lois telles qu'elles peuvent être" am besten und gerechtesten „die Person und die Güter des einzelnen Mitglieds der Staatsgemeinschaft (associé)" „gegen die Eingriffe der Macht der Gesamtheit (la force commune)" geschützt werden können; wie der „einzelne sich mit allen verbinden kann und doch nur sich selbst gehorcht und frei bleibt wie zuvor", mit einem Worte:

wie die ursprüngliche Freiheit und die angeborenen Rechte im Staatsgebilde fortbestehen können, und das Verhältnis der Rechte des einzelnen und der Staatsautorität zu regeln ist. Bei der Schilderung dieser demokratischen Staatsordnung schwebte Rousseau damals die Republik Genf vor, der er seinen zweiten Diskurs gewidmet hatte. Die übrigen Teile einer von Rousseau geplanten Politik (institutions politiques), von der der „Contrat social" ein Abschnitt sein sollte, hätten die Ansichten Rousseaus weiter ausgeführt und bestimmt. Auch so sehen wir, wie weit Rousseau davon entfernt war, an eine gewalttätige Zerstörung des Bestehenden zu denken, wie entschieden er die Berechtigung des Einzelbesitzes, seine Unantastbarkeit behauptet hat. Um so energischer trat er jeder Willkür und Knechtung des Einzelnen entgegen.

Als er seinen „Emile" schrieb, wählte er nicht die Form des pädagogischen Lehrbuchs, lehrte nicht, wie Kinder zu erziehen sind, sondern schrieb einen pädagogischen Roman, die „Träumereien eines Phantasten (visionnaire) über die Erziehung", der schildert, wie Emile so erzogen wird, daß in ihm die angeborene Bestimmung des natürlichen Menschen am reinsten und freiesten in der bestehenden Gesellschaft zur Entfaltung kommt; der Mensch soll durch die Erziehung weise Selbstbeschränkung lernen, für Rousseau die Grundlage des Glücks: „das ist meine Grundanschauung; es gilt nur, sie auf das Kind anzuwenden": es wird frei, weil es nur „will, was es erreichen kann". Daher die Erziehung fern von den Städten, „dem Abgrund des Menschengeschlechts", die Erziehung des Leibes und der Sinne, die körperliche Arbeit und ernste Ausübung eines Handwerks, die Emile Freiheit und Selbständigkeit verschaffen sollen in den stürmischen Zeiten, deren Kommen Rousseau im Geiste voraussah, die Verbannung der Bücher und der Lektüre, „des Fluchs der Kindheit", „keine anderen Bücher als das Weltall, kein anderer Unterricht als die Tatsachen". „Das Kind soll nicht das Wissen lernen, es soll es entdecken." Der übliche Unterrichtsplan wird umgestürzt, und statt als Grundlage zu dienen, bildet die Religion den krönenden Abschluß der Erziehung. So entsteht jener merkwürdige Erziehungsgang, in dem Emile wie ein junger Wilder aufwächst, stark im Ertragen und Dulden des Unvermeidlichen, und seinen Stoizismus — ein moderner Gegner Rousseaus sagt boshaft, seinen Fakirismus — in der Schlußkatastrophe, dem Zusammenbruch seines Eheglückes, bewährt. Rousseau wollte kein praktisch durchführbares Programm aufstellen, er schrieb einen lehrhaften Roman. Wie niemand daran denkt, die Abenteuer von Robinson Crusoé selbst wirklich zu durchleben, der verständige Leser aber aus dem Buch köstliche Lehren ziehen kann, wie Rabelais in der Erziehungsgeschichte Gargantuas an einem fingierten Beispiele seine Prinzipien dargelegt hat, so Rousseau in seinem Emile. Einem Verehrer, der mit stolzer Zuversicht ihm erklärte, daß er seinen Sohn genau nach dem Vorbilde Emiles erziehen lasse, konnte Rousseau antworten: Tant pis, Monsieur, tant pis pour vous et pour votre fils". Wie aber das Kind durch stete Berührung mit den Dingen selbst, aus sich heraus, seiner natürlichen Bestimmung entsprechend lernen soll, zum eigenen Vorteil und zur Förderung seines Glückes, die Außenwelt zu begreifen, statt verständnis- und hilflos ihr gegenüber zu stehen, das hat Rousseau an Einzelbeispielen so überzeugend

und greifbar dargelegt, daß Emile die wissenschaftliche moderne Pädagogik eigentlich begründet hat und die modernsten Reformversuche in letzter Linie auf seine Anregungen zurückgehen.

Gerade durch die Allgemeinheit seiner Vorschläge, dadurch, daß sie nicht unmittelbar durchführbar waren, durch die zu Widerspruch reizende Verbindung von Utopie und klarer Erkenntnis und Berücksichtigung des tatsächlich Bestehenden und historisch Gegebenen, durch ihre Loslösung von Zeit und Ort, hat Rousseau als Prophet und Reformator weit über die Grenzen seines engeren Kreises und seiner Zeit gewirkt.

Indem er auf die Natur als Lehrmeisterin hinwies, machte Rousseau Entdeckungen im Neuland des Gefühlslebens, des „sentiment", das uns unmittelbar und unwiderstehlich den Gegenständen der Außenwelt zuwendet und von ihnen abwendet, in uns sich in Liebe und Haß äußert. Im Gefühl erklingt mächtig, unverfälscht und unmittelbar die Stimme der Natur, welche kühle Überlegung, Gewohnheiten und Vorurteile in uns verdunkeln. Sie lehrt den natürlichen Menschen, dem sich begehrend zuzuwenden, was sein Wohl und sein Glücksgefühl fördert. Am mächtigsten, unwiderstehlichsten spricht diese Stimme der Natur in der Liebe. Wie Rousseau selbst nur das schätzte, was aus der Tiefe des Herzens kam, so hat er in der „Nouvelle Héloïse" den kaltberechnenden Verstandesehen, dem „libertinage", dem herzlosen Spiel der Galanterie, der dumpfen Sinnenlust, die tiefe, hinreißende, das Herz erfüllende Leidenschaft, die keine Hindernisse kennt, in ihrer Reinheit und Grenzenlosigkeit ihre Rechtfertigung findet, entgegengestellt. Alle Rücksichten, die ganze Welt verschwinden vor der Macht des Gefühls: „Was ist das Leben einer Mutter, meines, deines, Julies Leben selbst, was ist die ganze Welt im Vergleich zu dem Gefühl, das uns einte," schreibt Saint-Preux an Julies Freundin. Wie anders als dieser Hymnus auf die entfesselte Leidenschaft, die in Schuld endet, klingt die Verzweiflung aus dem Munde der von dem christlichen Gefühl der Reue gepeinigten Phädra Racines! Die schöne Seele, die „âme sensible", an deren Verfeinerung Rousseaus französische Vorläufer [1]) gearbeitet, hält hier in einem abschließenden Meisterwerk ihren triumphierenden Einzug in die Literatur:

„O Julie, welch verhängnisvolle Gabe des Himmels ist eine fühlende Seele! Wer sie empfangen, muß darauf gefaßt sein, nur Mühen und Schmerzen auf Erden zu haben. Er ist ein elendes Spielzeug der Luft und der Jahreszeiten, Sonne oder Nebel, bedeckter oder heiterer Himmel bestimmen sein Schicksal, er wird froh oder traurig, je nachdem die Winde wehen. Ein Opfer der Vorurteile, wird er in lächerlichen Regeln ein Hemmnis für die gerechten Wünsche seines Herzens finden . . . sein Herz und seine Vernunft werden immer sich bekämpfen, und grenzenloses Sehnen wird ihm ewige Qualen bereiten."

Rousseau brachte frisches Leben, Leidenschaft, Freiheit in eine Literatur, in der die ordnenden Kräfte des Willens, des Geschmacks geherrscht und zu einseitig jene „Fähigkeit" betont worden war, „richtig zu urteilen und das Wahre vom Falschen zu scheiden, die eigentlich das ist, was man gemeiniglich

[1]) v. Waldberg, Der empfindsame Roman in Frankreich. Erster Teil. Straßburg 1906.

gesunden Menschenverstand oder Raison nennt", die „von Natur gleich verteilt ist unter den Menschen", wie Descartes sie definiert. Er betont im Menschen neben und über der Vernunft das schwankende, wechselnde, von Individuum zu Individuum sich verändernde, reich nüancierte Gefühlsleben. Die Begeisterung, mit der die flammende Beredsamkeit der „Nouvelle Héloïse" aufgenommen wurde, zeigt, daß der Boden vorbereitet war. So wurde der Schweizer Rousseau zum Vermittler zwischen der klassischen Literatur Frankreichs und dem freieren nordischen Empfinden; er erweckte die in der französischen Seele schlummernden Kräfte, die bald den festen, aber zu engen Panzer der klassischen Kunst sprengen sollten. Jene weicheren Regungen der Gefühle, die den in sich gefestigten Klassikern des 17. Jahrhunderts fremd waren und sich im 18. Jahrhundert überall äußerten, die Melancholie, welche die Seele umflort, fanden hier reiche Nahrung; aus der Tiefe der französischen Volksseele stiegen Gefühle auf, die nach einer individuellen Äußerung verlangten und welche die strenge Disziplin des Klassizismus zurückgedrängt hatte. In dieser Verherrlichung der Leidenschaft, in ihrem individuellen Ausdruck liegt der folgenschwerste Schritt, den Rousseau auf literarischem Gebiet getan. Er selbst wagte es nicht, konsequent das Thema der „Nouvelle Héloïse" zum tragischen Abschluß zu bringen, und gab dem Roman nach der Schilderung von Julies Liebesglück und Schuld einen erbaulich erzieherischen Abschluß. Wie weit die Romantiker gingen, wie siegesbewußt das hohe Lied der Liebe, der Leidenschaft in ihren Werken erklingen sollte bis zu den bedenklichsten sittlichen Verirrungen und dem trotzigen Sichauflehnen gegen Sitte und Ordnung, daran sei nur erinnert. Rousseau hat den Anstoß zu einer Bewegung gegeben, aus der die europäische Literatur, die französische ganz besonders, verjüngt hervorgegangen ist.

Je mehr Rousseau sich scheu von den Kreisen zurückzog, in denen er sich nicht wohl fühlte, um so inniger wurde sein Verhältnis zur Natur: „Was man auch tun mag," sagte er einmal zu Bernardin de Saint-Pierre, „man verläßt die Gesellschaften fast immer unbefriedigt mit sich und den andern. Ich komme so ruhig, so zufrieden von meinen einsamen Spaziergängen zurück." Zu den sonnigsten Tagen seines Lebens gehören die Monate, die er in der Waldeinsamkeit von Montmorency, umgeben von den Schöpfungen seiner Phantasie, verbrachte, während die glühende Liebe zu Mad. d'Houdetot ihn beseligte; dann jene kurze Zeit ungetrübten Glückes auf der Petersinsel im Bieler See, wohin er sich aus dem Sturm der Verfolgung zurückgezogen und wo er gern träumend und botanisierend seine letzten Lebensjahre verbracht hätte. Bernardin de Saint-Pierre beobachtete öfters die beruhigende Wirkung der Natur auf Jean-Jacques, dessen Antlitz hell und heiter leuchtete, wenn er aus den Mauern von Paris herauskam und in der freien Natur einherging. „Endlich," sagte er, „sind wir aus dem Wagengetümmel, dem Straßenpflaster und den Menschen heraus." Vor allem, berichtet Saint-Pierre weiter, liebt er das Grün der Wiesen: „Ich habe meiner Frau gesagt," fuhr Rousseau fort, „wenn du mich einmal schwer krank siehst und jede Hoffnung auf Genesung aufgegeben ist, laß mich mitten auf eine Wiese tragen, ihr Anblick wird mich heilen." Was ihn in der Natur anzog, waren die sonnigen oder

mondbeleuchteten lieblichen, zu sanfter Träumerei einladenden Landschaften oder die romantischen Gegenden mit Felsen, Sturzbächen, dunkeln Waldpartien, schön geformten Berghöhen, Landschaften mit einem noch entschieden klassischen Zug, wie sie schon 1712 Fénelon definierte: „Eine Ursprünglichkeit und Wildheit, die gefallen und zu angenehmer Träumerei einladen," wie sie der große Poussin malte. Er zog die Bäche den Flüssen vor. Das Meer liebte Rousseau nicht, „es flößt zu viel melancholische Schwermut ein". Von allen Jahreszeiten war ihm der Frühling die liebste; „November und Dezember gefallen nur dem Verstand", sagte er einmal zu Bernardin de Saint-Pierre. Die Jünger Rousseaus haben Farbe, Bewegung, Tragik in die Landschaftsmalerei eingeführt, das Naturgefühl erweitert und auch vertieft. Die Anregung zu liebevoller, hingebender Betrachtung der Natur hat Rousseau in den Schilderungen der „Confessions", der „Nouvelle Héloïse, des unvergeßlichen fünften Spaziergangs der „Rêveries d'un promeneur solitaire" gegeben. Wie feinsinnig äußert sich dies andächtige Empfinden auch in folgenden Worten: „Seinen Kamin im Dezember mit getriebenen Pflanzen, blassen und duftlosen Blumen bedecken, heißt weniger den Winter schmücken als den Frühling seines Schmuckes berauben; man nimmt sich selbst die Freude, in den Wäldern das erste Veilchen zu suchen, die erste Knospe zu erspähen und aufjauchzend auszurufen: ‚Sterbliche, Ihr seid nicht verlassen, die Natur lebt noch'" [1]). Sein empfängliches Gemüt betrachtet jede Blume mit Entzücken; „es gab kein Kraut, in dem er nicht Grazie und Schönheit entdeckte"; aber er stand darum den bunten Erscheinungen der Straße und des Lebens nicht teilnahmlos gegenüber: „eine Jahrmarktsposse, eine militärische Parade oder Übung, eine Prozession erfreuen ihn; der Kran, die Winde, der Rammbock, der Gang einer Maschine, ein vorbeifahrendes Schiff, ein Mühlwerk, ein Bauer, der pflügt, Kugel- oder Ballspieler, der Fluß, der dahinfließt, der Vogel in der Luft, alles fesselt sein Auge" (Second Dialogue).

Ebenso entzückt ihn die Musik, die er „so nötig braucht wie das tägliche Brot"; und mit einer Leidenschaft, die bis zum Fanatismus geht, wendet er sich dem italienischen Gesang zu, in dem er den reinsten Ausdruck der Gefühle erkennen zu können glaubt.

Durch nichts aber unterscheidet er sich schärfer von seinen Zeitgenossen als durch sein lebendiges religiöses Empfinden, das er der strengen kirchlichen Orthodoxie, dem Deismus Voltaires, dem Materialismus und Atheismus der Enzyklopädisten gegenüber verteidigen mußte. Das Gefühl eines für den Verstand Unerreichbaren ist in ihm lebendig: „Mein Herz", schreibt er in einem Fragment, „ist beengt innerhalb der Grenzen der Kreaturen; ich ersticke im Weltall, ich möchte mich ins Unendliche stürzen." „Ehrfurchtsvoll", sagt er in einem Briefe von 1769, „bleibt der Mensch stehen und berührt nicht den Schleier, zufrieden damit, daß er weiß, daß jenes höchste Wesen darunter verborgen ist." Der Atheismus flößt ihm Abscheu ein, er bebt davor zurück, wie vor etwas Ungeheuerlichem und Widernatürlichem. Sein Gott ist nicht wie bei den Deisten eine Forderung des

[1]) Emile Buch IV.

Verstandes zur Erklärung der Welt oder zur Aufrechterhaltung der sittlichen und staatlichen Ordnung; nicht eine Gottheit, die man erfinden müßte, wenn sie nicht existierte, sein Gottesglaube ist lebendig. Der Zweifel ist ein „für seine Seele zu aufregender Zustand" (trop violent)[1]), er braucht Gewißheit, die ihm nur die Annahme der Existenz einer allgütigen und weisen Gottheit verschaffen kann. Seine Seele dürstet nach Glückseligkeit, die ihm hienieden nicht beschieden ist und die er in einem besseren Jenseits erwartet. Eine innere göttliche Stimme gibt ihm die Gewißheit, aus ihr heraus baut sich die natürliche Religion auf, deren Grundzüge er in den Lehren des Evangeliums wiederfindet. Freudig bekennt er sich zum Christentum. „Ich bin Christ, nicht als ein Jünger der Priester, sondern als ein Jünger Jesu Christi", schreibt er in dem Briefe an M. de Beaumont. „Gewissen, Gewissen," ruft er zuversichtlich aus, „göttlicher Instinkt, unsterbliche himmlische Stimme in uns! sichere Führerin einer unwissenden und begrenzten, aber vernünftigen und freien Kreatur; untrügliche Richterin über Gut und Böse, die du den Menschen Gott gleich machst! Du bedingst den Adel unserer Natur und die Sittlichkeit unseres Handelns; ohne dich fühle ich nichts in mir, was mich über das Tierische emporhebt." Und er hofft einmal, „im Schoße Gottes das Glück und den Frieden zu finden, die er hienieden nicht genossen hat" (1761). Er möchte „Ströme von Tränen vergießen" beim Anblick „der Sanftmut Jesu, die mehr eines Engels und Gottes ist denn eines Menschen". Was den Forderungen seiner Vernunft und der Stimme des Gewissens entspricht[2]), erfaßt er mit gläubigem Herzen. Glaube und Zuversicht sind ihm Herzensbedürfnis. Erhebend und für ihn charakteristisch ist die poetische Art, wie der Vicaire Savoyard im „Émile" Jean-Jacques in die natürliche Religion einführt. Wie er selbst einmal gesteht, daß im Dunkel der Nacht Zweifel ihn befallen, die der Tag verscheucht, so läßt er im „Émile" den Vikar seine neue Bergpredigt in einer schönen norditalienischen Landschaft halten beim Anblick der aufgehenden Sonne in der feierlichsten Stunde des Tages, wo die Seele für die göttliche Offenbarung besonders empfänglich ist. In der ersten handschriftlich erhaltenen Fassung fehlten die philosophischen Ausführungen über Materie und Bewegung, durch die Rousseau nachträglich seine aus der Tiefe des Herzens unmittelbar strömenden Überzeugungen zu stützen suchte. Diese innere Stimme des Gewissens, der er so andächtig lauscht, verhindert seine Moral in einen seichten Utilitarismus zu versinken, verbunden mit der Schwärmerei für „seinen Meister und Tröster Plutarch"; er findet männliche Worte für seine moralischen Überzeugungen: „Tugend bedeutet Kraft; es gibt keine Tugend ohn Sieg; Tugend besteht nicht allein darin, daß man gerecht ist, sondern daß man dabei seine Leidenschaften bekämpft." — „Jeder Lohn des Sieges ist dahin, wenn er nicht mit dem Willen erkämpft ist."

[1]) À M. de Voltaire, le 18 août 1756.

[2]) Sein Skeptizismus ist der „eines jeden vernünftigen und aufrichtigen Christen, der von den Dingen des Himmels nur die wissen will, die er verstehen kann, die für seine Lebensführung von Wert sind," der mit dem Apostel „die törichten und unnützen Fragen, die nur Zank gebären" (2 Tim. 2, 23) verwirft" (Brief an M. de Beaumont).

Werfen wir noch einen Blick auf dieses Leben und Werk, so möchten wir uns dem schönen Bild des jugendlichen Jean-Jacques von Quentin la Tour[1]) zuwenden. Innere Glut und leuchtende Intelligenz sprechen aus den Augen, die wie „zwei Sterne erstrahlten", die beiden Kräfte, in deren Verbindung Rousseaus Größe liegt. Er war zu sehr ein Kind seiner Zeit, um nicht immer wieder die Gebilde seiner feurigen Phantasie, der inneren Stimme durch die Rücksicht auf das historisch Gegebene und praktisch Durchführbare einzuschränken, zu berichtigen. Den kühnen Eingebungen seines feurigen Herzens folgt langsam und bedächtig die Überlegung. Er ist kein Mann der raschen entschlossenen Tat. Man wirft ihm vor, daß er frevlerisch und selbstherrlich den Menschen von der Tradition des Staates, der Familie, der Religion, der Moral loslösen will. Man hat ihn als den Vater der Revolution gefeiert oder verflucht, und Robespierre rief seinen Manen zu: „Der alte Bau ist zusammengestürzt, die Eingangspforte zu einem neuen Bau ist auf den Trümmern errichtet worden; dir verdanke ich, daß ich einen Stein dazu beitragen konnte". Der „Contrat Social", der die „wahren Prinzipien des politischen Rechtes" aufstellt und theoretisch „den Staat auf dieser Grundlage" aufbaut, enthält im Keime die Lehren der Gesetzgeber, aber auch der Fanatiker der Revolutionszeit; das demokratische Programm der Volksherrschaft und die aristokratischen, konservativen Elemente halten sich die Wage in den widerspruchsvollen politischen Betrachtungen des Philosophen. Er hat den kommenden Sturm vorausgeahnt und deswegen seinen Émile im Hinblick auf künftige Katastrophen erzogen; er hat sie nicht herbeigesehnt: „Nous approchons de l'état de crise et du siècle des révolutions" (Émile l. III). Als sich die Gelegenheit bot, praktische Verfassungsvorschläge für die Insel Korsika zu machen, und in seinen „Considérations sur le gouvernement de Pologne" hat er mit weiser Umsicht die Eigenart des Volkes berücksichtigt und, ohne seinen Prinzipien untreu zu werden, die Lehren des „Contrat Social" den gegebenen Verhältnissen angepaßt. „Wie pietät- und verständnisvoll hat er in der „Lettre sur les Spectacles" die altväterlichen Sitten der Genfer Republik gegen die Neuerungsvorschläge d'Alemberts verteidigt, wie liebevoll schildert er das patriarchalische Treiben im Hause und in der Familie Julies.

Dieser Gegensatz eines feurigen Temperaments, eines leicht entzündbaren Herzens und ungewöhnlicher Schärfe des Geistes löst sich in wunderbare Harmonie auf in der Sprache Rousseaus. Ihr verdanken seine Werke ihre unvergängliche Kraft; der Leser wird durch die von starker Überzeugung und innerer Glut getragene zwingende Logik der Gedankenfolge[2]) fortgerissen; mit welcher Mühe und peinlichen Sorgfalt aber der Künstler Rousseau, den wir uns so gern als Träumer und Schwärmer vorstellen, an sich selbst arbeitete, bis er den ihn befriedigenden Ausdruck gefunden, das zeigt das Studium seines handschriftlichen Nachlasses.

[1]) Im Quentin-Latour-Museum in Saint-Quentin.

[2]) „Ce singulier mélange d'ardeur passionnée dans la conviction et de froideur logicienne dans l'argumentation, qui est un des traits les plus saillants de l'esprit genevois" (G. Vallette, J. J. Rousseau Genevois, p. 22).

Ein leidenschaftliches Verlangen nach Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit spricht aus dem Leben und dem Werke Rousseaus, das Verlangen, die Natur in uns und unsere innersten Überzeugungen mit unseren Taten, unserem Leben, den Staats- und Gesellschaftsformen in Einklang zu bringen, aus der Falschheit und Unnatur zur Einfachheit und Wahrheit zurückzukehren.

Auch heute hören wir wieder Stimmen, die Einfachheit, Rückkehr zur Natur predigen. Aus dem aufregenden Großstadtleben strebt jeder einmal hinaus in die Natur; sentimentale Gemüter sehnen sich in die Zeit der Postkutschen und der Romantik zurück, wo es noch keine Wunder der Technik gab, die uns heute mit ehernen Fesseln binden. Die erdrückende Fülle des Bücherwissens droht uns der direkten Anschauung der Natur und Berührung mit der Wirklichkeit zu entfremden. Alles ist um uns herum so wohl geordnet, so genau vorgesehen und vorgeschrieben, daß der moderne Mensch nur noch ein unfreies Glied ist in einem meisterlich gefügten Organismus. Gleichmäßigkeit, Gleichförmigkeit im Körperlichen wie im Geistigen droht dem modernen Menschen. Die Stimme des Herzens, der Natur in uns wird zu oft übertönt durch den kalten Paragraphen einer Verordnung, wie im Handwerk die Maschine die individuell arbeitende und fühlende Hand ersetzt. Gegen diese nivellierenden Kräfte erheben sich laute Stimmen, die Freiheit und Achtung der Rechte des einzelnen, der Rechte des Kindes verlangen, Rückkehr zu einfacheren, natürlicheren Verhältnissen, in denen der Mensch sich freier und aufrichtiger bewegen kann; in der Kleidung, der Lebensweise wird natürliche Grazie erstrebt; Wissenschaft und Kunst befreien sich von engen zünftigen Regeln und Methoden und streben nach einer immer innigeren Fühlung mit der Natur. Im Gegensatz zu einer Erziehungsmethode, die zu einseitig dem Intellekt sich zuwandte, wird immer energischer eine harmonische Ausbildung des ganzen Menschen, Kräftigung des Körpers, Erziehung des Auges, der Sinne verlangt, der natürlichen Bestimmung des Menschen entsprechend. Aus der Tiefe der Seelen erhebt sich ein religiöses lebendiges Empfinden, das nach der harmonischen Verbindung der Forderungen der Vernunft und des Gemütes ringt. Eine solche Zeit des Suchens und Strebens, Tastens und Versuchens wird mit Andacht, Verehrung und Dankbarkeit zu Jean-Jacques zurückblicken, nicht um leichtfertig und äußerlich seine Lehren in Taten umzusetzen, sondern um sich an ihnen zu erwärmen und zu begeistern.

Welche schönere und ihm wohlgefälligere Inschrift könnte man, der Sitte der Zeit entsprechend, unter das ideale Bild des „Homme de la Nature“ setzen, als diese Worte seines treuen Freundes und Jüngers Bernardin de Saint-Pierre:

„Il a cultivé la musique, la botanique, l'éloquence.
„Il a combattu et dédaigné la fortune, les tyrans, les hypocrites, les ambitieux.
„Il a adouci le sort des enfants, et augmenté le bonheur des pères; ouvert dans Héloïse une route au repentir, et fait verser des larmes aux amants.
„Il a vécu et il est mort dans l'espérance, commune à tous les hommes vertueux, d'une meilleure vie; il a défendu la cause des enfants, des amants malheureux, des infortunés, de la vertu, et il a été persécuté.“

Die Mälarpiraten.

Von

Sigfrid Siwertz [1]).

Erstes Kapitel.

Ein bedauerlicher Unglücksfall.

Es war der erste Ferientag.

Als Georg durch den Sonnenstrahl, der durch das zerrissene Rouleau schien, geweckt ward, fiel sein erster Blick auf das Zeugnis, das säuberlich zusammengefaltet auf dem Nachttisch lag. Da hatte er die Urkunde seiner Freiheit. Aus mit dem düsteren Frühmorgens-Aufstehen, aus mit dem Herunterrasseln des Auswendiggelernten, aus mit dem ängstlichen schlechten Gewissen! Ein langer, müßiger, grüner, herrlicher Sommer! Bis in die Arme und die Beine rieselte das fröhliche Wohlbehagen.

Ein heiseres Jammern setzte plötzlich im Schlafzimmer ein. Ach, es war schon so spät! Georg pflegte sonst immer die Finger in die Ohren zu stecken, aber jetzt lag er da und horchte, als wäre es die schönste Musik. Das war Onkel Konrad, der von Tante Leontine seine kalte Abreibung bekam . . . Ohne diese wäre der Bürgermeister schon längst tot, denn er litt an Atemnot und war der Dickste in der ganzen Stadt.

Georg summte den Abgangspsalm von der Schule:

Befiehl du deine Wege
Und was dein Herze kränkt . . .

Er richtete sich halb empor; aus dem Bett daneben tauchte gleichzeitig ein vergnügter Struwwelkopf auf.

„Du, Georg . . ."

„Du, Erik . . ."

„Was sollen wir machen?"

„Ich glaube, ich werde den ganzen Tag experimentieren."

Georg experimentierte wie alle Jungen zur Zeit dieser Geschichte. Zu anderen Zeiten hat man Marken, Vogeleier, Bieretiketten, Preiskurants, Autogramme und Uhrfedern gesammelt. Aber jetzt waren wie gesagt Chemikalien in der Mode, und Georg hatte eine ganze Garnitur von alten

[1]) Aus dem Schwedischen von Marie Franzos.

Apothekertiegeln und ging stets mit Fingern herum, die gelb von Salpetersäure waren.

Erik war für die Salpetersäure noch nicht reif:

„Ich glaub, ich werde etwas Feines lesen," sagte er und spielte Ball mit dem Knopf des Bettpfostens, den er losgeschraubt hatte. Aber eigentlich dachte er, wie er so dalag, an Malermeisters Margit, dort unten hinter dem Holunderstrauch.

Da flog die Türe auf, und Tante Leontine stand da: lang, streng und glatt gescheitelt.

„Ihr seid noch nicht auf? Wie könnt ihr es vor euch selbst verantworten, so dazuliegen und herumzufaulenzen? Ihr müßt nicht glauben, daß es hier so zugehen darf wie bei euch zu Hause!"

Tante Leontine hatte dünnes, helles Haar und ein knochiges Gesicht. Sie war schwarz gekleidet. Der schmale, weiße Kragen ähnelte einem Kastenstreifen. Sie war weder jung noch alt, denn sie hatte Vorschuß auf die Ewigkeit genommen. Sie schwenkte noch ein feuchtes Handtuch von der Abreibung.

„Hätte man überhaupt gewußt, wie ihr eigentlich seid, man hätte es sich wahrhaftig überlegt, sich eurer anzunehmen."

Es leuchtete wehmütig in Georgs blauen Augen auf, und eine leise Röte huschte über die etwas vorstehenden Backenknochen.

„Ja, aber, liebe Tante, es ist doch der erste freie Tag."

Erik unterstützte noch: „Ja, und wo Georg doch ein so feines Zeugnis gekriegt hat."

Frau Leontine schüttelte den Kopf, als verzweifelte sie an der Menschheit: „Ihr habt zu schweigen, wenn ich rede. In einer Viertelstunde seid ihr angezogen, sonst gibt's kein Frühstück. Wie könnt ihr euch unterstehen . . ." Die Türe schlug krachend zu.

Georg brummte in die Kissen: „Verflixtes Frauenzimmer!"

Erik echote: „Verflixte Grammatik!"

Georg sprang in seine Beinkleider wie ein Panther. „Wir können doch nichts dafür, daß der Pappi und die Mammi tot sind!"

„Du, wie glaubst du, war denn die Grammatik, als sie klein war?"

„Ach, weißt du, ich glaub, die war nie klein!"

„Ja, aber sie muß doch einmal . . ."

„Mein Gott, blaß und langweilig und zimperlich wird sie gewesen sein und alle Aufgaben nur so heruntergeleiert haben."

Erik war gerade beim Halswaschen. Dann blieb er mit den Hosenträgern in der Hand stehen und starrte vor sich hin: „Denk mal, Georg, wenn die Mammi herkommen könnte, nur für eine halbe Stunde, so daß sie sähe, wie die Grammatik ist."

Georg wurde ernst. „Warum mußt du so reden, wenn du doch weißt, daß es unmöglich ist?"

Erik stopfte sich ein Kissen unters Hemd und ging schnaufend und schmatzend mit kleinen, breitbeinigen Schritten durchs Zimmer: „Das ist Onkel Konrad."

Georg lächelte herablassend zu dem Witz. „Onkel Konrad ist doch auf jeden Fall Pappis Bruder. Und von ihm hat man wenigstens Ruhe, aber . . ."

Erik versank in Grübeleien.

Nachdem sie sich aus der Küche, wo Christine zankte, weil sie ihr den frisch geriebenen Boden vertraten, ihre Grütze geholt hatten, stürzten die Knaben in den Hof hinter. Der Hof bestand aus einem viereckigen Sandplan mit einer „Gruppe" in der Mitte. Eine solche Gruppe hatte jeder einigermaßen respektable Bürger der Stadt in seinem Hof. Es waren fleckige Pflanzen, braun, mit Zacken und Warzen, alles kreisförmig um die traditionelle Maisstaude geordnet, die das Zentrum bildete.

Vor dem grün gestrichenen Eisenstaket lag die Hauptstraße, glühend heiß und weiß von Staub in der Julisonne.

Die Hauptstraße war die gerade Straße der Stadt. Die anderen Gassen waren schmal und krumm, und da wohnte die Bagage. Aber die Hauptstraße war fein und ausländisch. Bürgermeisters gegenüber waren zwei Fenster, wo die Fliegen zwischen einigen Hüten der vorjährigen Mode herumsummten. „Au bonheur des dames" stand mit großen Lettern auf dem Eisenschild. Etwas weiter oben war die Herrenkonfektion, dann kam das Spezereigeschäft und die Blumenhandlung und dann das Hôtel du Roi Oscar. So hieß der harmlose Stadtgasthof.

Georg lehnte in seinem ausgewaschenen Anzug am Staket. Er war ein bißchen vornüber gebeugt von der Schulbank und blaß vom geheimen nächtlichen Lesen. Aber lebhafte neugierige Augen hatte er, und jetzt in dem hellen Sonnenschein fühlte er sich plötzlich ganz wie aus den Wolken gefallen.

„Was sollen wir tun, Jerker?"

„Ja, was sollen wir tun?"

„Wenn wir etwas spielen würden?"

Georg liebte es, neue Spiele mit verwickelten Regeln zu erfinden. Er sah prüfend und vielleicht ein wenig von oben herab Erik an, der klein, pausbäckig und braunäugig auf der Küchentreppe saß und sich sonnte. Nein, „Schwesterchen" Erik war nicht der Rechte. Er verstand nichts vom Spiel und wollte immer gleich aufhören, wenn er verlor.

Fabian Scholke stand am Gitter. Das war ein dunkler, hagerer Junge mit einem schmalen Gesicht, einem frechen, schönen Mädchenmund und düster gewölbten Brauen. Sein Papa war der Schornsteinfegermeister der Stadt. Er spuckte auf den Zaunpfosten und blinzelte Georg unmerklich zu: „Kommt ihr mit segeln, Tugendbolde?"

Georg wurde ganz rot vor Freude. Er hatte immer eine Art wunderlichen Respekt vor Fabian. Er konnte nachts sogar manchmal von ihm träumen. „Ja, wir müssen nur hinein, uns andere Mützen holen!"

Fabian durchschaute ihn und lächelte voll Verachtung: „Was zum Teufel fragst du erst viel, du Esel?"

Georg und Erik stürzten ins Eßzimmer, aber es war leer. Erik machte einen Abstecher, um seine Mundharmonika zu holen. Dann betraten die

Knaben vorsichtig den Salon. Da stellte Christine unter Frau Leontinens schrillem Kommando die vergoldeten Rohrstühle in eine Reihe, und Onkel Konrad saß vor einem Tisch mit Tintenfaß, Hammer und Akten.

Georg spürte sogleich ein Gewitter in der Luft, und es war, als hätte jemand seine Ferienfreude in der Hand zusammengeknüllt wie ein Blatt Papier. Er murmelte lahm und hoffnungslos: „Liebe Tante, dürfen wir ein bißchen segeln?"

„Ja freilich, damit ihr ins Wasser fallt und ertrinkt! Keine Rede!"

Georg starrte bleich und traurig die schmutzigbraunen Blumen der Tapeten an. Die muffige Wärme des Zimmers schnürte ihm die Kehle zusammen. Er sagte, schon besiegt, nur so in die Luft hinaus: „Ja, aber es ist doch gar kein Wind, liebe Tante Leontine."

„Habt ihr denn überhaupt ein Boot?"

„Wir sollen mit . . . mit Fabian Scholke segeln . . . liebe . . ."

Georg wußte schon, daß alles verloren sei. Fabian war keine persona grata.

„Fabian Scholke! Der Gassenjunge! Mit einem solchen Kerl beisammen sein! Und was der für Eltern hat! Daß ihr euch nicht untersteht!"

Georg retirierte langsam zur Tür.

Der Bürgermeister erhob mühsam seinen Blick von den Akten und schlug mit dem Hammer auf den Tisch. „Hö! Hö! Hier soll Recht gesprochen werden. Hinaus mit der Brut! Laß sie Holz sägen! Das hab ich in ihrem Alter auch getan."

Erik wünschte eine Revision der Verhandlung und brachte mit tränenerstickter Stimme sein altes Argument vor: „Ja, und wo doch Georg ein so feines Zeugnis gekriegt hat."

Georg war schon abgezogen, Erik wurde durch einen Puff von Frau Leontine zur Tür hinausbefördert.

Es war nicht gerade angenehm, vor den königlich freien Fabian hinzutreten. Der zuckte die Achseln und spie voll Verachtung aus.

„Warum habt ihr gefragt, Wickelkinder? Man fragt nie!"

Fabian grinste und ging, die Hände tief in den Hosentaschen vergraben, voll Tücke und Würde zum Hafen hinunter. An der Ecke des Plattenschmieds warf er einer schwarzen Katze einen Stein. Vor dem Abstinentencafé steckte er zwei Finger in den Mund und pfiff einem alten verhutzelten Weiblein ins Ohr, das vor Schreck schwindlig wurde und ihm mit seinem Parapluie drohte. Dann verschwand die düstere, lockende Erscheinung hinter einer Planke.

Georg hing wieder am Staket. Er fühlte sich klein, elend und voll ohnmächtigen Hasses. Er hätte gern im Laboratorium Pulver gemacht und Tante Leontine eine Bombe gelegt. Oder wenigstens sollte man hingehen und sich in einer Wassertonne ertränken, um sie zu ärgern.

Da ließen sich Stimmen vor dem Haustor vernehmen. Georg guckte um die Ecke. Das waren die Gemeinderäte Grönelt und Grenander, zwei breite Barkassen, mit krummen Beinen und wohlgenährten Gesichtern. Sie

wischten sich den Schweiß aus den Hüten, verwünschten die Hitze, wiesen mit dem Daumen aufs Haus und flüsterten miteinander.

Nun kam Lektor Borelius um die Ecke des Malermeisters, die Hände auf dem Rücken, die Zigarre im Mundwinkel. Lektor Borelius war ein alter gelehrter Sonderling, der in sieben Sprachen schweigen konnte. Er grüßte die Gemeinderäte zerstreut und machte einen großen Bogen, was nicht hinderte, daß er angerufen wurde, laut, denn er war taub.

„Guten Tag, Bruder Borelius, hast du schon so etwas gehört?"

„Hm, hm."

„Er ist zu schäbig, um sich einen Stellvertreter zu nehmen. Und dabei kann er sich nicht einmal bis ins Rathaus schleppen. Einen netten Bürgermeister hat man da."

„Also jetzt muß der Gerichtshof sich in seinem Salon versammeln. Niedlich!"

„Hm, hm."

„Wenn jetzt nur nicht der verdammte ‚Kurier' Wind von der Sache kriegt, denn das gibt ein ‚Kontra'."

„Hm — adieu."

Der Lektor wanderte weiter, und die Gemeindeväter traten ins Haustor.

Georgs Papa war Redakteur des „Kurier" gewesen, weshalb der letzte Punkt ihn beunruhigte. Aber er verschob alle Grübeleien hierüber auf spätere Zeiten, denn dies waren wirklich große Neuigkeiten. Er ließ sich bei Erik nieder. „Du, die halten daheim Ratssitzung ab."

Erik war ganz ängstlich. „Bringen sie die Spitzbuben auch her?"

„Ja natürlich, das müssen sie doch, wenn sie sie verurteilen sollen."

„Sieh, sieh!" Erik richtete sich kerzengerade empor und starrte mit großen Augen die Straße hinunter. Da kam wirklich eine verdächtige Gruppe mit Schutzmann Blom an der Spitze, von einer Schar Kinder gefolgt. Die Gruppe näherte sich. Blom und der Gefängniswärter führten einen Mann.

„Der Spitzbube," flüsterte Erik und preßte Georgs Arm. „Da ist der Spitzbube!"

Jetzt waren sie gleich beim Gitter. Die Kinder schrien und jauchzten. Der Spitzbube sah auf. Da schlug Erik enttäuscht die Hände zusammen. „Aber das ist ja nur Nicander!"

Ja, es war ihr guter Freund vom Holzschuppen, Karl Johann Nicander, Wermländer, versoffener Witwer, alter treuer Polizeikunde, das enfant terrible der Stadt, ein Sängerherz im Norden. Er ging da, jetzt ganz nüchtern, ließ die Ohren hängen und blinzelte mit seinen schmalen Augenritzen, die vor pfiffiger Gutmütigkeit zu leuchten pflegten. Die Gruppe bewegte sich langsam dem Hof zu, um zur Küchentreppe zu gelangen. Erik fand, daß er sich freundlich zeigen müsse, und rief aus vorsichtiger Entfernung: „Wollen wir nicht bald wieder Weißfische angeln, Nickele?"

„Wird nicht so geschwind sein," murrte Nicander und deutete mit dem Daumen auf seine beiden Beschützer. Erik zog sich vor einer drohenden Gebärde Bloms zurück, aber Georg wollte sich eben in höchster Spannung

dem düsteren Zuge anschließen, als Tante Leontine in der Küchentür zum Vorschein kam.

„Ihr bleibt bis zu Mittag draußen, neugierige Rangen! Daß ihr euch nicht untersteht und irgend einen Unfug anstellt!"

Georg trabte trübselig und krank vor Neugierde rings um die Gruppe vor der Maisstaude. Er begann schon an dem ersten Ferientage zu verzweifeln.

„Wenn wir von der anderen Seite gingen und versuchten, auf den Dachboden zu kommen," schlug Erik vor.

Oben auf dem Boden hing das Trapez der Jungen, da war auch die weiße Maus im Käfig nebst sämtlichen Chemikalien. Aber Georg verwarf alles ungeduldig. Er wußte sich absolut keinen Rat, wie er hören sollte, was drinnen im Salon vorging. Da kam ihm eine Idee, und er schlich sich ganz leise auf die Straße, wohin die Salonfenster gingen. Die Stores waren der Sonne wegen vorgezogen, und eine Fensterscheibe stand angelehnt. Er kletterte auf eine Kellerluke und hielt sich am Straßenspiegel fest, während Erik unter ihm stand und ihn am Rock zupfte.

Zuerst hörte man undeutlich Onkel Konrads heisere Stimme: „Angeklagter . . . Karl Johann Nicander . . . hat drei Flaschen Pilsner gestohlen . . . ist geständig . . ."

Dann kam das brüchige Falsett des reuigen Sünders. Das war besser zu hören: „Ich war so durstig, mit Verlaub, Herr Bürgermeister. Ich bin nur so gegangen und hab ein bißchen gesungen — na, und so heiß war's grade. Und die Eiskiste stand sperrweit offen. Das muß ja einen Menschen in Versuchung führen, Herr Bürgermeister."

„Zur Sache, Angeklagter . . . tätliche Beleidigung einer Amtsperson . . ."

„Ja, aber Blom hat ja selber einen Schwips gehabt . . . nichts für ungut, Herr Bürgermeister . . ."

„Hö — hö . . . kein Geschwätz . . . Zeugen . . . dreimal vorbestraft . . ."

„Ja, wenn es nicht anders ist, Herr Bürgermeister, dann kann man wohl nichts machen. Aber Holz spalten darf ich doch weiter für den Herrn Bürgermeister, wenn ich wieder frei komme?"

Jemand packte Georg beim Kragen und zog ihn unsanft vom Fenster herunter: „Was hast du da zu horchen, du unartiger Junge?"

Es war die Apothekersfrau, Frau Leontinens Busenfreundin. Nun erkletterte sie selbst die Kellerluke.

Georg setzte sich auf die Küchentreppe, düster und aufrührerisch gestimmt. Wer war er, daß alle ihn so mißhandeln durften? Hatte er vielleicht in der Schule kein gutes Zeugnis bekommen? Warum war alles Angenehme verboten? „Wie kannst du es vor dir selbst verantworten? Daß du dich nicht untersteht! Was soll aus dir werden?" So ging es unaufhörlich. Er verachtete und haßte all die Alten, die sich gegen ihn verschworen hatten. Der arme Nicke mußte nun wegen ein paar Flaschen Pilsner ins Loch. Nicke war ein Prachtkerl, der die schönsten Lieder sang, und Erik hatte sogar

eine Angelrute von ihm bekommen. Georgs Papa war auch einmal für etwas, was er geschrieben hatte, eingesteckt worden. Es mußte gewiß etwas sehr Nettes gewesen sein, da sie sich so sehr darüber geärgert hatten. Verdammte Spießer! Georg ballte die Fäuste. Es war der gesunde Knabenhaß gegen all das schlaffe Wesen, die schweren Schritte, die toten Augen, die dumpfe Luft. Er verwünschte Tante Leontinens giftiges Gekeife. Er hätte Onkel gern mit der Gabel gestochen, wenn er so vor den kalten Schüsseln stand, und Blom einen Tritt in seinen Bierbauch, da unter den Uniformknöpfen, versetzt, und der Apothekersfrau die Zähne in die kleinen, dicken Finger in den Halbhandschuhen geschlagen.

Georg schlug eine grimmige Lache auf, voll heißer, wilder Sympathie für Fabian Scholke, den Mann des Schicksals. Er packte Erik am Arm.

„Du, Burshi, wir brennen durch, weißt du. Vielleicht ist Fabian noch nicht fort."

Erik war augenblicklich mit dabei, denn die Verantwortung hatte ja doch Georg. Sie liefen, daß sie schweißtriefend unten am Hafen anlangten. Dort duftete es nach Öl, Wasser und sonnenversengtem Holz. Das frühlingstrübe Wasser schlug gluckfend an die Pfahlbrücke. Kähne, Schuten und Prahme lagen frisch gestrichen in einer langen Reihe und sonnten sich, und dahinter lag Malermeisters „Evelyn" stolz vor Anker und wippte auf und nieder. Der Malermeister war der einzige Segler der Stadt. Das heißt segeln hatte ihn eigentlich niemand gesehen, aber er stand jedes Frühjahr in Hemdärmeln da und malte eigenhändig seinen geliebten Kutter, und an jedem regenlosen Sonntagmorgen war er unten und putzte ihn heraus.

Am Hafen war kein Fabian zu finden. Georg bog in die Strandpromenade ein, deren Weidenhecke die Dampfschiffbrücke und den kleinen lauschigen Mälarfjord verdeckte. Ahoj, dort unten lag Fabian wirklich in einem Boot und faulenzte in der Windstille. Sie riefen ihn an, und er drehte das Boot. Es war ein kleines, wackliges Ding mit einem schmutzigen Leintuch als Segel. Fabian hatte es voll Steine gepackt, die als Ballast dienen sollten. Die Knaben fanden das Fahrzeug herrlich. Es waren andere Erwägungen, die Georg einen Augenblick zögern ließen.

„Aber das ist ja dem Grünkramhändler seines, Fabian?"

Fabian beruhigte ihn: „Er ist dem Alten Geld schuldig, da darf er sich nicht muckfen. Vorwärts!"

Erik begann sofort mit seiner Mundharmonika: „Still ruht der See..."

Es war unheimlich heiß, und sie kamen nicht vom Fleck.

„Wir haben keinen Wind," meinte Georg und wollte ein Ruder einlegen, wurde aber sofort von Fabian zurechtgewiesen, der am Steuer saß:

„Man rudert nicht in einem Segelboot."

Sie trieben langsam an einem Seezeichen vorbei, von dem das Harz abtropfte. Erik lag vorn im Kiel, spielte, schwelgte und schwitzte.

Das Stockholmer Schiff lief in stolzem Bogen ein. Der Kapitän stand kerzengerade in blauer Uniform und goldgalonierter Mütze auf der Kommandobrücke, und aus dem Küchenschornstein roch es nach Beefsteak. Die Steine

im Boot des Grünkramhändlers purzelten in den Dampfschiffwellen durcheinander, und Erik wurde zu seinem großen Erstaunen patschnaß.

Endlich kam ein kleines Lüftchen, warm wie aus der Röhre eines Kaffeekessels. Das Segel blähte sich weich und schwellend, und es rieselte verheißungsvoll um den Steven.

„Es geht!" schrie Erik, und Georg saß in Hemdärmeln da und kicherte vor Begeisterung.

Sie waren nun mitten in der kleinen Bucht, an deren eichenbesäumtem Schilfufer kleine weiße Villen und rote Scheunen lagen. Ein großer schöner Schmetterling folgte ihnen hartnäckig und gaukelte um einen Fleck auf dem Segel, ganz als wäre es eine Blume.

Über der Kirche in der Stadt stand ein weißes, lustiges Wolkenmännchen, und das Wassergerieseł wurde immer lebendiger; die Segelleine schnitt Fabian so in die Hand, daß er sie um die Rudergabel wickeln mußte.

Jetzt waren sie schon in dem Sund zur großen Bucht. Der Zinkturm auf dem Bürgermeisterhaus war nicht mehr zu sehen. Das Wolkenmännchen über der Stadt war gewachsen und ganz grau und zottig geworden.

Georg wies nach vorn, wo die große Bucht in eine andere überging, und murmelte feierlich: „Dort sieht man kein Land mehr!"

Jeder, der nur einen Tropfen Seemannsblut in den Adern hat, weiß, welche Ausblicke die ferne blaue Wasserlinie des Horizonts der Phantasie eröffnet. Die Knaben saßen stumm da und starrten dorthin, wo die wolkenleichten Ränder der Wälder sich in sonniges Nichts auflösten.

Da klang es so, als rolle jemand große Steine über die Bergeshöhen hinter ihnen. Der schöne weiße Schmetterling war plötzlich fort. Das Wasser verdunkelte sich und spritzte über den Bug herein.

Erik stolperte ein wenig nach hinten. Fabian fluchte vor Entzücken und Georg, sich an der Ruderbank haltend, jauchzte vor Wonne. Hei, wie das ging! Das Abenteuer rauschte um seine Schläfen. Er sah sich um. Hinter ihm war jetzt alles grau. Aber vorne war strahlende Sonne. Nur weiter! Nur weiter!

Jetzt zuckte ein blitzschneller Schein über das Segel, und das Dröhnen rollte siebenmal stärker zwischen den Bergwänden. Ein wunderlicher, dampfender Regenschauer peitschte die Ruderbänke. Aber durch die Wärme zogen plötzliche leise, kalte Windstöße mit frischem, herbem Duft. Der Regen schlug in die See, das Wasser brodelte wie in einem eisernen Kessel, und die großen Blasen leuchteten wie tote Fischaugen.

„Segeln wir nur weiter, das geht gleich vorüber."

Da wurde es plötzlich stockfinster, und Blitz um Blitz züngelte zischend mit langem, grollendem Donner aus den schwarzen, treibenden Wolken. Erik rückte nahe an Georg und saß still da. Aber Georg begrüßte jeden Blitz mit feurigen Rufen: „Der war schön! Der war ganz nahe! Ich habe nur bis fünf zählen können! Hier sollte die Grammatik dabei sein!"

Sie waren jetzt mitten in der großen Bucht. Der Donner hörte auf, und es kam ein neuer Wind, ein langer, fegender, scharfer Wind, der die

Wellen aufwarf. Des Grünkramhändlers Boot flog wie ein Pfeil durch den Schaum, und unter den Rollsteinen wurde es unruhig.

Erik murmelte: „Du, Georg, wenn wir nur zum Mittagessen zurecht kommen!"

Georg sah sich um. Das Land war weit, weit weg in grauem Nebel verschwunden. Er konnte unmöglich sehen, wo der Sund in die kleine Stadtbucht überging. „Ja, jetzt müssen wir wohl wenden," murmelte er.

„Fällt mir nicht im Traum ein," rief Fabian, drehte aber das Steuer doch nach der Seeseite. Das Boot legte sich sofort um und schöpfte eine Menge Wasser, so daß er wieder vom Kurs abgehen mußte.

„Da siehst du nun," schrie Fabian, um die Verantwortung auf Georg abzuwälzen. Georg kroch nach vorne, um die Steine zu ordnen, doch das Boot schlingerte so, daß er fast ins Wasser gefallen wäre.

„Wie das doch läuft!" rief er, um sich Mut zu machen, und wagte einen neuen Versuch. Aber die Wellen gingen immer höher und höher. Das Wasser begann den Achter zu füllen. Georg kletterte zu Fabian hinüber.

„Wir müssen aber doch jetzt wenden, sonst kommen wir sicher nicht zum Mittagessen zurecht."

Fabian fügte sich. Das Boot legte sich so stark auf die Seite, daß einige Steine herausrollten, und eine gewaltige Welle spülte über den Steven. Zum Glück wurde Fabian die Segelleine aus der Hand gerissen, und das Segel flog auf und knallte im Sturm wie eine Peitsche. Fabian ließ das Steuer los und stand mit einem Hohnlächeln da, indem er das Segel ansah, das schon auseinanderzufliegen begann. Erst als Georg nach dem Steuer griff, brachte ihn die Wut zu sich, und er rief zornig:

„Laß das Steuer los! Mach dich nicht patzig!"

Georg starrte nach allen Seiten über die grauschäumende, zischende Wasserfläche. Ganz weit weg sah man eine kleine Tanneninsel.

„Versuche auf die Insel zu steuern, Fabian!"

„Das tu ich schon längst," entgegnete Fabian, der nie um eine Antwort verlegen war.

Nun das Segel vom Mast fortgeweht war, ging es langsamer, und sie kamen nicht rasch genug über die Wellen hinweg. Das Boot begann sich zu füllen. Erik saß bis über die Knie im Wasser. Georg klapperte mit den Zähnen und dachte, daß man zu Hause nun angeschrieen würde, weil man sich so naß gemacht hatte. Es war wohl ganz unmöglich, zum Mittagessen nach Hause zu kommen. Wir müssen uns etwas ausdenken . . . Aber da sah er Fabian ins Gesicht, und da war etwas, was ihm Angst machte. Eine Stimme in ihm fragte plötzlich klar und deutlich: Wie wird es Erik ergehen? Wie wird es Erik ergehen?

Er nahm des Brüderchens Hand. „Eri," sagte er, „es ist nicht gefährlich, gar nicht gefährlich."

Im selben Augenblick kam eine Riesenwelle, die das Boot ganz füllte, und sie standen nun tief in dem eiskalten Wasser, während das Boot unter ihnen sank. Erik stieß einen schrillen, markerschütternden Schrei aus und

klammerte sich an Georg, der das Knie an die Reling stemmte, halberstickt von den tosenden Wellen. Da kippte das Boot ganz um, so daß die Steine herausrollten und es wie ein Schuß in die Höhe fuhr, den Schnabel in der Luft.

Die Jungen klammerten sich an die Kielrippen und atmeten zwischen den Wellenstößen.

„Halt dich nur fest, wir treiben auf die Insel zu!“ schrie Georg. Aber im selben Augenblicke sah er, daß sie vorbeitrieben und daß es unmöglich sein würde, zu schwimmen, wenn sie die Wellen zu durchqueren hatten. Sie mußten rechtzeitig abspringen. Er kämpfte ein paar Sekunden gegen die Angst loszulassen und sich in den Wogenschwall zu stürzen. Doch dann löste er Eriks Fäustchen, die sich krampfhaft an den Kiel klammerten. „Du mußt schwimmen, Erik! Es ist ganz nahe!“

„Ich trau mich nicht! Nein!“ jammerte Erik und griff wieder nach dem Boot.

Georg geriet außer sich und schlug ihm auf die Finger: „Loslassen, Hasenfuß!“

Fabian plätscherte schon in dem weißen Schaum einer Welle vor ihnen. Erik folgte ihm nach, und Georg war der letzte, der abstieß.

Erik in seiner Bluse und den kurzen Höschen war leicht und schwamm wie ein Fisch. Er begann Fabian zu überholen, der ihn zurückzudrängen suchte. Aber da war Georg auch schon da und versetzte Fabian einen Stoß, so daß er sich nicht mehr muckste. Dann blieb er hinter den anderen zurück, denn er schwamm schwer. Oben auf den Wellenbergen sah er durch den stäubenden Wasserschaum, daß es noch weit bis zur Insel war, und bei jeder Welle dachte er: jetzt kann ich nicht mehr, jetzt ist es aus, jetzt ist es aus. Aber Arme und Beine arbeiteten doch weiter.

Nun sah er, wie die beiden anderen anfingen, über den langgestreckten Sandstrand zu waten, immer wieder von den Wellen zurückgeworfen. Gerettet, gerettet, dachte er betäubt und schloß die Augen, nahe daran, unterzugehen, in dem Glauben, daß er schon festen Grund unter den Füßen habe. Aber ein eiskalter Schluck Wasser weckte ihn wieder zum Leben, und stöhnend kämpfte er sich durch die brandende See.

— — — —

Es war ein wütender grauer Frühlingssturm, der dem Gewitter dicht auf dem Fuße gefolgt war. Die zartgrünen Stranderlen heulten wild bei diesem schmählichen Rückfall, und die Stämme einer lyraförmigen Zwillingsföhre krümmten sich und knirschten in regelmäßigen Zwischenräumen.

Die Knaben blieben einen Augenblick keuchend im Sande liegen, aber bald zwang sie die Kälte wieder auf die Beine, und sie bogen in einen schmalen feuchten Pfad zwischen den Bäumen ein, um dort Schutz vor dem Winde zu suchen. Die Insel war nicht groß, sie waren gleich wieder beim anderen Ufer angelangt. Da lag auf einer Lichtung zwischen Rasenflächen, Kieswegen und gestutzten Bosketts eine rotweiße zweistöckige Villa. Die Wetterfahne kreischte, und die Schnur der Flaggenstange schlug eintönig hin und

her. Die Fensterläden waren geschlossen, und weit und breit kein lebendes Wesen zu sehen.

Irgend einem alten Einbruchstrieb gehorchend, kletterte Fabian flink wie eine Eidechse auf die obere Veranda, um in das Zimmer zu sehen. Da sah es öde und leer aus. Offenbar war noch niemand hinausgezogen.

Georg ging schlotternd und zähneklappernd um das Haus herum und hinunter zum Dampfschiffsteg. Sieh da! In der Bucht, ganz im Windschatten, lag ein großes Boot vor Anker und wiegte sich in seinen Ketten. Es war weiß wie Schnee, und „Windrose" stand in großen klaren Buchstaben auf den breiten Brettern des Buges. Eine kleine Jolle war auf den Strand gezogen.

Famos! hier war ein warmes Loch, um einzukriechen. Georg steckte zwei Finger in den Mund und pfiff, so gut er es bei dem Kältekrampf in den Backen konnte. Die andern kamen triefend naß herbeigelaufen, man setzte sich in die Jolle, ruderte zur Windrose hinaus, stieg in die Kajüte und schloß zu.

Die Kajüte der Windrose! Es war geradezu wunderbar, was da alles Platz hatte! Was nur die praktische Vorsorglichkeit eines alten Seebären und der Sybaritismus eines Sonntagsseglers sich ausdenken konnte, war da, mit der Berechnung des trainierten Detailhändlers in Kisten und Schränke, Koje, Maatkammer und Kielraum verteilt. Bald waren die Jungen auf den roten Sammetkissen installiert, Fabian in ungeheuren weißen Segelhosen und einem Sweater, der einem Büffel gepaßt hätte, Georg in einer Garnitur gelber Ölkleider, Hosen, Rock und Südwester, und Erik in rote Decken drapiert, die Beine in ein schneeweißes Leesegel gewickelt.

Ein blankgescheuerter Schnellsieder wurde von Fabian unter Beefsteakkonserven entzündet, dann packte er mit langen geübten Fingern englische Cakes, Marmelade, Pilsner Bier, geräucherten Lachs und Käse aus. Er offerierte generös: „Nehmt nur, Wickelkinder!"

Georg sah zögernd von Seekarte, Feldstecher, Nebelhorn und Kompaß auf, die er sogleich begonnen hatte aufs eingehendste zu untersuchen.

„Ja, aber Fabian, dürfen wir denn?"

„Bist du in Seenot oder nicht?"

„Man muß doch auch zu Mittag essen," meinte Erik unschuldig.

Alle drei aßen schon.

Nach dem Mittagessen wählte Fabian lange unter dem Flaschenvorrat. „Wir nehmen was Süßes, nicht?" Er zog eine Portweinflasche hervor. Man stieß an.

„Ich glaube, es ist dieselbe Sorte, wie bei meiner Einsegnung," murmelte Georg und schnalzte mit Kennermiene.

Fabian machte sich's in plumpem Übermut in den Kissen bequem. „Na, einen Schiffbruch habe ich mir eigentlich schlimmer vorgestellt."

Erik blies „Es ruht der See" auf seiner Mundharmonika, die aus dem Schiffbruch gerettet war. Aber Georgs Laune umdüsterte sich plötzlich, denn mit dem Wohlbefinden erwachte das schlechte Gewissen. Was, um Gotteswillen, sollte aus all dem werden? Was würde Tante Leontine sagen . . .

und Onkel Konrad . . .? Mit einem Schauer dachte er an Nicanders Arretierung. Nicander hatte doch nur ein paar Flaschen Pilsner genommen, er hingegen . . . Der Rausch und die Müdigkeit vergrößerten das Gefühl der Verantwortung, und noch lange, nachdem Fabian und Erik auf den roten Sammetkissen eingeschlummert waren, lag er einsam in einer Welt voll Drohungen und Gefahren da und lauschte dem Anschlagen der Wellen an den Steven und dem unheimlichen Prasseln des Regens auf das Verdeck.

— — — —

Die Knaben wurden am Morgen durch das heftige Zerren der Ankerkette und das Stampfen des Bootes geweckt. Als Georg den Kopf zur Luke hinaussteckte, fegte der Sturm herein, so daß er zurückprallte, als hätte er eine Ohrfeige bekommen. Oh Gott, solch ein Wetter! Große Sturzwellen und peitschender, schneevermengter Regen! Kein Land zu sehen! Was sollte man beginnen? Wie von hier fortkommen?

Erik schlug vor, ein Hemd auf der Flaggenstange zu hissen, denn so hatte er es in seinen Büchern gelesen.

Georg meinte, sie sollten an Land gehen und ein großes Feuer anzünden.

Fabian wickelte sich fester in seine Decke und gähnte:

„Dummköpfe! Wir essen und schlafen, bis es schön wird, und dann segeln wir nach Hause und lassen das Boot irgendwo, wo wir landen können, ohne daß uns jemand sieht. Dann sagen wir, daß wir mit unserm Boot umgeschmissen haben und den Weg durch den Wald nicht nach Hause finden konnten, sondern die ganze Nacht im Freien liegen und frieren mußten. Dann bedauern sie uns noch obendrein."

Ja, Fabian fand immer einen Ausweg. Georg stimmte sogleich zu. Es war wie Balsam für seine Gewissensbisse; er rollte sich in seine Decke, schlief wieder ein wie ein artiges Kind und erwachte erst, als der Hunger sich meldete.

Der Tag wurde in der Kajüte mit der Ausarbeitung eines gemeinsamen Verteidigungsplanes für die Heimkehr verbracht. Man repetierte seine Rollen und übte sich, auf hinterlistige Fragen zu antworten, wobei Fabians natürliche Begabung Triumphe feierte.

Hie und da wurde die Prüfung durch kleine, lebhafte Zänkereien unterbrochen, wer das Essen bereiten solle. Das Los traf Erik, da er der Jüngste und Schwächste war.

Im Laufe des Nachmittags hatte die gezwungene Untätigkeit und der enge Raum Fabian ganz demoralisiert, seine Ausgelassenheit wurde unerträglich. Er ward handgreiflich gegen Erik, und Georg warf er so viele neue, ungeahnte Schimpfworte an den Kopf, daß dessen Vorrat an Antworten bald erschöpft war und er stumm dalag und sich mit tausend vergifteten Pfeilen im Herzen auf dem Sofa herumwälzte. Aber als Fabian dann ohne viel Federlesens Erik durch die Ruffluke stieß und ihm den Konservenöffner nachwarf, da war es mit Georgs Geduld zu Ende, und er sprang auf, die Fäuste drohend geballt. Die Schlacht, die in Anbetracht des engen Raums hätte verhängnisvoll werden können, wurde nur dadurch verhindert, daß Fabian plötzlich im Hinblick auf die Gemeinsamkeit der Verbrechen und Gefahren mildere Saiten aufzog.

Gegen Abend ließ der Regen nach, und man konnte zur allgemeinen Erleichterung ein bißchen ans Land rudern. Kein Segel, kein Dampfschiffrauch war auf dem weitgestreckten grauen Fjord zu sehen, wo die Wellen sich Hals über Kopf jagten, so als wollten sie dem heranschleichenden eisigen Mitternachtsdunkel entfliehen. Jenseits, wo man gelandet war, lagen Fichten und Tannen durcheinander, die Wurzeln in der Luft, und hier und dort in den Felsspalten leuchtete es noch gespenstisch weiß von halbgeschmolzenen Hagelschloßen, mit denen man gleich anfing Schneeballen zu werfen. Es war eine wunderliche Sommernacht!

Die halb erfrorenen Knaben waren schließlich froh, wieder in der warmen Windrose unterzuschlüpfen.

Am nächsten Morgen war das Wetter nicht besser, aber gegen Mittag kam ein Stück blauer Himmel zwischen den Wolken hervor, und der Wind ließ nach.

Fabian ruderte ans Land und glättete die Spuren im Sandstrand mit dem Ruder. Dann takelten sie das Schiff auf. Das dauerte über eine Stunde. Fabian saß die ganze Zeit am Steuer und machte sich wichtig, während Georg und Erik arbeiteten. Da hieß es probieren, bis man das richtige Ende in dem flatternden Strähn von Fallen und Schoten fand. Man mußte auf den Mast klettern, um Tauenden herabzuholen, eisenharte Knoten lösen und aufpassen, daß einem nicht etwa ein Segelbaum auf den Kopf fiel. Wohl zehnmal mußte man hissen und wieder einziehen, bis etwas halbwegs Segelähnliches aus den schweren, nassen Falten wurde, die mit der Brise hin- und herklatschten und sich dem ganz erstarrten Erik wie nasse Umschläge um den Kopf legten.

Als Georg endlich zwei Segel aufgezogen und den Anker in die Höhe bekommen hatte, waren seine Hände voll Blasen, und er hatte ein gut Teil bitterer, heilsamer Erfahrungen gesammelt.

Die Windrose glitt aus der kleinen, erlenbesäumten Bucht, wo noch nach dem Sturm große Flecken gelblichweißen Schaums den Sandufern entlang trieben. Glücklich aus dem geschützten Fjord heraus, legte sich das Boot bei dem leichten Südwestwind sanft seitlich und hatte gute Fahrt.

Fabian umklammerte düster und stolz wie ein Piratenkapitän die geschnitzte Mahagonikugel des Steuerruders. Erik tutete festlich in das Nebelhorn, und Georg holte von unten die Mälarseekarte und den Feldstecher und forschte eifrig nach dem Kurs. Er kratzte sich den Kopf, sah zu wiederholten Malen auf den Kompaß und wagte schließlich die Frage: „Hörst du, Fabian, du weißt doch hoffentlich, wohin wir steuern?"

„Hast du's so eilig nach Hause?" höhnte Fabian, steuerte aber doch auf jeden Fall langsam auf eine blaue bewaldete Anhöhe am Horizont zu, auf die Georg hartnäckig durch sein Glas guckte.

Die Insel war schon weit, weit weg. Die große Bucht lag leer und blau da. Gott, wie war die Sonne doch köstlich, nach all der Kälte und dem Regen; Erik lag auf dem Rücken, starrte gerade hinauf in den Himmel und sang vor sich hin, und es war, als könnte Fabian es gar nicht übers

Herz bringen, nach Hause zu steuern. Er blinzelte und murmelte in sich hinein, und die Windrose beschrieb große unentschlossene Schleifen im Wasser. Georg räumte und scheuerte und machte überall fein, er liebkoste die Messingknöpfe und die feinen Beschläge mit der Hand, und ein einziger Gedanke beherrschte ihn, daß sie jetzt, wo Fabian Land in Sicht hatte, bald die schöne Windrose verlassen mußten, und dann konnte man den ganzen Sommer daheim herumgehen und höchstens Malermeisters „Evelyn" von weitem ansehen.

Da tauchte über einem Holzschlag in der Richtung gegen Stockholm ein leichter bräunlicher Rauch auf, und bald kam ein weißer Dampfer aus einer unsichtbaren Bucht und steuerte auf die Insel zu. Sein Kurs schnitt den der Windrose.

— — — —

Es war ein ganz alltägliches, bedächtiges, kleines, weißes Dampfschiff, nicht viel anders als das Stockholmer Boot, das abends daheim an der Stadtbrücke lag. Der Kapitän stand groß und breit mit goldgalonierter Kappe oben auf der Kommandobrücke, und aus dem Küchenrauchfang duftete es nach Beefsteaks.

Aber in dem heißen Schutz des Schornsteins, in seine Zeitung vertieft, saß Lachshändler Vinquist, der rechtmäßige Besitzer der Windrose, die das einzig Romantische in seinem Leben eines ordentlichen und erfolgreichen Detailhändlers war. Er war eben ausgefahren, um sein geliebtes Boot, das er — durch die Windstille und dringliche Geschäfte gezwungen — in der Bucht neben der noch leeren Villa seines Freundes, Käsehändler Fritsells, verankert hatte, nun zu seinem eigenen Landhaus zu bringen.

Lachshändler Vinquist knüllte ärgerlich seine Zeitung zusammen, die an diesem Tage eine ungünstige Notiz über den Nordlandlachs brachte, und warf sie über Bord ins Wasser, wo sie wie ein Schwan schwamm, von hungrigen, enttäuschten Möwen umschwärmt. Er zog den Duft vom Küchenschornstein mit einem tiefen prüfenden Atemzug ein und murmelte: „Ja, ja, die See zehrt, ich glaube, man wird sich ein Beefsteak vergönnen."

Hätte Lachshändler Vinquist nicht allsogleich diesen Plan ins Werk gesetzt und sich in den engen, dunklen Speisesaal begeben, so würde er etwas erblickt haben, wobei sich die Haare auf seinem Kopf gesträubt hätten: die Windrose, sein eigenes primafeines Boot, mit einem Laufejungen am Steuer, ohne Flagge und Wimpel, mit ganz verkehrt gehißtem Klüver und falschgetakeltem Großsegel hin und her schwankend, so daß das Schaumband des Kielwassers sich wie eine lange Schlange über die sonnige Bucht ringelte.

— — — —

Die Knaben hatten nicht ohne Zittern den Dampfer mit deutlichem Kurs auf die Insel herankommen sehen. Als er endlich vorüber war, sah man ganz rückwärts in den Dampfschiffwellen etwas Weißes, das sich im Winde schaukelte. Erik hielt es für einen großen Vogel, aber Georg erklärte es für eine Brotdose aus Zink. Sie steuerten hin, um den Zwist zu schlichten, und es ergab sich, daß es eine Zeitung war. Georg fischte sie mit dem Bootshaken — ihm war plötzlich ein Gedanke gekommen — und stürzte sich sofort auf die Notizen. Na also! Stand da nicht etwas über sie?

„Bedauerlicher Unglücksfall.

Drei Schulknaben aus unserem idyllischen Nachbarstädtchen, Georg und Erik Schalén, Söhne des verstorbenen Redakteurs des Kurier, Karl Schalén, und Fabian Scholke, Sohn eines Schornsteinfegers gleichen Namens, sind bei dem gestrigen heftigen Sturm verschwunden. Da man das Boot, in dem sie ausgesegelt sind, umgestülpt dem Strande der großen Birkenbucht entlang treibend gefunden hat, muß man wohl annehmen, daß alle drei den Tod in den Wellen gefunden haben."

Erik las über Georgs Schulter mit, und Fabian sprang vom Steuer auf und packte die Zeitung: „Da habt ihr's," schrie er, bleich vor Begeisterung. „Wir sind tot und begraben! Niemand sucht nach uns! Und das Boot hier hat sich natürlich bei dem Sturm losgerissen, hat ein Leck gekriegt und ist untergegangen. Niemand glaubt, daß es noch über Wasser ist. Und könnt ihr mir vielleicht sagen, warum wir wieder auferstehen und nach Hause segeln sollen? Damit wir Schelte und Schläge kriegen? Nein, wir bleiben tot. Sollen sie nur zu Hause herumgehen und sich Vorwürfe machen, daß sie so eklig gegen einen waren."

Das Boot drehte sich mit dem Winde, und das Großsegel legte sich mit einem schmetternden Krach hinüber, aber Georg hörte nichts. Er starrte über die Bucht, die gewaltig und frei mit schimmernden Sonnengassen und kreuzenden Möwen dalag. Warum sollte er zu all den widerlichen Quälereien zurück? Da war niemand, der um ihn und Erik trauern würde. Ja, aber dann die Heimkehr? Denn schließlich mußten sie ja doch nach Hause? Ach, was war da Großes zu fürchten? Hatte er nicht eben erst in Lebensgefahr geschwebt? Es war nicht so schrecklich. Nichts war so arg, als man sagte. Die Alten wollten einem nur bange machen.

„Los!" schrie er mit leuchtenden Augen und zwei roten Flecken auf den Backenknochen. „Los!"

Und Fabian, der Mann des Schicksals, lächelte grimmig und stellte den Klüverbaum der Windrose gegen den schmalen Streifen des Horizonts, wo die wolkenblauen Streifen der Wälder in Luft und Wasser ausliefen und kein Land mehr zu entdecken war.

Zweites Kapitel.

Die geheimnisvolle Insel.

Die Knaben segelten einen Tag und eine Nacht, wohin Gott wollte. Ein mäßiger Südwind trieb sie sachte durch des Mälars labyrinthische Welt von Fjorden und Sunden. Stumm und festlich glitt die Windrose bei lauem, blumenduftendem Mittwind über funkelnde, verworrene Wasserwege, vorbei an zartgrün belaubten Ufern, steilen, tannenbestandenen Strandklippen und gelbblumigen Wiesen, mit eben freigelassenen scheckigen Herden. Vorüber an weißblühenden Gärten ging die Fahrt, an den roten Mauern der Ziegeleien und den jähen Abhängen der Steinbrüche und kleinen freundlichen Stadthäfen mit Flaggen und Türmchen.

Fabian saß die ganze Zeit am Steuer, fluchte weniger als gewöhnlich und schwelgte in der Romantik des Verbrechens. Er konnte sich an feierlichen und interessanten Vorsichtsmaßregeln gar nicht genug tun. Georg wurde beordert, mit einem Messer den Namen „Windrose" am Bug vorn abzukratzen. Und sowie sie einem Dampfschiff oder einer Jacht begegneten, mußte Erik in die Kajüte hinunter, damit ihre gefährliche und charakteristische Dreizahl sie nicht verrate. Geschwisterliche Eintracht herrschte an Bord. Georg vergaß, auf die Seekarte zu sehen und verließ sich ohne Bedenken auf Fabians Navigationskunst. Alle waren nachgiebig und willig in dem Bewußtsein des Ungeheuren der ganzen Unternehmung und fanden sich gegenseitig kühn und beherzt — die gute Kameradschaft des Verbrechens.

Am Abend des zweiten Tages fuhren sie, während ihnen die kühle Sonne gerade ins Gesicht schien, einen zerklüfteten öden Waldrand entlang, wo die Tannen zwischen Rollsteinblöcken und bemoosten Felsplatten hinanketterten. Fabian steuerte zwischen einer kleinen belaubten Insel und dem Lande durch. Die Ufer wurden hier sumpfiger und verengten sich bei einer Biegung zu einem schmalen, halb zusammengewachsenen Kanal. Die Windrose glitt hier durch das gelbe Schilf des Vorjahres, als Georg, plötzlich aus seiner Sicherheit emporgerüttelt, aufschrak und Fabian anstarrte. Das Schilf stand schon mannshoch, dicht wie eine Hecke um sie, und nirgends war ein Ausweg, nirgends eine Stelle zum Wenden.

Die Windrose fuhr langsam auf.

Wer nun glaubt, daß Fabian sich auch nur einen Augenblick verblüffen ließ, der kennt ihn schlecht. Ob nun das Manöver beabsichtigt war oder nicht, er gähnte und brummte: „Ja. Hier bleiben wir und schlafen bis morgen früh. Dann werdet ihr Augen machen."

Georg kletterte auf den Mast und sah sich um. Es war wirklich ein herrliches Versteck. Die Insel auf der Backbordseite verdeckte das ganze Fahrwasser. Auf der anderen Seite erhob sich der Wald wie eine Mauer, und ringsherum stand das Schilf so dicht wie ein Dschungel, aus dem nur der Mast hervorragte. Sie krochen in die Kajüte, ohne zu essen, schweigsam und müde von dem langen Wachen und der Spannung.

Aber ihr Schlummer währte nicht sehr lange, denn die Unrast des Abenteuers spielte in ihre Träume hinein.

Als sie aus der Kajüte der Windrose hervorkamen, waren sie wie in einer gelben Schilfhütte. Das Deck schimmerte weiß von Frost, dem letzten harten Abschiedsgruß des Winters in den Reifnächten des Juni unmittelbar vor dem großen Sommerfest; aber die Sonne begann bald zu wärmen, die Luft war ganz still mit leicht bläulichen Nebeln, der Kuckuck rief vom Waldessaum, die Schwalben flogen hoch, und von der kleinen Insel flatterte mit schmetternden Flügelschlägen ein Auerhahn von seiner nächtlichen Lagerstatt und schwebte über ihren Köpfen dahin.

Fabian, sonst des Morgens erfroren und voll Tücke, zeigte sich jetzt freundlich gesinnt und munter, denn er hatte einen Trumpf in der Hand. Leise pfeifend verschwand er durch die Luke zum unteren Schiffsraum und

holte etwas herauf, was er in der Taukiste versteckt hatte. Es war ein Pinsel nebst zwei Farbentuben, die er auf seiner letzten Expedition in einer leeren Scheuer gefunden hatte. Vielleicht hatte er schon damals seine Pläne gehabt. Das wußte niemand, aber jetzt sollte ihnen die Farbe auf jeden Fall zustatten kommen. Man mußte die Windrose frisch malen, so daß niemand sie wiedererkannte, die Seitenplanken schwarz und die Wasserlinie grün.

Georg und Erik verstummten vor dieser geradezu diabolischen Voraussicht und sahen mit ungeheuchelter Bewunderung zu Fabian als ihrem geborenen Kapitän auf. Als es zum Klappen kam, fand Georg es allerdings furchtbar schade, die schönen, blendendweißen Bretter zu übermalen, aber er wurde schließlich durch die interessanten Vorkehrungen, die der listige Fabian ihn ausdenken ließ, nämlich das Boot durch an die Strandtannen befestigte Schiffswinden umzulegen, wieder für die Sache gewonnen. Aber als Erik dann auf Fabians Order Schlammwasser aus einer Pfütze hinter dem Binsenrand holte und die Segel damit bespritzte, um sie schmutzig und unkenntlich zu machen, da wehklagte sein Seemannsherz laut über Fabians arglistige Finten, und er fuhr mit der Jolle durch das dichteste Schilf, um diese Greuel der Zerstörung nicht mit ansehen zu müssen.

Als die Mißhandlung vorüber war und die arme Windrose mit der verwischten unregelmäßigen Wasserlinie der Pfuscherhand und schmutzigen Segeln kläglich dalag, da war es schon Abend . . . ein düsterer, unheimlicher Abend für Georg, der unter Seufzern einschlief und Angstträume von etwas Kostbarem träumte, das verloren gegangen war, und das er nackt, verhöhnt, von tausend Gefahren verfolgt, an allen Ecken und Enden der Welt suchte, bis er zuletzt von einer schwindelnden Höhe herabstürzte und unten in der Kajüte erwachte, das runde Sonnenstrahlenbündel aus dem Fensterventil gerade in den Augen.

Mit dem neuen Tage vergaß man bald die Kämpfe und Prüfungen des alten.

Beim Morgenkaffee hörten die Knaben plätschernde Ruderschläge draußen in der Bucht, und der Kiel eines Fischerbootes drang plötzlich in das Schilf. An den Rudern saß unter Grundschnurkisten, Angelruten und Netzen ein kleiner, gebückter, grauzotteliger Alter mit einer Hakennase und einem schmalen, zahnlosen Mund in dem freundlichen Altweibergesicht. Er sog an seiner Pfeife ohne Schaft und blinzelte morgenfrisch und vergnügt in das schräge blendende Licht.

„Ich hab doch sehen wollen, was da im Schilf herumkrabbelt. Ich mag das nicht, daß man mir meine Hechte verscheucht, jetzt, wo das frische Schilf kommt und das Angeln anfängt. Mir scheint gar, die jungen Herren sind aus Stockholm. Ja, ja, Jugend hat keine Tugend."

Fabian trat Erik auf die Zehen, damit er den Mund halte, und tischte mit größter Unbefangenheit ein paar genau präzisierte Lügen auf.

„Ja, freilich sind wir aus Stockholm. Wir machen eben eine kleine Luftfahrt. Mein Papa hat eine Wurstfabrik. Ich wohne Königsstraße 46."

„Nein, so etwas! Da habt ihr vielleicht schon gar einmal den König gesehen?"

„Das will ich meinen. Mein Alter macht doch die Würste für ihn. Er hat ein großes Wappen über der Tür," log Fabian übermütig.

Georg sah Fabian verlegen an, voll Neid über seine Sicherheit. Der Fischer kicherte vergnügt und betrachtete das Kaffeegeschirr.

„Die jungen Herren trinken gerade eine Schale? Das schmeckt freilich bei der Kälte."

Georg holte sofort eine Tasse. „Darf ich Ihnen vielleicht aufwarten?"

Der Fischer zog unter den Angelgeräten ein Tauende hervor und wickelte es zweimal um den Steg. Dann zog er die Stiefel aus und kletterte leichtfüßig wie ein Junge in die Windrose hinüber.

„Ja, Stockholm, das ist wohl eine feine Stadt, sagen die Leute. Ich bin nie dort gewesen. Das wird freilich was anderes sein, als immer hier im Wald hocken. Erlauben schon, die jungen Herren, ich bin der Franz Flinta. Ja, ich hab schon meine Neunzig auf dem Buckel. Oh, ich kann mich noch gut erinnern, wie die Wölfe hier übers Eis gekommen sind, eine ganze Herde; ja, das ist schon eine schöne Zeit her."

Der alte Flinta saß unter den aufhorchenden Knaben wie ein zutunliches Gespenst, und das sanfte Licht des jungen Sommertages spiegelte sich in seinen grauen Äuglein. Er schlürfte auf Frauenart seinen Kaffee aus der Untertasse und mummelte allerlei von alten Zeiten und Zeichen.

„Wißt ihr, früher einmal, wie der alte Graf noch gelebt hat, und meine Alte auch noch am Leben war, da ist alles ganz anders gewesen. Da hat's noch Fische gegeben im See und Vögel im Wald. Und Seejungfern und Waldfrauen hat man gesehen, da ist eben noch kein Dampfschiff gegangen. Aber heutzutage ist alles anders geworden. Jetzt fährt man ja mit der Maschine auf die Felder, und der Auerhahn weiß schon bald nicht mehr, wo er eigentlich balzen soll. Man muß noch seinem Herrgott danken, wenn überhaupt noch die alten Zeichen eintreffen in diesen unchristlichen Zeiten."

Fabian lachte sarkastisch über Flintas Torheiten und begann eine umständliche Beschreibung der Wurstfabrik; aber Georg wollte durchaus wissen, was für alte Zeichen Flinta gemeint habe.

„Ja, seht ihr," sagte Flinta, „also früher einmal, da ist schlecht Wetter geworden, wenn die Frösche gequakt haben, und schön, wenn der gute Wind geweht hat. Und auf den Mondwechsel hat man sich verlassen können. Aber jetzt weiß der Teufel, wie es wird. Man muß noch froh sein, wenn die Quabben nicht zu Pfingsten laichen und der Barsch nicht zu Michaeli. Ja, ja, so ist's heutzutage. Haben die Herren vielleicht eine kleine Herzstärkung bei der Hand? Das wäre nicht so übel für einen alten Magen."

Georg suchte sofort im Kielraum nach einer Kognakflasche. Der Alte trank, kicherte und blinzelte verschmitzt.

„Schön, hat die Gretl aufs Busserl gesagt, man muß nur die rechte Stelle treffen. Ich hab mir gleich gedacht, daß die jungen Herren was Extrafeines mit haben, weil sie sich hier in die Binsen hineinsetzen . . . ja, ja, der jüngste Tag ist nahe, sagt der Apostel, und hier auf der Insel geht es merkwürdig zu."

„Was ist's mit dieser Insel?" rief Georg, der vor Neugier nicht stillsitzen konnte.

„Ja, wißt ihr, der neue Herr Graf, der macht nur immer seine Späße mit dem Verwalter und den Knechten, aber bei der Landwirtschaft, da ist doch nichts zu spaßen. Na, und sein Vetter, der Herr Baron Justus, wie sie ihn heißen, der hat zuviel in den Büchern studiert, bei dem ist's da oben nicht richtig. Einmal kommt er daher, krebsrot im Gesicht, die Augen haben ihm so weit herausgestanden, und sagt mir, ich darf keine Hechte mehr angeln, denn die Hechte, sagt er, haben auch eine unsterbliche Seele. Es ist noch ein wahres Glück, daß er mich nicht bei den Bienen erwischt hat, mit denen ist er ja ganz verrückt. Na ja, und dann, dem Nachbar sein Alfred, der als Matrose gegangen ist, der war weiß Gott wo unten, und jetzt ist er wieder da und säuft, und gleich hat er's Messer draußen. Mein Enkelkind, die Wilhelmina, auf die hat er's abgesehen, aber die kriegt er nicht, der Kerl, und wenn er gleich mit dem Messer auf den alten Flinta losgeht. Haha, ja, ja, merkwürdig geht's zu auf der Welt. Na, mir wär's lieber, meine alten Knochen wären unter der Erde, bevor ein Unglück geschieht . . ."

Fabian grinste höhnisch über Flintas vielfältige Kümmernisse. Aber Erik starrte schon ängstlich zu dem dunklen Waldessaum empor, und Georg brannte vor Ungeduld, die Geheimnisse der Insel zu erforschen.

Flinta leerte sein Glas und dankte in wohlgesetzten Worten für die Bewirtung. Dann kletterte er in sein Boot und nahm als Gegengabe Hechte und Barsche aus dem Behälter. „Rudert's her mit dem Anker," brummte er schließlich, „ich nehm ihn mit und werf ihn in der Bucht aus, daß ihr euch nicht in den Angeln verfangt."

Der Anker wurde befestigt, die Knaben machten die Windrose flott und zogen sie ein Stück hinaus, so daß sie frei lag. Dann salutierte Flinta militärisch und ruderte über die stille Bucht, ein ganzes Netz von tanzenden Silberfäden hinter seinem grünen Boot nachziehend.

Der Morgen war schon lau, die Drossel sang, das Heimchen zirpte, und die Libellen schwebten wie blaue, zitternde Lichttropfen über dem Wasser, das von dem Rauch der Tannen und Wacholderbäume gelbstreifig war. Die Knaben beratschlagten und beschlossen einstimmig, die Insel zu erforschen. Die Jolle wurde zwischen den Erlenwurzeln aufgezogen, und sie drangen in den Wald ein. Auf einer Strandlichtung entdeckten sie ein kleines rotes Häuschen, mit einem Hof für die Netze, Kartoffelland, Stachelbeerhecken und ein paar Bienenstöcken. Über dem verzierten Renntiermoos des Fensters bewegte sich das blasse, hübsche Gesicht eines Mädchens hin und her, das Teig auswalkte. Das war gewiß Flintas Wilhelmina. Die Knaben verschwanden wieder hinter den Bäumen und schlichen ganz leise vorbei.

Jetzt waren sie oben im tiefen Wald. Das war alles groß und geheimnisvoll. Sie gingen dicht hintereinander und flüsternd wie die Diebe durch die kühle, duftende Dunkelheit. Sie spähten in den feinen, grünen Sternen des weichen Beerenmooses und in dem knisternden Renntiermoos, das frostgrauen Zwergwäldern glich, nach Fußtapfen aus. Lag da, vollbehangen mit grauen

Flechten, ein altes Baumskelett, das unter dem Fuß zermorschte, so war es allsogleich eine listige Falle, und hinter jedem grünschimmernden, harzigen Tannenstamm erwarteten sie, Nachbars Alfred mit gezücktem Seemannsmesser lauern zu sehen. Georg umklammerte den Wacholderstecken, den er sich selbst geschnitten hatte, und schlich lautlos einher wie ein Indianer auf dem Kriegspfad. Er sehnte sich förmlich, einem tollen Stier zu begegnen. Gott, wie würde er listig und behend sein! Es zuckte ihm in den Beinen vor Lust, sich um einen Stamm zu ringeln, während die blutunterlaufenen Augen und schnaubenden Nüstern des Untieres kaum um Armeslänge von ihm entfernt waren. Federleicht würde er sich schließlich auf einen Ast schwingen, aber nur, um sich sofort wieder zu Boden zu schnellen, auf den Stier loszustürzen und ihm einen betäubenden Schlag vor die Stirn zu geben, gerade in dem Augenblick, wenn er den schreienden Erik auf seinen Hörnern aufspießen wollte . . .

Nun, mit dem Stier wurde es nichts, aber plötzlich standen die Knaben am Fuße einer großen bemoosten Steintreppe. Sie sprangen von Block zu Block und erreichten atemlos die Spitze. Dort oben, hoch über den Tannenwipfeln, erhob sich mit der gewaltigen Aussicht über besonnte Fjorde und Sunde die Grundmauer einer alten Mälarburg aus groben Granitblöcken.

„Hier ist unser geheimer Lagerplatz," murmelte Fabian, als hätte er das alles schon von vornherein gewußt.

„Hierher werden wir unsere Schätze schleppen," flüsterte Erik mit roten Wangen. Aber Georg kletterte über die Mauer. Innerhalb des steinernen Vierecks wuchs weich einladendes Gras, und ein kleiner Vogelbeerbaum erhob sich zu gleicher Höhe mit dem Mauerrand. In einer Ecke waren die Steine feuergeschwärzt. Fabian, der nachgehüpft kam, wies sofort mit einem vielsagenden Pfiff auf einen flachen Stein, in den ein A und ein W unter einem durchbohrten Herzen eingegraben war.

Alfred und Wilhelmina deutete man sofort, und der alte Burghof wurde der mystische Schauplatz geheimer Zusammenkünfte und einer dunklen Intrige, mit Hilfe der armen betörten Wilhelmina gegen den ahnungslosen Flinta gesponnen . . .

Die Knaben kletterten wieder den Abhang hinunter, indem sie mit verdoppelter Vorsicht ausspähten. Am Fuße der Burg nach der Landseite zu war eine kleine grüne Lichtung. Da standen in einer Erde, die mit den Ziegelscherben längst verwitterter Mauern bestreut war, mehrere silbergraue, verkrümmte, stellenweise blühende Obstbäume, wohl die Abkömmlinge und letzten Schößlinge eines mittelalterlichen Klostergartens.

Es lag eine wunderliche, beklemmende Einsamkeit über diesem verwunschenen Garten mitten im schwarzen Tannenwald, und als Georg, der allein zurückgeblieben war, unversehens mit dem Fuß an das zerbrochene, bemooste Steinkreuz eines vergessenen alten Grabes stieß, durchzuckte ihn ein so mächtiger, süßer Schauer, daß er gar nicht über den Schmerz klagte, sondern nur, so rasch er konnte, den anderen nachhumpelte, den kühlen Geisterhauch der unsichtbaren Toten im Nacken.

Plötzlich lichtete sich der Wald; die Knaben sprangen über einen Graben und durch eine Hecke und kamen nun in einen hochstämmigen, einsamen Laubpark mit halb zusammengewachsenen Gängen und sonneglitzernden Rasenabhängen, auf denen zwischen den Haufen vorjähriger Blätter Schlüsselblumen und weiße Anemonen leuchteten.

In einer kleinen Lichtung, besäumt von gestutzten Linden und ein paar schwindsüchtigen Pappeln, stand mitten in dem vorsommerhellen Grase, das mit einer Anzahl prächtiger Blumen bestreut war, ein achteckiger gelber Pavillon mit einer bemooften Ziegelhaube und einer drachenzüngigen Wetterfahne.

Die Jungen blieben spähend unter den Linden stehen. Kein Mensch war zu sehen, aber von dem sonnigen kleinen Wiesenfleck hörte man ein gleichmäßiges starkes Summen, und es stand wie eine wehende gelbbraune Wolke um den Pavillon, der von einer Reihe gelber Strohhauben eingefaßt war.

Als Georg und Fabian sich auf den Wiesenplan hinausschlichen, hing da an jeder Blume eine Biene, und die Luft war von ihrem eifrigen Flug kreuz und quer gestreift. Die Knaben schlichen vorsichtig weiter, ängstlich bestrebt, die Bienen nicht zu reizen. Aber als sie auf etwa zehn Schritte herangekommen waren, blieben sie, ganz schwindlig von all dem Surren und Schwärmen, stehen und wagten sich nicht weiter.

An den weitgeöffneten Fenstern des Pavillons, zu denen die Bienen aus- und einflogen, war keine Menschenseele zu sehen.

Fabian schrie plötzlich laut fluchend auf; eine Biene hatte ihn gestochen, und mit der Hand an der Backe machte er einen Sprung zurück. Aber Georg blieb, die Neugierde machte ihn mutig.

Da trat mit hastigen Schritten ein langer, schmaler Mann mit einem aufgeschlagenen Buch aus dem Pavillon. Er trug einen schmutzigen, safrangelben Schlafrock und rote Saffianpantoffeln. Sein Gesicht war graublaß, mit einer großen gebogenen Nase und blauen hervorstehenden Augen. Er kam dem versteinerten Georg mit unsicheren Schritten entgegen, Arme und Beine schwenkend, so als balancierte er auf einer schmalen Planke. Dann blieb er so dicht vor Georg stehen, daß dieser vor dem Branntweinduft seines Atems zurückprallte, und drohte Fabian mit geballter Faust.

„Willst du sehen, daß du weiterkommst, du Schwarzer! Sonst hetze ich meinen Ariman auf dich!"

Fabian, der einen Augenblick stehen geblieben war, huschte unter die Linden, aber der Bienenzüchter wandte sich sehr freundlich und feierlich an Georg: „Nimm dich vor dem Schwarzen in acht, mein junger Freund, er wird dich aus dem Hinterhalt ermorden, wenn du nicht auf deiner Hut bist."

Georg stand still, wie angewurzelt. Die starren blauen Augen beängstigten ihn; er mußte an den Vater denken, wie er auf dem Totenbett lag.

Der Mann in dem safrangelben Schlafrock legte ihm die Hand auf die Schulter und führte ihn durch die summende Bienenwolke in den Pavillon. Dort drinnen stand ein ungemachtes Bett, ein Bücherbrett voll Bücher und ein großer, vollbedeckter Schreibtisch. Zwei knurrende Hunde lagen im Bett,

und eine zahme junge Krähe hüpfte auf dem Fußboden herum. Auf dem Tisch saß ein dicker, nackter Marmorgreis, der seinen Nabel anstarrte, und daneben stand eine Büste mit einem schönen, freundlichen Onkelgesicht, das Georg aus der Schulgeschichte kannte: Emanuel Svedenborg. Auch hier drinnen standen Bienenkörbe unter den offenen Fenstern, und es war ein beständiges Schwirren von Flügeln gegen die hellen Tapeten.

Georg blickte ängstlich die Hunde und das Gewühl des Flugloches an, von dem aus die Bienen kriegerisch den Korb umkreisten.

„Still, Ariman, leg dich! O, die Körbe sind ganz ungefährlich," lächelte der Bienenzüchter herablassend und geheimnisvoll. „Die Bienen stechen nur böse Menschen wie diesen Schwarzen, das kann man heute als vollkommen erwiesen ansehen. Sieh, hier haben wir eben wieder eine Bestätigung dieser Tatsache."

Georg stand auf der Schwelle und sah mit Verwunderung, wie der andere sich auf den Daumen spie und, mit der Nase ganz im Texte, in seinem Buch hin- und herblätterte.

„Das ist ein Buch über die Seele," murmelte der Bienenzüchter. „Es ist von einem großen Philosophen namens Plato. Da ist eine überaus interessante Stelle. Warte, hier, hier ist es. Höre nun, was Sokrates von der Seelenwanderung sagt: die die gewöhnlichen bürgerlichen Tugenden erstrebt haben, welche man Klugheit und Gerechtigkeit nennt, die gehen nach dem Tode in zahme und gesellschaftsliebende Arten über wie Ameisen und Bienen."

Der Bienenzüchter sah entzückt vom Buche auf: „Ja, wortwörtlich steht es so da. Die Bienen sind also ehemalige Menschen — hundertmal habe ich mit meinem Vetter über diese Sache gestritten. Es sind ganz einfach ordentliche, rechtschaffene Leute, und wenn sie jemand stechen, so bedeutet das, daß er ein verfluchter Halunke ist. Das ist doch ganz sonnenklar, nicht?"

Georg drehte seine Mütze in der Hand hin und her und machte gute Miene, obgleich er nichts begriff.

„Ich weiß ja, was sich dagegen einwenden läßt," fuhr der Bienenzüchter fort. „Das perzentuale Verhältnis der Geschlechter ist bei den Menschen nicht dasselbe wie im Bienenstock. Aber dieser Punkt ist leicht zu widerlegen, da ein Geschlechtswechsel nach dem Tode durchaus nicht ausgeschlossen, sondern sogar sehr wahrscheinlich ist . . ."

„Ja, natürlich," murmelte Georg, der nicht um die Welt einen Einwand finden konnte.

Der Bienenzüchter fuhr fort: „Bleibt noch die Frage der Königin. Ja, ich muß gestehen, daß ich darüber nichts Bestimmtes weiß; aber die im Menschenleben infolge ungünstiger Umstände steril bleiben mußten, werden vielleicht nach dem Tode Königinnen und gebären tausendfach . . . Ich hatte in meiner Jugend eine Tante, die Jule hieß . . ."

Bei diesem Namen versank der wunderliche Mann plötzlich in tiefes Sinnen und vergaß Georg vollständig. Wie er so da saß, in den Stuhl zurückgelehnt, grau und regungslos und von Bienen bedeckt, die ihm über

den Rock und das Haar krochen, glich er einem Toten, an dem die Insekten schon zu zehren begonnen haben.

Georg wollte fliehen, aber er konnte nicht. Er stand ganz regungslos da und starrte den gelben Schlafrock an. Da fühlte er, wie etwas über seinen Hals kroch, und nun stach es ihn mit brennendem, giftigem Schmerz. Er wagte nicht aufzuschreien oder mit der Hand nach der Stelle zu greifen, sondern blieb nur unbeweglich stehen und erwartete, daß sich der Bienenzüchter auf ihn stürzen würde. Doch diesem schien plötzlich eine ganz neue Idee gekommen zu sein. Er sprang nämlich auf den Tisch und fing an, unter Murmeln und halberstickten Ausrufen, ganz oben auf dem Bücherregal unter Adelskalendern und Stammtafeln herumzustöbern. Da brach der Zauber, und Georg schlich leise wie ein Gespenst hinaus und eilte dann in hastigen Sätzen über das Gras, während ihm kalte Schauer über den Rücken liefen und irgendwo in seinem Kopf ein leeres Loch war. Er hatte das unangenehme, beängstigende Gefühl, etwas vergessen zu haben, etwas Wichtiges, woran er sich um alles in der Welt nicht erinnern konnte, und wenn er sich so recht besinnen wollte, da baumelte ihm nur immer ein gelber Schlafrock vor den Augen.

Unter den Linden saßen Fabian und Erik in banger Erwartung. Fabian, der sich ein wenig schämte, daß er Reißaus genommen, räsonierte über den verflixten Hanswurst mit der falschen Nase und den Stelzen und zeigte Georg, wo er seinen Stich in einem kleinen Bach zwischen den Grashügelchen baden konnte. Erik fragte Georg ängstlich nach dem Pavillon aus, aber Georg grübelte über das, was er gesehen und gehört, und antwortete ausweichend, ganz als wäre er der Adept eines geheimen Ordens oder der Empfänger eines Mysteriums.

Sie drangen weiter in den sonnigen, rauschenden Park ein, stolz und mit kriegerischen Mienen, aber eigentlich recht hilflos und verwirrt durch all das Neue und Wunderliche, was hinter dem dunklen Waldessaum der verwunschenen Insel aufgetaucht war. Als sie sich gerade durch ein dichtes Gestrüpp hindurchgearbeitet hatten, rannten sie fast einen eleganten Herrn um, der einen moosgrünen Jagdanzug trug, eine Büchse über der Schulter und zwei Rüden auf den Fersen. Er hatte eine große Nase und einen schmalen, sardonisch lächelnden Mund mitten in einem runden, weinroten Lebemannsgesicht. Er packte Erik am Kragen und schüttelte ihn gutmütig: „Was seid ihr für Pappenheimer? Wollt ihr im Juni Äpfel stehlen, he?"

„Wir sehen uns nur um, weil es hier so schön sein soll. Wir machen eine Segelpartie und haben das Boot unten beim alten Flinta," erläuterte Fabian aus angemessener Entfernung.

Der Jäger blinzelte Fabian mit wohlwollendem Hohnlächeln zu.

„So so, Segelpartie, das Boot beim alten Flinta, aha, warum denn nicht . . ." Er sah Fabians Backe an. „Hm, hm, meinem lieben Vetter scheinst du schon deine Aufwartung gemacht zu haben. Was zum Teufel hattest du dort zu suchen . . . Du hast übrigens eine sehr nette Mörderphysiognomie, mein Lieber," konstatierte er befriedigt.

Nun fiel sein Blick auf Georg, der, seine Gymnasiastenmütze in der Hand, abwartend dastand.

„Und du? Woher hast du nur diese Nase? Regnet's dir nicht hinein? Ganz kluge Augen übrigens! Du wirst schon noch mit der Zeit Professor, mein Freund. Merk's dir, Graf Leerhousen auf Tollerö, ältere Linie, hat es dir gesagt. Wie heißt du eigentlich?"

„Georg."

„Georg, schön . . . und dann irgend was Bürgerliches, was auf eins herauskommt . . . na, und das Brüderchen?"

„Ich heiße Erik Sch . . ." Fabian zupfte ihn am Rock.

„Hähä . . . was für eine Stimme. Wird wohl mit der Zeit Tenor. Jetzt seid ihr die Gäste des Grafen, versteht ihr? Vorwärts marsch! Der Professor an meiner Seite! Ehre, wem Ehre gebührt. Der Mörder und der Tenor mir nach. Marsch!"

Der Graf ließ Georg sein Jagdgewehr tragen. Er ging einher und summte ein Liedchen, froh, seinen ländlichen Vormittagsspleen von einer kleinen Laune durchkreuzt zu sehen. Wie ein Hochwild in seinem Parke schritt der Graf dahin und trug sein elegantes Embonpoint würdig auf zwei dünnen, federnden Rassebeinen. Georg schleppte stolz und wichtig die Büchse, voll Bewunderung für die feine Sicherheit des Grafen.

Sie gingen durch eine lange, geradlinige Ahornallee mit Pappeln im Hintergrunde, dann bogen sie nach links ein, hielten sich längs einer dichten Ulmenhecke und kamen schließlich zu einem langgestreckten Gebäude aus gelbem glasierten Ziegelstein mit festlich geschwungenem Dach. Das war viel hübscher als Onkel Konrads Haus in der Stadt.

„O, wie fein Sie hier wohnen, Herr Graf," rief Erik mit seiner allerhellsten Kinderstimme.

Der Graf forderte sie durch eine verbindliche Geste auf, einzutreten. Alles war hell und heiter wie in einer Badeanstalt. Glänzende Rassepferde standen in Porzellanständern auf gelben geriefelten Kacheln. Namenstäfelchen aus Messing hingen da ganz wie an feiner Leute Türen, und es blitzte von elektrischen Armaturen und blankgescheuerten Hähnen.

Der Graf klopfte einer schwarzen Stute auf den feinen zitternden Hals: „Zwei Derbypreise. Präsent des Herzogs von Connaught, alter Jagdkamerad."

Georg erblaßte und verschränkte die Hände auf dem Rücken, denn er entdeckte plötzlich, daß er Trauerränder an den Nägeln hatte, und Fabian krempelte verstohlen seine schmutzigen Hemdärmel um. Erik stand stumm in einer Ecke und riß Augen und Mund auf.

Der Graf führte sie mit einem leisen Lächeln weiter. Sie gingen über einen Kiesweg, wo die Sonne zwischen blühenden Kirschbäumen über krause Tulpen, weiße Narzissen, violette Hyazinthen und schwere, halbaufgeblühte Päonien gaukelte. Ganz am Ende des Ganges lag ein großes Glashaus. Dort war es heiß und drückend, so daß man fast erstickte, und überall, an der Decke, an den Wänden, über den Boden rankten sich die wunderbarsten Rosen, und in langen Reihen standen Töpfe mit den seltsamsten Gewächsen.

Da waren Blumen wie Schneeballen und wunderliche gefleckte Pflanzen, die anzusehen einen ganz beklommen machte. Andere Pflanzen zitterten vor dem Atemhauch wie das feinste grüne Haar, und andere balancierten mit ihren gewaltigen Blätterfahnen weit über die Töpfe hinaus und suchten in der Luft Wurzel zu schlagen.

Und der Graf lächelte all dieser Pracht müde zu und brach mit der Anmut des Weltmannes eine große weiße Rose, die er dem Professor gab, aber dem Mörder reichte er eine purpurrote.

Dann wendeten sie sich, umschritten eine Gruppe mit Georginen und einen vergoldeten Sonnenzeiger und standen plötzlich mitten auf dem brennenden, sonnestrahlenden Sandrondeau vor einem großen weißen Schloß mit verzierten Portalen und stolzen, in die blaue Luft ragenden Kupferlaternen.

„Schloß Tollerö harrt seiner werten Gäste," murmelte der Graf und wies mit einer gemessenen Verbeugung auf die große Freitreppe. „Treten Sie ein, Herr Professor, treten Sie ein!"

Man passierte ein Vestibül mit weißen Kreuzgewölben und bunten Wappenschildern, ein kühles grünes Billardzimmer, einen Ahnensaal, der voll alter Porträts hing, und eine ganze Reihe kleiner Salons mit alten Kristallkronen und seidenbezogenen Fauteuils. Georg ging auf den Zehen, als hätte er Angst, daß der Laut seiner Schritte den Zauber brechen könnte. Fabian sah zum ersten Mal in seinem Leben verdutzt aus, und Erik taumelte immer tiefer in einen verworrenen Traum. Der Graf ging für sich einher und war außer sich vor Vergnügen, hie und da huschte ein infernalisches Lächeln über seine Züge, während er mit liebenswürdiger Akkuratesse die traditionellen Schloßanekdoten erzählte. Die Tür öffnete sich nach einem Zimmer, das ganz grau von Staub und Spinnweben war.

„Karls XI. Zimmer. Wohnte hier auf seinen Bärenjagden am Mälarsee. Soll nur verfallen. Diese Reduktionsperiode — Schandfleck in unserer Geschichte."

Der Graf wies auf ein Damenporträt in einem kleinen, zierlichen Kabinett mit rosa geblumten Damastfauteuils.

„Meine Urgroßmutter, famose Dame, Prachtweib, lebte in Paris. Noch mit achtzig Jahren Liebhaber ganz wie Ninon de Lenclos. Würde noch heute leben, wenn nicht die verdammte Guillotine dazwischen gekommen wäre."

Dann ging es plötzlich die breiten Schloßtreppen hinunter, und der Graf holte eigenhändig eine Laterne und ein großes rostiges Schlüsselbund.

„Jetzt steigen wir ins Mittelalter hinab," sagte er gleichmütig. „Dieses Schloß wurde 1654 auf den Grundmauern einer alten Burg erbaut, in der meine Vorväter vierhundert Jahre lang ein Räuberleben geführt hatten. Ich kann den Herren versichern, es war eine Gesellschaft von ungewöhnlich hervorragenden Banditen."

Sie gingen über eine schmale Wendeltreppe durch einen Weinkeller und über einen Ziegelgang. Dann zog der Graf den Riesenschlüssel hervor, öffnete ein altes massives Eichentor mit verrosteten Beschlägen und knirschendem Schloß, und die Knaben schlüpften zaghaft in einen großen gewölbten

Kellerraum, wo der rote Schimmer der Laterne unruhig über grobbehauene Steinblöcke flackerte, die mit großen weißen Schimmelflöckchen, einem unterirdischen Schnee gleich, bedeckt waren.

„Dieser Raum war lange Zeit vermauert," sagte der Graf und spielte zerstreut mit dem Schlüsselbund. „Als mein Urgroßvater die Mauer aufbrechen ließ, fand man, wie das Schloßarchiv berichtet, das Skelett einer Frau, die allem Anschein nach ein Kind erwartet haben muß, als sie eingemauert wurde. Der Stamm ist also vermutlich durch diese Maßregel einer lebenskräftigen Seitenlinie verlustig gegangen."

Die Knaben standen stumm da und starrten in die niedrige, schaurige Höhlung, wo das Laternenlicht, halberstickt von der toten Moderluft, unruhig flackerte . . .

Da verschwand plötzlich das Licht, und die schwere Eichentür fiel mit furchtbarem Gepolter zu.

Georg stürzte sogleich in die Richtung, wo die Tür sein mußte, aber prallte an Erik an, der zu Boden fiel und aufschrie. Fabian war schon da und hämmerte aus Leibeskräften auf die dicken Eichenplatten los, doch keine andere Antwort kam als ein dumpfes Echo aus dem Ziegelgang.

„Sind Sie noch hier drinnen, Herr Graf?" rief Georg und tastete nach Fabians Rücken, nachdem er Erik wieder auf die Beine gestellt und dessen Hand fest in die seine genommen hatte.

„Nein, das bin ich," murmelte Fabian. „Dieser verdammte Kerl ist abgefahren und hat die Türe zugeschmissen. Jetzt hat er uns. Warum hat dieser Schafskopf, dieser Erik, auch gleich seinen richtigen Namen gesagt? Der hat gleich herausgehabt, wer wir sind, das hab ich ihm angesehen."

„Ach, das Ganze ist wohl nur ein Scherz, das kannst du dir doch denken," sagte Georg und drückte Eriks Hand. „Das ist so ein Spaßvogel. Er ist sicher gleich wieder da. Wir setzen uns mit dem Rücken gegeneinander und ruhen uns ein bißchen aus. Denn der steht bestimmt draußen und lacht sich den Buckel voll, wenn wir so schreien und toben."

Sie setzten sich nieder und blickten schweigend in die Dunkelheit.

Nach einer Weile knüpfte Georg in unbefangenem Ton ein Gespräch mit dem Grafen an.

„Hören Sie mal, Herr Graf," begann er, „wird es Ihnen nicht etwas langweilig, so allein draußen zu stehen? Kommen Sie doch ein bißchen zu uns herein."

Keine Antwort.

Georg fuhr fort: „Aber wirklich, lieber Herr Graf, es fängt hier an ein wenig kühl zu werden. Erich hat Schlucken bekommen und möchte gern ein Glas Wasser haben."

Keine Antwort.

Georg begann ungeduldig zu werden: „Aber hören Sie denn nicht, Herr Graf, daß wir jetzt hinaus wollen? Wir müssen heimsegeln. Papa und Mama haben uns nicht erlaubt, länger auszubleiben als bis Abend!"

Keine Antwort. Die Stille war unheimlich. Das Dunkel ging bis zu den Augen, es war wie eine schwere Masse, eine drückende Binde. Es war, als ob sie tief unten in den Eingeweiden der Erde steckten.

Erik begann fassungslos zu weinen, bis Fabian ihm einen Puff versetzte und ihm befahl, den Schnabel zu halten. Georg suchte in seinen Taschen und fand eine Zündholzschachtel. Nun zündete er die Hölzchen eins nach dem anderen an, und Fabian suchte nach einem eisernen Werkzeug, um das Schloß aufzustemmen. Aber da war nichts als der leere Steinboden. Die Hölzchen gingen bald zur Neige, und nun saßen sie wieder da in der kohlschwarzen Finsternis.

Georg fühlte plötzlich einen Stich im Herzen, und ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken. Wie, wenn der Graf plötzlich krank, ohnmächtig, vom Schlag getroffen war! Wie, wenn er dort draußen auf dem Gange tot dalag! Kein Diener hatte ihn hinunter begleitet.

Georg konnte seine Betrachtung nicht für sich behalten. Er mußte sich bei Fabian erkundigen, ob er draußen einen Fall gehört oder ob die Laterne auf die Steine aufgeschlagen hatte.

„Hol dich der Teufel!" schrie Fabian, der nur dasaß und auf die Polizei wartete. „Was zum Geier habt ihr mich hergeschleppt? Bist du nicht mit dieser ganzen blödsinnigen Seglerei gekommen? Das will ich dir schon heimzahlen, du Idiot!"

Georg dachte gar nicht daran, die Lüge zurückzuweisen. Eine neue, größere Angst zuckte wie ein schwarzer Blitz aus der Dunkelheit. Er mußte plötzlich an den Bienenzüchter und sein närrisches Geschwätz denken. Wie, wenn sein Vetter, der Graf, auch ein Wahnsinniger war? Warum war kein Bedienter mit ihm hinunter gekommen? Warum hatte er selbst Laterne und Schlüssel geholt und sich insgeheim mit ihnen fortgeschlichen?

Erik mußte das Zittern seiner Hand gespürt haben, denn er fing wieder zu weinen an. Georg hatte nicht mehr die Kraft, ihn zu beschwichtigen, sondern saß stumm da und horchte und dachte, daß, wenn sie auch ein Nebelhorn hätten, man es durch diese furchtbaren Mauern doch nicht hören könnte.

Die Zeit ging, und die Minuten wurden zu Stunden. Georg tastete zitternd auf dem Ziffernblatt der Uhr, die er von seinem Vater geerbt. Es mochte gegen Fünf sein.

Das Dunkel kroch immer dichter an sie heran, und die Stille wurde so unerträglich, daß Fabian mehrere Male aufsprang, um sich schlug und vor Wut und Schreck laut aufheulte. Alles war so grausig und unbegreiflich wie in einem bösen Traum.

Da drang plötzlich ein Lichtschein durch das Tor, und draußen auf dem Gang widerhallten Schritte. Eine fremde Stimme ertönte: „Kommt heraus, einer nach dem andern."

Ein Spalt des Tores wurde geöffnet, und Fabian war schon da, flink wie ein Wiesel. Aber als Georg ihm Erik nachschob, bekam dieser einen Stoß und taumelte halb geblendet in die Dunkelheit zurück.

„Der nächste Mann!"

Erik schwankte hinaus, die Augen mit der Hand vor dem stechenden Licht beschattend, und Georg war allein. Dann kam auch an ihn die Reihe, er wurde von starken Händen gepackt, eine Binde ward ihm wie den beiden anderen fest um die Augen gebunden, dann wurde er durch einen Gang Treppen auf, Treppen ab durch teppichbelegte Korridore und über hohe Schwellen und durch Türen mit herabhängenden Vorhängen geführt, deren Seidenfransen ihm die Augen kitzelten. Dann wurde er in einen hochlehnigen Stuhl gedrückt, und die Stimme des Grafen schlug an sein Ohr: „Herunter mit den Binden!"

Die Knaben saßen an einer großen, schön gedeckten Festtafel. Aus dem Kronleuchter rieselte ein sanftes Licht auf das massive Tischsilber, die geschliffenen Kristallweingläser, die tripp, trapp, trull dastanden, und die bestaubten Flaschen, die in geflochtenen Körben auf dem Bauch lagen. Hinter jedem Stuhl stand ein Bedienter in goldbetreßter Livree und hielt sich vor Lachen die Seiten.

Mitten unter den Knaben saß der Graf im Frack, mit Kreuz und Sternen auf der Brust. Er rieb sich die Hände, lächelte wie ein Gott und beorderte: „Consommé de volaille à la duchesse d'Orléans."

Aber der Umschwung war zu plötzlich. Die Knaben saßen steif und stumm da, bekamen die Suppe in die unrechte Kehle und glotzten die feinen Bedienten verschüchtert an.

Der Graf ergriff sein Glas mit Pale old East India.

„Ich hoffe, die Herren nehmen meine kleine Überraschung nicht übel auf. Ihr Wohl! Herzlich willkommen auf Tollerö! Ihr Wohl, Herr Professor, Ihr Wohl, Herr Mörder und Herr Tenor!"

Der Wein ertränkte die Skrupel der Knaben, sie spürten, daß sie hungrig waren wie die Wölfe, und stürzten sich unerschrocken auf ein Filet de Turbot en mayonnaise und dann auf eine Selle de veau à l'Ecarlate, begleitet von einem Château Mouton d'Armailhac 1890.

Georg fand bald die Sprache wieder, er stieß zutraulich mit dem Hausherrn an und erzählte mit vollem Munde, wie es ihnen in der Unterwelt ergangen war.

Der Graf, der in seinem glanzvollen Leben schon allzu viele Diners mitgemacht hatte, aß selbst nur von einzelnem; aber seine Augen ruhten hingerissen und neiderfüllt auf Erik, der mit der Nase im Teller lag und mit puterrotem Gesicht in sich hineinstopfte, und auf dem eßfreudigen Mörder, der sich an diesem Tage geradezu selbst übertraf.

Dann schlug der Graf feierlich ans Glas und improvisierte eine kleine Rede: „Meine geschätzten Freunde, ich preise den aimablen Zufall, der drei so interessante Persönlichkeiten in den alten Schloßsaal von Tollerö geführt hat. Herr Professor, an Sie habe ich mich zuerst zu wenden. Möge es mir nicht verwehrt sein, bei diesem Anlaß einen Blick in eine Zukunft zu tun, die sich für Sie sicherlich glanzvoll gestalten wird. Ich sehe schon, wie Sie, noch in der Blüte Ihrer Mannesjahre, von den Spitzen der Wissenschaft umjubelt, von den Damen des Hofes bewundert, aus der Hand des

Königs den wohlverdienten Nobelpreis für Ihre epochemachende Abhandlung über, wir wollen sagen die Eingeweideparasiten der Bürstenwürmer empfangen.

„Ihnen, lieber Mörder, wage ich eine ganz anders geartete, aber nicht weniger glänzende Laufbahn zu prophezeien. Es ist mir leicht, vor meinem geistigen Auge die Konturen der reizenden Villa erstehen zu lassen, die Sie, cher ami — nach Jahren wohlgelungener Einbrüche und elegant ausgeführter Raubanfälle in den Hauptstädten des Kontinents — ich sage nach Jahren erfolgreichen Kampfes gegen die Carabinieri und Scotland Yard — in Nizza am Gestade des ewigblauen Mittelmeeres erbauen lassen werden. Möge unser Herr Ihnen einen leichten Tod bescheren!

„Sie, Herr Tenor, kann ich mir ohne besondere Schwierigkeit in dem Moment vorstellen, wo Sie mit fünfzig Jahren, noch in vollster Manneskraft, als fetierter Lohengrin in neusilberner Rüstung und mit pailletierten Seidenhosen stolz Ihren lieben Schwan harangieren und zu guter letzt — als Huldigung feuriger Bewunderinnen — eine riesenhafte Lyra aus rosa Rosenknospen in Empfang nehmen . . .

„Ja, ich habe gesprochen, meine lieben Freunde," fuhr der Graf mit einer ganz anderen Stimme fort, „es bleibt nur noch übrig, ein Hoch auf die Zukunft auszubringen: Eure Zukunft, die ich nicht miterleben werde. Grüßt mir Upsala und Nizza und die Königliche Oper, wenn Graf Gösta Leerhousen daliegt und die große Nase in die Luft steckt. Euer Wohl!"

Der Graf trank aus und lehnte sich mit geschlossenen Augen in den Stuhl zurück. Das sardonische Lächeln löste sich in etwas, was vielleicht nur Müdigkeit war, vielleicht auch letzte gewinnende Herzensgüte. Fabian kicherte in seinen Dessertteller, aber Georg fühlte einen Stich in der Brust, als er ihren stolzen Gastgeber so alt und gütig sah, und er erhob sich mit Tränen in den Augen und sprach in seiner Weise:

„Danke für das gute Essen, und überhaupt für alles, lieber Herr Graf. Das war ein glänzender Witz mit dem Kellerloch und den verbundenen Augen, ganz wie in ‚Tausend und Eine Nacht'. Das hab ich mir aus der Schulbibliothek ausgeliehen und vom ersten bis zum letzten Wort gelesen. Und wenn alle Alten so wären, wie der Herr Graf, dann wär's eine Freude, ein Junge zu sein, aber so ist es manchmal recht eklig. Also nochmals schönen Dank, lieber Herr Graf."

Der Graf bäumte sich sofort wie ein gutes Rassepferd und warf alle Sentimentalität ab. Er bekam sein altes sardonisches Lächeln wieder, knipste mit leichter Hand eine Kiste Henry Clay auf und bot dem Professor und dem Mörder davon an.

Man saß bei Kaffee und Hennessy im indischen Zimmer und sprach über Politik, während Schwesterchen Erik in den Tiefen eines exotischen Prachtmöbels schlief. Georg, der insgeheim ein eifriger Leser des liberalen „Kurier" war, brach den konservativen Geschichten des Grafen geschickt die Spitze ab, aber Fabian streifte als Wilder zwischen beiden Parteien und reizte sie zum Bündnis gegen seinen wüsten Individualismus.

So kam endlich der Abend dieses langen Tages; Georg hatte schon den Frauen das Wahlrecht gegeben und die Neutralität bei einem eventuellen

Kriege zwischen Deutschland und England mit Glanz erledigt, als der Graf plötzlich die Beine weit von sich streckte und wie ein Löwe gähnte.

Als Georg von seinem Stuhl aufstand, drehten sich die roten Draperien des indischen Zimmers feierlich vor seinen Augen im Kreise, und als er sich zum Abschied verbeugen wollte, wäre er bald dem Grafen um den Hals gefallen. Der Graf nahm Georg und Fabian unter den Arm, und sie gingen laut singend die Treppe hinunter, während der schlaftrunkene Erik hinter ihnen her wankte.

Ah, welch ein schönes Gefühl war das doch, draußen in der Nacht so recht aufzuatmen! Durch die tauige Kühle des Gartens taumelte der Duft von Hyazinthen und Narzissen. Am Himmel, über den schwankenden Obstbäumen, tanzten Heere von leichten flammenden Wolken. Der bleiche Silbermond rollte davon, als hätte Gottvater Kopf oder Schrift damit gespielt. Und unter einem Kirschbaum, der sich um seine eigene Achse drehte, stand ein Bedienter und wartete darauf, die Mittagsgäste zu ihrem Boot zu geleiten. Freigebig wie Harun al Raschid hatte der Graf einen großen Korb voll der schönsten Vorräte packen lassen.

Zwei Schüsse aus dem Jagdgewehr des Grafen und ein letztes Hurra zum Abschied. Dann ging es, mit dem Bedienten an der Spitze, durch einen Wald, der wie eine Segelschute rollte, und über Felder, die Wellen warfen wie ein sturmgepeitschtes Meer. Und dann rutschte man über einen Abhang, wo Georg gerade vor Flintas Hütte über eine Wurzel stolperte. Wie er dalag, schoß ihm plötzlich etwas durch den Kopf. Er sah das durchstochene Herz oben in der Burg und Alfred mit dem Seemannsmesser, und er bekam auf einmal schreckliche Angst für Flinta, auch fühlte er wohl in dem Klarblick des Rausches, daß ihre Rolle hier auf Tollerö noch nicht ausgespielt sei. Sie würden noch einmal wieder kommen, und dann war es gut, Flinta zum Freunde zu haben, denn er hauste in dem herrlichsten Schlupfwinkel des ganzen Mälarsees. Georg lehnte sich daher an eine Eiche, riß ein Blatt aus seinem Notizbuch und schrieb, so gut er konnte: Flinta soll sich vor Alfred in acht nehmen. Er und die Wilhelmine treffen sich oben in der Burg!

Diesen Zettel steckte er in eine Spalte der Ruderbank von Flintas Boot, das dort unter den Erlen lag, und dann vergaß er die ganze Geschichte.

Man nahm den Korb und sprang in die Jolle: niemand fiel ins Wasser, was, wie der Bediente bezeugen konnte, ein gnadenvolles Wunder des Herrn war. Die „Windrose" lag in der Bucht und harrte ihrer treulich. Alles ging wie von selbst. Die Segel standen sogleich weich geschwellt von der Nachtbrise, der Anker kam wie durch Hexerei in die Höhe, und die „Windrose" steuerte sich selbst aus der Bucht, vorbei an Untiefen und Klippen.

Fabian war, den Kopf auf dem Steuerruder, halb eingenickt. Erik lag auf dem Rücken und sah den tanzenden Mond an. Georg stand da und hielt den Mast umschlungen. Das Abenteuer brauste um seine Schläfen. Er sang wie Pan für die Wälder und das Wasser — herzbrechend falsch sang er, denn er war nun einmal nicht besonders musikalisch, der gute Georg.

(Fortsetzung folgt.)

Berliner Kunstbericht.

Berichte über die bildende Kunst unserer Tage zu schreiben, ist keine leichte und keine dankbare Aufgabe. Aber über die bildende Kunst im heutigen Berlin sich zu äußern, das, sagt man, sei ebenso fruchtlos wie gefährlich. Beides, weil hinter jedem eben vollendeten Kunstwerk sogleich eine fertige und feste Parteimeinung stehe, und man also weder hoffen dürfe zu überzeugen noch dem Vorwurf entgehen könne, rückständig und beschränkt oder auf der anderen Seite von der herrschenden Mode befangen zu sein. Wer aber, dem Kunstbetrachtung ein Erleben und Nachleben bedeutet, wer, der ernste Stunden innerer Sammlung ihr freudig opfert, möchte gern für einen gelten, der ernstem Wollen hemmend den Weg vertritt, oder nur als eitler Mitläufer der Mode des Tages huldigen?

Trotzdem mag es gewagt sein. Denn ich habe nicht mit wachsamem Amtsauge den Streit der Künstler untereinander zu beobachten, habe nicht für öffentliche Anstalten bei ihnen zu bestellen oder von ihnen zu kaufen, sondern habe, was mir die Hauptsache ist, völlige Freiheit der Fragestellung: nicht, ob ein Kunstwerk modern sei oder nicht, kann für mich in Betracht kommen, sondern einzig und allein, ob es gut ist oder schlecht.

Zum Kunstgenuß gehört Sammlung, zum Kunstverständnis Hingabe, zum Kunsturteil lange und ernste, im Vergleichen nie ermüdende Arbeit. Vergleichen, darauf vor allem kommt es an. Und nicht nur Neues mit Neuem, sondern auch Neues mit Altem. Die Künstler werden das sofort eine Ungerechtigkeit nennen, werden sagen, es sei falsch, Abgeschlossenes neben Werdendes zu stellen. Aber Abgeschlossenes kann für uns auch das Alte nicht sein, wenn wir es beim Vergleichen nur als Erzeugnis einer bestimmten Entwicklungsstufe des vergangenen Künstlers, gewissermaßen als Werdendes in der Vergangenheit, aufzufassen wissen. Wenn sie uns aber sagen, das überkommene Alte sei die Auslese, die die Jahrhunderte hätten bestehen lassen, jetzt aber handele es sich noch um eine ungesichtete Masse, so wollen wir darauf hinweisen, daß die Sonne von jeher über Gerechte und Ungerechte geschienen hat, und wir keineswegs alles Alte für gut halten, nur weil es alt ist. Und wenn sie uns schließlich vorhalten, die vergangene Kultur, als deren feinster Niederschlag die alten Kunstwerke anzusehen seien, sei grundverschieden von der heutigen, so wollen wir ihnen antworten, daß, wer in der Geschichte zu lesen wisse, das selbstverständlich berücksichtige, denn alles Vergleichen ist relativ. Wer aber in rechter Weise Altes gegen Neues zu stellen versteht, wägt und wieder wägt, nicht sein Herz an das Alte hängt, nur weil es vor unserer Zeit oder in unserer Jugend entstand, und mit sorgender Liebe dem Neuen weiter zu helfen sucht, weil es Blut ist auch von seinem Blute, dem wird die Betrachtung der alten Kunst einen unverrückbaren Maßstab geben, der kann erkennen lernen, was bleibende Werte sind, auch in dem, was die Gegenwart erzeugt. Viel ist, namentlich im verflossenen Jahrhundert, die alte Kunst mißbraucht worden. Rein äußerlich hat man sie nachgeahmt, neuen Wein in alte Schläuche füllen zu können

geglaubt. Dazu ist sie uns nicht erhalten geblieben. Wohl aber zur Erkenntnis dessen, was immer in der Kunst war und immer sein wird. Und nun mögen sich die Neuesten, denen Gesetze ein leerer Schall, denen die Tradition nichts ist, sich von mir wenden.

Das mußte gesagt sein. Denn nur dann wird man es verstehen, wenn ich bei der Rückschau über die Ausstellungen dieses Jahres diejenigen an die Spitze stelle und als die wesentlichen bezeichne, die historischen Inhaltes waren. Reiche Belehrung gab uns gleich die erste, die Ausstellung mittelalterlicher Kirchengewänder, die vom königl. Kunstgewerbemuseum veranstaltet worden war. Sie ist kaum so besucht worden, wie sie es allein um deswillen verdient hätte, daß hier auf einer Stelle aus nicht eben leicht zugänglichen Kirchenschätzen ein reiches, nur von wenigen gekanntes Vergleichsmaterial zusammengebracht und zu bequemem Studium aufgestellt worden war. Vor allem aber hat sie nicht die Teilnahme der Künstler in genügendem Maße gefunden. Denn auch die modernen unter ihnen, und gerade sie, hätten hier sehen können, daß ihre koloristischen Gedanken längst schon einmal gedacht, aber in einem ganz anderen Maße bewältigt worden waren, als dies heute der Fall ist. Neuartig im Vergleich zu dem bisher Gekannten waren auch die Muster der lucchesischen Seidenweber des 14. Jahrhunderts, denn unsymmetrische Freiheit trat an die Stelle strenger Symmetrie, Phantastik an die Stelle gebundener Vorstellungskreise. Aber doch ward Freiheit hier nicht zur Willkür, und dank dieser Selbstzucht lebte eine stilbildende Kraft auf, die für die Entwicklung der Flächendekoration von großer Bedeutung wurde. Vor diesen mittelalterlichen Stücken hätten die Jüngsten, die so gern von der teppichartigen Wirkung ihrer Bilder sprechen und sie unter Preisgabe der Formen durch ein Nebeneinander und Durcheinander von Farbflecken zu erzielen suchen, das Nachdenken lernen sollen.

Künstlerisch weniger ertragreich war die Ausstellung der königl. Akademie der bildenden Künste, die unter dem Titel „Friedrich der Große in der Kunst" veranstaltet worden war. Denn was bei ihrem Besuche am deutlichsten hervortrat, schloß keine neue Erkenntnis in sich. Längst war ja uns allen bekannt, daß die eigene Zeit dem großen König in der Kunst weniger gerecht geworden war, als der eine Große unserer Tage, als Menzel. Trotz Pesne, trotz Graff und auch trotz Chodowiecki. Denn selbst dieser blieb zu sehr an den Äußerlichkeiten haften. Erst Menzel, der freilich das Glück hatte, auf dem weiterbauen zu können, was jener schuf, hat der Kunst den Friedrich gegeben, der der Weltgeschichte angehört. Lernte man so auch nichts Neues, so war es doch dankbar anzuerkennen, daß man einmal das ganze Gebiet in seiner weiten Ausdehnung überblicken konnte, obwohl das für die, die nach Menzel sich an diesen Stoff wagten, keinen Vorteil bedeutet. Denn sie sind alle an ihm zerbrochen, auch Arthur Kampf, wenngleich er unter ihnen sich noch am besten behauptet haben mag.

Vor kurzem hat in einem Vortrage ein Kunsthändler, der für die deutsche Kunst von heute allein bei den Franzosen Heil und Rettung sieht, die Jahrhundertausstellung, an die wir uns alle noch dankbar erinnern, für einen großen Fehler erklärt. Nun, ich wollte, daß diejenigen, die sich um die Kunst der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit bemühen, nie einen größeren gemacht hätten. Denn welche Schätze sich dort heben ließen, das zeigt recht deutlich die Ausstellung der Werke Friedrich Wasmanns, die von dem norwegischen Maler Bernt Grönvold in der Nationalgalerie veranstaltet worden ist. Glücklicherweise ist ihre Dauer nicht auf kurze Wochen beschränkt; noch monatelang werden wir uns ihrer erfreuen können. Schon in der Jahrhundertausstellung war eine stattliche Zahl von Werken Wasmanns vereinigt, der in Hamburg geboren ist, in Dresden unter Naecke ausgebildet wurde, dann in München und, im Anschluß an Overbeck, in Rom tätig war, aber erst in der Einsamkeit Südtirols uns seine reifsten Werke schenkte. Auf jener großen Bilderschau kam er jedoch neben so vielen neuen Individualitäten,

die wir dort zu studieren hatten, nicht zu voller Geltung, und auch in der Hamburger Kunsthalle, wo Lichtwark eifrig Arbeiten seiner Hand sammelt, können wir seine Kunst fast nur in Skizzen, die allerdings den besonderen Reiz der Frische für sich haben, genießen. Um so dankbarer ist es anzuerkennen, daß Bernt Grönvold noch einmal eine Auslese aus den Schätzen seiner Wasmann-Sammlung veranstaltet hat, wie wir es denn diesem in Berlin wohnenden Ausländer hoch anrechnen wollen, daß er unserem Volke einen Mann wieder geschenkt hat, der ohne seine hingebende Sammeltätigkeit, die ein Lebenswerk bedeutet, ohne die Sorgfalt, mit der er dessen Selbstbiographie herausgegeben hat, wahrscheinlich noch lange, wenn nicht auf immer vergessen geblieben wäre: nicht zuletzt ist der starke Eindruck, den die Ausstellung hinterläßt, in dem Umstande begründet, daß ein wesensverwandter Künstler mit hingebender Liebe für den Nachruhm eines anderen gesorgt hat. Was Wasmann unter seinen künstlerischen Zeitgenossen bedeutet, hat Grönvold in unaufdringlicher Form dadurch anschaulich gemacht, daß er einige hervorragend gute Landschaften Johann Martin Rohdens und ein paar Bilder des Hamburgers Janßen, dessen Aktstudie gemalt zu haben auch dem besten Meister der Gegenwart zur Ehre gereichen würde, seiner Ausstellung hinzufügte. Und was er noch heute uns sagen kann, zeigen am besten die wenigen kleinen Studien Leibls, die daneben gehängt wurden. Von den Nazarenern hatte Wasmann nur das fein ausgeprägte Gefühl für den Umriß und die klare Sicherheit der Zeichnung, aber die Blässe des Gedankens, die uns immer wieder von jenen entfernt, war ihm fremd. Seine ehrliche, ganz auf Wahrhaftigkeit gestellte Liebe zur Natur ließ keine Phrase zu. In nichts aber zeigt sich das mehr als in seiner Behandlung der Farbe, und hier führt denn auch die Brücke zu uns und zu Leibl hinüber. Wasmann war ein Maler, der noch sein Handwerk verstand: alles Technische ist aufs sorgfältigste vorbereitet und mit Ruhe und Reife, ohne wunderliche Seitensprünge, durchgeführt. Man braucht nur einmal zu den französischen Impressionisten in die anstoßenden Räume der Nationalgalerie hinüberzugehen, um zu erkennen, wie viel fester der frühe Meister in dem Handwerklichen der Kunst stand und — nicht nur in ihm!

Während nun diese historischen Ausstellungen mit Ausnahme derjenigen der Akademie, wo das Stoffliche den Anziehungspunkt bildete, viel zu wenig von der Öffentlichkeit beachtet wurden, brauste mit den Vorfrühlingsstürmen der blaue Reiter wie der wilde Jäger über das Land, ausgesandt von der Vereinigung „Sturm", die in ihrem Namen schon dafür gesorgt hat, als Revolutionspartei nicht übersehen zu werden. Und das laute Getöse der Heerschar entfesselter toller Geister blieb nicht ohne Wirkung. Die schon von früher her bekannte „Brücke", die fast gleichzeitig in einem alten Berliner Kunstsalon ausstellte, und die neu aufgetauchten „Futuristen" wußten die Bahn, die ihnen der kecke Vorreiter frei gemacht, weidlich auszunutzen, und so kam es, daß das Berlin, dem die neueste Kunstlaune sofort zum einzig gültigen Gesetz zu werden pflegt, aus Furcht, daß es sonst rückständig erscheinen möchte, mit Haut und Haaren den kühnen Neuerern sich auslieferte, alle die, die ihnen nicht beipflichteten, für Trottel erklärte und sein gutes Geld begeistert für schlechte Ware zu Markte trug. Ein Zeichen innerer Unkultur, wie es betrüblicher kaum gedacht werden kann. Hohn und Spott sind diesen neuen Stürmern freilich nicht erspart geblieben, aber damit allein ist es nicht getan. Das billige Märtyrertum, das ihnen so geschaffen wurde, hat nur ihre Anhänger gestärkt. Die Vermutung aber, daß sich diese Jüngsten über uns lustig machen, möchte ich, so nahe das liegt, wenn man an die schlechten Späße französischer Künstler denkt, nicht als begründet ansehen, zumal ein Führer der blauen Reiterschar, Kandinsky, mit einer vor kurzem erschienenen Programmschrift an ihrem Ernst keinen Zweifel zu lassen wünscht.

Wir müssen uns also fragen, was denn eigentlich ihre Absicht ist. Und da scheinen sie mir allerdings nichts anderes zu wollen und zu tun, als daß sie sich

vollkommen von der Grundlage aller bisher geübten Kunst entfernen, indem sie die Beherrschung der Form für nichts achten. Sie verzichten nämlich völlig darauf, die Dinge dieser Welt so darzustellen, wie wir alle sie sehen, also z. B. einen Eisenbahnzug als eine Kette zusammenhängender Wagen, sondern sie zeigen mit einem Gewirr von Linien und Farben, die in nichts mehr an Form und Wesen der Gegenstände erinnern, ein wildes Durcheinander, das ihnen als Ausdruck der beim Betrachten ausgelösten Empfindungen gilt. Um bei dem gewählten Beispiel zu bleiben: der Eisenbahnzug sind kraß ineinander verschlungene, in wirrem Tanz hin und herzuckende Linien — Bewegung der Räder und die vorbeisausenden Flächen der Wagen —, aus denen sich allmählich einige Striche herausheben, die noch eine entfernte Ähnlichkeit mit menschlichen Zügen ahnen lassen — die Köpfe der Passagiere in den Abteilen. Das Einzige, was noch an unsere Wirklichkeit anklingt, die römischen Zahlen der Klassen I, II und III, sind für den altmodischen Betrachter die einzigen Wegweiser, um sich in dem Wirrsal zurechtzufinden, aber eigentlich folgewidrig, da auch sie nicht so starr und klar inmitten dieser Auflösung stehen dürften. Heißt das nun etwas anderes, als wenn wir jetzt, der alten Laute und Worte müde, plötzlich ein neues Gemisch willkürlich aus ihnen zusammensetzen und das Sprache nennen wollten? Niemand würde uns diese Willkür zugestehen. Denn wenn wir auch jedem völlige Freiheit seiner Empfindungen lassen, so müssen wir doch, sollen wir an ihnen überhaupt teilnehmen können, verlangen, daß er zu uns in einer Sprache redet, die wir noch als solche bezeichnen und verstehen können. Sonst schaltet er sich freiwillig aus unserer Gemeinschaft und aller Entwicklung aus. Die Jahrhunderte und Jahrtausende der menschlichen Kultur lassen sich nicht mit einem Pinselstrich übermalen und mit ein paar Federzügen durchstreichen; niemand schafft aus seinem Empfinden heraus eine völlig neue Welt.

Zwar ist noch nicht der blaue Reiter und sind noch nicht die Futuristen in die Sezession eingedrungen; aber wenn deren Leitung, auch sie in der Sorge, sonst nicht mehr fortschrittlich zu erscheinen, noch weiterhin so kritiklos alles zuläßt, was nach einem Bluff aussieht, wie es in der letzten Ausstellung geschehen ist, so wird gar bald auch ihnen Tür und Tor offen stehen. Das aber würde das Ende der Sezession bedeuten, denn sie würde sich dann völlig mit ihrem Wesen, ihren ursprünglichen Zielen und ihren Leistungen in Widerspruch gesetzt haben. Ein Anfang zu diesem inneren Zwiespalt ist längst gemacht. Wenn ihr erster Führer, Max Liebermann, vor einigen Jahren, erschreckt über den Tiefstand des Könnens, mahnte, daß der Künstler seines Handwerkes nicht vergessen dürfe, und die Reife der Technik als unumgängliche Voraussetzung aller Kunstübung ansah, so durfte in Erinnerung daran kein Kubist, der aus stereometrischen Gebilden Gesichter zusammenmauert, durfte nicht ein Mann wie Henri Rousseau mit seinen affektierten Naivitäten, ja auch keiner wie Max Pechstein, der sein ursprünglich beträchtliches Können zu ihm innerlich ganz fremden Absurditäten herabgezwungen hat, zur Ausstellung zugelassen werden. Und auch sonst hätte noch sehr strenge Musterung not getan. Man ist am Kurfürstendamm nur zu leicht geneigt, über alle Mängel bei Kunstwerken wegzusehen, wenn diese nur „anders" sind. Wie können das die verantworten, die sich selbst, wie Liebermann sagte, gegenüber den Revolutionären von heute als die Klassiker von gestern vorkommen? Wenn sie das Förderung des Fortschritts nennen, so sage ich ihnen, daß es Schwäche ist; wenn sie behaupten, daß jeder, namentlich die Jugend, zu seinem Rechte kommen müsse, so halte ich ihnen entgegen, daß sie Freiheit und Willkür verwechseln, und wenn sie die liebenden Väter sein wollen, die alle Kinder, auch die entarteten, zärtlich ans Herz drücken, so kommen sie mir vielmehr vor wie der Zauberlehrling, der die Geister nicht wieder los wird, die er rief. Zwar ist auch diesmal verkündet worden, daß diese Ausstellung abermals besser sei als die vorigen; ich aber möchte meinen, daß sich die Sezession ihrer nicht mehr viele von

dieser Art leisten darf, wenn sie nicht bald den Gewinn ganz aufgezehrt haben will, den man ihr früher buchen durfte.

Daneben kann es für die Sezession nur ein schwacher Trost sein, wenn man die Große Berliner Kunstausstellung für noch weniger gelungen erklären muß als ihre eigene. Am Lehrter Bahnhof ist es zwar umgekehrt: hier bessern sich langsam, sehr, sehr langsam die Ausstellungen von Jahr zu Jahr; aber wie weit ist doch auch die diesjährige noch von einem bescheidenen Erfolg entfernt! Selbst glückliche Gedanken können sich dort nicht entwickeln. Die Zusammenstellung von Städtebildern würde z. B. viel eindringlicher gewirkt haben, wenn man alte und neue gezeigt und die letzteren sorgsamer ausgewählt hätte; in Dresden, wo zweifellos die bessere Ausstellungstechnik daheim ist — vielleicht, wie es in diesem Jahre besonders deutlich hervortritt, die beste in Deutschland —, hätte man sich diesen förderlichen Vergleich sicher nicht entgehen lassen. Die Plakatkunst, deren Entwicklung zu zeigen sich sehr gelohnt hätte, durfte man nicht in so einseitiger Auswahl bieten und namentlich nicht so lieblos aufhängen, wie es geschehen ist; so hat man nur erreicht, daß die Plakate ganz willkürlich zusammengebracht erscheinen und viel weniger gut wirken als in den Bahnhöfen der Untergrundbahn. Und wenn man einem Künstler eine Kollektivausstellung bewilligen wollte, so hätte man sich einen aussuchen sollen, der eine reichere Individualität als Gari Melchers besitzt; denn in der Masse tritt das Seichte, Flaue und Süßliche seiner Kunst gar zu klar hervor. Bei der Holzplastik endlich hätte man nicht alles und jedes nehmen sollen, eben weil es aus Holz war, obwohl es manchmal verzweifelt gipsern aussieht, sondern man hätte sich erst einmal wieder darauf besinnen müssen, was denn die Stileigentümlichkeiten dieser alten, uns Deutschen besonders entsprechenden Gattung der Bildhauerkunst sind, um so einen Maßstab für die Jury zu gewinnen. Was aber bleibt, wenn man die lange Reihe der Säle durchwandert hat? . . .

Der blaue Reiter, die Brücke, die Futuristen, eine mißglückte Sezession und ein wenig ergiebiger Markt: hoffen wir, daß von der kommenden Saison Erfreulicheres zu berichten sein wird!

* * *

Literarische Rundschau.

Neue Musik-Literatur.

1. Johannes Brahms. Von Max Kalbeck. Dritter Band, zweiter Halbband. Berlin, Deutsche Brahms-Gesellschaft. 1912.
2. Briefe von und an Joseph Joachim. Gesammelt und herausgegeben von Johannes Joachim und Andreas Moser. Berlin, Julius Bard. Bd. I 1911, Bd. II 1912.
3. Hans v. Bülow. Ausgewählte Schriften (1850—1892). Herausgegeben von Marie v. Bülow. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1911.

Wer nach dem fünften Halbband von Kalbecks Brahms-Biographie erwartet hatte, daß der sechste nun auch der letzte sein würde, der hat sich getäuscht, denn dieser sechste behandelt nur die Jahre 1881—1885 und verbraucht dazu gegen 300 Seiten. Da Brahms erst 1897 gestorben ist, so läßt sich gar nicht absehen, wann diese Lebensbeschreibung einmal ihr Ende erreichen könnte. Ich muß sagen, daß in dieser überbehaglichen Breite der Darstellung ein Mißbrauch der schriftstellerischen Gewalt liegt und auch ein Mangel an Rücksicht gegen die Leser. Es ist ja natürlich viel leichter und bequemer, sich gehörig auszudehnen und Phantasie und Feder sorglos schweifen zu lassen, als sich zu konzentrieren, aus der Fülle der Ereignisse nur die wichtigsten auszuscheiden und in knapper Form zu erzählen. Aber die größere Arbeit wird dadurch reichlich belohnt, daß der Leser eine erhöhte Annehmlichkeit hat und Zeit spart, die er besser auf das Studium der Brahmsschen Werke selbst verwenden kann. Ich mache mich anheischig, das, was in diesen sechs Bänden steht, bequem in dreien unterzubringen; es sollte nichts fehlen, was auch nur halbwegs wertvoll zu wissen ist.

Es scheint mir nämlich gleichgültig, ob jeder gute oder schlechte Witz von Brahms der Nachwelt überliefert wird, ob er in jede Sommerfrische, in jeden Ausflug hinein verfolgt und eingehend beobachtet wird, gleichgültig auch, ob er z. B. in Hermine Spieß wirklich verliebt gewesen ist oder nicht. Er hat sie nicht geheiratet, das genügt am Ende, und es ist wenig fruchtbar, zu untersuchen, warum er es nicht getan hat, und wie seine und ihre Gefühle beschaffen gewesen sind. Alles das wird ja doch immer nur Vermutung bleiben. Kalbeck hat auch das Glück gehabt, eine Reihe von Jahren mit Brahms persönlich zu verkehren, und er erzählt nun eine Menge Einzelheiten aus diesem Verkehr, die ganz interessant und hübsch geschildert sind; würde man jedoch etwas verlieren, wenn man sie nicht kennte? Wohl kaum. Ich spreche hier für das Werk und nicht dagegen. Die ganze Arbeit Kalbecks erscheint mir so wertvoll, daß ich mit Betrübnis zusehe, wie der Autor durch Mangel an Maßhalten sich selbst schädigt, und gern raten möchte, wie eine zweite Auflage zu verbessern wäre.

Daß die dritte und vierte Sinfonie ausführlicher besprochen worden, ist natürlich vollständig gerechtfertigt. Aber Kalbeck gibt hier seiner Neigung zum Phantasiespiel noch mehr nach, als er es schon früher getan hat. Wenn er die Variationen über den Choral St. Antoni mit einem Bilde Feuerbachs, das

die Versuchung des Heiligen darstellt, in Verbindung bringt, so kann man sich das gefallen lassen, denn Brahms war ja ein großer Bewunderer Feuerbachs; und wenn die einzelnen Veränderungen dem Betrachter zu Phasen der Versuchung werden, so ist das zwar nicht bindend für den, der das Werk hört, aber es ist anregend und geistreich gemacht. Hier jedoch unternimmt die Einbildungskraft so weite Ausflüge, daß ich persönlich dem Interpreten nicht nachfolgen kann. Er bringt zum Beispiel die F-dur-Sinfonie zu dem Niederwalddenkmal in Beziehungen. „Wir glauben nicht fehlzuschießen, wenn wir der gegürteten Jungfrau, die, das Schwert in der Linken und die Kaiserkrone in der erhobenen Rechten, auf dem langen Bergrücken bei Rüdesheim, das stolze Haupt dem linken Rheinufer zugewandt, die ‚Wacht am Rhein' hält, einen wesentlichen Anteil am Gelingen des Werkes zuschreiben. Sie war die Memnonsäule, die zu tönen begann, als der Meister ihr nahte mit dem Hochgefühl eines Mannes, der das Seinige dazu getan, daß dieses Schutz- und Trutzbild des Deutschen Reiches aufgerichtet werden konnte. Die Wünsche der Guten haben eine heilige Kraft, und die Träume ihrer Jugend werden erfüllt." So geht es weiter; es wird ausgeführt, daß Brahms an den Sieg der nationalen Idee von Kindesbeinen an glaubte, daß er den Lauf der Dinge an der eigenen Entwicklung maß. In seinen Visionen habe sich das Vaterland zum All gedehnt, das Deutsche Reich zum Weltreich, denn Germanisation war ihm identisch mit „Kulturisation". Das Motiv f—a—f, aus dem das Grundthema der Sinfonie entwickelt sei, habe sich ihm mit der Entwicklung des Strebens überhaupt identifiziert, sei dieses nun auf ein philosophisches, künstlerisches oder politisches Ideal gerichtet, und es wäre ein ebenso tauglicher Keim für eine Faust- wie für eine Germaniasinfonie gewesen. Das sinfonische Curriculum vitae aber, das aus ihm erwuchs, habe von den Gedankenkreisen der anderen, unkomponiert gebliebenen diejenigen Segmente in sich aufgenommen, die sich musikalisch mit seinen Ideen deckten.

Ja, mein Himmel, was soll das? So ein phantastisches Umspielen des musikalischen Kunstwerkes bringt den Leser nicht einen Schritt weiter; die einfachste Hindeutung auf die rein musikalische Entwicklung würde ihn viel mehr fördern. Goethe sagt einmal: „Die Kunst ist deshalb da, daß man sie sehe (hier also ‚höre'!), nicht davon spreche, als höchstens in ihrer Gegenwart. Wie schäme ich mich alles Kunstgeschwätzes, in das ich ehemals einstimmte." Das ist sehr richtig und sollte besonders beherzigt werden, wenn über Musik geschrieben wird; denn ins Herz der Tonkunst vermag das Wort doch nicht zu dringen.

Auch bei der E-moll-Sinfonie kann ich Kalbeck nicht zustimmen. Es ist ja wohl eine rein persönliche Erfahrung, wenn er schreibt: „Das tiefere Verständnis für die Lichtseiten des Werkes erschloß sich mir erst allmählich, nachdem ich es öfters gehört und nachdem ich die Stätten seiner geistigen Heimat in Mittel- und Unteritalien aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte. In den Ruinen Roms und der Campagna, auf der Gräberstraße Pompejis, vor den griechischen Tempeln von Girgenti, in der Palatina und im Dom von Palermo, unter den Säulenarkaden des Benediktinerklosters zu Monreale, in den Felsentheatern von Taormina und Syrakus ging mir das Wesen der großartigen Tondichtung auf, und auch das Befremdliche daran heimelte mich dann immer inniger an." Ich bin nun der ketzerischen Meinung, daß die E-moll-Sinfonie mit der Landschaft Mittel- und Unteritaliens gerade so wenig zu schaffen hat wie etwa die Hexenküche in Goethes „Faust" mit der Villa Borghese, wo sie entstand, oder der Egmont und Claudine von Villabella mit Rom. Wo die Keime eines Kunstwerkes liegen, das wird sich niemals nachweisen lassen; aus dem Dunkel der Empfängnis ringen sich die Gestalten, mögen sie musikalischer oder dichterischer Art sein, dem Schaffenden selbst unbewußt zum Licht, bis sie plötzlich vom Bewußtsein erfaßt und fertig modelliert werden. Was Kalbeck hier an Betrachtungen vor uns ausbreitet, ist reine Willkür und wirkt eher verwirrend als aufklärend. Ich möchte nicht sehen, was Brahms

für ein Gesicht geschnitten hätte, wenn ihm diese Ausführungen vor die Augen gekommen wären!

Es versteht sich, daß neben solchen poetischen Ausschweifungen auch sehr gute sachliche Betrachtungen sich finden. Kalbeck müßte nicht der feine Kopf und bedeutende Schriftsteller sein, der er in der Tat ist, wenn es anders sein sollte. So ist alles, was er über das B-dur-Konzert sagt, ganz vortrefflich, eindringend und bei aller Begeisterung ganz auf musikalische Anschauung gegründet; ebenso überrascht die Besprechung der Liedersammlungen op. 92 bis op. 97 durch manchen Zug des intimsten Nachfühlens und Verstehens.

Ein besonderes Blatt verdiente die Art, wie Kalbeck das Verhältnis Hans v. Bülows zu Brahms behandelt. Das scheint mir nicht ganz richtig gesehen. Eins steht ja fest: als Bülow im Anfang der achtziger Jahre mit der Meininger Kapelle seine tatkräftige Propaganda für Brahms begann, da war ein eigentlicher Kampf um seine Stellung unter den deutschen Komponisten nicht mehr nötig, denn die hatte er sich seit seinem „Deutschen Requiem" bereits erobert und durch seine Kammermusikwerke, die Joachim unverdrossen spielte, befestigt. Was Bülow getan hat, ist ein Eroberungswerk anderer Art: er hat den Orchesterwerken des Meisters über die Achtung hinaus die Liebe des großen Publikums erworben und ihm ihr Verständnis erschlossen. So wie er sie gespielt hat, sind sie vordem nicht gespielt worden, mit einer solchen Genauigkeit und Feinheit, so durchanalysiert, möchte man sagen, und doch wieder so temperamentvoll zusammengefaßt. Ohne Bülow hätte es zehn Jahre länger gedauert, bis Brahms' Orchesterwerke populär geworden wären, und das soll ihm nicht vergessen werden. Kalbeck deutelt nun so viel an den Beziehungen beider Künstler herum, daß das Natürliche fast unnatürlich erscheint und der Leser den Eindruck gewinnt, als habe zwischen ihnen so etwas wie ein verkappter Kriegszustand bestanden. Das ist gewiß nicht richtig. Bei einem so heißblütigen, sprunghaften Charakter wie dem Bülows darf man die Wallung des Augenblicks nicht zu ernst nehmen, denn die nächste Stunde zeigt vielleicht schon ein ganz anderes Gesicht. Hingeworfene Äußerungen aus Bülows Reisebriefen können nicht als Zeugnisse dafür gelten, daß Bülow eine „eifersüchtige Abneigung" gegen Brahms und die E-moll-Sinfonie hatte, denn nichts ist leichter begreiflich, als daß ein Dirigent an einem Stück, das er fortwährend aufführt, schließlich einen gewissen Überdruß empfindet und einer Schonzeit bedarf, um das Schöne darin wieder lebendig zu fühlen. Und die Affäre mit Frankfurt und der E-moll-Sinfonie, die Bülow veranlaßte, seinen Abschied zu nehmen, ist durchaus keine Bagatelle, und Brahms' briefliche Äußerungen zu Bülow: „Konzerte aber, und was dazu gehört, zählen bei mir nun einmal nicht zu den ernsthaften Sachen", finde ich sogar von geradezu unglaublicher Rücksichtslosigkeit gegenüber einem ausübenden Künstler, für den Konzerte naturgemäß sehr ernsthafte Sachen sein müssen. Sie ist aber auch töricht, denn zu welchem Zwecke schrieb Brahms seine Sinfonien, wenn nicht für Konzertaufführungen? Im übrigen hat Frau Marie v. Bülow in der „Neuen Freien Presse" vom 7. Juli 1912 bereits das Wort ergriffen, besser als ich es könnte, um diese Verhältnisse richtig zu stellen, so daß ich mir hier ein noch tieferes Eingehen darauf erlassen darf.

Darüber, glaube ich, kann kein Zweifel bestehen, daß Brahms nicht der reine Engel war, als den Kalbeck ihn mit dem völlig begreiflichen parteiischen Enthusiasmus des Biographen sieht und auffaßt. Er war, trotz vieler Züge von Herzenswärme und menschlicher Güte, im Grunde ein ebenso großer Egoist wie Richard Wagner, nur daß bei ihm der Egoismus sich nicht in so abschreckenden Formen äußerte wie bei jenem. Das hat mit ganz merkwürdigem Scharfblick bereits Joseph Joachim erkannt, der am 20. Oktober 1854 an Gisela v. Arnim über ihn schreibt. Die Charakterschilderung ist um so erstaunlicher, als sie in dem jungen Brahms gewissermaßen vorschauend alle Eigenschaften erkennt, die auch den älteren noch kennzeichnen; deshalb möchte ich sie ganz hierher setzen: „Brahms ist der

eingefleischteste Egoist, den man sich denken kann, ohne daß er selbst es wüßte, wie denn überhaupt alles bei ihm in unmittelbarster Genialität echt unbesorgt aus seiner sanguinischen Natur hervortritt — bisweilen aber mit einer Rücksichtslosigkeit (nicht Rückhaltlosigkeit, denn das wäre mir recht!), die verletzt, weil sie Unbildung verrät. Er hat sich nie in seinem Leben Mühe gegeben, auch nur nachzudenken, was andere ihrer Natur und dem Gang ihrer Entwicklung gemäß hochhalten müssen; was nicht in seine Begeisterung, in seine Erfahrung, ja in seine Stimmung paßt, wird mit liebloser Kälte zurückgewiesen, ja nach Laune mit den hämischsten Sarkasmen angefallen, daß dem Zuhörer, der sich noch eben in dem in sich selbst glückseligen, strahlenden jungen Menschen, auf dessen ganzem Wesen der Geist seine Spuren geprägt hat, recht erwärmte, eine unwillkürliche Scheidewand sich aufrichtet. Ich mußte oft meinen Wunsch der Gerechtigkeit aufrufen, um nicht aus meiner Stimmung in Kälte zu verfallen. Er kennt die Schwächen der Menschen, mit denen er verkehrt, benutzt sie und scheut es nicht, dann zu zeigen, daß er sich über sie gaudiere. Ungestört seiner Musikseligkeit nachzuhängen, ist alles, was ihm nahe liegt — und wahrhaft genialisch ist seine Art, sich alle ungesunden und eingebildeten Schmerzen anderer vom Halse zu halten — darin ist er wahrhaft gesund, wie denn auch seine Sorglosigkeit für die Existenz in ihm schön, ja großartig ist."

Solche überraschenden Beobachtungen finden sich öfter in den beiden Bänden der Sammlung „Briefe von und an Joachim". So, wenn der noch so junge und geistig doch schon so gereifte Künstler über die Fürstin Wittgenstein und Liszt, auf die er oft zu sprechen kommt, zum Beispiel (schon 1854) sagt: „Mir schwindet im Leben eine Illusion nach der anderen; es schmerzt mich das, nicht, weil ich immer mehr allein stehe, aber weil es ein traurig Gefühl ist, mit Mitleid vor Dingen zu stehen, die man sonst mit scheuer Ehrfurcht kaum zu beurteilen wagte. Liszt könnte seinen herrlichen Gemüts- und Geistesanlagen nach ein beglückender Mensch sein — und bedarf dennoch der kompliziertesten Maschinerien, sich zu verbergen, daß er selbst unglücklich ist aus Unklarheit. Es ist in all seinem Tun eine Willkür der Ruhelosigkeit, die etwas Unheiliges hat, trotz aller moralischen Zwecke." Oder noch früher (1853) wieder an Gisela: „Ich habe ein faible für den verzogenen Mann, wenn ich mir auch nicht verberge, daß Stolz und Eitelkeit keine scharfe Grenzlinie in seinem Charakter finden. Mir ist auch sonst vieles unbegreiflich in seinem Wesen — aber der Gedankenlosigkeit vieler Kollegen gegenüber halte ich's für Pflicht, ihn zu vertreten — Dir konnte ich die Geständnisse machen. Ich habe immer noch nicht auf seinen Brief geantwortet; es war mir unmöglich, den richtigen Ton zu finden; daran bist Du schuld, Du entfremdest mich meinen Freunden, Du böse Zauberin!"

Diese letzte Äußerung habe ich abgedruckt, weil sie zeigt, wie vollkommen falsch die Vorstellung ist, die in den Köpfen mancher Schriftsteller unverrückbar festzusitzen scheint, daß Clara Schumann Joachim von Liszt weggetrieben habe. Wenn überhaupt Einflüsse von außenher bei dieser Abkehr wirksam gewesen sind, so kamen sie von Gisela v. Arnim; aber wer die Briefe von Joachim aufmerksam durchliest, der muß zu der Überzeugung kommen, daß das allein Bestimmende die Entwicklung war, die Joachim innerlich durchmachte.

Es ist kein Zufall, daß Joachim solche Ergüsse gerade an Gisela v. Arnim richtete, denn er liebte sie und machte sie zur Teilnehmerin von allem, was sein Herz bewegte, quälte sie mit seiner Unzufriedenheit und seelischen Unruhe, erfreute sie durch seinen hohen Sinn und seinen Idealismus, kam aber doch nicht dazu, sie mit fester Hand zu fassen und an sich zu binden. Die Briefe Giselas an ihn scheinen nicht erhalten zu sein, wenigstens sind sie nicht abgedruckt, und das ist sehr zu bedauern, denn erst sie würden einen vollständigen Einblick in das gegenseitige Verhältnis geben. Aber Joachims Briefe an Gisela sind ganz ungemein interessant; sie zeigen Joachim von einer Seite, die sonst nie an ihm hervortritt, denn auch seinen besten Freunden gegenüber deckt er sein Inneres nicht so rückhaltlos

auf wie zu Gisela. Aber sein Schwanken und seine selbstquälerische Unentschlossenheit entwandten ihm schließlich die Geliebte; Herman Grimm führte sie heim. Er war der dritte in diesem Liebes- und Freundschaftsbund gewesen und hatte mit seinen eigenen Gefühlen beiseite gestanden, bis er sah, daß Joachim der Mut des Zugreifens fehlte, und vielleicht auch sah, daß Gisela kaum selbst wußte, nach welcher Seite sich ihr Herz mehr neigte. Da griff er ein und erklärte in einem sehr schönen männlichen Brief Joachim, daß die „Giesel" nun ihm gehöre, daß er nicht habe ansehen können, wie sie — und auch Joachim — in nutzloser Qual sich aufrieben, und wie er deshalb verlangt habe, daß sie sich von Joachim zurückzöge. Das habe sie auch getan. Übrigens war hiermit das Freundschaftsverhältnis zwischen Joachim, Gisela und Grimm keineswegs abgebrochen, sondern es bestand fort, der Briefwechsel wurde später wieder aufgenommen, und in einem Brief Grimms (von 1862) findet sich auch eine Nachschrift Giselas mit sehr seltsamer Orthographie. Es kommt folgende Stelle darin vor: „Ich bin, weil ich Dich so lieb habe, doch immer offen und recht derb gegen Dich" — — „je mehr ich Menschen sehe, je mehr freue ich mich oft im stillen, das wir 3 uns kennen und lieb haben — leider sind ich Niemand, den ich dazu gesellte, vielleicht Emerson, wenn ich ihn besser kennte."

Von Bernhard Scholz erfahren wir gelegentlich Näheres über das Ehepaar Grimm in Rom. Gisela ist krank, Hermann pflegt sie mit rührender Sorgfalt und erweist ihr alle die kleinen Liebesdienste, die sonst die Frau dem Manne erweist: kocht Tee, Kaffee, Eier, bewirtet usw. Bernhard Scholz erscheint in diesen Briefen als eine kräftige, liebenswerte Persönlichkeit. Wie herzlich und gütig sind seine Briefe an die „Ursi", an Amalie Weis, Joachims spätere Gattin, wie kluge Bemerkungen macht er über alle möglichen, dem Musiker sonst fernliegenden Dinge, wie aufrecht ist sein Denken und sein Fühlen. Und in gesunder Lebensfreude erscheint neben ihm seine Frau, die wir schon aus ihrem Briefwechsel mit Brahms als erquickliches Menschenwesen kennen gelernt hatten. Dann vor allem Herman Grimm, dessen Briefe ein ganz eigenes Gesicht zeigen, der mit seiner Sicherheit, Klarheit und seinem trockenen Humor den denkbar größten Gegensatz zu Joachim bildet.

Und was findet sich sonst noch an Briefschreibern dazu! Das ganze Musikleben der Jahre zwischen 1852 und 1862 klingt uns aus diesen Blättern entgegen. Kaum eine bedeutende Musikerpersönlichkeit, die hier nicht vertreten wäre; selbst Richard Wagner fehlt nicht; er lädt Joachim fast zärtlich ein, ihn in Zürich zu besuchen, und sagt ihm auch sonst manches gute Wort. Lehrreiche Einzelheiten kommen vor. Zu der Mitteilung Joachims an Clara Schumann (1862), daß er ihr nächstens beschriebenes Notenpapier mitbringen werde als Zeichen dafür, daß ihm Frau Musika die liebste Gesellschaft geblieben sei, bemerkt eine Fußnote, die wohl von Moser herrührt, daß Joachim damals das G-dur-Konzert komponiert habe; „als es nach zwanzig Jahren veröffentlicht wurde, schrieb eine bekannte Musikzeitung, es bestände nur aus Phrasen, die aus dem Brahmsschen und Bruchschen Konzerte zusammengeholt seien." Ja, so kann man sich blamieren.

Ich könnte lange fortfahren, wollte ich alles hervorheben, was mir als bemerkenswert aufgefallen ist; es wäre kaum ein Ende zu finden. Deshalb nur noch eine Äußerung Joachims. Er sollte in England konzertieren und hätte damit in vier Wochen bequem 6000 Mark verdienen können, aber er lehnte ab mit der Begründung (gegenüber Grimm): „Der Leiter der Konzerte ist mir als geschmacksverachtender, spekulierender Hanswurst zu bekannt, als daß ich mit ihm gemeinschaftliche Sache machen könnte. Welche Beziehung könnte mir noch ernst bleiben, wenn ich mein künstlerisches Gewissen dem nächsten Schlechtesten verkaufte, indem ich mich mit ihm vor der Welt verbände." Zur Nachachtung für alle, die es angeht!

Noch einige Worte über die Neuausgabe der Schriften Hans v. Bülows. Frau Marie v. Bülow, die tapfere und kluge Verwalterin ihres Erbes, das sie

als Verpflichtung auffaßt, hat das Buch einer gründlichen Durchsicht unterzogen, manches weggelassen, manches neu hinzugenommen, Lücken ausgefüllt und vollständigere Nachweise gegeben, so daß diese zweite Auflage ihren Zweck noch besser erfüllen dürfte als die erste.

Nicht ganz einverstanden bin ich mit der Polemik, die Frau v. Bülow im Vorwort betreibt. Es hat keinen Zweck, Anschauungen über Bülow, die von denen der verehrten Herausgeberin abweichen, mit Invektiven zu erwidern, wie sie es bei Weingartner tut, oder Kretzschmar eine „gründliche Verkennung der Erscheinung Bülows" vorzuwerfen. Sie sieht mit den Augen der Liebe, jene sehen mit den Augen des Künstlers und des Historikers; beide wenden sich nicht gegen die Schätzung, sondern gegen die Überschätzung Bülows, und beide werden ihre Ansichten mit guten Gründen belegen können. Kretzschmars Urteil über die Schriften Bülows kann nicht durch sein Urteil über die Briefe modifiziert werden, denn beide sind etwas völlig Verschiedenes; die Schriften hat Bülow für die Öffentlichkeit bestimmt und demgemäß hergerichtet, die Briefe nicht, und das Urteil über Schriften und Briefe zusammen ist noch keins über Bülow; das hat Kretzschmar in seinem Artikel über die Meininger Kapelle niedergelegt. Unter „Bülowiaden" kann Weingartner doch nur die Schrullen verstehen, die Bülow beim Dirigieren unterliefen, die übertriebenen Atempausen, die nicht immer gerechtfertigten Dehnungen und dergleichen. Bülow tat so etwas gelegentlich, um mit dem Finger auf diese oder jene Stelle zu deuten, um sie dem Publikum ins Bewußtsein, ins Gedächtnis zu hämmern, und in solchen Dingen kann er natürlich nicht als Vorbild gelten, sondern nur in dem heiligen Ernst und Enthusiasmus, mit dem er die Musik betrieb. Und auch ein „Reformator der öffentlichen Musikpflege" ist Bülow nicht gewesen, sondern nur bis zu einem gewissen Grade ein Reformator des Orchesterspiels, wobei er freilich auf den Schultern Wagners stand.

Die Ansicht Kretzschmars, daß die Ausgabe der Schriften im Interesse Bülows hätte unterbleiben sollen, kann ich allerdings nicht teilen, ich bin vielmehr sehr froh, daß man auf diese Weise die meisten seiner Artikel bequem beisammen hat, denn sie zeigen Fähigkeiten Bülows, die man sonst nicht kennen lernen würde, und alles, was dazu beitragen kann, die überaus komplizierte Persönlichkeit des Künstlers verständlicher zu machen, muß uns willkommener sein. In ihrem Wert als persönliche Dokumente liegt deshalb ihre wesentliche Bedeutung; daneben vermitteln sie uns aber auch sehr treffende Bemerkungen über die verschiedensten Dinge, nicht nur über musikalische, denn Bülows flimmernder Geist irrlichteliert auf allen Wegen herum.

Hinzugekommen gegenüber der ersten Auflage sind unter anderem Abhandlungen über Wagners „Tannhäuser" (wie üblich mit vielen Ausfällen gespickt), über eine ganze Anzahl von Kompositionen, z. B. von Grädener, Verdis „Ernani", Dramen von Hebbel und Scribe und anderes. Von dem wenigen, was weggeblieben ist, erwähne ich die Rede, die Bülow am 28. März 1892 in der Philharmonie hielt, und in der er die Umdedizierung der Beethovenschen „Eroica" an Bismarck vornahm. Ein gut gemeinter, aber nicht sonderlich geschmackvoller Einfall, auch eine der Schrullen, die man in den Kauf nehmen mußte; daß diese Rede jetzt in den Gesammelten Schriften fehlt, wird keiner bedauern. Bedauerlich finde ich es jedoch, daß an der Stelle, wo sie stand, ein Artikel Aufnahme gefunden hat, der „Vorchristliche Konzertpolizei" betitelt ist und Bülow von der unangenehmsten Seite zeigt: kleinlich, empfindlich, eitel. Den würde ich gern vermißt haben.

Zum Beschluß noch ein Wort Joachims über Bülow (I, 126), das wieder einmal den Nagel auf den Kopf trifft: „Er kann, glaube ich, ebenso gut sein Leben einer Idee opfern als dem Lächeln einer Schauspielerin ein geliebtes väterliches Erbstück. Das ist französisch in ihm; ich nannte ihn in Weimar oft den Camille Desmoulin Liszts; scherzweise." Carl Krebs.

nß. **Meine Erlebnisse in hannoverscher Zeit** (1839—1866). Von Julius Hartmann, weiland Königl. preußischer Generalleutnant z. D. Mit 5 Beilagen und einer größeren und einer kleineren Übersichtskarte zur Schlacht bei Langensalza. Herausgegeben von seinem Sohne. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1912.

Ältere Leser der „Deutschen Rundschau" erinnern sich wohl noch der Erzählungen eines „deutschen Offiziers", die unter dem Titel „Aus zwei annektierten Ländern" vor Jahren in diesen Blättern erschienen und durch ihren kulturhistorischen Gehalt wie durch ihre feinsinnige Novellistik Teilnahme und Beifall fanden. Der „deutsche Offizier" war Julius Hartmann, bis 1866 hannoverscher Artillerieoffizier, 1892 als preußischer Generalleutnant verstorben. Er hatte gleich nach dem Untergange des Königreichs Hannover Erinnerungen niedergeschrieben, die nun von dem Sohne, Amtsgerichtsrat Hartmann in Berlin, in einem schmucken Bande der Öffentlichkeit übergeben werden. Was uns in den zuerst erschienenen „Erinnerungen eines deutschen Offiziers" eine liebenswürdige „Lust zu fabulieren" in oft romanhafter Verhüllung vergegenwärtigte, tritt uns in den jetzt veröffentlichten — aber zuerst geschriebenen — „Erlebnissen" wie in einem schlichten Rechenschaftsbericht als geschichtliche Wirklichkeit entgegen. In der Tat ist für die Kenntnis der gesellschaftlichen und besonders der militärischen Zustände in den letzten Jahrzehnten des Königreichs Hannover der Quellenwert dieser Aufzeichnungen erheblich. Wohl wird man nicht selten die Verantwortlichkeit einzelner Persönlichkeiten, z. B. die Mitschuld der eigentlichen hannoverschen Heeresleitung — Arentschilds und Cordemanns — an dem Untergang ihres kleinen, aber so tüchtigen Heeres heute anders einschätzen, als Hartmann es 1866 getan hat. Aber was dem Buche einen besonderen und bleibenden Wert gibt, das ist der leitende Gesichtspunkt des Verfassers, der die Ursache der schließlich zum Untergang führenden Mängel und Fehler nicht in dieser oder jener Persönlichkeit, nicht in dieser oder jener Begebenheit findet, sondern in der hannoverschen Kleinstaaterei an sich. Das ist eine echt historische Betrachtungsweise.

nß. **Marie-Louise intime.** II. La vie après l'abdication (1814—1824). Par Édouard Gachot. Paris, Taillandier. (1912.)

Die Bedeutung dieses Werkes, wie wir bei einer Besprechung des ersten Bandes hier kürzlich schon bemerkt haben, beruht in den darin veröffentlichten zahlreichen Briefen Marie-Louisens an ihre Oberhofmeisterin, die Herzogin von Montebello, Witwe des Marschalls Lannes. Wenn diese Korrespondenz in den ersten Jahren (1810—1814) mehr Äußerlichkeiten in dem Leben der Kaiserin und an ihrem Hofe berührte, so gewinnt sie in diesem Bande einen Inhalt und einen Charakter, der den Titel „Marie-Louise intime" im vollen Maße rechtfertigt. Die Briefe, namentlich der Jahre 1814 und 1815, erschließen uns in der Tat das Innenleben der entthronten Kaiserin, ihre Sorgen und ihre Hoffnungen, ihre Wünsche und ihre Befürchtungen; sie enthüllen uns auch die Anfänge ihrer Beziehungen zu ihrem späteren Gemahl, dem Grafen Neipperg. Ihr Charakter erscheint dabei nicht eigentlich anders, als wir ihn bisher zu sehen gewohnt waren: vielleicht ein wenig sympathischer und in seinen Schwächen jedenfalls entschuldbarer oder erklärlicher durch ihre beständige Kränklichkeit. Für die Rolle einer tragischen Heldin, die Napoleon und einige französische Biographen von ihr verlangen, fehlte ihr jede physische und jede psychische Voraussetzung. Niemals wohl hat eine glänzendere Krone auf einem schwächeren Haupte geruht.

nß. **Von Bismarck bis Bülow.** Erinnerungen und Begegnungen an der Wende zweier Jahrhunderte. Von Sigmund Münz. Berlin, G. Stilke. 1912.

Der Titel sollte lauten: „Von Bismarck und Bülow", denn nur von dem ersten und dem vierten Kanzler handeln die Feuilletons, die der bekannte Wiener Schriftsteller S. Münz in diesem Bändchen gesammelt hat. Bismarck als liebenswürdiger und geistvoller Plauderer an den Bier- und „Korruptions"-Abenden in seinem „Hausparlament"; Bismarck in den Schilderungen seiner Mitarbeiter Delbrück, Aegidi, Keudell, Rottenburg und Boetticher; Bülow und seine Gemahlin in Norderney und Venedig — das ist der wesentliche Inhalt dieser Beiträge zur Zeitgeschichte, aus denen der Historiker wie der Politiker Anregung und Belehrung gern schöpfen werden. Am gehaltvollsten in dieser Hinsicht sind die Kapitel über Boetticher und über Rottenburg, dessen ausführliche Mitteilungen den Sozialreformer Bismarck verständnisvoll würdigen. Das schriftstellerische Talent des Verfassers anderseits zeigt sich am feinsten in der Schilderung der „Plauderstunden beim Fürstenpaar v. Bülow auf Norderney", bei der der Stimmungsgehalt geistvoller Gespräche und der Stimmungsgehalt des meerumrauschten Eilandes meinanderfließen und sich gegenseitig durchdringen.

γ. **Handbuch der Politik.** Erster Band. Berlin, Dr. Walther Rothschild. 1912.

Dieses Handbuch wird von den Professoren Laband, Wach, Adolf Wagner, Jellinek, Lamprecht, v. Liszt, v. Schanz und von Dr. Berolzheimer, dem Vorsitzenden der internationalen Vereinigung für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie, gemeinsam herausgegeben; der Mitarbeiter ist es eine sehr große Zahl, da die Redaktion bemüht war, möglichst die einzelnen Abschnitte Spezialisten anzuvertrauen. Das Format will uns etwas zu groß, zu breit und unhandlich erscheinen, was ins Gewicht fällt

bei einem Werk, das als Nachschlagebuch benutzt werden soll. Inhaltlich ist der erste Band den Grundlagen der Politik gewidmet; der zweite soll die Aufgaben der Politik behandeln. Bei den Grundlagen der Politik werden Staat und Gesellschaft in ihren Wechselbeziehungen, Herrschaft und Verwaltung, Parlamentarismus, Gesetzgebung und Rechtsprechung erörtert; so die Politik als Staatskunst von Prof. Zorn, Politik als Wissenschaft von Rehm, Staatsform und Politik im Licht der Geschichte von Lamprecht, Begriff und Wesen des Staates von Menzel, die Staatsformen von Hubrich, Staat und Kirche von Kahl, Kommunalpolitik von Blume, staatsbürgerliche Erziehung von dem auf diesem Gebiete wohl bewährten Gymnasialdirektor Emil Stutzer, Strafrechtspflege von Beling, Schwurgericht und Schöffengericht von Otter, Wahlrecht von Rehm, Geschichte des Parlamentarismus in England, Frankreich und Deutschland von Michael, Wald und Theobald Ziegler. Die einzelnen Abschnitte sind knapp, in der Hauptsache aber ausreichend gehalten, um wirkliche Orientierung zu bieten; manche sind in ihrer Art wahre Meisterstücke, so die von Kahl über Staat und Kirche. Daß die einzelnen Verfasser einander gelegentlich ins Gehege kommen (wie z. B. das Wort Politik wiederholt definiert wird), ist bei einem solchen concursus tot capitum nicht zu vermeiden und auch kein großer Schade. Man darf hoffen, daß die Absicht der Herausgeber und des Verlags erreicht wird: das Verständnis für Staat und Gesellschaft zu vertiefen.

ρσ. **Zur Geschichte des Preußischen Correspondenten von 1813 und 1814.** Von Dr. Max v. Lettow-Vorbeck. Berlin, 1911. Emil Ebering. (Historische Studien, Heft XCV.)

Nach Heinrich von Kleists Berliner Abendblättern hat es in der glorreichen Zeit der Erhebung Preußens keine nach Richtung und Mitarbeiterschaft wichtigere Zeitung gegeben als den Preußischen Correspondenten von 1813 und 1814. Er wurde von Niebuhr im Verein mit Scharnhorst, gegen die Neigung der Bureaukratie, noch vor Ausbruch der Befreiungskriege zu vaterländischen Zwecken begründet, hatte zum Teil dieselben Mitarbeiter und Interessenten wie die Abendblätter und mußte dieselben Zensurschwierigkeiten wie sie durchkosten. Auf Niebuhr als Redakteur folgte, durch die Zeitumstände bedingt, Göschen, Schleiermacher und Arnim, dann wieder im Februar 1814 Niebuhr, bis das so bedeutend einsetzende und vom Berliner Verleger Georg Reimer mit Liebe gepflegte Zeitungsunternehmen langsam, aber unaufhaltsam versiegte. In letzter Zeit haben sich zugleich drei Gelehrte mit dem Correspondenten beschäftigt: der Königsberger Paul Czygan hat das Zensurakten-material gehoben, der Marburger Hermann Dreyhaus den Anteil Niebuhrs und Schleiermachers festgestellt, und der Berliner Max v. Lettow-Vorbeck ein zusammenhängendes Buch über den gesamten Correspondenten, in zwei Abteilungen, verfaßt. Lettow sucht nicht nur die äußeren Bedingungen des Correspondenten zu umschreiben, die Herkunft der Artikel aufzudecken, seltener die publizistische Wirkung in die Ferne nachzuweisen, sondern vor allem in dem Gewebe der allgemeinen Zeit- und Kriegsgeschichte den Wert und den Zweck der Correspondenten-Artikel darzulegen. Das letztere ist ihm wohlgelungen, zumal er mit Liebe, ja mit Begeisterung die historischen Zusammenhänge verfolgt hat, und diese Wärme des Empfindens und Tones teilt sich angenehm dem Leser mit. Die Befreiungskriege haben im Correspondenten doch ein gutes und getreues Spiegelbild gefunden. Derartige Einzelgeschichten von Zeitungen werden, als fruchtbare Aufgaben, allem Anscheine nach sich mehren: Lettows Geschichte des Preußischen Correspondenten aber wird darunter ihren Platz behaupten.

μs. **Alexander VI. und sein Hof.** Nach dem Tagebuch seines Zeremonienmeisters Burcardus. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Übersetzt von Dr. Theodor Poppe. Stuttgart, Robert Lutz. 1912.

Johannes Burchard (Burcardus), Elsässer von Geburt, seine Laufbahn als Jurist beginnend, landete bald, nach kurzem Kanonikat an der Thomaskirche zu Straßburg, in Rom, wo er unter vier Päpsten als Zeremonienmeister zu steigendem Ansehen gelangte. Von seinen Tagebüchern enthält die vorliegende Neuausgabe die Abschnitte, welche sich mit dem Pontifikat Alexanders VI. beschäftigen; daß sie interessant sind, braucht nicht gesagt zu werden. Burcardus verfügt zwar nicht über den eleganten Kanzleistil, der zu seiner Zeit an den italienischen Humanisten so hoch geschätzt wurde. Seine Schilderungen sind von trockener Sachlichkeit, gleichviel ob er über die päpstlichen Hofzeremonien, deren peinlich strenge Durchführung nicht bloß sein Amt, sondern auch seine höchste Freude war, ob er über das in Gegenwart des Papstes vollzogene Beilager des Goffredo Borgia mit Sancia von Aragonien, ob er über die zahllosen Fälle von Verbrechen, Giftmorden, Vergewaltigungen aller Art, oder über das berühmte Courtisanenfest, das Alexander VI. im Vatikan hielt, und dem u. a. Lucrezia Borgia beiwohnte, berichtet. Aber seine Nüchternheit wirkt beinahe witzig, wenn er z. B. die Vergiftung des türkischen Prinzen Dschem folgendermaßen erzählt: „Mittwoch, 25. Februar, starb Dschem .... infolge eines Tranks oder einer Speise, die seiner Natur nicht angemessen und die er nicht gewohnt war.“ Gift war das tägliche Gebrauchsmittel, das die Borgia anwandten, um lästige Leute los zu werden. In dieser Sphäre von Blut, Gier, Meuchelmord, Simonie und

Wollust bildet die barocke Etikettepedanterie des Burcardus eine seltsame Erscheinung, und man glaubt manchmal den leisen Spott zu merken, mit dem man im Vatikan die Tyranneien des Zeremonienmeisters ertrug. Am lustigsten ist die Szene, wo Karl VIII. (S. 165) den armen Burcardus bei jeder neuen Zeremonie mit seinem ungeduldigen: „Pur que?“ zur Verzweiflung bringt. Aber Burcardus mußte ertragen werden. Er war eine Unentbehrlichkeit, denn er kannte alle Zeremonien, die schwierigsten Rangordnungen, alle vorgeschriebenen Handreichungen, Gebote, Gesänge, Begrüßungsformeln, Reihenfolge und Farbenwahl der Kostüme, kurz alles, bis auf Jahrhunderte zurück auswendig. Er war ein Lexikon der Etikette und wehe, wenn man seine Vorschriften nicht beachtete! „Nicht richtig!“ „entgegen meiner Anordnung,“ „ganz und gar verkehrt“ sind häufige Kritiken, die er sich selbst über die Handlungen des Papstes gestattet. Aber nur in Zeremoniellfragen! Was außer deren Bereich liegt, registriert er ohne jede persönliche Bemerkung. Und mit einem Frösteln lesen wir das letzte Kapitel, das vom toten Papst. Burcard und seine Kollegen bekleiden den Papst. Sie stopfen ihm einen alten Teppich unter den Kopf. Dann gehen sie alle fort. Eine ganze Nacht liegt der Tote allein. Am nächsten Tage tragen sie ihn in die Kirche. Die Soldaten der Palastwache raufen sich um die Trauerfackeln. Es kommt zu einem Kampf zwischen Soldaten und Klerus, während in den vatikanischen Zimmern die Dienerschaft plündert. Endlich kommen die Zimmermeister mit dem Sarg. Sie haben ihn zu kurz gemacht und stoßen die Leiche mit den Fäusten hinein. Im Dunkeln schleppen sie ihn fort. Niemand gibt dem großen Borgia das Geleit .... Und Burcardus erzählt das gleichgültig, so nebenher. Gesandtenempfänge, Feste und ihre Vorbereitungen waren ihm ungleich wichtiger.

βλ. **Carteggio di Alessandro Manzoni.** Di Giovanni Sforza e Giuseppe Gallavresi. Vol. I. Milano. Hoepli. 1912.

Dieser Band IV der Werke Alessandro Manzonis ist der erste seines Briefwechsels, den die Herausgeber mit unendlichem Fleiß hergestellt haben und, wenn vollendet, auf drei Bände berechnen. Der vorliegende umfaßt, von 1803 bis 1821, des Dichters Jugendzeit, seine Verheiratung, seine Rückkehr zum christkatholischen Glauben und das Erscheinen seiner Erstlingswerke. Von diesen 285 Briefen ist etwa die Hälfte von Manzoni; die andere Hälfte, von Freunden und Familienangehörigen, ist nicht immer an ihn selbst gerichtet. Viele und zwar gerade die wichtigsten Briefe Manzonis sind längst bekannt gewesen. Die erschöpfenden biographischen und literarischen Nachweise, die diese Korrespondenz begleiten, sind mustergültig zu nennen, und dasselbe Lob gebührt dem Index, den Schlußnoten und den zwölf Illustrationen der hervorragendsten Persönlichkeiten, die den Freundeskreis Manzonis bildeten. Eine gebührende Wertung des Gebotenen wird erst nach Abschluß dieser Briefsammlung erfolgen können. Hier müssen wir uns darauf beschränken, einige charakteristische Merkmale derselben flüchtig zu berühren. Claude Fauriel und sein Kreis von Freidenkern zu Auteuil „umgaben den jungen Manzoni. Nach dem Übertritt seiner calvinischen Gattin zum Katholizismus vollzog sich der seinige unter dem Einfluß ganz hervorragender, jansenistisch gesinnter und von ihrem strengen Lebensideal durchdrungener Theologen und Priester. Die Gedankenwelt Pascals blieb zeitlebens auch die Manzonis; sein berühmter Brief an Kanonikus Tosi vom April 1820 gibt Zeugnis von seinen religiösen Anschauungen, die an Innigkeit und Ernst gewannen, aber nie mehr wechselten. Die Freundschaft mit Fauriel überlebte den Wechsel der Gesinnung, und der briefliche Austausch zwischen beiden gehört zum Wertvollsten der vorliegenden Sammlung. Dann, 1821, tritt Goethe auf, dem schon Manzonis Drama „Carmagnola“ Bewunderung entriß und der zu Cousin, von ihm sprechend, meinte: „C'est un Catholique naïf et vertueux.“ Er war auch der bescheidenste der Menschen und dachte gering von sich und seinem Werk, auch nachdem es ihm Weltruf gebracht hatte. Es gehört zur Kenntnis der Zeiten, die er unter Metternichs Regime in der Lombardei erdulden mußte, daß das Gedicht „Il cinque Maggio“ die Zensur nicht passierte. Aus den gleichen Gründen ist in dieser ganzen Korrespondenz von Politik kaum die Rede.

qs. **Uhlands Briefwechsel.** Im Auftrag des Schwäbischen Schiller-Vereins herausgegeben von Julius Hartmann. Zweiter Teil: 1816–1833. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger 1912. (Veröffentlichungen des Schwäbischen Schiller-Vereins, Band V.)

Dem ersten Bande folgt pünktlich nach Jahresfrist der zweite und damit ist die Hälfte der ganzen Ausgabe vollendet. Auch hier ist sehr viel Neues zu finden. Von den über achthundert Nummern ist mehr als die Hälfte ganz neu, anderes ist vollständiger gegeben als in früheren Veröffentlichungen. Die Hauptsache ist aber, daß wir nun die Korrespondenz Uhlands vollständig bekommen, und zwar aus der Hand des kundigsten Mannes. Der Reichtum der Nachweise, die in den Anmerkungen ausgebreitet sind, ist wieder staunenswert. Die Briefe selbst zeigen nicht mehr den jugendlichen Dichter; abgesehen von einzelnen Gedichten und dem größeren Erntesegen von 1829 und noch mehr 1834 ist der Lyriker verstummt; nur die beiden vollendeten Dramen fallen in den Anfang der Zeit. Um so stärker tritt der Politiker und Abgeordnete Uhland hervor, später noch mehr der Forscher und zuletzt in den kurzen Jahren der akademischen Tätigkeit beide zusammen. So nehmen

unter andern die Briefe von und an Laßberg einen breiten Raum ein, ebenso die gelegentlichen Korrespondenzen mit andern Forschern und Dichtern; es mögen Maßmann, Gräter, Halling, Schöll, J. Bekker, Ferd. Wolf, Aufseß, Stälin, Orelli, Simrock, David Heß genannt sein oder Fouqué, Tieck, Auersperg, Stieglitz, H. Laube, Hebbel, Lohbauer, K. E. Ebert. Unter den schwäbischen Dichterfreunden tritt Kerner etwas in den Hintergrund, zeigt sich gerne mißtrauisch, empfindlich und doch leicht wieder versöhnt; um so harmonischer zeigen sich die Beziehungen zu Mayer und zu Schwab. Ein rührendes Zeugnis für Uhlands Persönlichkeit gleichwie für die Elemente, aus deren Vereinigung sie erwachsen ist, sind die Beziehungen zu den Eltern, und auch das Verhältnis zu seiner Frau, gewiß nie ausgesprochen leidenschaftlich, aber von nachhaltiger Wärme, tritt in lebendigeres Licht als früher. Über die Wahlkämpfe, über Uhlands schon 1827 geplante, 1829 verwirklichte Berufung auf den Tübinger Lehrstuhl erfährt man Genaueres; ebenso über seine früheren vergeblichen Versuche, die unbefriedigende Advokatentätigkeit mit einer andern zu vertauschen. Von Interesse ist auch, was Uhland über die von ihm und Schwab veranstaltete erste Ausgabe von Hölderlins Gedichten sagt; wie für das Gedächtnis dieses Lebendig-Gestorbenen, hat Uhland auch für diesen und jenen anderen Dichter im stillen gesorgt. Dem Herausgeber ist das Material von allen möglichen Seiten her zugekommen, und er hat sich's nicht verdrießen lassen, allenthalben anzuklopfen. Von reichlicher fließenden Quellen mag außer dem unerschöpflichen Marbacher Schillermuseum besonders das Archiv des Cottaschen Verlags genannt sein. Die Mitteilungen daraus zeugen von einem Verhältnis zwischen Dichter und Verleger, das kaum erfreulicher und für beide Teile ehrender sein könnte. Die Briefe Anderer an Uhland, zu denen in den Anmerkungen noch manche sehr willkommene Äußerungen Dritter kommen, sind bald ausführlicher, bald kürzer gegeben, je nachdem sie ganz neu oder bereits veröffentlicht waren; unter den ersteren mögen namentlich die ausführlichen und von warmer Freundschaft diktierten Briefe Varnhagens genannt sein.

ρσ. **Die Liebe der Günderode.** Friedrich Creuzers Briefe an Caroline v. Günderode. Herausgegeben und eingeleitet von Karl Preisendanz. Mit 2 Lichtdruckporträts und 2 Faksimiles. München, R. Piper & Co. 1912.

Der Dichterin Caroline v. Günderode ist, wie den übrigen Heidelberger Romantikern, zu denen man sie zählen darf, seit zwanzig Jahren eine erhebliche literarische Arbeit zugewandt worden, die sich leider nicht immer durch wissenschaftliche Reinheit auszeichnet. Immer neuen Anreiz hat ihre poetische und menschliche Verbindung mit dem Heidelberger Philologen Friedrich Creuzer ausgeübt, die über zwei Jahre währte und ihr den Anlaß zu ihrem freiwilligen Tode gab. Ihre Briefe an Creuzer sind, mit geringer Ausnahme, verloren; seine Briefe an sie dagegen, bis auf eine bestimmte Anzahl, erhalten. Creuzer hatte sie seinem Freunde und Vetter Leonhard Creuzer überlassen; von diesem kamen sie an seinen Enkel, Professor Grebe in Kassel; er überließ sie Professor Stoll in Kassel, der sie an die Universitätsbibliothek in Heidelberg weiter gab, in deren Handschriftenbestände sie nun einverleibt sind. Erwin Rohde schrieb 1896 ein Buch darüber, mit Auswahlen aus den Briefen; die Französin Geneviève Bianquis gab in einem umfänglichen Bande 1910 eine Gesamtausgabe der Briefe. Man durfte damals glauben, daß die Briefangelegenheit damit erledigt sei. Aber ein Heidelberger jüngerer Gelehrter, Dr. Karl Preisendanz, wies an der Hand der Originale in der Beilage der „Heidelberger Zeitung" vom Juli 1911 zu allgemeinem Erstaunen nach, daß sehr starke Irrtümer der Lesung und Anordnung in Bianquis' Buche enthalten seien, die ihm so unerträglich schienen, daß er sich selbst zu einer neuen Ausgabe entschloß. Es ist dem neuen Buche in jedem Betracht wissenschaftliche und liebevolle Sorgsamkeit nachzurühmen. Diese Ausgabe wird von nun an die entscheidende sein, an die man sich zu wenden hat, und aus deren Materialien sich jeder nach Lebensalter und Erfahrung seine Ansicht von der unseligen Liebe Creuzers und der Günderode bilden mag. Jugendliche Sympathie wird gern auf die Seite der Günderode neigen; ältere Jahre werden doch aber auch das Schwergewicht der äußeren Umstände anerkennen, denen sich Creuzer schließlich beugte. Sehr willkommen ist die Beigabe des wohl etwas sehr stilisierten Bildnisses von Creuzer und des wenig bekannten zart-graziösen Profils der Günderode, bei dem man freilich gern wüßte, ob der anscheinend nicht fehlerfreie Übergang von der Nase zur Oberlippe schon im Original vorhanden, oder erst durch die Reproduktion entstanden ist.

β. **Baedekers Südbayern, Tirol, Salzburg usw.** Leipzig, K. Baedeker. 1912.

Der treue Führer unzähliger Erholung suchender Reisenden versagt auch in dieser neuen Auflage nicht. Das Mögliche ist erreicht; gegen das Unmögliche, im wechselnden Flug der Besitzer von Gasthöfen ganz genaue Angaben über Preise und Unterkunft zu geben, verwahrt sich der Herausgeber mit Recht. Der Tourist muß selbst zusehen und sich die Mühe nicht verdrießen lassen, die Angaben des Reisebuches zu kontrollieren und dem Verlag die gewonnenen Erfahrungen zugänglich zu machen. Eine Lücke scheinen uns die ungenügenden Notizen über die Postautomobile zu enthalten, deren Zahl und Frequenz sich im Laufe des Sommers bereits wieder vermehrt hat.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. September zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Algenstaedt. — Ums Land der Väter. Von Luise Algenstaedt. Berlin-Lichterfelde, Edwin Runge. 1912.

Aus Natur und Geisteswelt. Band 377: Der französische Roman und die Novelle. Ihre Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart. Von Otto Flake. Leipzig, B. G. Teubner. 1912.

Avila. — B.o Juan de Avila. Epistolario espiritual. Edición y notas de Don Vicente Garcia de Diego. Clásicos Castellanos. Madrid, ediciones de „La Lectura". 1912.

Berlin. Bericht über die Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin in den Verwaltungsjahren 1906 bis 1910. Herausgegeben vom Magistrat der Stadt Berlin. Mit Abbildungen, Plänen und graphischen Darstellungen. Erster und zweiter Band. Berlin, in Kommission bei Carl Heymanns Verlag. Druck von R. Boll, Berlin. 1912.

Berühmte Kunststätten. Band 56: Ulm. Von Josef Ludwig Fischer. Mit 130 Abbildungen. — Band 58: New York und Boston. Von Morton H. Bernath. Mit 143 Abbildungen. — Band 59: London. Von Otto von Schleinitz. Mit 205 Abbildungen. — Band 60: Passau. Von Wolfgang M. Schmid. Mit 126 Abbildungen. Leipzig, E. A. Seemann. 1912.

Blondel. — Les embarras de l'Allemagne. Par Georges Blondel. Paris, Librairie Plon. 1912.

Böhtlingk. — England und Deutschland oder der europäische Friede. Historisch-politische Abhandlung von Prof. Dr. Arthur Böhtlingk. Berlin, Putttkammer und Mühlbrecht 1912.

Braschowanoff. — Von Olympia nach Bayreuth. Eine Geisteesstadiodromie von Dr. Georg Braschowanoff. Zweiter Band. Leipzig, Xenien-Verlag. 1912.

Bulthaupt. — Literarische Vorträge. Von Heinrich Bulthaupt. Aus dem Nachlaß ausgewählt und durchgesehen von H. Kraeger. Oldenburg i. Gr., Schulzesche Hofbuchhandlung. 1912.

Das Erler Passionsbuch für 1912. Herausgegeben von der Spielleitung (Schriftsteller Anton Dörrer). Vierte, verbesserte Auflage. Innsbruck, Kommissionsverlag der Kinderfreund-Anstalt. O. J.

Davidsohn. Geschichte von Florenz. Von Robert Davidsohn. Dritter Band: Die letzten Kämpfe gegen die Reichsgewalt. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1912.

Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge. E. V. Bericht über ihre Tätigkeit im Jahre 1911. Berlin, Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Zillessen). O. J.

Die deutschen Lande in der Dichtung. 1. Band: Deutschland. Mit Zeichnungen von Walter Strich-Chapell und 7 Vollbildern. Hamburg-Großborstel, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 1912.

Farrère. — Das Geheimnis der Lebenden. Roman von Claude Farrère. Berechtigte Übersetzung aus dem Französischen von Olga Sigall. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten und Loening. 1912.

Fidler. — Vom Zuge der Menschheit. Erster Teil: Die logische Konstruktion des Hauptproblems der Metaphysik. Von Fritz Fidler. Hamburg, E. Erich Behrens. 1912.

Fränkel. — Deutsche Gedichte und Gedanken. Für die Angehörigen des deutschen Heeres und für unsere wehrhafte Jungmannschaft herausgegeben von Dr. Heinrich Fränkel. Mit einem Vorwort vom Generalfeldmarschall Colmar Freiherrn von der Goltz. Berlin, Verlagsanstalt und Druckerei „Teutonia", G. m. b. H.

Fränkel. — Deutsche Gedichte und Gedanken für die Angehörigen der Kaiserlichen Marine herausgegeben von Dr. Heinrich Fränkel. Berlin, „Teutonia".

Friedrich. — Der arme Fischer. Erzählung von Theodor Friedrich. Leipzig-Leutzsch, Gustav Abel. O. J.

Fuchs. — Das bürgerliche Zeitalter. Von Eduard Fuchs. Illustrierte Sittengeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Dritter Band. Lieferung 7—13. München, Albert Langen.

Fürst. — Das Reich der Kraft. Von Artur Fürst. Mit 85 Bildern und einem Anhang mit 16 Bildern: Die Poesie der Eisenbahn. Von Hans Baluschek. Charlottenburg, Vita. 1912.

Gaudy. — Lebenshöhen. Neue Balladen und Lieder. Von Alice Freiin v. Gaudy. Leipzig, Georg Wigand. O. J.

Gerhard. — Detlev von Liliencron. Von Hans Ferdinand Gerhard. Ratzeburg, Gerhard Schutelig. 1910.

Goethe. — Goethes Sämtliche Werke. Siebzehnter Band. München, Georg Müller. O. J.

Goldschmidt. — Seiende und Werdende Versuche von Victor Goldschmidt. Leipzig, Xenien-Verlag. 1912.

Grundl. — Des Euripides Orestes. Übersetzt von Dr. P. Beda Grundl (Augsburg). (Sonderdruck aus der Festgabe für Professor Dr. Martin v. Schanz zur 70. Geburtstagsfeier.) Würzburg, Curt Kabitzsch. 1912.

Gugel. — Reichsviehseuchengesetz vom 26. Juni 1909 nebst den Ausführungsvorschriften des Bundesrats vom 7. Dezember 1911 usw. erläutert von Oberregierungsrat Dr. Hermann Gugel. Mannheim, J. Bensheimer. 1912.

Halbert. — Die Katastrophe unserer Kultur. Die hinterlassenen Memoiren eines modernen Menschen. Eingeleitet und herausgegeben von A. Halbert. Leipzig, Theodor Gerstenberg. 1912.

Hausbücherei der Deutschen Dichter Gedächtnis-Stiftung. Band 42: Die deutschen Lande in der Dichtung. Erster Band: Deutschland. Mit Zeichnungen von Walter Strich-Chapell und 7 Vollbildern. Hamburg-Großborstel, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 1912.

Hirschberg-Jura. — Die Erstlinge. Von Rudolf Hirschberg-Jura. Leipzig, Albert Bonnier. O. J.

Hoffmann. — E. T. A Hoffmanns Werke in fünfzehn Teilen. Auf Grund der Hempelschen Ausgabe neu herausgegeben mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Georg Ellinger. Berlin, Bong und Co. O. J.

Holzhausen. — Die Deutschen in Rußland 1812. Leben und Leiden auf der Moskauer Heerfahrt. Von Paul Holzhausen. Berlin, Morawe und Scheffelt. 1912.

Jaenicke. — Von Tilsit bis Leipzig (1807—1813) Von Hermann Jaenicke. Mit einem Bilde des Völkerschlachtdenkmals. Berlin, R. Eisenschmidt. 1913.

Ilg. — Die Brüder Moor. Eine Jugendgeschichte von Paul Ilg. Leipzig, Gideon Karl Sarasin. 1912.

Keller. — Die Handwerker im Volkshumor. Von Albrecht Keller. Leipzig, Wilhelm Heims. 1912.

Kern. — Nordgriechische Skizzen. Von Otto Kern. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1912

Kohl. — Der Weg durch die Nacht. Erzählung von Aage v. Kohl. Berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt Rütten und Loening. 1912.

Köhler. — 1813—14. Tagebuchblätter eines Feldgeistlichen des Dr. K. A. Köhler, Prediger der Brigade des Generalmajors v. Dobschütz. Herausgegeben von Jäkel, Kadettenhauspfarrer. Groß-Lichterfelde, Edwin Runge. 1912.

Kronprinz Wilhelm: Aus meinem Jagdtagebuch. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1912.

Krüger. — Zehn Jahre D. V. V. Bericht für die Jubiläumsversammlung des Deutschen Volkswirtschaftlichen Verbandes am 5.—6. Juni 1912. Im Auftrage des Vorstandes erstattet von Dr. Hermann Edwin Krüger, Verbands-Syndikus. Berlin, Verlag für Fachliteratur, G. m. b. H. 1912.

Kurze. — Deutsche Geschichte. II. Zeitalter der Reformation und der Religionskriege (1517—1648 Von Prof. Dr. F. Kurze. Zweite, verbesserte Auflage (Sammlung Göschen.) Berlin, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 1912.

Landsberger. — Lu, die Kokette. Berliner Roman von Artur Landsberger. Zweite Auflage. München, Georg Müller. 1912.

Linck. — Kreislaufvorgänge in der Erdgeschichte. Rede, gehalten zur Feier der akademischen Preisverteilung am 15. Juni 1912. Von Prof. Dr Gottlob Linck Jena, Gustav Fischer. 1912.

Lindenberg. — Das neue Bulgarien. 1887—1912 Studien und Streifzüge von Paul Lindenberg. Mit 60 Abbildungen. Berlin, Ferdinand Dümmler 1912.

Loosli. — Ist die Schweiz regenerationsbedürftig? Von A. Loosli. Selbstverlag. O. J.

Men. — Neue Gedichte von Josefa Metz. Berlin, Wilhelm Borngräber. O. J.

Müller. — Das Recht in Goethes Faust Juristische Streifzüge durch das Land der Dichtung. Von

Georg Müller, Oberlandesgerichtsrat in Naumburg a. S. Berlin, Carl Heymanns Verlag. 1912.

Oppenheimer. — Die soziale Frage und der Sozialismus. Eine kritische Auseinandersetzung mit der Marxistischen Theorie. Von Dr. med. et phil. Franz Oppenheimer. Jena, Gustav Fischer. 1912.

Paquet. — Li oder im neuen Osten. Von Alfons Paquet. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten und Loening. 1912.

Pauls. — Kai Friedrich. Es ist eine Lust zu leben. Roman von Eilhard Erich Pauls. Hamburg, Gustav Schloeßmanns Verlag (Gustav Fick). O. J.

Philippi. — Der Begriff der Renaissance. Daten zu seiner Geschichte. Von Adolf Philippi. Mit 24 Bildertafeln. Leipzig, E. A. Seemann. 1912.

La philosophie allemande au XIXe siècle. Par Ch. Andler, V. Basch, J. Benrubi, C. Bouglé, V. Delbos, G. Dwelshauvers, B. Groethuysen, H. Norero. Paris, Félix Alcan. 1912.

Reik. — Flaubert und seine „Versuchung des heiligen Antonius". Ein Beitrag zur Künstlerpsychologie von Dr. Theodor Reik. Mit einer Vorrede von Alfred Kerr. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Report of the commissioner of education for the year ended June 30, 1911. Volume II. Washington, Government printing office. 1912.

de Rivas. — Romances, de duque de Rivas. II. Clásicos Castellanos. Madrid, Ediciones de „La Lectura". 1912.

Rosenthal. — Die Liebe. Ihr Wesen und ihr Wert. Von Dr. Max Rosenthal. Breslau, Preuß und Jünger. 1912.

Rosenthal. — Mutterschutz und Sexualreform. Referate und Leitsätze des I Internationalen Kongresses für Mutterschutz und Sexualreform in Dresden 28. bis 30. September 1911. Nebst einer Einführung und einem Anhang im Auftrage des Vorstandes des Deutschen Bundes für Mutterschutz herausgegeben von Dr. Max Rosenthal. Breslau, Preuß und Jünger. 1912.

Rousseau. — Jean-Jacques Rousseau. Leçons faites à l'école des hautes études sociales. Par F. Baldensperger, G. Beaulavon, J. Benrubi, C. Bouglé, A. Cahen, V. Delbos, G. Dwelshauvers, G. Gastinel, D Mornet, D. Parodi, F. Vial. Paris, Félix Alcan. 1912.

Sammlung Göschen. Nr. 617: Die deutsche Stadt und ihre Verwaltung. Eine Einführung in die Kommunalpolitik der Gegenwart. In Verbindung mit Baurat Carl Geusen, Oberbürgermeister Dr. Ernst Scholz, Prof. Dr. Lyon, Med.-Rat Dr. Franz Schrakamp herausgegeben von Dr. Otto Most. Band I. Berlin, G. J. Göschen. 1912.

Schalk. — Die moderne Theosophie. Eine Gefahr für unser Geistesleben. Von Dr. Kuno v. d. Schalk. Leipzig, Wilhelm Heims. 1912.

Schirokauer. — Lassalle. Ein Leben für Freiheit und Liebe. Geschichtlicher Roman von Alfred Schirokauer. 1.—5. Tausend. Berlin, Richard Bong. O. J.

Schüler. — Der Brasilianer. Roman von Carl Schüler. Leipzig, Albert Bonnier. O. J.

Stockhausen. — Feierklänge. Von Fanny Stockhausen. Neue Auflage. Berlin, Schriftenvertriebsanstalt. O. J.

Strobl. — Die Streiche der schlimmen Paulette oder Die Insel der Enttäuschung. Ein Roman in Weiß und Blau von Karl Hans Strobl. Berlin, Ullstein und Co. 1912.

Thorsch. — Soziale Entwicklung und Umbildung der Volkswirtschaft. Von Dr. Berthold Thorsch. Dresden, Carl Reißner. 1912.

Tolstoi. — Das Licht leuchtet in der Finsternis. Drama von Leo Nikolajewitsch Tolstoi. Aus dem Russischen übertragen und eingeleitet von Adolf Heß. Universal-Bibliothek Nr. 5434. Leipzig, Philipp Reclam jun. O. J.

Veith. — Cäsar. Von G. Veith, k. u. k. Hauptmann. Mit einem Porträt und einer Kartenbeilage. Leipzig, Quelle und Meyer. 1912.

Voigt. — Goethe und Ilmenau. Unter Benutzung zahlreichen unveröffentlichten Materials dargestellt von Julius Voigt. Mit 7 Handzeichnungen Goethes, 1 Karte, 1 Faksimile und 22 Bildbeigaben. Leipzig, Xenien-Verlag. 1912.

Volksbote. Ein gemeinnütziger Volkskalender auf das Jahr 1913. 76. Jahrgang. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. 1913.

Von Schönheit und Freude. Eine Anthologie. Leipzig, Fritz Eckardt. 1912.

Voß. — Vergasyl. Eine Berchtesgadener Erzählung von Richard Voß. Stuttgart, Adolf Bonz und Co. 1912.

Vulliod. — Pierre Rosegger. L'homme et l'œuvre. Par A. Vulliod. Paris, Félix Alcan. 1912.

Wagner. — Sieg der Dummheit und andere Geschichten. Von Hermann Wagner. München, Albert Langen. O. J.

Wanderer. — Glück. Eine Begleiterscheinung des Wachsens. Fünf philosophische Gespräche von Robert Wanderer. München, Ernst Reinhardt. 1912.

Warneck. — Der Morgen graut. Drama in vier Akten. Von Eugen Warneck. Hannover-Döhren, Oskar Franz Kaiser. 1912.

Weiß. — Die Zukunft der Menschheit. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. Von Dr. Berthold Weiß. Leipzig, W. Härtel und Co. O. J.

Wengraf. — Spielzeug. Geschichten von Richard Wengraf. Fünfte Auflage. Wien, Hugo Heller und Cie. 1912.

Werminghoff. — Der deutsche Orden und die Stände in Preußen bis zum Zweiten Thorner Frieden im Jahre 1466. Von Albert Werminghoff. Pfingstblätter des Hansischen Geschichtsvereins. Blatt VIII. München, Duncker und Humblot. 1912.

Wichert. — Die Schwestern. Von Ernst Wichert. Mit einer Einleitung von Dr. Ernst Schultze, einem Bilde Ernst Wicherts, drei Vollbildern und vier Halbbildern von Fritz Cohrs. Hamburg-Großborstel, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 1911.

Widmann. — Buddha. Epische Dichtung in zwanzig Gesängen. Von Josef Viktor Widmann. Zweite Auflage. Mit einer Einleitung von Ferdinand Vetter. Bern, A. Francke. 1912

Wilbois. — Devoir et Durée. Essai de morale sociale. Par J. Wilbois Paris, Félix Alcan. 1912.

Wilbrandt. — Der Mitschuldige. Von Adolf Wilbrandt. Mit Bildern von Erich Wilke. Hamburg-Großborstel, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 1911.

Windthorst. — Lebenserfahrungen eines Idealisten. Von Eduard Windthorst. Bonn, Carl Georgi. 1912.

Winkler. — Die soziale Lage der deutschen Hochschulstudentenschaft Prags. Unter besonderer Berücksichtigung ihrer Wohnungsverhältnisse. Von Dr. Wilhelm Winkler. Mit einem Vorwort von Hofrat Prof. Dr. Heinrich Rauchberg. Wien, F. Tempsky. 1912.

Wirth. — Geschichte der Türken. Von Dr. Albrecht Wirth. Mit zahlreichen Abbildungen auf Tafeln und im Text, sowie drei Übersichtskarten. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. 1912.

Die Witzbüchse der Münchener „Jugend". Eine Sammlung von Witzen und wahren Geschichtchen aus verschiedenen Jahrgängen der „Jugend". 11. bis 15. Tausend. München, Verlag der „Jugend". 1912.

Wolfgang. — Hexentanz und andere Geschichten. Von Bruno Wolfgang. München, Albert Langen. O. J.

Wunder. — Drahtlose Telegraphie. Von L. Wunder. Mit 11 Abbildungen. Leipzig, Theod. Thomas. O. J.

Wyneken. — Leitfaden der Rhythmik für den Unterricht und Selbstunterricht in der künstlerischen Komposition. Von K. Wyneken. Mit 23 Figuren im Text und einer Tabelle. Berlin, Otto Baumgärtel. 1912.

Zahnbrecher. — Die Lebensversicherung. Von Dr. phil. et oec. publ. Frz. Xaver Zahnbrecher. Kempten und München, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. 1912.

Zlocisti. — Am Tor des Abends. Lieder vom Heimweg. Von Theodor Zlocisti. Berlin, Jüdischer Verlag. O. J.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Piererʼsche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Die Rechnung des Josef Infanger.

Erzählung

von

Ernst Zahn.

(Schluß.)

VIII.

Einige Tage lang war gleich einem Atemanhalten eine Stille im Hause. Aber mit gutem Willen suchten alle nach und nach wieder den gewohnten Verkehr miteinander. Dann bekam ihr Leben wieder den Alltagston. Hagar arbeitete für zwei. Sie ersetzte ihren Mann, wo seine körperlichen Gebrechen ihn hinderten, den ihm zufallenden Pflichten nachzukommen, und vertrat Infanger selbst, wenn immer ihr dazu Gelegenheit wurde.

Aber aus jenem ersten Unfrieden schoß doch ein Unkräutlein auf, das sie erst wuchern sahen, als sie es nicht mehr ausrotten konnten. Sie trauten einander nicht mehr ganz, Infanger der Schwiegertochter nicht, Hagar nicht ihrem Mann, und dieser trug immer eine heimliche Sorge mit sich herum, daß irgendwo Hagars Gewalttätigkeit wieder zum Vorschein komme. Es waren unbestimmte Gefühle, Fremdbarkeiten, die zwischen ihnen wucherten, Dinge, die aus nichts sich nährten.

Dennoch vergingen abermals ein paar Jahre in leidlichem Frieden. Infangers Geldkasten füllte sich. Sie kamen alle vorwärts; denn in dem einen trafen sie zusammen, daß sie Freude an Besitz und Vorwärtskommen hatten. Es gab Zeiten, in denen Gottlieb die Gepflogenheit Hagars, überall zu sein und zu meistern, in den Gärten, an den Fischkästen, in den Ställen und beim Holz, unbewußt als Eingriff in ihm gehörende Rechte empfand. Aber er sprach nicht darüber. Es fiel nur ein wenig mehr Saat in das Wucherfeld Unzufriedenheit, das in seinem Innern war. Auch die zwei ganz Stillen und Ungültigen, Frau Grite und Madlein, gingen durch diese Jahre. Madlein schoß in die Höhe, bis sie selbst neben der starken Frau Hagar nicht klein war. Dann rundeten sich ihre Glieder, und ihr Haar wurde dunkler. Sie war groß, frisch und anmutig, und sie hatte etwas Leises, Gelassenes, fast Kühles, das einen merkwürdigen Gegensatz zu Hagars herrischem, oft lautem und immer raschem Wesen bildete. Frau Grites Kopf wurde noch kleiner und bleicher, ihr Körper noch plumper und unbeholfener.

Der Arzt sagte, sie litte an Wassersucht, und erlöste sie hier und da von übeln Beschwerden, die immer wieder und in immer kürzerer Frist zurückkehrten.

Eines Herbsttages war der Viehhändler Jacopo Bernasconi wieder im Ort. Er stammte irgendwo aus dem Tessin, aber er war lange in der Urschweiz ansässig und hatte eine Deutsch-Schweizerin zur Frau gehabt. Seit zwei Jahren war er Witwer. Seit er damals in Infangers Abwesenheit von Hagar den Stier gekauft, kam er regelmäßig nach Winkel. Infanger war ihm, vielleicht aus Groll über jenen Handel, anfänglich mit Mißtrauen begegnet, aber Bernasconi verstand sein Geschäft und verschaffte sich Einfluß. Infanger merkte auf den Märkten, daß der Vorteil und der gute Ruf mit dem Welschen war, und da er selber nicht gern mehr nach den ferneren Marktplätzen fuhr, tat er sich allmählich mit Bernasconi für manchen Handel zusammen. So kam es, daß dieser oft in seinem Hause wie im Dorfe ein- und ausging. —

Infanger und Bernasconi standen an jenem Tage miteinander vor dem Bitzigaden, einem von Infangers Ställen, der am südlichen Dorfende lag. Bernasconi hatte am Abend vorher Welschvieh über den See gebracht, das sie in diesem Stall zum Verhandeln bereit stellten. Jacopo führte Haupt um Haupt aus dem Stalle und dem Bauern vor. Eben brachte er einen großen weißen Schlachtochsen mit mächtigen Hörnern und stand neben ihm, den Arm, in dessen Hand der Strick lag, über den Hals des Tieres geworfen.

„Man muß derlei Ware unsern Landmetzgern zeigen," meinte er und wartete ab, bis Infanger sorgfältig das Tier betrachtet und betastet hatte. Bernasconi war bei weitem der stattlichere, auch der jüngere Mann als der Bauer. Ein roter Bart fiel ihm auf die Brust. Sein Haar war blond und kraus, und der runde Hut saß ihm etwas ins Genick geschoben, so daß die weiße Stirn frei blieb, und ein leiser Anflug von Leichtmut in seinem Äußeren war.

„Ein gutes Stück," sagte Infanger, mit seiner Musterung zu Ende.

In diesem Augenblick kam Hagar die Dorfgasse daher.

Bernasconi sah sie nicht.

„Derlei Ware wird immer seltener und teuerer," fuhr Infanger fort. Sein Gesicht war merkwürdig anzusehen, wenn der unscheinbare Mann so bei seinen Geschäften war. In den schmalen, spähenden Augen und den dünnen, geschlossenen Lippen lag immer ein Ausdruck, wie wenn er mehr wüßte, als er sagte. Es wußte einer nie recht, wie weit er den Josef Infanger hatte. „Große Sprünge werden wir mit dem Handel nicht machen," schloß er. „Die Beförderungskosten sind zu hoch und unsere Leute hier zu Lande zu schlau und zu knapp."

Bernasconi wollte entgegnen.

Da bog Hagar an ihm vorbei auf Infanger zu.

Der Welsche tat einen Ruck und zog den Hut wie vor einer Königin.

Sie nickte ihm nur zu und wendete sich, als ginge er sie nichts weiter an, zu dem Schwiegervater.

„Es ist einer da wegen Tannenholz, einer von Stanz," berichtete sie. „Wollt Ihr herüberkommen?" Und sie erklärte mit leiserer, nur für Infanger

gemeinter Stimme einige Einzelheiten des Holzgeschäftes, um dessentwillen sie ihn rief.

„Ich komme," sagte der Bauer. Dann lud er Bernasconi ein, mitzugehen.

Nun verlangte die Höflichkeit, daß Hagar den Händler grüßte. Sie gaben einander die Hand. Und als sie so voreinander standen, waren sie ein so ragendes, starkes Paar, daß sie unwillkürlich selber darauf aufmerksam wurden und es belustigt empfanden, von wie ebenbürtigem Wuchse sie waren. Gemeinsam machten sie sich auf den Heimweg. Hagar schritt in der Mitte, und während Infanger schwieg, gab Jacopo mit welscher Gewandtheit sich Mühe, eine Unterhaltung in Gang zu bringen. Er sprach geläufig Deutsch, nur manchmal hatte eines seiner Worte einen fremden Anklang; aber das hörte sich gut, fast melodisch an.

„Das erste Mal, als ich Euch sah, haben w i r miteinander geschäftet," begann er.

Hagar nickte.

„Damals habe ich die Verkäuferin mehr ansehen müssen, als die Ware," fuhr der Welsche mit plumper Schmeichelei weiter, und zu Infanger sich wendend, meinte er: „Ihr habt eine Schwiegertochter, die Ihr zeigen dürft."

Der Bauer lächelte, ein sparsames, spöttisches Lächeln.

Bernasconi stutzte. War da etwas nicht richtig zwischen den Leuten?

Dann wendete sich das Gespräch Alltagsdingen zu, und sie erreichten bald das Haus.

Infanger beschäftigte sich mit dem Holzkäufer. Hagar führte Bernasconi in die Wohnstube und setzte ihm zu trinken vor. Frau Grite war da, und der Welsche sprach mit ihr. Aber Hagar, während sie ab und zu ging, bemerkte, daß seine Blicke ihr heimlich folgten und an ihr hingen. Sie verwunderte sich und trug es eine Weile in Gedanken. Dann vergaß sie es wieder.

Am nächsten Tage hatte Frau Grite einen schweren Anfall ihrer Krankheit, so daß sie sich zu Bett legen mußte. Es wurde ein Krankenlager, von dem sie nicht mehr aufstand. Sie litt nicht. Nur die Atemnot machte ihr manchmal zu schaffen, und dann gesellte sich ein Leiden hinzu, das nicht körperlich war und von dem die verschwiegene Frau nicht sprach. Vielleicht war es Ahnung, vielleicht krankhaftes Schwarzsehen. Es lag nur in den Blicken, welche denen, die zu ihr ins Zimmer kamen, unabläßig folgten, wenn sie das unbemerkt tun konnten. Wenn in den guten Augen etwas wie Haß sein konnte, so war es darin, wenn sie auf Hagar fielen, und wenn Gottlieb ins Zimmer humpelte, so bekamen dieselben Augen einen Ausdruck von Kummer und Angst und Unruhe. Und wenn der Sohn wieder hinausging, waren sie immer voll Tränen.

Madlein pflegte die Kranke. Diese wollte niemand anders um sich haben. Hagar machte ein paar Versuche, ihr den und den Gefallen zu tun; dann merkte sie aus Nichtigkeiten, zu denen es keine Worte braucht, die sich

aus Bewegungen und Mienen, selbst aus sorgfältig gehüteten, erraten lassen, daß sie nicht willkommen war. Nun betrat sie die Krankenstube nur noch selten.

Hagar strotzte aber so von Kraft und Gesundheit, daß die gewöhnliche Arbeit nicht genügte, um den Überschuß an Tätigkeitsdrang aufzuzehren. So klein nun der Anlaß war, so gab der Umstand, daß sie von der Pflege der Kranken ausgeschlossen blieb, ihr allmählich den Gedanken ein, es werde ihr überhaupt manches weggenommen, was sie selbst zu tun vermöchte. Sie begann eifersüchtiger darüber zu wachen, daß ihr kein bisheriges Recht entzogen werde. Dabei kam sie nach und nach zu dem Eindruck, daß ihr Schwiegervater eigentlich für sein Alter noch vielzuviel selber besorge und den Jungen nichts überlasse, und daß anderseits Gottlieb, ihr Mann, mehr und mehr sich mancher Dinge anzunehmen begann, die man von ihm nicht erwartet hatte. Sie wußte, daß sie ihm das nicht verdenken sollte und es ihm früher nicht verdacht hatte, und verdachte es ihm nun doch. Es war wie gegen eine Abmachung. Sie war ins Haus gekommen, damit frisches Blut hereinkomme! So hatte Infanger gesagt. Frisches Blut! Ja, und junges Blut! Hagar zog jäh die Stirn in Falten, wenn der Gedanke ihr kam. Ihre Unbefriedigtheit wuchs.

Wer aber seine Umwelt mit unzufriedenen Augen ansieht, der entdeckt bald mehr und mehr Schäden.

Zuweilen blickte Hagar aus dem Kreise, in welchem sie stand, hinaus. Ihr früheres Leben tauchte wieder in ihrer Erinnerung auf. Manchmal regte sich etwas wie Anhänglichkeit an die alten Stuben, in welchen sie mit dem Vater gewohnt hatte. Hier und da ging sie hinüber. Ihr Vater war erstaunt, wenn sie kam. Er sah keinen rechten Grund für ihr Kommen. Nach seiner plump zudringlichen Art forschte er sie über alle möglichen Vorgänge im Infangerschen Haushalt aus. Sie war wortkarger als früher. Da warf er die Bemerkung hin: „Es scheint mir, daß nicht alles im Blei ist bei euch. Du stellst dich wohl mit deiner Verwandtschaft nicht zum besten?"

Aber auch darauf antwortete sie nicht, sondern ließ eine Stille eintreten und brachte dann auf einmal die Rede auf die Zeit, da die Mutter noch gelebt hatte und sie miteinander über See gewesen waren. Sie wußte den Vater zum Erzählen zu bringen. Einmal dabei, sprach er lebhaft, ein wenig prahlerisch, aber mit Begeisterung von den fremden Ländern und Leuten. Derweilen saß sie mit weit in den Tisch geschobenen Armen, einen Zug verlorenen Sinnens im Gesicht. Einmal sprach sie, die Augen groß und hungrig geöffnet, das sonderbare Wort: „Eigentlich haben wir besser da hinaus gepaßt als hier unter das zahme, geizige, kleinsinnige Volk."

Unter diesen Gesprächen spann sich zwischen Vater und Tochter eine gewisse, früher nie dagewesene Zusammengehörigkeit an. In gleichem Maße, wie diese zunahm, zerfiel der Bund zwischen Hagar und den Infangers. Und doch liebte sie Gottlieb. Vielleicht, wenn sie, deren Natur unbewußt nach etwas ihr Leben Ausfüllendem lechzte, die erwartete Gegenliebe gefunden hätte, wäre alles gut geworden. Allein Gottlieb in seiner eigenen Lauheit konnte je länger desto weniger das, was sie forderte, geben. Sie fanden sich

trotz ehrlichen Willens nie mehr recht zusammen, suchten einander und verfehlten einander doch immer wieder.

Oft entlief in dieser Zeit Hagar plötzlich dem Hause und der Arbeit. Sie kannte eine Stelle am Seeufer, wo sie allein war. Dorthin trug sie ihre innere Unruhe und Verwirrung. Es stand da ein alter, unbenutzter Gaden, der einen von Büschen überhangenen Kiesplatz gegen das Dorf hin verdeckte. Da saß sie, die Füße auf den weißen Steinen, an die der See heranspülte. Es kam ihr nicht auf das Wetter an. Wenn es still und schön war, so lag auch über ihrem Schlupfwinkel eine beruhigende Stille und Schönheit. Die Welle gluckste im Kies. See und Himmel schimmerten in blauem Glanze, und an dem Buschwerk über ihr bewegten sich unhörbar einzelne Blättchen. Manchmal kam darob eine Schwere in Hagars Glieder und eine Schläfrigkeit über ihr Denken, so daß sie in wohligem Vergessen eine Stunde verdämmerte. Immer aber endete diese in einem plötzlichen, schmerzlichen Erwachen. Sie erinnerte sich, daß sie heim mußte. Und der Gedanke war ihr zum Ekel. Warum mußte sie wieder heim? Weshalb ging sie nicht fort? Irgendwo hin! Da über den See hin, ins Unbekannte hinaus. Sie war nicht bange vor der Welt. Sie hatte ein paar Arme, auf die sie sich verlassen konnte. Und vor Arbeit hatte sie sich nie gefürchtet.

Wenn aber das Wetter grau, regnerisch oder stürmisch war, erwachte in ihr etwas Wildes, den entfesselten Wettergewalten Verwandtes. Ihr Zorn wuchs am Zorn des Sturmes. Rebellische Gedanken kamen. Warum war er — Gottlieb — so nüchtern, so — so — langsam von Gefühlen! Und weshalb trug die Schwiegermutter dies Duldergesicht zur Schau, als ob ihr das größte Unrecht geschehe? Und warum lauerte Infanger? Hatte er Verdacht, Angst? Und — und Madlein? Was brauchte die im Hause zu sein? Gewiß! Sie tat ihr nichts zuleide, wich ihr aus, mischte sich in nichts. Aber sie war da, da! Und in ihrem Dasein allein lag etwas wie eine Herausforderung!

Wenn der Regen strömte, ließ Hagar ihn strömen. Sie dachte nie, sich davor zu schützen. Wenn ihr Haar und Kleider schwer von Wasser hingen, fühlte sie mit heimlicher Wollust die Nässe und Unordentlichkeit. Aber der Sturm machte sie wie toll. Und der Sturm konnte wüten wie ein Heer unsichtbarer, barbarischer Streiter. Aus allen Tälern rund um den See schienen sie zu brechen. Aus den jagenden, schwarzen Wolken stürzten sie, und der See warf sie mit seinen schlagenden und spritzenden Wellen herauf. Sie jauchzten und pfiffen im Winde. Die Uferfelsen standen stirnartig gegen die Flut, und der See formte schwarze Wasserpeitschen und schlug sie klatschend gegen die Felsen. Hagar lachte, wenn sie auch ihr ins Gesicht schlugen. Sie griff mit den starken Armen in die Uferbüsche und hing sich da fest. Der Sturm kam und langte nach ihr, und der See kam und langte nach ihr. Der Sturm fiel ins Buschwerk und riß die Zweige auf und nieder; mit ihnen schwang und schwankte Hagars schwere, große Gestalt. Einmal krachte ein Ast, und es fehlte wenig, so wäre sie in den See gestürzt, aber sie lachte auch da. Sie hätte sich nicht gefürchtet, wenn sie hätte schwimmen müssen.

Manchmal, wenn das Wetter am wildesten war, lief sie an die Lände, riß einen Nachen von seiner Kette und fuhr in das Toben hinaus. Sie war so stark wie ein Mann, wenn sie ruderte.

IX.

An einem schönen, klaren, ruhigen Abend schloß Frau Grite die kummerhaften Augen. Ein Herzschlag ersparte ihr am Ende die letzten und schwersten Leiden. Als sie starb, war niemand bei ihr als Madlein und niemand sonst noch im Hause als Gottlieb, der wie immer drüben in der Schreibstube saß. So ruhig war Frau Grites Tod, daß Madlein, die am Fenster nähte, sie nicht sterben sah. Sie stichelte an einem weißen Wäschestück, und ihr brauner Kopf war über ihre Arbeit geneigt. Der Abend legte einen Schimmer von zu Weiß verblaßtem Gold auf ihren Scheitel und ihre Schultern, und dasselbe klare Licht floß weiter in die saubere Schlafkammer hinein, über den tannenen Boden an die gegenüberstehende Wand, an welcher ein bemalter Schrank seinen Platz hatte. Eine Ecke einer zur Rechten stehenden Kommode war im Licht, und durch die gehäkelte, schneeweiße Zierdecke schimmerte scharf das braune Holz. Weiß lag es auf dem unteren Ende des Bettes, in welchem Frau Grite sich streckte. Ihr Kopf aber ruhte mehr im Schatten, und es war vom Fenster aus nicht erkennbar, daß ihr kleines, wächsernes Gesicht sich veränderte.

Madlein trug ein grauschwarzes Kleid und eine schwarze Schürze vorgebunden.

„Möchtet Ihr etwas trinken, Mutter?" fragte sie jetzt, ohne aufzublicken.

Als ihr keine Antwort vom Bett her kam, hob sie gemach die ruhigen, blauen Augen und schaute hinüber. Sie nahm an, daß Frau Grite schlief, und nähte weiter. Nach einem Weilchen erst fiel ihr auf, daß sie den Atem der alten Frau nicht hörte, der sonst heftig und ruckweise gegangen war. Sie legte die Handarbeit beiseite und erhob sich, noch unerschreckt. Gelassen, mit leisen Schritten trat sie ans Bett.

Frau Grite lag mit geschlossenen Augen. Das beinerne Gelb des Gesichtes stach grell von der weißen, unterm Kinn zugebundenen Schlafhaube ab. Über der schmalen Stirn waren unendlich regelmäßig, schlicht und glatt zwei silberige Haarstreifen hingestrichen.

Madlein sah sie an, lauschte und beugte sich über sie. Sie erschrak jetzt. Unentschlossen, was sie tun solle, stand sie einen Augenblick. Dann ging sie, Gottlieb zu rufen. Aber selbst jetzt noch war ein kühles Gleichmaß und eine stille Fassung in ihrem Wesen.

Gottlieb humpelte mit klopfenden Krücken neben ihr durch den Flur.

„Ich glaube, sie ist gestorben," sagte Madlein.

Er war bleich. Bis sie miteinander am Bett standen, sprach er nicht. Dort sah er auf die Mutter nieder, legte die Hand auf ihre Stirn, und plötzlich schluchzte er. Die Erkenntnis einer Last von Unglück überkam den weichen Mann. Er hatte sich bisher nicht eigentlich Rechenschaft über den Inhalt seines Lebens gegeben. Er war kein Grübler und lebte ein wenig in den

Tag hinein, aber das hatte er immer gefühlt, daß Frau Grite ihm allezeit die treueste Sorge und Lebensfreundschaft bewiesen. Und so erkannte er in diesem Augenblick nicht nur, daß er den besten und aus Liebe klarsichtigsten Kameraden verloren, sondern erinnerte sich auch, wie viel die Tote heimlich um ihn sich gesorgt hatte. Und nun gestand er sich auch erst, daß dieser Kummer eine Berechtigung gehabt. Im Augenblick des einen großen Verlustes sah er plötzlich allerlei Lücken in seinem Glück.

„Du mußt es nicht so schwer nehmen, Gotti," flüsterte da Madlein neben ihm. So hatte sie ihn immer als Kind genannt.

Er richtete sich auf und trocknete die Augen. „Sie ist eine gute Mutter gewesen," sagte er mit zuckenden Lippen.

„Wir wollen es ihr gönnen, daß sie so leicht hat sterben können," erwiderte Madlein.

Da mußte er daran denken, daß sie, Madlein, eigentlich der Mutter am nächsten gestanden und am besten in ihr Fühlen eingeweiht gewesen. Und nun empfand er ihre Gegenwart wie einen Trost. Es war, als sei mit ihr ein Teil der für ihn so viel bedeutenden Treue zurückgeblieben. Es wallte warm und stark in ihm auf. Er nahm Madleins Hand und sagte: „Gut nur, daß du doch noch da bist."

Das Geschwisterliche ihres Verhältnisses, wie es von Jugend auf bestanden, trat stärker in Erscheinung. Sie begannen mit leisem, getröstetem und von einer friedlichen Freude aneinander durchbebtem Ton von dem zu sprechen, was zunächst zu tun sei.

„Ich will hinunter in den Garten gehen; Hagar ist dort," sagte Gottlieb; „die Rosi schicke ich zum Vater. Inzwischen kannst du ja wohl richten, was du meinst."

Während sie einander so die Arbeit zuteilten, waren ihre Augen feucht, aber sie ruhten mit einem unbewußt innigen Blick ineinander, als ob eines dem andern dankbar und tröstlich zulächelte. Sie waren so mit sich selber beschäftigt, daß sie die raschen, kräftigen Schritte, die sich durch den Flur näherten, nicht hörten. Plötzlich aber öffnete Hagar mit einem Ruck die Tür. Sie war vielleicht nur um irgend einer raschen Verrichtung willen gekommen. Nun aber blieb sie auf der Schwelle stehen und sah die beiden an.

Sie erröteten unwillkürlich. Es war einer der seltsamen Augenblicke, in denen die Menschen Dinge verraten und erraten, ohne es zu wissen — aus nichts. Eine ganz kurze Stille entstand, die doch für alle drei lang war.

Dann sagte Gottlieb: „Wir wollten dich eben rufen. Die Mutter ist gestorben." Er hatte eine Befangenheit zu überwinden, obwohl er nicht wußte, warum er sich eigentlich befangen fühlte.

Hagar beachtete seine Worte kaum. Noch immer sah sie ihn und Madlein an — zornig, und doch ohne diesen Zorn laut werden zu lassen, etwa wie wenn sie zu sich selber spräche: Wie — wie sehen sie denn aus? — Was haben denn die beiden miteinander? Dann schien sie selbst das Sonderbare ihres Benehmens zu empfinden. Sie erwachte wie aus einem Traumzustand und wendete sich dem Totenbette zu.

„Sie ist schmerzlos eingeschlafen," sagte Madlein mit ihrer ruhigen Stimme und trat an ihre Seite.

Da wurde Hagar wieder die alte Herrische und Tatkräftige. „Habt ihr nach dem Vater geschickt?" sagte sie. „Auch dem Doktor muß man berichten."

Sie dämpfte ihre Stimme nicht. Laut und hart klangen ihre Worte durch die Totenstube, und dabei wurde den beiden anderen, als ob sie auf einmal nichts mehr zu tun hätten und als sei ihnen alles Recht aus den Händen genommen.

Hagar ging hinaus und kam wieder, als Josef Infanger von den Ställen hereingekommen war. Madlein besorgte bescheiden, zaghaft ein paar nebensächliche Zurüstungen für die Aufbahrung der Leiche.

Infanger war durch den Tod seiner Frau mehr erschüttert, als die geringe Teilnahme, die er während der Krankheit ihr bewiesen, hätte erwarten lassen. Der Vielbeschäftigte hatte sich nicht Zeit genommen, auf das sich zu besinnen, was mit der Gefährtin seines Lebens vorging. Nun trat er mit einem ungläubigen Gesicht ins Zimmer, leicht erregt und doch noch zweifelnd: Nein, nein, ihr täuscht euch, sie ist nicht tot. Und nun war es herzbewegend, zu sehen, wie er, als er in seinem zertragenen Arbeitsgewand am Bett stand und die Wahrheit erkannte, den Hut vom Kopfe nahm und zwischen sich faltende Hände drückte. Sein Schädel war schon kahl, sein Nacken nicht mehr ganz aufrecht. Aber das Krämerhafte, Fuchsige und Berechnende, das er sonst an sich hatte, fiel von ihm ab und machte einer tiefen Trauer Platz. Es arbeitete etwas in ihm und schien ihm die Brust zersprengen zu wollen, und dann schluchzte er, ohne auf Madlein zu achten. Erst als Hagar wieder eintrat, erstarb das Weinen. Dann freilich gewann er auch rasch seine Selbstbeherrschung und Nüchternheit zurück. Er wendete sich zur Schwiegertochter und sagte: „Wo ist Gottlieb? Ich will mit ihm reden, wie es in die Zeitung soll wegen der Mutter."

Hagar gab ihm Bescheid, stellte die Kerzen ans Bett, die sie hereingetragen, und sagte, daß Pfarrer und Arzt gleich kommen würden. Sie sprach wie gewöhnlich, und doch war ihr, als käme es nicht aus ihr selber, sondern der Mund redete, maschinenhaft, ohne daß sie selber darum wußte. Denn es war da etwas viel Wichtigeres und beschäftigte sie, war da, seit sie Gottlieb und Madlein beieinander gesehen. Fortwährend redete ihr etwas in die Ohren: Was — was hatten sie miteinander? Und war sie, Hagar, nicht fremd im Hause? Fremder denn je vorher?

Den ganzen Rest des Tages trug sie dieses Gefühl des Fremdseins und daneben den fressenden, heimlichen Grimm mit sich herum.

Als sie nachts mit Gottlieb, ihrem Manne, allein in der Schlafkammer war, wollte dieser ein Gespräch beginnen. „Es hat den Vater doch gepackt, daß die Mutter gestorben ist."

Hagar entkleidete sich. Sie tat, als ob sie nichts gehört hätte.

„Er hängt mehr an uns allen, als er merken läßt," bemerkte Gottlieb wieder.

Als sie auch diesmal nicht antwortete, näherte er sich ihr. „Was hast du?" fragte er.

Da stampfte sie mit dem Fuße heftig auf. „Laß mich!" schrie sie.

Er wußte nicht, was er von ihr denken sollte. Auch er wurde zornig und scheute doch lauten Streit, schwieg also und fraß den Groll in sich hinein.

Schweigend gingen sie zu Bett.

Beide lagen dann lange wach und hingen ihren Gedanken nach.

Aber Gottliebs Gedanken verließen Hagar bald. Madlein fiel ihm ein. Gut, daß sie noch im Hause war! Dann sah er die Mutter, wie sie drüben auf dem Bett lag. Und dann wieder Madlein. Und je mehr er an diese dachte, um so kleiner wurde sein Groll. Zwischen Trauer und Behagen schlief er ein.

Hagar aber lag auf dem Rücken, die Augen an der Decke. Sie haderte mit ihrem Schicksal. Hahaha, die beiden, der Mann da drüben, der Krüppel, und Madlein, die das Barmherzigkeitsbrot im Hause aß! Natürlich — natürlich hätte das zusammen gepaßt. Und natürlich zog es die zwei zusammen. Und — natürlich konnte Gottlieb ihr, Hagar, nichts geben, obschon sie so — so demütig darauf gewartet hatte, daß es beinahe wie Bettelei gewesen war. Hahaha, dann und dann und dann hatte sie ihre Zärtlichkeit verraten!

Sie kam sich erniedrigt vor. Sie haßte sich. Und mehr noch haßte sie in diesem Augenblicke Gottlieb. Warum — warum hatte er ihr die Liebe — gleichsam aus dem Innersten an den Tag gezogen?

Sie wälzte sich im Bett. Dann grübelte sie weiter. Wann — seit wann hatte sie die Liebe? — „Die bringt neues Blut ins Haus," hatte Infanger gesagt! Haha, das — seitdem hatte sie immer daran denken müssen. Gott verdamme den Alten, den Rechner! Warum hatte er sie in seine Pläne hineingerechnet!

Wieder rührte sie sich. Und wieder verfiel sie in Sinnen: Und jetzt sollte ihr Leben verpfuscht sein! Bah! Ob sie nicht daraus machen könnte, was sie wollte? Brauchte sie es sich von den anderen verderben zu lassen? Sie hatten sie ins Haus gerufen. So sollten sie sie auch nehmen, wie sie war. Sie taugte nicht zum Sichducken. Zum Regieren hatten sie sie geholt, und regieren wollte sie! Auch zum geduldigen Zusehen hatte sie keine Anlagen. Wenn Gottlieb und Madlein meinten, sie merke nichts, oder sie schweige dazu, wenn sie einander Augen machten, so täuschten sie sich. Haha!

Sie lachte wirklich, laut und zornig.

Gottlieb regte sich, aber er erwachte nicht völlig.

Hagar sah hinüber und verzog verächtlich den Mund. Es war, als sei alle Liebe, die sie für ihren Mann empfunden, tot. Aber etwas anderes war in ihr lebendig. Sie konnte nicht ahnen, was es war. Es trieb ihr das Blut zu Häupten, daß sie sich aufrichten mußte und lange mit aufgestellten Ellenbogen dasaß. Die Fäuste krampften sich ihr, und sie setzte die Zähne zusammen, fest, als müßte sie Eisen zerbeißen. In Hagar Frech, die jetzt Hagar Infanger war, hatte ein Dämon geschlummert, und in dieser Nacht erwachte er.

Als Gottlieb am anderen Morgen die Augen auftat, stand seine Frau schon am Waschtisch und flocht ihr langes, schwarzes, widerspenstiges Haar.

Er beobachtete sie von hinten. Wie groß und stark sie war, fast männlich stark! Ihre nackten Arme waren weiß und fein, aber die Muskeln daran spannten die Haut wie bei Leuten, die schwere Arbeit tun. Er hatte den Zwist vom Abend vergessen, oder er wollte doch nicht mehr daran denken.

„Guten Tag, Frau," sagte er, „du bist früh."

Der Tag warf ein müdes, graues, schwermütiges Licht in die Stube.

„Die Arbeit wartet nicht, bis es mir gefällig ist," erwiderte sie. Seinen Gruß beachtete sie nicht. Und mit knapper, befehlshaberischer Stimme fuhr sie fort: „Du magst dann die Traueranzeigen verschicken. Ich muß sehen, daß die Leute zu Markt fahren. Auch habe ich im Dorf zu tun."

In einem solchen Meisterton hatte sie noch nie gesprochen. Gottlieb horchte auf; aber dann redete er sich wieder ein, daß sie nur noch immer schlechter Laune sei, und daß das sich wohl verlieren werde.

Noch im Laufe des Tages aber und in stärkerem Maße in der nun folgenden Zeit hatte er Gelegenheit, zu lernen, daß Hagars ganze Art sich änderte. Ihre Stimme war die lauteste und schärfste im Hause, als ob sie alle anderen schon rein äußerlich übertönen wollte. Bisher hatte in den inneren Angelegenheiten des Haushaltes Frau Grite ihr stilles Regiment geführt. Jetzt schien es, wie wenn Hagar eifersüchtig darauf achtete, daß an niemand als an sie das Befehlrecht übergehe. Sie war überall, in der Küche, in den Stuben, hinter Rosi, der alten Magd, her und hinter Trine, der jungen. Daneben vernachlässigte sie ihre bisherigen Obliegenheiten nicht, sondern stand bald unten bei den Fischtrögen des alten Fischers Gallus, bald in den Gärten und bald in den Ställen. Johann, den Vorknecht, hatte sie ganz in ihrer Gewalt, so daß er sich mit allen Anliegen nur an sie wendete. Er war ein abergläubischer Mensch und schien sie halb zu fürchten, halb ob ihrer Umsicht und Tatkraft gleich einer, die übernatürliche Kräfte besitzt, zu bewundern.

Madlein versuchte anfänglich einzelne Arbeiten zu übernehmen, die Frau Grites gewesen waren; allein bald stieß sie mit Hagar zusammen. Ein scharfes: „Was willst du?" oder „Das besorge schon ich", schüchterten sie ein. Sie wollte keinen Streit. Bald fiel sie auf diejenigen Beschäftigungen zurück, die sie in einen Stubenwinkel, den anderen aus dem Wege brachten; sie nähte, flickte und strickte.

Hagars Kraft aber schien sich zu verdoppeln. Sie war die erste und die letzte im Hause und kannte Infangers Handel bald so gut wie er selber. Niemand konnte ihr abstreiten, daß sie auf jeden Vorteil, der vor allem auch der Vorteil Infangers, des Schwiegervaters, war, achtete.

Frau Grites Beerdigung war über der Geschäftigkeit, die im Hause herrschte, fast eindruckslos vorübergegangen. Infanger selbst nur war einsilbiger als sonst und hatte weniger acht auf das, was um ihn her vorging. Darum wohl bemerkte er anfangs auch Hagars immer wachsende Selbständigkeit nicht.

Manchmal, wenn Gottlieb und Madlein, vom Zufall zusammengeführt, allein in einer Stube sich trafen, erwachte in ihren Gesichtern blitzähnlich wieder der Ausdruck von Freude über dieses Alleinsein, neben dem eine leise

Angst flackerte, ob nicht jemand unversehens sie beobachtete. Sie sprachen dann mit gedämpften Stimmen und in einem Tone, der etwas Weiches, gegeneinander Gütiges hatte. Weil aber in diese Art des Einanderbegegnens, ohne daß sie es wollten, eine Heimlichkeit kam, mußte es den befremden, der unversehens Zeuge davon wurde. Die rasche Hagar, die plötzlich da war, wo niemand sie erwartete, wurde mehr als einmal Zeuge davon.

Und Hagars Stirn bekam tiefere Furchen.

X.

Jacopo Bernasconi war mit dem Schiff in Winkel angekommen. Infanger und Gottlieb waren nicht zu Hause; jener war nach Luzern gefahren, dieser hatte irgendwo im Dorfe zu tun. Bernasconi traf nur Madlein. Die aber wies ihn in die Gärten hinab. Hagar sei dort, und an sie möge er sich wenden. Der Welsche stieg die Haustreppe wieder hinunter und suchte sich allein den Weg, den er noch nie gegangen war. Eine weiche Luft wehte und spielte ihm im Rotbart wie mit Fingern eines schmeichelnden Mädchens, und die Sonne schien warm. Er nahm den Hut ab. Voll Behagen schritt er gemächlich auf das Holztürchen zu, das in die Gemüsegärten Einlaß gab. Kein Mensch war zu sehen. Er schlenderte durch feuchtweiche Wege, in welche seine hohen Stiefel ihre Spuren drückten. Wie der Tag etwas Festlich-geschniegeltes hatte, so ging er selbst im Feiertagsstaat, brauner Joppe und Weste. Auf den glänzenden Sammet seines Rockes schlug der Bart wie eine Flamme nieder.

Hagar schien nicht da zu sein. Der Welsche betrachtete die wohlgepflegten Beete, in welchen zum Teil die ersten Erträgnisse des Jahres grünten. Im Schlendern schwang er ein wenig den runden Filzhut, den er in der Hand trug. Schon dachte er an Rückkehr. Da fiel sein Blick auf eine ferne Stelle, wo der ebene Garten in einer felsigen Anhöhe endete. Ein paar Pfirsich-bäume standen dort in Blüte. Wundervoll leuchtete das Rot des feinen Blustes um das glänzende Schwarz der Äste und Zweige. Dort ging Hagar hin und her und begoß zwei im Schatten liegende Beete Frühsalat.

Sie sah ihn nicht kommen. Sie trug ihr schwarzes Trauerkleid, das sich eng an die stattliche Gestalt schmiegte. Am Halse war ein weiter Ausschnitt, und die Ärmel hatte sie zur Arbeit zurückgekrempelt. Hals und Arme waren wachsweiß; das krause Haar aber hatte dieselbe matte, dunkle Farbe wie das Kleid.

Als Bernasconi den kleinen Pfad betrat, der auf den Felsen führte, hörte sie seinen Schritt und wendete sich nach ihm um. Dabei stutzte sie. Seine Stirn und sein Haar leuchteten förmlich in der Sonne.

Bernasconi kam heran und grüßte.

Sie nickte, die schwere Gießkanne in der Hand. „Wart Ihr im Hause?" fragte sie. „Der Vater ist nicht da. Er hat Euch heute nicht erwartet."

„Dumm," meinte er. „Ich bin eigens von Flüelen herübergefahren, will zum Schwyzermarkt und kam um Geld. Ich habe zweihundert Franken gut, die ich mitnehmen wollte."

Er stand jetzt dicht vor ihr, die linke Hand in einen Baumast gehängt. „Am Ende ist es meine eigene Schuld," gestand er dann. „Ich hätte vorher berichten können. — Aber vielleicht gebt Ihr mir das Geld. Ihr wißt wohl davon, wißt ja um alles Bescheid, Ihr."

„Ich gebe es Euch nicht," sagte Hagar schroff. Ganz plötzlich schoß ihr diese Antwort über die Lippen.

Der Welsche schaute sie verwundert an.

„Ich will nicht wieder Ärger haben," erklärte sie. Und im gleichen Augenblick fühlte sie, daß sie vor dem Fremden etwas aus dem eigenen Leben aufgerissen hatte, was ihn nichts anging. Sie war über sich selber verdrossen.

„Übrigens habe ich keinen Schlüssel," fügte sie hinzu.

Bernasconi betrachtete sie aufmerksamer. Er verstand mehr, als sie verriet, wußte vielleicht auch schon, daß im Hause des Infangers nicht alles ganz glatt war. Sie interessierte ihn. Er empfand ein gewisses Behagen an ihrer Gesellschaft. Er wußte mit Weibern umzugehen. Seit er Witwer war, hatte er da und dort einer in die Augen gesehen und war keinen unfreundlichen Blicken begegnet.

„Infanger könnte Euch mehr Vollmacht geben," schmeichelte er. „Er kann keinen besseren Stellvertreter finden als Euch." Fest senkte er den Blick in den ihren.

Etwas Seltsames durchrieselte ihren Körper. Ob es von seinen Augen kam oder von der warmen, weichen Sonne — ihre üble Laune hielt auf einmal nicht stand.

Unter den Pfirsichbäumen war eine Bank. „Wollt Ihr Euch nicht setzen?" lud sie ein, ließ sich selber zuerst nieder und lehnte, die Hände hinter den Kopf legend, diesen an einen Stamm.

„Ihr wißt wohl gar nicht, wie viel man von Eurer Tüchtigkeit spricht," sagte der Welsche, sich neben sie setzend.

Ihre Brust hob und senkte sich in weiten Atemzügen. „Ihr übertreibt," sagte sie. „Aber ich könnte viel mehr tun, als ich tue. Ich spüre, daß ich es könnte." Sie dehnte sich bei diesen Worten so, als prüfe sie die Kraft ihrer Muskeln. In ihrem Blick blitzte ein heimlicher Übermut: Ich stecke euch ja alle in die Tasche, wenn ich will.

Bernasconi geriet in den Bann ihres Willens und der Wucht ihrer Persönlichkeit. Er beugte sich näher zu ihr. „Es sitzt sich hier gut," flüsterte er.

Dann fiel Schweigen zwischen sie; es war merkwürdig, wie plötzlich ihnen die Stimmen versagten und nur die Herzen klopften.

Ein Taumel ergriff Bernasconi. Auf einmal — keines wußte, wie es kam — lag seine Hand auf Hagars Rechten.

„Schöne Frau," flüsterte Jacopo. „Eigentlich seid Ihr in ein langweiliges Nest gefallen, schöne Frau."

Sie hob den Blick und sah ihn an. Es durchströmte ein Feuer ihren Körper, glühte in ihren Augen und zuckte zu ihm hinüber.

Dann drang plötzlich das Geräusch von Gottliebs Krücken zu ihnen. Hagar riß ihre Hand hinweg und stand auf. Vielleicht hätte sie es auch getan, wenn Gottlieb nicht gekommen wäre.

„Da kommt mein Mann," sagte sie mürrisch wie zu Anfang. „Nützen freilich kann auch er Euch nicht. Ihr müßt schon ein andermal kommen."

Sie stiegen von den Felsen und schritten Gottlieb entgegen, der durch den Garten sich näherte. Sie waren einander scheinbar wieder ganz fremd. Aber dennoch war noch immer das Flüstern um sie: „Schöne Frau. Ihr seid in ein langweiliges Nest gefallen, schöne Frau."

Und Hagar hörte es und hörte es nicht ungern.

Jetzt trafen sie mit Gottlieb zusammen.

„Bernasconi ist wegen des Geldes gekommen," sagte Hagar. „Da siehst du, was wir zwei nützen," fügte sie mit heftiger Stimme hinzu.

„Ja — ich weiß nicht —", stotterte Gottlieb, von ihrer Heftigkeit betroffen.

„Kann der Vater uns nicht den Schlüssel da lassen!" erklärte sie deutlicher. „Wir werden ihm nichts stehlen."

Gottlieb wendete sich an den Händler. „Es ist ein ärgerlicher Zufall," entschuldigte er. „Aber wenn Ihr meint — vielleicht könnte ich Euch das Geld im Dorf — —"

Hagar unterbrach ihn. „Das fehlte noch. Damit alle Welt weiß, wie der Alte uns für kleine Kinder ansieht."

Gottlieb schwieg. Nur das Blut stieg ihm ins Gesicht. Was hatte sie nur?

Bernasconi lenkte ein: Nein doch, sie sollten doch kein Wesens machen. Er komme eben ein andermal wieder. Übrigens — er sah nach der Uhr —, er habe eben Zeit, noch beim Sonnenwirt vorzusprechen, mit dem er ein Geschäft habe.

Er reichte Gottlieb mit einem Scherze die Hand. Dann nahm er die Hagars und drückte sie heftig. Sie spürte den Druck noch, als er längst den Garten verlassen hatte.

„Ich will dem Vater sagen, daß er den Schlüssel ein andermal da läßt," sprach Gottlieb sie an.

Da kam sie wie aus einem Traumland her. Aber sogleich und katzenartig sprang ihr Zorn sie wieder an. „Ich werde es ihm sagen," schalt sie drohend.

„Was sollen wir streiten wegen der Kleinigkeit!" mahnte er verständig.

Da ließ sie ihn mitten am Wege stehen und wandte sich seitwärts einem anderen Gartenteil zu.

Bis zum Abend begegneten sie einander nicht mehr.

Am Abend aber war der Krieg.

Infanger kam mit dem letzten Schiff nach Hause. Man setzte sich ans Abendessen. Zuletzt kam Hagar aus der Küche. Ihr Gesicht war bleich, aber es schien noch von dem Widerschein einer Herdflamme überschlagen und erhitzt. Mit lauten und raschen Bewegungen trat sie an den Tisch. Ihr Gruß gegen den heimgekehrten Bauern jedoch war kurz und kaum hörbar.

Und plötzlich, unvermittelt, schroff brach sie los: „Ein andermal laßt uns den Schlüssel da."

Knechte und Mägde streckten die Köpfe.

Mit wenigen, zornigen Worten erklärte sie, wie Bernasconi gekommen und unverrichteter Dinge wieder habe abziehen müssen.

„Als ob er nicht Zeit hätte, ein andermal wiederzukommen," bemerkte Infanger trocken und mit seinem sparsamen, höhnischen Mundverziehen.

„Das ist es nicht," begehrte Hagar auf, „aber ich will doch fragen, ob man mir nicht so viel Ehrlichkeit zutraut, daß man mir einen Kassenschlüssel in die Hand gibt?"

Infanger schnitzelte an einem Stück Brot, sonderbar gelassen. Das eine Auge kniff er zu.

„Ehrlichkeit schon, aber Bescheidenheit nicht," sagte er mit einer leisen, scharfen Stimme.

Madlein und Gottlieb bekamen weiße Gesichter.

„Entweder — oder," sagte Hagar und saß steif-aufrecht. „Entweder habe ich etwas zu sagen im Hause, oder ich bleibe nicht da; Magd kann ich am Ende überall sein."

Infanger schien nicht zu verstehen. Was — was hatte sie nur? War sie krank oder — oder betrunken? Ein klein wenig erhob er die Stimme und sagte: „Ich weiß nicht, was dich ankommt. Aber — aber ich meine, das machen wir doch besser nachher in Ruhe miteinander ab, nicht da vor allen."

Da verlor sich Hagar völlig. Sie stand auf. Und nun kam sie über Gottlieb. „Habe ich einen Mann oder keinen?" begehrte sie auf. „Wenn du selber kein Rückgrat hast, daß du dir dein Recht im Hause verlangst, so steh doch wenigstens zu einem, wenn man dir zum Recht verhelfen will. Oder bist du so feig, wie du verkrüppelt bist?"

Gottlieb wurde über und über rot. Dann gab ihm die Erregung etwas wie Würde. Er half sich selbst vom Tisch auf, und seine Krücken nehmend, sagte er: „Wenn du mit mir reden willst, so kannst du das drüben tun, wo wir allein sind."

Hagar sah, daß sie eine üble Figur machte, daß das Recht auf der andern Seite war. Das erhöhte nur ihren Zorn und ihre innere Zerfallenheit. Sie warf den Kopf auf und folgte Gottlieb, als er aus der Tür schritt. Im Flur wollte sie, ihm den Rücken drehend, in die Schlafkammer hinauf gehen. Da rief er sie an: „Komm hier herein. Das ist keine Art das — so ist das."

Vielleicht war sie erstaunt, vielleicht ging sie aus Trotz zu ihm hinein. Als sie beide in der Schreibstube standen, suchte Gottlieb einzulenken: „So mußt du nicht sein. So sind wir es nicht gewohnt, miteinander zu reden. Überhaupt — wir haben nicht gerne Unfrieden im Haus, der Vater und ich."

Es fiel ihr sichtlich schwer, ihn ausreden zu lassen. Aber sie bezwang sich. Dann sagte sie mit mühsam verhaltener Stimme: „Erspare mir deine Lehren; ich bin nicht in der Laune, dir zuzuhören, als ob du mein Schulmeister wärest."

Auf einmal versagte ihr die Gewalt über sich. Sie ballte die Fäuste

und stellte sich vor Gottlieb hin, zweimal so groß und stark wie er. „Was meint ihr denn, du und dein Alter? Ich nehme mit Brosamen vorlieb, die ihr mir vom Tisch fallen lasset? Einmal — einmal ist er froh gewesen, dein Vater, daß ich ins Haus gekommen bin. Frisches Blut und Kraft, hieß es, soll ich bringen. Und jetzt — jetzt, wo Ihr die Kraft spürt, wo ich meinen Willen haben will neben eurem, jetzt bin ich euch unbequem. Und — und du." Sie stockte und fuhr leiser weiter: „Sieh, ich habe dich gern gehabt, du hättest mit mir machen können, was du wolltest, wie ein Kind, das eine wilde Katze streicheln darf. Aber wenn — wenn ich dir zeigen wollte, daß ich dich gern habe, dann hast du gezuckt und dich in dich selber verkrochen, wie — wie wenn du dich vor etwas Unsauberem fürchtetest. Meinst, ich habe das nicht gefühlt? Es — es hat mich kalt gemacht. Wie einen Ekel vor dir hat es mir da hinein gegossen."

Sie schlug sich an die Brust; die Tränen standen ihr in den wilden Augen.

Gottlieb suchte sie noch immer zu beschwichtigen. „Ich habe dich immer gern gehabt."

Aber sie nahm das Wort auf. „Gern?" fragte sie hohnvoll. „Gern? Soll ich dir sagen, wen du gern hast?"

„Wen?" fragte er erstaunt, ahnungslos.

„Madlein," schrie sie, „ha, meinst du, ich merke es nicht? Ich hätte es nur früher merken sollen. Ihr habt ja von Kind auf zusammengehalten wie Kletten."

Er schwieg. Das, was sie sagte, machte einen merkwürdigen Eindruck auf ihn, der so groß war, daß die Erregung über den Streit einen Augenblick davor zurücktrat. Madlein, sagte sie, Madlein? Und gern hatten sie einander? Er hatte nie daran gedacht. Aber der Name Madlein klang weich und lieblich in seinem Herzen.

Hagar riß ihn aus seinem Sinnen. „Ich sage dir," sprach sie, und ihre Brust hob sich in einem drängenden, angstvollen Atemzug. „Macht, daß es irgendwie anders wird, du und dein Vater, sonst — sonst kommt das Unglück ins Haus."

Die Hände und die Lippen zitterten ihr.

Gottlieb erschrak. Es war, als ob sie vor sich selber Furcht habe. Etwas Unheimliches war an ihr. Befangen und unsicher sagte er: „Ich will mit dem Vater reden. Es mag ja sein, daß er — dir mehr überlassen sollte. Gleich — ich will gerade noch hinüber gehen." Und nun riß ihn seine Gutmütigkeit und Friedfertigkeit wieder fort. „Es muß — muß doch wieder Frieden sein," sagte er gleichsam ermunternd im Hinausgehen.

Er sah nicht mehr, wie Hagar ans Fenster trat, den Kopf auf die um den Knauf gespannte Hand legend. Er konnte auch nicht wissen, daß sie mit sich selber rang und sich selber nicht verstand. In ihr aber warfen sich alle Gewalten gegeneinander auf. Zorn, Angst, unbestimmte Sehnsucht, Haß. Einmal läutete ein leises Glöcklein hinein, kaum hörbar, ein Gedanke nur: Ein guter, wohlmeinender Mensch ist er, Gottlieb, freilich.

XI.

Die Knechte und Mägde waren alle fort. Auch Madlein war nicht mehr in der Stube, als Gottlieb dahin zurückkehrte. Nur Infanger stand hemdärmelig, die Hände in die Hosentaschen gesteckt, mitten im Zimmer.

„Vater," begann Gottlieb ungeschickt, „Ihr müßt mit Hagar — meint Ihr nicht — —"

Infanger fuhr aus tiefem Nachdenken auf. „Was ich meine?" — sagte er. „Ich meine, daß ich falsch gerechnet habe, daß ich es für dich gut machen wollte und es schlecht gemacht habe, meine ich."

„Ihr müßt nicht so schwarz sehen," begütigte Gottlieb. „Die Hagar ist aufgeregt gewesen. Sie hat überhaupt manchmal ein aufgeregtes Wesen, das vielleicht Krankheit ist, so daß sie nicht einmal Schuld hat. Und dann — vielleicht solltet Ihr sie doch halten, wie Ihr die Mutter gehalten habt, solltet ihr oder mir mehr — mehr Recht geben."

„Du kannst den Schlüssel haben," sagte Infanger kurz.

„Gebt ihn ihr," bat Gottlieb. „Es wird ihr wohl tun und wird wieder Frieden machen."

Infanger begann auf und ab zu wandern; es schien, als ob er die letzten Worte des Sohnes nicht gehört hätte. „Du bist wie ein Weibervolk, weich bist du," murmelte er vor sich hin, den Kopf gesenkt, „sie ist der Mann von euch beiden. Aber ich habe es gewußt und so haben wollen. Nur — ich weiß nicht — sie gefällt mir nicht, gefällt mir weniger von Tag zu Tag. Ich weiß nicht, was das noch geben mag. Nichts Gutes einmal, meine ich, nichts Gutes!"

Er sprach fast wie zu sich selber, in kurzen, abgerissenen Sätzen, rastlos auf und ab schreitend.

Gottlieb wußte nicht, was er sagen sollte.

„So lange ich da bin, wird es schon gehen," fuhr Infanger fort.

Da nahm sich der Junge doch zusammen. „Laßt uns jeder das Beste tun, daß der Frieden im Hause bleibt."

„Gewiß, natürlich," antwortete Infanger.

„Natürlich," wiederholte er lauter, stand still und sah Gottlieb an. Aber seine Gedanken schienen nicht bei dem zu sein, was er gesagt hatte. Den Kopf vornüber gebeugt, ganz versunken in Grübeln, verließ er die Stube.

Gottlieb humpelte in die Schreibstube zurück.

Hagar fand er dort nicht mehr.

Hagar und ihr Schwiegervater sprachen sich über den Streit nicht aus. Sie erwürgten etwas in sich und lebten den Alltag weiter; Infanger vielleicht mehr, weil er keinen neuen Streit wollte; Hagar nur aus Trotz, weil sie nicht die erste sein mochte, zu reden. Aber wie ungeschlichteter Zwist lag es in der Luft. Oder wie Stickrauch oder wie lastende Schwüle.

Die Zeit ging so hin.

Hagar wurde wieder rücksichtslos und laut. Sie duckte sich nicht. Wenn keine neue Szene sich ereignete, so war es nicht ihr Verdienst, sondern das der anderen, die ihr keinen Anlaß gaben.

Gottlieb zeigte sich vorsichtig. Seit Hagar ihm seine Neigung für Madlein vorgeworfen, hatte er Angst, daß er ihrem Mißtrauen neue Nahrung gebe. Aber er konnte nicht dafür, daß seine und Madleins Blicke manchmal ihre stumme Sprache redeten: Wie schön könnte es sein, wenn wir allein wären!

Hagar arbeitete unermüdlich. Der Gemüsehandel lag allmählich ganz in ihrer Hand. Auch das Geschäft mit den Fischen zog sie immer mehr an sich. Der Fischer Gallus wurde krank. An seine Stelle kam ein junger Mann. Hagar führte ihn ein. Dabei machte sie ihn zu ihrem Werkzeug. Infanger wurde viel auswärts geführt. So wurde mehr und mehr nur eine Stimme im Haushalt und Geschäft gehört, diejenige Hagars, und das Dienstvolk kannte sie bald besser als die des Bauern selber.

Nur über dem Gelde hielt Infanger noch immer seine Hand, und so oft er von Hause fort mußte, den Schlüssel zu seinem Geldkasten ließ er nicht da und gab ihn auch Gottlieb nicht. „Er ist ja doch nur ihr Knecht," sprach er grimmig zu sich selber.

Hieraus mußte zuerst wieder Zwist kommen. Und er kam.

Bisher hatte Infanger seinem Buben das gegeben, was er und seine Frau zum Leben brauchten, und es hatte nur zwischen ihnen gelegen, was er ihm bestimmte. Nun begann Hagar zu schüren und hinter Gottlieb zu sein, sie beide brächten es ihrer Lebtag zu nichts, könnten sich jahrein und aus für den Vater abschinden und selber keinen Rappen auf die Seite legen. Sie machte auch vor Infanger selbst keinen Hehl aus ihrer Meinung.

Er antwortete, was sie denn wolle. Es sei ja doch alles einmal für den Buben, sei doch kein anderer Erbe da.

Sie aber widerlegte ihn. Das sei kein Leben, wenn man nicht sehe, wofür man schaffe.

Infanger gab für einmal nach und setzte dem Sohn ein gutes Monatsgeld aus.

Zwei Wochen später ließ Hagar sich einen Schlüssel zu seinem Geldkasten machen.

Er entdeckte es nicht. Sie sagte es ihm offen. „Gestern, als Ihr fort wart, hätte ich Geld haben sollen für den Waibel, der um die Steuern kam. Jetzt ist es mir verleidet. Der Schlosser hat mir heute einen Schlüssel zum Kasten gemacht."

Infanger wurde kreideweiß. „Herrgott, Weib!" fuhr er auf.

Aber sie stand vor ihm wie ein nicht zu verrückender Block. Ihr Gesicht hatte einen fast frechen Ausdruck.

„Du hast einen Schädel wie von Stein," knurrte er.

Sie behielt den eigensinnigen Zug im Gesicht. „Wo ich hundert Pflichten habe, verlange ich auch ein Recht," sagte sie.

Es war nicht gegen sie aufzukommen.

Und Infanger gab nach. Merkwürdigerweise. Vielleicht, weil die Tatsache nun einmal bestand — vielleicht, weil er es nicht zum völligen Bruch kommen lassen wollte. Aber der Grimm kochte in ihm. —

Im Sommer war Gottliebs Namenstag. Heiß lag schon am frühen Morgen die Sonne auf dem Gesimse seines Schreibstubenfensters. Madlein, die eine Frühaufstehrin war, kam aus dem Garten und trug einen Strauß von Rosen. Mit dem ging sie in Gottliebs Stube und stellte ihn ihm auf den Tisch. Die Rosen waren frisch und groß und mit langen Stielen geschnitten. Frisch, groß und schlank war auch Madlein. Ihr Haar war so schwer, daß die um den Kopf gelegten Zöpfe sich wie zu einer Krone aufbauten.

Noch war sie mit dem Ordnen des Straußes beschäftigt, als Hagar die Tür öffnete. Vielleicht hatte diese nur einen Blick ins Zimmer werfen wollen, denn sie wendete sich gleich wieder zum Gehen. Da aber bemerkte sie den Strauß.

„Was — was tust du denn?" fragte sie und trat ein.

Madlein wurde ein wenig rot. „Es ist Gottliebs Namenstag," sagte sie, „du weißt."

„Was sollte ich es nicht wissen?" sagte die andere. Sie ging auf den Tisch zu und nahm das Glas.

„Laß doch," bat Madlein.

„Wenn er Rosen haben soll, werde ich sie ihm schon hinstellen," sagte Hagar. Sie hielt den Strauß in der Hand und ging auf das offene Fenster zu.

Madlein verlor die Geduld: „Das — das ist frech von dir und grob," zürnte sie. Auch sie streckte die Hand nach den Blumen aus.

Beide standen jetzt im heißen Sonnenlicht, die eine noch jung und licht die andere dunkel, stark und braun und zornig.

Hagar schwang den Strauß, um ihn aus dem Fenster zu werfen.

Madlein fiel ihr in den Arm. „Die Rosen sind mein," sagte sie und hatte Tränen in den Augen.

„Wie wenn dir etwas im Hause gehörte," höhnte die andere.

Sie rangen einen Augenblick um die Blumen. Madlein tat einen flinken Griff. Aber indem sie der Gegnerin den Strauß entwand, riß sie dieser mit den Dornen zwei Wunden in die Hand. Vielleicht verlor Hagar darum alle Gewalt über sich selber. Es kam etwas Tigerhaftes über sie. Mit beiden Händen packte sie jetzt die Blüten roh, daß sie die Blätter verstreute. Dann, den Strauß zu Boden schleudernd, legte sie die harten Finger an Madleins Hals. Ihr Gesicht war rot. Ihre Augen flackerten. „Nimm dich in acht, du," keuchte sie, „laß mir das in Ruhe, was mir gehört, oder ich tu dir noch einmal ein Leid an, dir."

Madlein ließ die Arme sinken. Sie hatte Angst. Die andere sah aus wie eine Wahnsinnige.

Da ließ Hagar von ihr.

„Ich fürchte mich vor dir," sagte Madlein.

Hagar lachte: „Du kannst mich jetzt verklagen gehen," sagte sie.

„Aber sicher werde ich es sagen," drohte Madlein schluchzend.

Hagar zuckte die Achseln und ging an der anderen vorbei aus der Stube.

Madlein war außer sich. Sie zitterte und schluchzte, und in dieser Erregung erzählte sie Gottlieb im Flur, wo er ihr gleich nachher in den

Weg lief, das, was geschehen war. Auch Infanger bekam es zu wissen. Und Gottlieb sprach mit Hagar, vor Entrüstung am ganzen Leibe bebend.

Hagar aber lachte auch dazu nur ihr kurzes, hartes Lachen und sagte, als er die Faust drohend gegen sie schwang: „Mach nicht, daß ich dich anfasse, wie ich Madlein angefaßt habe."

Das war nur eine Drohung, aber sie wußten alle, daß sie eines Tages wahr werden könnte.

Weil sie aber alle das Äußerste fürchteten, ließen sie auch jetzt wieder den Zorn zusammensinken, daß er nur ein mottendes Feuer blieb. Und wieder lebten sie das dumpfe, wolkige Leben weiter.

Ohne daß sie sich verabredet hätten, bildeten Gottlieb, Madlein und Infanger die eine Partei, und ihnen stand Hagar allein gegenüber; im Rücken hatte sie freilich als heimlichen Bundesgenossen ihren ränkehaften Vater.

Madlein sprach den Männern davon, daß sie das Haus verlassen und einen Dienst suchen wolle. „Ich bin Hagar ein Dorn im Auge. Ihr werdet mehr Frieden haben, wenn ich fort bin," sagte sie.

Aber Infanger widersprach ihr. „Das fehlte noch, du hast so viel Recht hier wie andere Leute. Und so weit sind wir noch nicht, daß wir uns da verdrängen lassen müssen, wo wir von Kind an zu Hause gewesen sind."

Gottlieb machte noch manchmal den Versuch, zu vermitteln, aber Hagar stand ihm nicht Rede. Was sie zu ihm und den anderen sprach, das waren Dinge, die gesagt sein mußten, Dinge von Geschäft und Haushalt. Jede Freundlichkeit oder jeder mahnende Ernst waren vor ihr wie in den Wind geworfen.

Mit ihren Unternehmungen hatte Hagar in dieser Zeit ein merkwürdiges Glück. In Luzern war eine Ausstellung landwirtschaftlicher Produkte. Sie sandte allerlei Erzeugnisse ihrer Gärten hin. Eines Tages erhielt Infanger Bericht, daß seine Waren mit dem ersten Preise ausgezeichnet worden seien. Die Kunden vermehrten sich mit jeder Jahreszeit, und Infanger, obgleich sein Name immer einen guten Klang gehabt, wußte, daß es nicht mehr sein Verdienst allein war.

Der neue Fischer berichtete: „Wenn wir zehnmal größere Fänge brächten, die Frau würde am nächsten Tage alles abgesetzt haben."

Wenn Infanger mit seinen Abnehmern zu sprechen kam, hörte er ein und das andere Mal das Lob: „So wie Ihr daheim Ordnung habt, trifft man es nicht immer. Ihr habt eine tüchtige Schwiegertochter, Mann — eine, die Bescheid weiß und Geistesgegenwart hat — eine, auf die man sich verlassen kann."

Es machte sich aber auch allmählich, daß Hagar bei dem Landvolk in einen Ruf kam, als ob sie mehr wisse und verstehe als der gewiegteste Händler weit herum. Ohne daß die anderen es gemerkt, hatte sie sich nach und nach, während sie die Aufsicht über die Ställe führte, eine gründliche Kenntnis des Rindviehs angeeignet, so daß selbst alte Bauern gern ihr Urteil hörten. Dann vermehrte sie ihr Ansehen bei den Landleuten durch einige geschickte Kuren, die sie an erkrankten Tieren vollzog.

Wie Hagar körperlich und an scharfem Verstande alle im Infangerhause überragte, wuchs sie so auch an Ruhm bei den Leuten über sie hinaus. Mit ihrem Einfluß nach außen freilich wuchs auch das Herrische, Gewalttätige ihres Wesens.

Und doch hatte die starke und unzahme Frau inmitten ihrer Arbeit und ihres Grolles gegen ihre nähere Umgebung manchmal noch Anwandlungen, in denen, wie zu Anfang ihrer Ehe, das Weib in ihr lebendig wurde. In schwülen, einsamen Stunden wurde ihr Gemüt weich und lechzte nach etwas, was seitab von Schaffen und Streit lag. Das hatte sie einmal bei Gottlieb gesucht. Und weil der langsame und leidenschaftslose Mensch ihr versagte, hatte ihre Seele sich völlig gewendet. Gottlieb war ihr leid geworden.

Aber ein anderer zog sie an.

XII.

Bernasconi hatte einen Transport Welschvieh ins Dorf gebracht. Dasselbe sollte zwei Tage später ins Landinnere auf den Markt getrieben werden. Inzwischen war Jacopo mit Infanger zusammen nach einem andern Markt gefahren. Am folgenden Tage wollten sie zurück sein. Infanger entschloß sich aber unterwegs zum Besuche noch eines weiteren Platzes, und Bernasconi kam allein. Er begab sich von der Lände nach dem Stall im Hinterdorf, wo er sein Vieh eingestellt hatte. Der Stall war leer. Als er hineintrat, fiel ihm ein sonderbarer Rauchgeruch auf. Er erschrak und eilte ins Infangerhaus hinüber, fand Gottlieb, der von nichts wußte, nur sagen konnte, daß Johann, der Vorknecht, fort und Hagar wohl oben in einem der Bergställe sei. Dorthin seien wohl auch Bernasconis Kühe getrieben worden.

„Warum aber?“ fragte dieser ganz verwirrt. Dann ließ er Gottlieb stehen und machte sich auf die Suche.

Der Tag war grau. Es regnete, und der Wind pfiff aus dem Hochtal herab, das oberhalb Winkel zwischen die Berge hineinschneidet. Stoßweise brach er hervor, nahm die Regenfäden in Garben zusammen und warf sie Jacopo Bernasconi entgegen. Der hüllte sich fester in seinen dunkeln Umwurf und zog den schwarzen weichen Filz tiefer in die Stirn.

Bernasconi kannte Infangers Ställe. Die beiden ersten und nächsten fand er mit des Bauern Vieh bestellt. Am zweiten wies ihn Toni, der Hüterbub, nach dem Lochstafelgaden. „Die Frau ist dort,“ sagte er.

Bernasconi besann sich. Der Gaden lag eine Stunde Weges höher am Berg, versteckt und seitab, inmitten eines großen Alpgutes, an welchem Infanger Alleinrecht hatte. Dem Händler stieg der Zorn. Was der Teufel sollte das heißen? Was hatten sie mit seinem Vieh gemacht? Am Ende entschloß er sich doch zu dem Gang in den Berg.

Es war ein böser Weg. Der Sturm trieb sein Spiel mit dem Aufwärtssteigenden, warf ihn mit jähen Stößen beinahe zu Boden, sprang ihn in Gesicht und Rücken an und schüttete den Regen wie mit Eimern über ihn. In der übelsten Laune und naß bis an die Knochen kam Jacopo auf die Lochstafelhöhe. Der Pfad führte durch den Wald herauf, und die Matte, in deren Mitte der Stall stand, war rings von Wald umgeben.

Kein Mensch war zu sehen. Nur die Bäume kreischten, als ob sie brechen wollten, wenn der Sturm sie bog, und das nasse Gras der Matte hängte sich an Bernasconis festes Schuhwerk. Die Stalltür war geschlossen.

War die Infangerin auch hier nicht?

Jacopo schritt näher. Auf den Pflastersteinen des Stallplatzes gaben die Nägel seiner Schuhe einen scharfen Ton; da war es ihm, als ob im Stall innen ein Geräusch verstumme. Er klopfte an die Tür.

„Wer ist da?" fragte Hagar von innen.

Er nannte seinen Namen.

Da tat sie die Tür auf, aber nur so weit, daß er sich hineinzwängen konnte, und gleich hinter ihm schloß sie sie wieder.

Der Stall war von einer Sturmlaterne erleuchtet, die an einem Holznagel hing. Im Hintergrund standen zwei Kühe, die Jacopo als die seinen erkannte.

„Was — hat das zu bedeuten?" fragte er. Er hatte aufbegehren wollen, allein, als er sich mit Hagar allein sah, verging ihm plötzlich der Zorn.

„Ihr könnt mir danken," sagte sie. Sie stand unter der Laterne. Das rote Licht zuckte über ihr kühnes, braunes Gesicht. Die krausen Stirnhaare warfen tiefe Schatten hinein. „Die zwei dort" — sie wies nach den Kühen — „sind krank. Heute würden sie uns von Amts wegen die ganzen Ställe geschlossen haben."

„Teufel," stieß Bernasconi heraus. Er verstand, was sie meinte.

Sie fuhr fort: „In der Nacht ist Johann, der Knecht, mit Eurem Vieh ins Unterwaldnerische. Diese zwei Kühe habe ich selber heraufgebracht. Es hat niemand etwas gemerkt."

„Waren das die einzigen?" fragte der Welsche.

„Für die nächsten Tage sicher," sagte sie. Dazu lachte sie spöttisch.

„Und wenn wir die Seuche doch verschleppen," meinte er.

„Müssen es die andern haben," gab sie kalt zurück. „Bis dahin habt Ihr die Ware längst losgeschlagen. Und keiner wird Euch schelten können, wenn Ihr nichts gewußt habt."

„Ihr seid schon mutig — Ihr," sagte er.

„Sagt getrost — frech," erwiderte sie. „Ihr meint es ja doch. Und wie ich geheißen habe, so bin ich auch. Aber ohne das kommt eines heutzutage nicht weiter in der Welt."

Bernasconi trat zu den Kühen und untersuchte sie.

„Wenn ich Euch raten kann, so erschlagt sie," sagte Hagar. „Es ist der kleinere Verlust."

Sie langte ein Beil aus einer Ecke. „Ich hätte es selber getan, wenn Ihr nicht gekommen wäret," fügte sie hinzu.

Er mußte sie unwillkürlich ansehen. Herrgott, was für ein Weib! Es war fast, als ob sie einen mit Fäusten packte: „Tu, was ich will."

Die Kühe standen mit hängenden Köpfen und blöden, blinzelnden Augen.

Er löste sie eine nach der andern von der Kette, führte sie vor den Stall hinaus und schlug sie mit wohlgezieltem Schlage nieder. Dann stach er sie und ließ ihr Blut in einen Graben rinnen.

Inzwischen schleppte Hagar einen Hornschlitten herein. Auf den legte sie den ersten Körper. Sie schafften es leicht, so groß und stark waren sie beide. Nachher grub Bernasconi drüben im Alpgrund eine Grube. Hagar half, und gemeinsam scharrten sie die toten Tiere ein. Es war eine stundenlange Arbeit, während welcher sie achteten, daß niemand sie sah. Erst als das Werk getan war, dachten sie daran, daß sie alles allein getan hatten und daß sie allein — waren.

„Ihr müßt wohl hungrig sein," sagte Hagar und ging nach dem Stall zurück. Von dort her rief sie ihn. „Ich habe nicht viel, aber zu Hause gibt es später mehr." Als er eintrat, wickelte sie Brot und Käse aus einem Papier und setzte sich auf eine kleine graue Holzbank nahe der offenen Tür.

„Da habt Ihr Platz," sagte sie.

Er kam und ließ sich bei ihr nieder; die Bank war so kurz, daß sie dicht beisammen saßen.

Eine kleine Weile verging. Sie saßen schweigend. Dann war es sonderbar. Die beiden Kühe waren nicht mehr da. Der Stall schien viel stiller. Sie fühlten die Stille, und da war es nun, daß in Hagar das erwachte, was sie dem Gottlieb in die Ehe gebracht hatte, das Weiche, Lechzende, das man hinter ihr nicht gesucht hätte, und das jener nicht verstanden.

Hagar schaute von der Seite nach Jacopo. Er war nicht mehr gar jung, aber sein blondes, lockiges Haar gab seinem Kopfe noch etwas Jugendliches. Es war von dem Haar, durch das man gern im Spiel mit den Fingern streicht.

Jacopo begegnete mit den Augen denen Hagars. Immer sprachen sie nicht. Er nickte nur, halb verlegen, halb vertraulich. Auf einmal hielt er ihre Hand. Und dann riß die Leidenschaft sie fort. Die Stunde glich dem Zusammenflammen zweier Feuersbrünste.

Als sie, lange nachher, aus der Hütte ins Dorf hinunter gingen, zuckte dem Welschen ein eigentümliches Lächeln um den Mund, wie wenn er es da angeschraubt hätte, um denen, die ihm begegnen würden, zu zeigen, daß er ganz gleichmütig wäre, daß gar nichts anders sei als sonst. Hagars Gesicht war finster. Sie sprach nicht mit ihrem Begleiter. Sie war nicht glücklich. Aber sie suchte die Schuld dafür, daß sie es nicht sein konnte, nicht bei sich, sondern bei den andern, die sie so weit getrieben hatten, als sie jetzt war.

Infanger kehrte nicht heim, so lange Bernasconi noch da war. Den andern fiel nichts auf.

Der Verdacht erwachte im Infangerhause erst, als der Welsche öfter und öfter kam und manchmal kein Grund vorlag, warum er hätte kommen sollen. Er freundete sich mit Justus Frech, dem Lehrer, an. Der Himmel wußte, wie die beiden einander in den Weg gelaufen waren. Manchmal saß Jacopo bei dem Schulmeister über einem Glase Wein. Dann kam Hagar herüber und leistete den Männern Gesellschaft. Und wiederum manchmal saß der Welsche im Infangerhause selbst, und Hagar tischte ihm auf.

„Der hat ein Herrenleben," tuschelten die Dienstboten.

Infanger sah den Geschäftsfreund mit Blicken an, als ob er ihm das Innerste des Gewissens erforschen wollte.

Jacopo hatte das sonderbare Lächeln am Munde und tat, als bemerkte er die lauernden Augen des andern nicht.

Das Gerede der Dienstboten wurde eifriger. Auch im Dorf steckten sie da und dort die Nasen zusammen.

Hagar warf den Kopf weit in den Nacken zurück. Sie fühlte den Verdacht, der rings um sie aufwuchs, und tat, als verlachte sie ihn. Wenn Jacopo nicht da war, hatte sie keine Sehnsucht nach ihm. Sie arbeitete, und ihre vielfachen Pflichten füllten ihren Tag aus. Aber zwischen ihr Tagwerk fiel Zwist und Zwietracht mit denen, die um sie waren. Und wenn Bernasconi kam, war es eine Zerstreuung, eine Abwechslung nach Zank und Zorn, die einem Rausch glich. —

Zuerst redete Gottlieb.

Zur Nacht, als sie allein waren.

Er war in den letzten Wochen stiller und stiller geworden, als ob er über etwas, das nicht mehr zu ändern sei, kein Wort verlieren möge. Gedrückt ging er umher. Still und gedrückt hob er auch an: „Auch du wirst es einsehen! So kann es doch nicht weiter gehen mit uns."

„Wie," fragte Hagar scharf. Sie war eben eingetreten und stand mitten im Zimmer, dessen Decke sie beinahe mit dem Kopfe erreichte.

„Sie reden über dich," sagte Gottlieb wieder.

„Wer redet?" schrie sie. Sie war schon wieder wie in Feuer. Dann höhnte sie: „Könnten sie über dich nicht auch reden?"

„Wirf mir das nicht immer vor. Ich gebe keinen Grund zum Geschwätz." Er war nun auch aufgebracht und sprach lauter und erregter als sonst.

„Gibst du nicht? So — so?" reizte sie ihn weiter.

Da verlor er mit einem Mal alle Fassung. Er beschimpfte sie. „Das sage ich dir jetzt. Einmal könnte es uns allen genug sein. Deine Knechte sind wir denn doch nicht, der Vater und ich. Und so eine wie du braucht den Kopf nicht so hoch zu tragen."

„So eine wie ich? Was willst du damit sagen?" Sie trat dicht vor ihn hin.

„Ich weiß, was ich sage," zürnte er. „Du hast vergessen, was du mir schuldig bist. Denk an den Bernasconi, du."

Sie vergaß sich. Mit der Faust schlug sie ihm ins Gesicht. Und als er nun taumelte und beinahe gestürzt wäre, gewann das Gewalttätige und Rücksichtslose ihrer Natur Macht in ihr. Mit beiden Händen faßte sie den schwachen Mann, roh, die Finger in seine Schultern krallend. So schüttelte sie ihn. „Klein will ich euch machen! Ducken sollt ihr euch alle!"

Und als sie ihn los ließ, befahl sie: „Geh schlafen jetzt." Es tönte, wie wenn sie zu einem Hunde sagte: „Lege dich."

Gottlieb stützte die Krücken fester unter die Arme und schritt auf die Tür zu.

„Da bleibst du!" herrschte sie.

Als er dennoch die Stube verlassen wollte, stellte sie sich zwischen ihn und die Tür, breit und drohend.

Da gab er nach, mußte nachgeben, aus Furcht vor ihrer Gewalt.

„Am Morgen wirst du mit dem Vater reden," sagte sie. „Aber du machst es nur schlimmer. Wenn er auch Schläge haben will, mag er es sagen."

Gottlieb schlief lange nicht. Er überlegte, machte Pläne und verwarf sie wieder. Herrgott, was für ein Leben! Es wurde Morgen, und er hatte kaum geschlummert. Aber als er nun erwachte, hatte er eine feige Angst vor neuem Streit, und als Hagar schwieg, hielt auch er sich still.

Dann kamen Gewittertage. Hagar behandelte Gottlieb wie einen Knecht: „Geh und schreib das. — Das will ich so haben, nicht so! Die Rechnung für den und den machst du jetzt."

Wenn er widersprach, so riß sie ihn mit überlegener Körperkraft, wohin sie wollte. Ebenso tat sie Madlein. „Die Rosi hat nicht Zeit. Fege du die Stube." Sie hatte Gefallen daran, ihr die härteste Arbeit zuzuweisen. Ein paarmal trotzte Madlein. Nun bekam auch sie Schläge zu kosten. Nach Tagen erst erfuhr Infanger, welches Gewaltregiment sie führte. Er fürchtete sich nicht, aber auch er war machtlos. Er bot ihr Geld, wenn sie aus dem Hause und der Ehe gehe. Sie lachte nur. „Das hättet Ihr früher sagen sollen." Und nun mochte es sein, daß er den Lärm im Dorf und die Klatschsucht scheute. Noch einmal redete er Gottlieb und Madlein zur Geduld und drohte Hagar lange nur mit Worten. Bernasconi, dem Händler, verbot er das Haus. Der aber kam dennoch. Er kannte immer die Zeit, zu welcher der andere nicht zu Hause war. Als Infanger auch davon Kenntnis erhielt, zerbrach ihm die Langmut. Er suchte die Schwiegertochter im Wohnzimmer auf. Er war bleich: „Jetzt sag ich dir, daß der Welsche zum letzten Mal dagewesen sein muß," begann er ohne Gruß.

Hagar war daran, den Tisch zum Abendessen zu decken. Sie tat, als hörte sie ihn nicht.

„Hast du nicht verstanden?" fragte er und faßte sie mit harten, zerarbeiteten Fingern am Arm.

Da drehte sie sich ihm zu. Sie war viel größer als er. Aber er stand schwer, plump und stark in seinen groben genagelten Schuhen.

„Es hat niemand etwas da hinein zu reden," sagte sie.

Der Zorn schoß ihm furchtbar in das schlaue, hämische Gesicht. „Ich habe dich ins Haus gebracht. So will ich dich auch wieder hinausbringen," sagte er dann und packte sie.

Ein wüstes Ringen entstand. Dann stieß sie ihn mit beiden Fäusten von sich und griff nach einem Stuhl.

In diesem Augenblick klopfte es draußen an die Tür. Es konnte ein Fremder sein. Unwillkürlich gab Infanger dem Zwang nach, der ihn vor den Leuten vertuschen hieß, was er für ein Elend im Hause hatte. Er ging zur Tür. Es war ein Bauer dort, der ihn sprechen wollte. Und er nahm sich zusammen und führte den andern in die Schreibstube hinüber. Als der Besuch fort war, traf er Hagar nicht mehr. Und dann blieb alles beim alten. Immer noch schoben sie das Äußerste hinaus. — Dumpfheit, heimlicher Haß und Furcht hockten in den Ecken der Infangerstuben und lauerten auf alle, die darin gingen. Das Dienstvolk duckte sich und bewies Hagar

einen scheuen Gehorsam, weil sie sahen, daß ihr Wille allein im Hause galt. Im Dorf wunderten sich und flüsterten die Leute. Wahres und Übertriebenes ging von Mund zu Mund, von Haus zu Haus. Bald genug wußte auch Justus Frech, der Lehrer, Bescheid. Er machte sich der Tochter Macht und Einfluß zunutze. Es kam vor, daß eines Tages ein Taglöhner Holz von einer Scheitschicht nahm, die am Infangerhause stand und dem Bauern gehörte. Der Mann zersägte dieses Holz als Brennmaterial für den Lehrer. Der aber hatte nicht um Erlaubnis gefragt, und als Infanger der Sache nachforschte, erwies sich, daß auch Hagar nicht darum wußte. Aber sie nahm sogleich des Vaters Partei, nicht aus Liebe für den, nur aus Trotz gegen den Schwiegervater. So nahm sie Partei auch, als Frech anfing, sich selbst aus den Gemüse- und Obstgärten des Infanger zu bedienen, und in Dutzenden von kleinen Übergriffen des Lehrers und Nachbarn stand sie zu diesem.

Jeder Tag war ein stummer Kampf zwischen den zwei Parteien. Kleine Wortgefechte, heftigerer Streit dann und wann unterbrachen ihn. Manchmal faßte Infanger den Entschluß, die Schwiegertochter mit Gewalt aus dem Haus zu entfernen, eine Scheidung zu erzwingen; allein immer noch verschob er dieses Letzte aus einer Art Scheu davor, gleichsam öffentlich zu bekennen, daß er sich einmal so schwer verrechnet habe. Hagar wußte sich außerdem ihr Ansehen bei Kunden und Fernstehenden zu erhalten, ja es selbst noch zu mehren. Mochte man über sie munkeln, man bewunderte sie doch. Sie fing an, manchmal selbst zu Markte zu fahren, und hatte eine so knappe, verläßliche Art im Verkehr mit ihren Abnehmern, daß es sprichwörtlich wurde: Billig ist sie nicht, die Infangerin, aber wer bei ihr kauft, ist eines ehrlichen Handels sicher. Die Zahl ihrer Kunden wuchs noch immer. Sie kaufte mehr Land, um die Gärten auszudehnen, tat das mit mürrischer Einwilligung des Schwiegervaters. Auch seinem Vieh- und Holzhandel nützte sie, er konnte es nicht leugnen. Es wandten sich Leute an ihn, die von ihr ihm zugewiesen waren, mehr und mehr. War er schon immer hablich gewesen, so wuchs sein Vermögen in dieser Zeit zum Reichtum. Und wenn sie auch eigenwillig und ohne zu fragen in die Kasse griff, so sorgte Hagar doch auch dafür, daß diese sich wieder füllte. Für die eigenen Bedürfnisse brauchte sie wenig. Sie selbst scheute keine Arbeit. Sie packte den Spaten und grub stundenlang selbst in den Beeten, mit nichts als dem Rock und einem Kattunleibchen bekleidet, mit nackten, braunen, mannskräftigen Armen, um das schwarze Haar ein buntes Tuch zum Schutz gebunden. Wenn eine Kuh am Kalben war, wachte sie mit dem Knechte: „Der Meister muß aufschauen, wenn des Knechtes Hand am rechten Ort angreifen soll," sagte sie. Und weil sie in allen Dingen Erfahrung hatte, hörten die Knechte auf sie, wie auf ein Buch. Wenn Infanger abwesend war, konnte er gewiß sein, daß, wer immer in Geschäften ins Haus kam, bei Hagar Bescheid fand, wie er ihn selber nicht besser zu geben vermochte.

Aber der Haß war da und das Zuleidleben. Hagar teilte mit Gottlieb das Zimmer nicht mehr. Und noch immer schlug ihre Faust, wenn ihr Wort nicht genügte.

XIII.

Dennoch war Hagar vielleicht unglücklicher als die andern alle. In ihrer Seele fraß eine so wilde Zerfallenheit, daß der See im schlimmsten Sturm nicht zerwühlter sein konnte. Das Leben ekelte sie. Ihre Leidenschaft für Jacopo Bernasconi erlahmte mit jedem seiner Besuche. Er war auf seinen Reisen ein wetterwendischer Patron geworden. Manchmal kam es ihr vor, als ob sie ihm nichts als ein Zeitvertreib sei. Und bei jedem Fortgehen meinte sie, ihm nachschreien zu müssen: „Komm nicht mehr, ich bin dich satt."

Aber sie sah noch immer die leisen, frohen Heimlichkeiten zwischen Gottlieb und Madlein, die Blicke und Gebärden, die diese nicht verraten wollten und doch verrieten. Das war Nahrung für die fressende Wut in ihrem Innern. Daneben wuchs ihre Verachtung für den eigenen Vater, trotzdem sie ihm die Stange hielt. Sie sah, wie er ein ungerader Mensch war, dem nichts auf die Mittel ankam, nur auf den Zweck. Sein Zweck war aber stets der eigene Vorteil. Sie sah, wie er vom Gute Infangers förmlich stahl, wie er sich mit einer hämischen Schadenfreude an den Zuständen im Infangerhaus weidete. Das war ihr eine Qual. Dieser Schleicher war ihr nächster Verwandter! Wenn sie daran dachte, sagte sie sich, daß sie alle Ursache hatte, froh zu sein, daß aus der Hagar Frech die Hagar Infanger geworden war. Und das wiederum verletzte ihren Stolz bitterlich. Alles war schief in ihrem Leben. Alles war — Elend, Elend!

Jacopo Bernasconi hatte zur Zeit, da er mit Infanger noch gut stand, ihm ein Faß schweren, welschen Weines verschafft, dick wie rinnendes Blut und stark wie Feuer. Einmal im Zorn trank Hagar rasch ein volles Glas von diesem Wein. Sie fühlte sich nachher nicht bei klaren Sinnen, allein sie konnte lachen. Die Welt hatte ein vergnügteres Gesicht. Von dem Wein nahm sie nun öfter. Ihre schwarzen Augen glänzten oft merkwürdig, und ihr Gesicht war dann heiß wie nach einem raschen Lauf. Sie sah, wie Infanger sie beobachtete. Er umlauerte sie gleichsam näher und näher, wie zu einem Angriff sich vorbereitend und doch wie von Scheu zurückgehalten. So kam er einmal in die Stube, als sie eben das Rotweinglas an die Lippen hob. Die Flasche stand daneben auf dem Tisch und war schon halb geleert. Er trat schweigend näher, nahm die Flasche, stellte sie in den Schrank und zog den Schlüssel ab. Auch darüber mußte Hagar lachen. Sie hob das Glas und trank ihm zu und lachte immer noch, während er kein Wort sagte, sondern in seinem schäbigen Anzug den rotblonden Kopf leicht gebückt wie immer und mit plumpen Schritten die Stube wieder verließ.

Von da an trank Hagar den Wein aus dem Fasse unten im Keller. Sie war da ungestörter.

Der Wein war ein starker Gesell. Er machte mit der mannskräftigen Frau, was er wollte. Jetzt füllte er ihre Augen mit Tränen und gab ihrer Rede eine Rührseligkeit, die ihr sonst fremd gewesen war. Einmal in solcher Stimmung fiel sie Gottlieb um den Hals und sagte: „Wir sind zwei Geschlagene, du und ich, und können doch nicht dafür." Ein andermal fachte der böse Wein die böse Wut. In dieser traf sie Madlein, die eine Tasse

zerschlug, mit der Faust, daß sie blutete. Und Rosi, die Magd, als sie ihr eines Morgens keinen Gruß bot, warf sie auf der Treppe ein Glas nach, daß die Scherben bis in den Hausflur kollerten.

Und immer noch lauerte Josef Infanger, wie einer, der wartet, bis sein Tag kommt. Er rechnete wieder, wie er Zeit seines Lebens gerechnet hatte. Alles hatte immer gestimmt, alles hatte er mit der Zeit zum Stimmen gebracht. Das eine Exempel war widerspenstig. Immer und immer fand er die Lösung nicht. Aber er suchte sie mit scharfem, reißendem Verstande und bitterem Mute.

In den Herbst fiel ein großer Markt zu Brunnen. Vieh wurde dort aufgefahren und Herbstgemüse feilgeboten. Bernasconi befuhr den Markt, Infanger brachte selbst drei eigene Kühe hin, und Hagar war mit Johann, dem Knecht, im Nauen am frühen Morgen hingerudert. Im Boot lag ein Berg von weißen, harten Krautköpfen, welche die Infangerin von ihren Feldern geschnitten hatte. Auf dem Marktplatz führten die Geschäfte die drei, die getrennt hingekommen waren, zusammen. Sie hatten alle guten Handel gehabt und waren wohl aufgelegt. Dennoch faltete Infanger die Stirn, als er in das Gewühl kam, wo Hagar eben das letzte Gemüse an einen Käufer losschlug, und Jacopo Bernasconi bei ihr stehen sah.

Es war ein rauher Tag. Die Wolken kamen aus Norden gefahren, von einem von Stunde zu Stunde sich steigernden Sturm getrieben, und wirbelten beinahe so eilig und toll am Himmel dahin, wie unten auf dem Platze die dürren Blätter, Papierfetzen und Gemüseabfälle, die der Wind über den Boden fegte. An den Marktständen klatschten die grauen Leinwandtücher und klapperten die Stangen. Aus Furcht, daß der Sturm sie werfe, brachen einzelne Händler vorzeitig ihre Verkaufsstellen ab. Einmal kam ein schwarzer, grober Bauernfilzhut wie ein besessenes Rad über den Platz gerollt, und ihm nach lief unter dem Gelächter der Umstehenden sein Besitzer. Die Röcke der Weiber schlugen um die Beine, und den Männern flatterten die Joppen.

Hagar Infanger hatte das Tuch, das sie um den Kopf getragen, in den Nacken geschoben. Der blutrote Kattunlappen klatschte ihr an die Wangen. Manchmal griff sie nach dem Haar, welches der Sturm zauste, und steckte eine Nadel fester. Dabei leuchteten ihre Augen, und sie stand aufrecht wie ein Turm. In dem sausenden Schneewind war ihr kühl und wohl zumut. Sie trug ein einfaches Kleid. An den breiten Schultern und Hüften lag es fest angeschmiegt, und die Ärmel saßen prall an den starken Armen. Vorübergehende stießen sich an: „Kennst du die? Das ist die junge Infangerin, die zweistöckige dort. Die könnte noch einen Säbel tragen, wenn es Krieg gäbe, die!"

Hagars Gesicht war bleich und ruhig. Gelassen unterhielt sie sich mit Bernasconi, der noch nicht lange an sie herangetreten war. Er war ihr, während sie noch halb bei ihrem Handel war, so gleichgültig wie jeder andere. Er aber hatte heute Gefallen an ihr. Sie war ihm nie so stattlich erschienen, und er merkte, wie sie angestaunt wurde.

Als Infanger herankam, machte Jacopo Miene, beiseite zu treten, aber da nun, vielleicht aus Zufall, vielleicht aus Trotz, hielt Hagar ihn durch ein Wort fest: „Wir gehen zum Abendbrot zum Faßbind, wenn Ihr mitkommen wollt."

Infanger hörte die Einladung. Er schwieg dazu. „Johann, der Knecht, muß zwei Kühe nach Schwyz führen," sagte er zu Hagar. „Statt seiner will ich dir heimrudern helfen."

Sie zuckte die Achseln. „Meinetwegen," sagte sie leichthin. „So kommt," forderte sie dann die Männer auf.

Beide folgten ihr, Infanger, weil es so verabredet war oder vielleicht, weil er wissen wollte, was sie beginnen werde, der Welsche, weil sie ihn immer noch im Gespräche festhielt.

Als sie gegen das Seeufer kamen, sagte Hagar zu Jacopo: „Wenn Ihr mitfahren wollt, heute könnt Ihr versuchen, ob Ihr seefest seid."

Am Ufer unten sahen Leute dem erregten Wasser zu. Der See kam mit dem Winde aus Norden und warf drüben, wo die Bucht sich rundete, haushohe Wellen. Sie stiegen gespenstisch wie Nebelgestalten aus dem Becken und zerschellten an Steinen und Felsen. Schwarzgrau, stumpf und feucht wie aus Wellen tauchende Seehundköpfe starrten diese jeder neuen Welle entgegen.

In Ufernähe lag die kleine Wirtschaft, in welcher sie essen wollten. Es war ein einfacher Raum zu ebener Erde, mit einer Steinstufe vor der Eingangstür und einer Anzahl von Tischen und Stühlen im Innern. Viel Marktvolk saß da. Die meisten grüßten den weit herum bekannten Infanger. Auch vor Hagar zog mancher freundlich den Hut.

Sie ließen sich an einem Tisch nieder, und Hagar bestellte. „Ich weiß, was Ihr gern habt," sagte sie zu Jacopo. Den Vater fragte sie nicht.

Wein wurde aufgetragen. Hagar und der Welsche tranken rasch und viel und wurden gesprächig. Den schweigsamen Tischgefährten, den Infanger, schienen sie ganz zu vergessen.

„Ich höre die Fünffrankenstücke in Eurer Tasche klimpern," spottete Hagar zu Bernasconi gewandt. „Es ist Euch wieder gut gegangen heute."

Und gleich nachher neckte sie ihn: „Ein Wunder, daß Ihr all denen immer noch entwischt, die gern an den leeren Platz in Eurem Hause träten."

„Das wundert — Euch?" fragte der Welsche mit seltsamer Betonung. Und als Infanger sich erhob, um einen Bekannten zu grüßen, legte er die Hand mit heftigem Druck auf die Hagars.

Aber der Bauer hielt Augen und Ohren scharf offen. Das Blut spielte an seinem faltigen Halse. Er setzte sich nicht mehr, obwohl er seinen Teller kaum berührt hatte, und verließ plötzlich, ohne ein Wort zu sagen, die Wirtsstube.

„Was ist los?" fragte Jacopo.

„Weiß ich's?" sagte Hagar. Noch immer lag seine Hand auf der ihren.

Dann gewahrte sie, daß andere Gäste nach ihnen schauten. Und nun erfüllte sie ein jäher Unwille gegen den Händler: „Nehmt Euch in Acht," sagte sie scharf. „Wir sind hier nicht allein."

Im Aufstehen trank sie ihr Glas leer.

„Kommt Ihr mit?“ fragte sie, nachdem sie bezahlt hatte. Es tönte, als fügte sie hinzu: „Meinetwegen könnt Ihr auch dableiben.“

Aber er folgte ihr, als sie der Türe zuschritt.

Sie wußten nicht, wo Infanger sich hingewendet hatte. Aber nach einigem Umherschauen sahen sie ihn am Ufer stehen, wo die Marktschiffe lagen. Er beobachtete sie. Es war, als ob er wartete.

Der Himmel war schwarz von Wolken, die über die Berge herabsanken, schwerer und schwerer wie fallende Tuche. Der See war wilder geworden.

Auf dem Wege zum Ufer begegneten Hagar und Bernasconi einzelnen Marktleuten.

„Ich fahre heute abend nicht mehr,“ sagte im Vorbeigehen ein Bauer zum andern.

„Da wärest du schon ein Narr,“ meinte der andere.

Auch bei den Nauen standen Männer und Weiber, die jenseits des Sees zu Hause waren, und berieten, was zu tun sei.

„Es ist unmöglich zu fahren,“ sagte da einer.

Eine junge Frau aber jammerte, ihr liege ein Kind krank und sie könne nicht über Nacht fortbleiben.

Der antwortete ein dritter: „Geht auf den See bei dem Wetter, dann kann das Kind mehr als eine Nacht auf Euch warten.“

„Ihr könnt nicht fort,“ flüsterte Jacopo, und seine Augen suchten die Hagars. „Ich leiste Euch Gesellschaft,“ fügte er mit leisem Drängen hinzu.

Aus den schwarzen Nebeln schwirrten einzelne Flocken.

Hagar gab dem Welschen keine Antwort. Sie sah nach Infanger hinüber, der etwas abseits von den übrigen stand und die Kette seines Nauens löste.

„Steig ein,“ sagte er zu Hagar, als sie herankam, und vermied, sie anzusehen. „Wir wollen nicht in die Nacht kommen,“ fügte er hinzu. Es war, als wolle er mit diesen letzten Worten ihr die Möglichkeit nehmen, vom Dableiben zu reden.

Als sie sahen, daß da einer Ernst machte, auf den See zu gehen, kamen Männer und Weiber von drüben gelaufen. Sie redeten wirr durcheinander: „Seid Ihr von Sinnen?“ — „Was, fahren will der?“ — „Der reine Selbstmord ist das.“

„Hast du Angst?“ fragte Infanger Hagar. Er schien niemand zu sehen als sie. Die Hand an dem einen Ruder, stand er aufrecht, den Hut tief in die Stirn gedrückt, die Beine gespreizt, damit der Sturm, der das Boot hin und her warf, ihn nicht zu Fall bringe. Etwas Listiges, Fuchsiges lag auch jetzt in seinen Zügen, während er auf Hagars Antwort wartete, als hätte er ihr mit seiner Frage eine Falle gelegt, von welcher er wußte, daß sie hineingehen würde.

Hagar zögerte nicht. Mit großen Schritten ging sie auf den Nauen zu, mit der Rechten faßte sie die Kette und stand im nächsten Augenblick im Bug des Bootes.

„Zum Teufel,“ schimpfte Jacopo, „so bleibt doch da.“

„Bleibt doch! Fahrt doch nicht! Laßt sie nicht fort!“ schrien die Leute am Ufer durcheinander.

Die Schar der Zuschauer mehrte sich.

„Wenn er sich nicht fürchtet, fürchte ich mich auch nicht,“ sagte Hagar zu Jacopo, auf Infanger weisend.

Dann ergriff sie das zweite Ruder. Dabei fiel ihr Blick auf Infangers Gesicht. Es war, als zuckte der rote Schnurrbart ein wenig, wie von einem Lächeln der Befriedigung oder des Hohnes.

Ein Gedanke schoß Hagar durch den Kopf. War er nicht sonderbar eifrig gewesen, sie ins Boot zu bekommen? Hatte — hatte er etwas mit ihr vor? Einen Augenblick klopfte ihr das Herz. Dann wurde sie fast froh. Sie und sich fürchten!

Der Nauen war flott: Infanger hielt ihn mit dem Ruder allein noch am Ufer.

Der Welsche und die anderen schwiegen. Alles wartete, was werden sollte.

Hagar stemmte ihr Ruder in den Kies und stieß ab.

Der Sturm fiel sie mächtig an, als sie nun so frei und hoch im Nauen stand. Das Tuch im Nacken flatterte, die Haare umwehten das kühne Gesicht.

Nun waren sie schon mitten im Wellenwirrwarr.

Sie ruderten eine Weile noch im Schutze der Bucht. Hagar stand im Vorderteil des Bootes, der stämmige, vornübergebückte Infanger mehr nach hinten. Jetzt riß er den Hut ab und warf ihn ins Boot. Der Sturm kam auch ihm ins Haar und riß die noch immer nicht sichtbar ergrauten, rotblonden Strähne auf, daß sie steckenhaft dahin und dorthin standen.

XIV.

„Die kommen schon hinüber,“ meinte einer am Ufer.

„Das Weib rudert so gut wie der beste Schiffmann,“ sagte ein zweiter.

Ein dritter fügte hinzu: „Die hat noch Mark in den Knochen, bei Gott.“

Einzelnen wurde die Wetterunbill zu dumm, und sie verliefen sich. Die meisten, unter ihnen der Welsche, blieben und folgten mit den Blicken dem Boot. Es war schwer und plump und stand hoch aus dem Wasser. Jeder Ruderstoß warf es hin und her. Mit einem scharfen Klatschen, das lange hörbar war, trafen die Wellen die Flanken. Manchmal schoß eine wie ein springendes Raubtier über den Nauenrand hinein. Die Kleider der zwei Ruderer troffen, von den Lenden abwärts war kein trockener Fetzen daran.

Aber noch immer schwamm der Nauen im Bereich der Felsenbucht.

Infanger und Hagar hatten noch kein Wort gesprochen. Hagar sah vor sich hinaus auf den offenen See. Er tobte wie ein Meer draußen, wo der Wind freien Zug hatte. Herrgott, da hinaus? Da war kein Durchkommen, da —

Sie machte eine Wendung, wollte Infanger sagen, daß sie nicht weiter könnten, umkehren müßten. Aber ebenso schnell verwarf sie den Gedanken. Wenn er, Infanger, vorwärts wollte. Gut! Heissa! Zu! Sie war noch lange nicht müde. Und — Furcht? — Bah! Wenn es das bißchen Leben kostete, so war eine Last ab!

Sie zog die Schultern hoch und atmete einmal mächtig auf.

Jetzt stieß der Kiel über den Bereich des Felsenschutzes hinaus. Der Nauen zitterte und neigte sich zur Linken, daß die beiden Ruderer beinahe das Gleichgewicht verloren. Zur Rechten hatten sie den wütenden Sturm.

Infanger ruderte langsamer. Seit sie vom Ufer abgestoßen, hatte er den Blick nicht von der vor ihm stehenden Hagar verwandt. Sie sprach nicht, schaute sich nicht um. Gut! Um so besser! Er wußte nicht eigentlich, was er von ihr wollte. Es fraß nur die Schmach an ihm, die sie in sein Haus gebracht hatte. Er sah sie in der Wirtsstube, wie sie sich von dem Welschen schön tun ließ. Sah, wie die Leute gafften! Hei, wie sie gafften! Ein paar mehr wußten jetzt darum, was für eine sie war, die — die Schwiegertochter. Viele wußten es jetzt anfangs!

Alles, was er gesehen und erlebt, kam ihm zu Sinn, als ob das Schiffsschaukeln ihm Gedanken in den Schädel würfe. Wie sie sich da benahm, die Hagar, und da und da! Wie sie den Krüppel, ihren Mann, geschlagen! Und die Madlein! Wie sie ihm selber gedroht! Wie sie eigenmächtig war, schaltete und waltete, als ob ihr gehöre, was sein war! Wie sie den Schleicher, ihren Vater, unterstützte! Jeder Gedanke war wie ein brennendes Scheit, das sich auf das andere legte, bis ein Flammenstoß war. Aus dem Stoß schoß der Haß und die Wut und der triumphierende Wille. Haha, gerechnet hatte er, Josef Infanger! Und — es wollte nicht stimmen! Aber — aber, wenn er sich verrechnet hatte, so hatte er auch den Willen und die Kraft, durchzustreichen, was falsch war. Heute hatte er sie. Nie noch wie heute. Es war etwas genug geworden! Biegen oder brechen mußte es jetzt!

Eben, als sie in den vollen Sturm kamen, fiel er Hagar mit dem Worte an: „Du, das mit dem Jacopo — genug habe ich jetzt davon!"

Sie drehte sich nicht um. Sie durfte es des Sturmes wegen nicht wagen, mit Rudern aufzuhören. Aber ihre Stirn bekam einen Einschnitt wie von dem Streich einer Axt. Die starken Brauen trafen beinahe zusammen. Die Zähne saßen so fest aufeinander, daß sie fast knirschten.

Beide ruderten wieder. Und der See warf ihnen Wellen ins Schiff.

Infanger wartete auf eine Antwort. Hatte sie nicht gehört? Er schrie lauter: „Jetzt entweder — oder. Entweder du schwörst, daß du nichts mehr mit dem Welschen haben willst. Oder — ich schlage dich mit dem Ruder aus dem Nauen."

Sie merkte, daß er in ihrem Rücken das Ruder schwang. Sie fühlte, daß er nicht mehr arbeitete, fühlte es an dem Stoß, den das Boot in diesem Augenblick erlitt. Da riß auch sie das Ruder ins Boot und drehte sich mit einem raschen Ruck, daß sie ihm gegenüber stand. Die Raschheit der Bewegung erhielt dem Nauen das Gleichgewicht.

Der See war fast weiß, und weißgrau hingen die Nebel über ihn herein, ein fahles, gespenstisches Licht schimmerte von irgendher in dieses Grau, das schwirrende Flocken durchschnitten. Unablässig kamen die Wellen und peitschten die Bootswand und schwangen sich hinein. Das Wasser stand jetzt schwer und hoch im Schiff.

„Ihr braucht Euch keine Mühe zu geben!" schrie Hagar. „Wenn wir das Wasser nicht ausschöpfen, sinken wir lang bevor wir ans Ufer kommen."

Sie standen beide kniehoch im Wasser, Hagar hoch, ruhig, gleichgültig, fast lachend. Gleich ruhig war Infanger. Nur seine Gedanken arbeiteten noch immer. Daheim der — der Gottlieb hatte sein Auskommen und — und Madlein, die würde ihm an die Hand gehen. Und — und er Infanger selber war nicht mehr jung. Und — und das mußte weg aus seinem Hause, aus dem Leben, das Unstimmige! Er wunderte sich, wie Hagar es nehmen würde. Er überlegte alles scharf, schlau. Jetzt hob sie vielleicht das Ruder gegen ihn! Jetzt — er mußte wohl auf der Hut sein.

„Ihr möchtet mich los sein," redete Hagar wieder, „wie Ihr mich geholt habt, so sollt Ihr mich weg tun. Ich kenne Euch schon, Ihr — Fuchs Ihr. Nach andern fragt Ihr nicht. Wenn nur Euere Rechnung stimmt! Aber——"

Das Boot schwankte heftiger. Sie wäre beinahe gestürzt. Ihr Haar klebte im Gesicht. Der Sturm griff in ihre nassen Röcke. Ssssss! Der Stoß war eiskalt.

„Ihr braucht nicht lang zu warten, seht nur!" schrie Hagar. Sie sah auf das Wasser im Nauen, das diesen tiefer zog. Die Wellen schlugen jetzt unablässig über den niedrig gewordenen Rand herein.

„Jetzt wehr dich, wenn du kannst!" schrie der Bauer zurück. Er warf das Ruder ins Boot und schlug die Arme übereinander. Und: „Feig bist du nicht," fügte er hinzu.

Und in diesem Augenblick flammte die Lebenslust in ihr auf. In diesem Augenblick, da es zu spät war. Sie schrie etwas wie: „So leicht gebe ich mich doch nicht!" bückte sich und packte den Holzschöpfer, der im Nauen schwamm. Schon warf sie das erste Wasser aus dem Boot.

Da — ein Gurgeln.

„Es hilft nichts mehr," sagte Josef Infanger. Die Worte erstickten in dem Strudel, den das schwere, sinkende Boot erzeugte.

Wellen und sausender Wind.

Infanger war mit dem Nauen verschwunden.

Aber drüben schwamm Hagar. Sie stieß mit starken Armen, aber sie gewann nicht Raum. Der wilde, graue See spielte mit ihr. Sturzwellen schlugen über sie hin. Jetzt gab sie es auf.

Wellen und sausender Wind. — —

Grauer See und graue, tiefe Nebel. Zwischen beiden das fahle Licht und die Flocken.

Weit und breit kein Boot.

Ob Leute am Ufer den Nauen hatten untergehen sehen? Es mochte wohl sein. Wenige Stunden später ging die Nachricht um in den Uferorten, daß Infanger, der Händler, und die Hagar, seine tüchtige Sohnsfrau — von der man allerlei munkelte —, ertrunken seien.

Sie fanden die Leichen nicht. Der See war tief, und viel Schlinggewächs stand im Grund.

Die Daheimgebliebenen, Gottlieb und Madlein, waren ratlos. Es kam eine Zeit der Verwirrung, in welcher die alten Knechte und Mägde mehr

zu sagen hatten, als gut war. Auch von außen herein versuchten Leute zu regieren. Kunden, Nachbarn, entfernte Verwandte, auch Justus Frech, der Lehrer, kamen mit Ratschlägen und Weisungen.

Gottlieb sah um sich und merkte erst, wie wenig weit er bisher gesehen. Seine Faust war aber nicht so hart wie die Hagars, noch sein Sinn so schlau wie der seines Vaters. Er erschrak vor der Größe seines Erbes an Arbeit und Besitz. Bald ging das Gerede um: Es ist nicht mehr, wie es unter dem alten Infanger gewesen ist. Kunden sprangen ab. „Das war eine andere Bedienung," hieß es, „als die junge Frau noch da war." So verlor das Geschäft an Bedeutung. Nach und nach verkaufte Gottlieb die vorhandenen Bestände an Vieh und Holz. Auch der Fischereirechte begab er sich. Und der Landbesitz war ihm zu groß. Er veräußerte Matten und Gärten und entließ die Knechte. Nur die alte Rosi blieb im Hause. Der Gemüsehandel wurde eingeschränkt. Bald war Gottlieb Infanger nichts weiter als ein mittelgroßer Bauer. Aber als er das war, atmete er erleichtert auf. In seiner Truhe lag ein schweres Stück Geld, und was ihm nun zu verwalten blieb, dazu reichte sein Wille und seine Tatkraft.

Als sie sich von der Verwirrung über das Unglück auf dem See langsam erholten und die Alltäglichkeit ihr Recht von ihnen verlangte, taten Gottlieb und Madlein einander, wie früher heimlich, so jetzt offener, zuliebe, was sie konnten. Sie hatten Freude aneinander und zeigten es sich, und es brauchte nur Zeit, bis sie nach dem, was geschehen war, das Recht zu haben glaubten, ihr Glück auf dem aufzubauen, was im Infangerhause in Trümmer gegangen war. Dann begehrte Gottlieb Madlein in schlichten Worten zur Ehe.

Sie saßen als ein zufriedenes Paar auf dem Besitz. Und sie waren gutmütig genug, selbst mit Justus Frech, dem Lehrer, leidliche Nachbarschaft zu halten. Manchmal, und je weiter die Zeit ging, desto öfter, sprachen sie von den Tagen, da der Vater und Hagar noch im Hause gewesen waren. Von jenem sprachen sie mit Bewunderung und Liebe. Daß er ein kluger Kopf gewesen und viel Vorteil zu finden gewußt habe. Dann nannten sie Hagar mit leiser, scheuer Stimme als diejenige, mit der eine bittere Zeit ins Haus gekommen. Sie redeten von der Unbill, die sie durch sie erfahren, von Unbegreiflichem und Üblem. Und doch war etwas Verhaltenes in ihren Worten, als ob man den Tadel nicht zu laut sagen dürfte, weil gleich dahinter das Rühmen hätte kommen mögen.

Und zu Zeiten, wenn Gottlieb Infanger mit seiner milden, blonden, schlichten Frau in seine Kammer ging, sah er plötzlich das Bild der andern vor sich, groß, stark, kühn. Und er wußte es nicht, doch es lag wie Ahnung in ihm, daß etwas Großes an Hagar Frech gewesen, etwas, das er hätte verstehen sollen. Und die andere ferne, ganz ferne Ahnung erfaßte ihn, daß ein Weg gewesen wäre, einer, auf dem seines Vaters, des Rechners, Pläne sich hätten erfüllen können, und daß sie sich nicht erfüllt hatten mehr aus seiner, denn aus — einer andern Schuld.

Pius II., ein Papst der Renaissance.

Von
Johannes Haller.

Es war am 24. Februar des Jahres 1459, da herrschte in dem Flecken Corsignano nicht weit von Siena festliche Aufregung: der Papst wurde erwartet. Papst Pius II., der seit dem vergangenen August auf dem Stuhl Petri saß, war ein Kind des Ortes, er hatte als Knabe dort gespielt, und noch lebten manche, die ihn gesehen und gekannt hatten. Die guten Leute von Corsignano durften sich wohl geschmeichelt fühlen, denn der Papst machte den Abstecher von der großen Straße eigens, um den Heimatflecken zu besuchen und die Bekannten seiner Jugend wiederzusehen. Wohl vierzig Jahre lagen zwischen einst und jetzt. Ein seltsamer Lebenslauf hatte das Kind von Corsignano in mancherlei Windungen und Krümmungen durch manche enge und dunkle Stelle emporgeführt, ziemlich von unten her bis auf den höchsten Gipfel. Die Geschichte der Päpste kennt mehr als einen dieser Emporkömmlinge, die aus den Tiefen der menschlichen Gesellschaft, aus Armut und Niedrigkeit hinaufgestiegen sind bis auf den Platz, von dem aus man die Welt zu regieren glaubt. Solch einer war in früheren Jahren jener Nikolaus Brakespeare gewesen, der fast als Bettelknabe seine englische Heimat verließ und eines Tages sich berufen sah, als Papst Hadrian IV. Kaiser Friedrich dem Rotbart gegenüberzutreten. Solch einer war später Sixtus V., dessen ärmliche Herkunft das Gerücht entstehen ließ, er sei ursprünglich Schweinehirt gewesen. Aber merkwürdiger, zugleich anziehender ist doch keines dieser Schicksale als das unseres Pius. Wie ein Mikrokosmus des Zeitalters erscheinen Lebenslauf und Persönlichkeit des Mannes.

Nicht als ob er seine Zeit beherrscht und ihr die Bahnen gewiesen hätte. Pius II. ist keiner von den großen Päpsten, überhaupt kein großer Mann. Aber gerade deshalb ist er der klassische Vertreter seiner Epoche. Wie die Welt und die Kirche um 1450 aussahen, das spiegelt sich in seinen Schicksalen. Wie die Menschen damals dachten, was sie wußten und wollten, dafür ist er uns der lebendigste Zeuge. Wir kennen ihn besser als irgendeinen seiner Zeitgenossen. Wir kennen nicht nur den Papst, wir kennen den Menschen. Sein Werden und Wachsen können wir verfolgen, seinen Charakter studieren. Wir haben es nicht nötig, andere über ihn zu befragen; er selbst

spricht zu uns von der Jugend bis ins Alter. Denn er ist Schriftsteller, der berühmteste seiner Zeit, ein Schriftsteller von größter Fruchtbarkeit und Redseligkeit, und einer, der es in ungewöhnlichem Maße liebt, sich selbst zu zeigen und darzustellen. Sein Leben ist die Verkörperung des 15. Jahrhunderts in Welt und Kirche, der Spiegel der italienischen Renaissance in ihrer Jugendblüte und zugleich ihr letzter Triumph und ihre Vollendung.

Er hieß Enea Silvio und stammte aus dem Hause der Piccolomini, einem Adelsgeschlecht von Siena, das einst angesehen und reich gewesen, seit kurzem aber verarmt war. Sein Vater hatte vergeblich versucht, am Hofe des Herzogs von Mailand Karriere zu machen. Er hatte sich dann nach seinem Landgut Corsignano, dem spärlichen Rest des einstigen großen Besitzes, zurückgezogen und hier seinen Kohl gebaut mit eigener Hände Arbeit. Auch der Sohn ist als Knabe hinter dem Pfluge hergegangen. Wohlhabende Verwandte nahmen sich des begabten Jungen an, er durfte nach Siena auf die Schule und zur Universität. Von seinem rastlosen Fleiß erzählten die Altersgenossen später mit Bewunderung: wie er in die tiefe Nacht hinein studiert, selbst im Bette noch gelesen und doch vor Tagesanbruch wieder an die Arbeit gegangen. Er sollte Rechtsanwalt werden — damals mehr als heute für gewandte Menschen und offene Köpfe der einträglichste und hoffnungsvollste Beruf — und er hat auch wirklich Jura studiert. Aber seine Neigung zog ihn nach einer anderen Seite. Das schöngeistige Studium der klassischen Literatur, der Geschichtsschreiber, Redner und Dichter Altroms, damals noch etwas Neues und mit dem ganzen Reiz der Neuheit und zugleich der vornehmen Mode bekleidet, es hatte auch ihn wie die ganze junge Generation gefangen genommen. Sich in die Größe des römischen Altertums und in die Schönheit der alten Literatur forschend und genießend zu versenken, nachahmend mit den Männern der Vorzeit zu wetteifern, zu deklamieren wie Cicero, Verse zu schreiben wie Vergil und Terenz, Horaz und Catull, zu erzählen wie Sallust und Livius, das war, seit vor etwa einem Jahrhundert Petrarca das erste Beispiel gegeben, das Bestreben aller, die sich zur Literatur berufen fühlten. In Siena war davon noch nicht genug zu lernen; so zog Enea nach Florenz, wo diese neuen Studien, die studia humanitatis, wie man zu sagen pflegte, eben damals den glänzendsten Aufschwung genommen und sogar an der Universität schon ihre erste amtliche Vertretung erhalten hatten; wo sich alle großen Schriftsteller und Gelehrten der neuen Richtung nach und nach zusammenfanden und das Neueste und Beste am raschesten bekannt und am vollsten gewürdigt wurde. In diesem Kreise hat der junge Piccolomini den geistigen Stempel fürs ganze Leben erhalten. Mochte er auch äußerlich Jurist heißen, er war und blieb Humanist, das heißt Bewunderer und Erforscher des klassischen Altertums, Redner und Dichter nach dem Muster der Alten.

Er wäre vermutlich einer der vielen schöngeistig dilettierenden Rechtsgelehrten geworden, von denen es damals schon in Italien zu wimmeln anfing, hätte nicht ein Zufall ihn aus der Bahn und zugleich aus dem Vaterland geworfen. Eben sechsundzwanzigjährig, ging er damit um, daheim in Siena

mit der Praxis des Rechtsanwalts zu beginnen. Da traf es sich, daß ein Kardinal, Domenico Capranica, ein Römer und selbst noch ein junger Mann, durch die Stadt reiste auf dem Wege zum Konzil nach Basel. Er brauchte einen Sekretär — und fand ihn in Enea Piccolomini. Nun beginnt für diesen die Wanderschaft, die Irrfahrt des Ritters von der Feder und vom Geist, des Mannes, der durch Gewandtheit, Dienstfertigkeit und vor allem durch Talent sein Glück in der großen Welt machen will. Sein Vaterland hat er seitdem während nahezu fünfundzwanzig Jahren nur als Gast und für kurze Zeit wiedergesehen, die Fremde mußte ihm Heimat werden.

Zunächst sollte das in Basel sein. Dort war seit dem Sommer 1431 das allgemeine Konzil langsam in Fluß gekommen. Aus allen Ländern, von nah und fern, strömten die Männer zusammen, die sich für die vom heiligen Geist geleitete unumschränkte Vertretung der gesamten Kirche erklärten und die Kirche zu reformieren unternahmen am Haupt und an den Gliedern: Prälaten und Doktoren, Mönche und Pfarrer, Professoren und Diplomaten, Theologen und Juristen, und nicht zuletzt ein Schwarm junger Leute, die sich einfanden, um auf der Bühne der Weltgeschichte, sei es auch nur als Statisten, ein wenig mitzuagieren und bei dieser Gelegenheit einen günstigen Wind in den Segeln ihres Lebensschiffleins aufzufangen. Sie waren meist noch Laien, hatten höchstens die niederen Weihen erhalten, die zu nichts verpflichteten, aber in der Versammlung, die sich das heilige allgemeine Konzil nannte, wurden sie deswegen doch mit offenen Armen aufgenommen.

Denn dieses Konzil hatte die größte Mühe, sich zu behaupten, es kämpfte um sein Dasein. Kaum eröffnet, war es von dem ängstlich mißtrauischen Papste, der die Reform fürchtete, kurzerhand aufgelöst worden. Auf diese Art glaubte man in Rom am wirksamsten allen Konflikten vorzubeugen. Aber das Konzil ließ sich nicht auflösen, und der Konflikt, den man hatte vermeiden wollen, war nun erst recht vorhanden. Wer sollte in der Kirche gebieten, das monarchische Oberhaupt oder die parlamentarische Vertretung? Das war die Frage, die zur Entscheidung stand.

Klein genug war das Häuflein, das dem päpstlichen Machtwort trotzte und den Kampf um die Herrschaft in der Kirche aufnahm. Da war denn jeder Zuzug willkommen, um die leeren Sitzungsbänke zu füllen, und niemand dachte daran, bei den neuen Ankömmlingen viel nach äußerer oder innerer Legitimation zu fragen. Wer sich meldete, wurde aufgenommen und erhielt Sitz und Stimme. Wie so viele seinesgleichen wurde auch der junge Schöngeist Piccolomini, eben noch ein fleißiger, aber lebenslustiger Student, über Nacht ein Konzilsvater. So trat der künftige Papst in die Reihen derer, die dem Papsttum die Alleinherrschaft in der Kirche nehmen, es dem Konzil unterordnen wollten.

Neben dem Dienst bei seinem Kardinal fand er sogleich auch Anstellung in der Kanzlei der Synode, ein Amt, das Sporteln brachte und in guten Zeiten, wenn es genug zu tun gab, seinen Mann allenfalls ernährte. Er wechselte in der Folge wiederholt den Herrn, diente bald dem Bischof von Freising, bald dem von Novara, zuletzt dem Kardinal von Santa Croce,

einem Karthäusermönch, der den Ruf der Heiligkeit mit den Talenten des geriebenen Diplomaten zu vereinigen verstand. Wenn Enea in diesen Stellungen wie als Kanzleischreiber nach außen auch nur eine subalterne Rolle spielte, so lernte er dafür in aller Stille das A B C der hohen Diplomatie und tat manchen Blick hinter die Kulissen der europäischen Politik.

Den Kardinal von Santa Croce durfte er im Jahre 1435 zu einem Kongreß der Westmächte nach Arras begleiten und Zeuge sein, wie sein Herr es verstand, England und Burgund voneinander zu trennen, um den Frieden zwischen Frankreich und Burgund zu vermitteln und damit das Ende des hundertjährigen Krieges und die Vernichtung der englischen Macht auf dem Festland vorzubereiten. Er erhielt bei diesem Anlaß sogar eine recht delikate und nicht gefahrlose Aufgabe. Der Kardinal schickte ihn zum König von Schottland, äußerlich unter einem harmlosen Vorwand, in Wirklichkeit, um die Kriegserklärung Schottlands gegen England zu veranlassen. Die Reise verfehlte ihren Zweck, aber sie war reich an Abenteuern und Erfahrungen. England verweigerte dem Sekretär des Kardinals den Paß, er mußte zur See fahren und wäre in einem Sturm beinahe ums Leben gekommen. Die Todesangst, die er dabei ausgestanden, bewog ihn, den Rückweg trotz allem zu Lande zu wagen. In der Verkleidung eines Kaufmanns reiste er mitten durch England. Er hatte keinen Paß, und hätte man ihn erkannt, es wäre ihm übel ergangen. Zum Glück ließen die Hafenwächter in Dover sich gern bestechen, und Enea konnte endlich wohlbehalten seinen Fuß wieder auf das Festland setzen. Nur ein häßliches Andenken blieb ihm von dieser Reise. Zum Dank für die Rettung aus der Meeresnot hatte er in Schottland eine Wallfahrt gemacht, barfuß mitten im Winter, und sich dabei die Füße erfroren. Die Krankheit, die er sich dabei zuzog — man nannte sie damals die Gicht — hat ihn nie wieder ganz verlassen und schließlich vor der Zeit ins Grab gebracht.

War die schottische Mission schon nicht ganz frei von dem Reiz diplomatischer Niedertracht, so geriet Enea gleich nachher vollends in die sumpfigen Gewässer der Intrige bei einer ähnlichen Sendung nach Italien, im Auftrag seines früheren Herrn, des Bischofs von Novara. Dieser hatte zum Besten des Herzogs von Mailand ein Komplott geschmiedet, dessen Opfer kein geringerer sein sollte als der regierende Papst Eugen IV. Bei einem unvermuteten Überfall auf Florenz sollten mailändische Truppen sich mitten im Frieden des dort weilenden Papstes bemächtigen. Der Plan wurde verraten und mißlang, Enea aber, der den Boten und Vermittler gespielt hatte, war ebenfalls entdeckt und nun am päpstlichen Hofe ganz unmöglich. Wollte er in der kirchlichen Laufbahn vorwärts kommen, so blieb ihm nichts übrig, als nach Basel zurückzukehren und seinen Platz in der Kanzlei wieder einzunehmen.

Mit der Zeit fand sich jetzt auch ein Anlaß für ihn, öffentlich hervorzutreten und die Augen auf sich zu lenken. Am 16. November 1436 hat er seine Jungfernrede gehalten. Man verhandelte gerade darüber, wohin das Konzil sich verlegen sollte, um den Griechen entgegenzukommen, die sich mit der

römischen Kirche wieder vereinigen wollten. Mehrere Fürsten und Städte bewarben sich um die nicht unvorteilhafte Ehre, das künftige ökumenische Konzil bei sich zu beherbergen. Jeder ließ sein Land und seine Städte nach Kräften empfehlen. Enea übernahm es freiwillig, für Pavia zu sprechen, das der Herzog von Mailand anbot. Er redete anderthalb Stunden und hatte die Genugtuung, daß der Präsident ihm — was sonst nicht vorkam — den Dank der Versammlung für die schöne Rede aussprach. Der Dank des Herzogs, der ihm bald darauf eine Propstei in Mailand verlieh, wäre wertvoller gewesen, wäre ihm die Pfründe nicht schon bald wieder entzogen worden. So blieb als Gewinn nur der Titel, Enea durfte sich nun Propst von San Lorenzo in Mailand nennen. Auch Domherr von Trient wurde er bald darauf, aber auch das trug wenig ein. An der Lebensweise des Mannes änderte sich übrigens durch diese kirchlichen Titel nichts; er blieb Laie und lebte wie ein Laie. Wie denn die Welt damals erfüllt war von solchen kirchlich-titulierten Laien, die sich mit den Rechten des Klerikers begnügten, ohne den Ehrgeiz geistlicher Pflichten zu fühlen.

Mittlerweile war zwischen Papst und Konzil der einmal schon nur mit Mühe verhinderte Kampf auf Tod und Leben ausgebrochen. Der Papst hatte eine günstige Gelegenheit benutzt, das Basler Konzil aufgelöst und in Italien — zuerst in Ferrara, dann in Florenz — eine Konkurrenzsynode veranstaltet, die ganz von ihm abhing. Die Basler Väter, obwohl an Zahl und Ansehen immer mehr zusammenschrumpfend, spielten ihre einmal begonnene Rolle entschlossen zu Ende, erklärten den Papst für einen Ketzer, weil er sich der Kirche und dem Konzil nicht unterwerfen wolle, setzten ihn ab und wählten schließlich, im November 1439, einen neuen, den Herzog Amadeus von Savoyen. Der hatte schon seit Jahren als wunderlicher Heiliger und Eremit am Genfer See gelebt und übernahm jetzt als Felix V. die zweifelhafte Würde eines Gegenpapstes. Es war nur noch ein Rumpfkonzil, das diese letzten Schritte tat, gering an Zahl wie an Bedeutung der Mitglieder. Von Kardinälen war nur noch einer da, der Erzbischof von Arles, ein persönlicher Feind des römischen Papstes und die Seele all dieser Taten. Auch die Bischöfe waren fast alle abgezogen, ausgenommen ein paar, die der Befehl ihrer Fürsten festhielt, oder die aus ihrem Bistum vertrieben waren. Der große Schwarm der Laien oder Halbgeistlichen, der Subalternen und Trabanten, der Choristen und Statisten von früher war jetzt wirklich das Konzil. Es war, als tanzten die Mäuse auf dem Altar der Kirche, da die gestrenge Katze vertrieben war.

In dieser Gesellschaft konnte auch ein bloßer Kanzleischreiber und Titularpropst schon eine bedeutende Figur machen, wenn er so schön zu reden und zu schreiben wußte wie unser Enea. Er hat sich in der Tat mit den Jahren zu einem der angesehensten Mitglieder aufgeschwungen. Sogar Papstwähler sollte er werden und wäre es auch geworden, wenn ihm genug daran gelegen hätte, um die hierfür nun einmal unumgängliche höhere Weihe zu empfangen. Dafür wurde ihm wenigstens die Ehre zuteil, das Protokoll über die Wahlhandlung aufzunehmen. Auch in der feierlichen Gesandtschaft, die den Neugewählten in seiner Einsiedelei aufsuchte, um ihm die dreifache Krone anzubieten,

erscheint Enea, und es war eine der ersten Regierungshandlungen Felix V., daß er den gewandten Mann zum päpstlichen Sekretär ernannte.

Diese Beachtung verdankte Enea ausschließlich sich selbst. Andere, denen es ähnlich ging, hatten wohl eine politische Macht hinter sich, einen Fürsten, dem mit ihrer Erhöhung ein Gefallen geschah, oder den man damit zu gewinnen hoffte, oder auch einen mächtigen Anhang, Familienverbindungen, Freunde von Einfluß oder eigenes Vermögen. Nichts von all dem bei Enea. Er hatte nirgends Rückhalt oder Anhang. Seine alten Gönner hatte er verloren, er stand völlig allein und war arm. Aber er hatte etwas, worum ihn viele beneideten: seine Feder. Er verstand zu schreiben wie kein anderer in Basel. Ein wertvolles Talent in Zeiten, wo um die öffentliche Meinung gekämpft wird. Mit der Feder gingen sich die Parteien von hüben und drüben zu Leibe, mit Abhandlungen und Flugschriften fochten die Anhänger des Papstes wie die Vertreter des Konzils. In seinen Reihen gab es Gelehrsamkeit und dialektischen Scharfsinn genug, aber das schriftstellerische Talent und die Kunst des Stils waren selten. Die Franzosen, Deutschen, Spanier, die in Basel ausharrten, waren sämtlich scholastisch gebildet; in ihren Ländern kannte man weder die Klassiker noch den klassischen Stil der Humanisten. Das war damals noch ein Monopol Italiens. Seit die Italiener fast sämtlich von Basel abgezogen waren, fand sich die höhere, klassische Bildung und damit die feinere Beredtsamkeit wie das größere literarische Geschick auf der Seite Roms. So war unser Enea mit seiner klassischen Bildung, seinem Talent und seiner Fertigkeit in Basel einzig in seiner Art, ein weißer Rabe. Also eine wertvolle Kraft! Daß er im Kampf gegen den alten Papst seine Feder in den Dienst des Konzils stellte, hat ihn bekannt und bald sogar berühmt gemacht. Seine eleganten lateinischen Epigramme und lyrischen Gedichte fanden im Norden wohl nur in einem engeren Kreis verständnisvolle Bewunderung. Der Dialog, in dem er die Rechtmäßigkeit des Konzils und seine Überordnung über den Papst verteidigte, bedeutete mehr. Nicht durch den Inhalt; Enea arbeitet hier ganz wie ein moderner Journalist: er wiederholt, was alle Welt weiß und jeder sich selbst sagen kann. Aber die Art, wie er es sagt, zeigt den Künstler. Die landläufigen Argumente und Deduktionen, die andere in schulmäßiger Pedanterie methodisch und langweilig ausspinnen, trägt er in kunstgerechtem Stile vor, mit Berechnung in leichtes Gewand gehüllt. Hier wird der Leser nicht durch die Form vom Inhalt abgestoßen, sondern bei ihm festgehalten und gewonnen. Mit einem Worte: hier herrscht Beredtsamkeit. Das gilt in noch höherem Maße von einer anderen Gelegenheitsschrift, der Geschichte des Konzils. Es ist die erste Probe klassizistischer Erzählungskunst, künstlerischer Geschichtsschreibung nördlich der Alpen. Eine Parteischrift, ein Pamphlet auch sie, ebenso wie heute etwa ein Zeitungsbericht, der durch geschickte Darstellung und künstlerischen Reiz einer Parteisache zu dienen sucht. Mit diesen Tagesschriften, mehr als mit den Gaben seiner leichtgeschürzten Muse, hatte sich Enea einen Namen gemacht. Man nannte ihn schon damals den hochberühmten Dichter. Er war ein wichtiger Mann geworden, einer, dessen Dienste Wert hatten. Und das konnte er brauchen.

Die Sache des Konzils stand längst nicht mehr gut. Nur in Savoyen, der Schweiz und einigen vereinzelten deutschen Territorien gehorchte man dem Basler Papste; in Frankreich, England, Schottland, Spanien und Italien, in Polen und in Ungarn wurde der Römer anerkannt. Die Deutschen standen in ihrer großen Mehrzahl, geführt vom König und den Kurfürsten, einstweilen noch neutral und abwartend da; aber über kurz oder lang — daran war nicht zu zweifeln — würden auch sie auf die römische Seite treten. Leck und mit zerrissenen Segeln lag die Barke des Konzils in den Klippen der Kirchenspaltung. Wer vorwärts kommen wollte, mußte ein anderes Schiff besteigen. Enea benutzte die erste Gelegenheit, die sich bot. Eine Sendung nach Frankfurt, wo im Sommer 1442 König Friedrich III. seinen ersten Reichstag hielt, machte ihn am Königshof bekannt. Als man ihn aufforderte, zu bleiben und Dienste zu nehmen, besann er sich nicht lange. Er nahm Abschied von seinem Papst und trat als Sekretär in die Kanzlei des deutschen Königs ein.

Wieder war es der gefeierte Schriftsteller, der „Dichter", den Friedrich gern empfing und Felix ungern ziehen ließ. Mit kluger Berechnung hatte er sich Ruhm und Titel zuvor allerhöchst bescheinigen lassen. Während des Reichstags in Frankfurt war er von König Friedrich zum „Dichter" gekrönt worden. Eine Auszeichnung, die den Italienern geläufig war, in Deutschland etwas Unerhörtes. Der Mann, dem diese Ehre als dem ersten zuteil wurde, mußte wohl etwas ganz Besonderes sein! In den Augen der deutschen Welt war er von jetzt an der poeta laureatus, der gekrönte Dichter schlechtweg. Durchaus als verliehenen Titel wie jeden andern handhabt er selbst seine Dichterwürde, er nennt und unterzeichnet sich stets Eneas poeta, Aeneas der Dichter.

Wir halten uns nicht dabei auf, wie Enea auch am Königshof, ganz wie einst im Konzil, sich durch Klugheit und Talent seinen Weg zu bahnen weiß. In kurzem ist er der Vertrauensmann des Kanzlers, Herrn Kaspar Schlick, der, ein aufgedienter Mann wie Enea, für Literatur und Wissenschaft Liebhaberei und auch etwas Verständnis hat und den gewandten Journalisten und Feuilletonisten zu würdigen weiß. Durch die Gunst des Kanzlers wird der Sekretär königlicher Geheimer Rat. Es scheint, als hätte selbst der passive, träge König die geistige Beweglichkeit und Anstelligkeit des Italieners zu schätzen angefangen. Bald sehen wir, daß es gerade die wichtigsten und schwierigsten Geschäfte sind, die ihm übertragen werden. Vornehmlich das wichtigste von allen: die Kirchenpolitik. Nach langem Schwanken und Verhandeln hatte Friedrich endlich sich entschlossen, seine kirchliche Neutralität aufzugeben und sich dem römischen Papste wieder zu nähern. Enea war es, der die erste Anknüpfung mit der Kurie in geheimer Sendung besorgen mußte. Da sah man denn den Protokollführer des schismatischen Konklaves, den ehemaligen Sekretär des Gegenpapstes, den literarischen Vorkämpfer des Konzils von Basel zu Füßen dessen, der in Basel abgesetzt worden war, löbliche Unterwerfung üben, alle Irrtümer abschwören und Absolution für das Begangene empfangen. Und als zwei Jahre später eine Gesandtschaft von König und Kurfürsten die förmliche Unterwerfung Deutschlands unter Rom aussprach, da war es wiederum Enea, der an ihrer Spitze das Wort führte und die Ehren und den Lohn des Tages davontrug.

Ein gnädiger Papst konnte reichlich lohnen. Am Königshof hatte der Geheime Rat nach langem Warten nur eine Pfarre in Österreich erobern können, der Papst verlieh ihm gleich ein ganzes Bistum. Seit dem April 1447 ist Enea Piccolomini Bischof von Triest. Auch dabei bleibt es nicht lang: 1451 wird er Bischof seiner Vaterstadt Siena, in dieser Eigenschaft bald darauf zum deutschen Reichsfürsten erhoben.

Er ist jetzt der erste im Rate des deutschen Königs, niemand steht fester im Vertrauen des Herrschers. Als im Jahre 1447 das Herzogshaus der Visconti in Mailand ausgestorben ist und die Nachbarn ein förmliches Wettrennen um den Besitz des schönen Fürstentums eröffnen, da wird der Bischof von Triest nach Mailand geschickt, um auch die historischen Rechte des deutschen Reiches geltend zu machen. Er ist es auch, der 1452 vorausgesandt wird, um die portugiesische Braut König Friedrichs in Italien zu empfangen und die Kaiserkrönung vorzubereiten. Er führt die schwierigen Verhandlungen mit den hussitischen Böhmen, er ist regelmäßig des Kaisers Vertreter auf den Reichstagen und Fürstenkongressen der folgenden Jahre, so oft es sich um den geplanten Kreuzzug gegen die Türken handelt. Er wird schließlich ausersehen, im Jahre 1455 beim Papstwechsel die Huldigung des Kaisers in Rom darzubringen. Es ist der letzte Auftrag, den er ausführt; Enea ist nicht wieder nach Deutschland gekommen, hat jetzt seinen dauernden Wohnsitz in Rom selbst aufgeschlagen. Mit gutem Grunde. Er hatte seinen Herrn, den Kaiser, verraten. Friedrich hatte ihn beauftragt, dem neuen Papste die Anerkennung nur unter gewissen Bedingungen auszusprechen. Der Bischof von Siena aber unterschlug die Bedingungen und leistete die Huldigung uneingeschränkt. Er wußte wohl warum: der Papst konnte einen solchen Dienst nicht unbelohnt lassen. Und Enea wollte seine Laufbahn nicht als Bischof von Siena beschließen. Es ist vielleicht der häßlichste Punkt in dem Leben des ehrgeizigen Mannes. Seine Handlungsweise, ehrenrührig an sich, ist stark durch selbstsüchtige Beweggründe bestimmt: Kardinal wollte er werden. Darum blieb er jetzt in Rom; er wartete auf den roten Hut. Er mußte sich gedulden. Die Kardinäle wollten ihn nicht unter sich, erst nach fünfvierteljährigem Sträuben gaben sie nach, und am 17. Dezember 1456 erfolgte die Ernennung.

Jeder Kardinal, so sagt man, hegt irgendwo in einem Winkel seines Herzens die Hoffnung, einmal Papst zu werden. Warum sollte einer, der sich durch ungewöhnliche Gaben und ungewöhnlichen Fleiß heraufgedient hatte zum kaiserlichen Geheimen Rat, zum Bischof, Reichsfürsten und Kardinal, warum sollte er weniger Aussichten haben als andere, dereinst auch die höchste Stufe zu ersteigen? Seine Basler Sünden waren, wenn auch nicht vergessen, so doch vergeben. Auch war er nicht der einzige, dessen früheres Konto in dieser Weise belastet erschien, und der trotzdem in den Senat der römischen Kirche Eingang gefunden hatte. Warum also nicht auch Papst werden?

Am 6. August 1458 starb der alte Calixt III., ein hinfälliger Greis, der die drei Jahre seines Pontifikats größtenteils als Kranker im Bette zugebracht hatte. Aus dem Konklave aber ging nach heftigem Kampfe der Kardinal von Siena als Pius II. hervor.

Die dreifache Krone ist zu keiner Zeit eine leichte Bürde gewesen; als Pius II. sie sich aufs Haupt setzte, lastete sie doppelt schwer. Längst war sie zu einem Zeichen geworden, dem widersprochen wurde. Reform der Kirche an Haupt und Gliedern war seit drei Menschenaltern das allgemeine Schlagwort, und was es bedeutete, hatte man bei den Versuchen in Konstanz und in Basel erfahren: Beschränkung der Befugnisse und vor allem der Einnahmen des Papstes, Befreiung der Landeskirchen von der Zentralisation ihrer Verwaltung an der Kurie, Herabsetzung, womöglich gar vollständige Abschaffung der Abgaben, von denen die Kurie lebte. Diese Reformversuche waren gescheitert, es war dem Papsttum gelungen, das Konzil von Basel, als es mit dem Plan Ernst machte, zu überwinden. Aber ein Problem unterdrücken oder ignorieren heißt nicht, es lösen. Die Forderung der Reform am Haupte war damit nicht aus der Welt geschafft, daß man sie unerfüllt ließ. Mehr denn je war die öffentliche Meinung davon überzeugt, daß die römische Kurie von Grund aus verderbt und an allen Schäden der Kirche schuld sei, daß das Haupt mit seiner Krankheit die Glieder anstecke. Und wie war denn der Sieg über das Konzil gewonnen worden? Nicht mit eignen Kräften hatte das Papsttum triumphiert; nur mit Hilfe der weltlichen Mächte hatte es sich gerettet, und um allzu teuren Preis. Es hatte einen echten und rechten Pyrrhussieg erfochten. Von seinen überlieferten Rechten und Befugnissen gegenüber den Landeskirchen hatte es gerade soviel behauptet, wie die Landesregierungen ihm einräumen wollten. In Frankreich galten denn auch die Reformdekrete von Basel, weil der König sie in der Pragmatischen Sanktion von Bourges als Staatsgesetz verkündigt hatte. Sie schränkten die päpstliche Einmischung in die innere Verwaltung der französischen Kirche bis auf ein Mindestmaß ein. In England war jeder Eingriff von Rom her durch Parlamentsbeschlüsse und königliche Verordnungen schon längst so gut wie ausgeschlossen. In diesen Ländern hatte der Papst fast nichts mehr zu sagen, dort war man nicht mehr weit von der reinen Staatskirche entfernt. In den spanischen Reichen, in Polen und Ungarn, ja selbst in den italienischen Staaten mußte er sehr behutsam auftreten, auf die Wünsche der Regierungen ängstliche Rücksichten nehmen. Und in Deutschland, wo die abgeschlossenen Konkordate immerhin ziemliche Freiheit ließen und bei der herrschenden Zersplitterung der Staatsgewalt das Spiel noch am leichtesten war, in Deutschland war dafür die Unzufriedenheit und Oppositionslust auch am größten. Von päpstlicher Weltherrschaft war längst nicht mehr die Rede. Die Welt gehörte dem weltlichen Staat, das mußte auch das Oberhaupt der Kirche, wenn nicht in Worten, so doch mit der Tat, anerkennen.

Gefährlicher aber als der Staat erschien die Kirche selbst. In Konstanz war der Satz verkündigt worden, daß der Papst nicht die höchste Instanz sei, daß über ihm das Konzil stehe, das alle zehn Jahre zusammentreten müsse. Dieser Satz war zwar in der Praxis nicht durchgeführt worden, aber beseitigt war er keineswegs. An ihn glaubte nach wie vor der größere Teil der Geistlichkeit, ihn lehrten fast alle Universitäten. Bei ihrer Unterwerfung unter Rom hatten der deutsche König und die Kurfürsten dem Papste eine ausdrückliche

Erklärung abgezwungen, daß er die Konstanzer Dekrete von der Autorität der heiligen Konzilien anerkennen und für ihre regelmäßige Wiederkehr sorgen werde. Das gleiche hatte der französische König verlangt, und nur die Rivalität zwischen Frankreich und Deutschland, deren jedes das nächste Konzil bei sich versammelt sehen wollte, hatte es den Päpsten möglich gemacht, die Erfüllung des Versprechens zu umgehen. Deswegen aber blieb die Konzilsforderung doch stets lebendig, ein beständig drohendes Damoklesschwert, ein Gespenst, das sich nur durch fortwährende diplomatische Zauberkünste bannen ließ. Und gerade als Pius II. den Thron bestieg, zeigte sich dieses Gespenst in drohender Nähe. Denn im nächsten Jahre (1459) wurden es zehn Jahre, daß das Konzil von Basel sich aufgelöst hatte. Da war der Termin da, an dem laut dem Konstanzer Dekret ein neues Konzil hätte zusammentreten müssen, und der Papst war verpflichtet, dafür zu sorgen.

Der Papst ist in dieser Zeit nicht nur Oberhaupt der katholischen Kirche, er ist auch weltlicher Souverän im Kirchenstaat. Dadurch ist er hineingezogen in die Verwicklungen, Grenzstreitigkeiten, Eroberungskriege und Revolutionen, die in Italien niemals aufhören. Ein Problem aber steht hier drohend am Horizonte, ähnlich wie in der Kirche das Konzil: das ist die französische Invasion. Eine Nebenlinie des französischen Königshauses, die Anjous, beansprucht schon seit zwei Menschenaltern die Krone von Neapel, eine andere, die Orleans, seit kurzem (1447) das Herzogtum Mailand. Lange und blutige Kriege sind schon um den Besitz Neapels ausgefochten worden; sie haben mit der völligen Vertreibung der Franzosen und dem Siege des Königs Alfons von Aragon geendet, der sich im Besitze behauptet. Aber der französische Anspruch ist nicht aufgegeben, und eben in dem Moment, da Pius II. den Thron besteigt, wird er wieder aktuell. Denn König Alfons ist vor wenig Monaten gestorben und hat nur einen natürlichen Sohn Ferrante hinterlassen. Gegen diesen rüstet Frankreich sich zum Kriege im Bunde mit einem Aufstand des neapolitanischen Hochadels. Lehnsherr des Königreichs ist der Papst, von ihm hängt die Entscheidung der neapolitanischen Frage zum guten Teil ab. Soll er den Franzosen die Hand bieten, sich in Italien festzusetzen, hier die Herrschaft zu erwerben?

Da ist der Punkt, wo sich allgemeine Kirchenpolitik und italienische Politik des Kirchenstaates zum unheilvollen Knoten verschlingen. Denn Frankreich ist es, das die Konzilsidee geschaffen hat und nährt, das mit seiner Pragmatik den anderen Ländern das Vorbild kirchlicher Auflehnung gegen den Papst liefert — und das nicht müde wird, an das versprochene neue Konzil zu erinnern. Längst weiß man, wie das gemeint ist: als Schreckmittel, mit dem der französische Hof auf den Lehnsherrn von Neapel zu wirken sucht. Diese Schwierigkeiten also kann sich der Papst vom Halse schaffen, wenn er die französischen Ansprüche auf Neapel unterstützen will. Vom Konzil wird dann vorläufig nicht mehr viel die Rede sein Die Interessen des absoluten Herrschers der katholischen Kirche scheinen diese Politik zu fordern. Aber darf auch der Fürst des Kirchenstaats so wählen? Wenn die Franzosen erst einmal in Neapel sitzen, ist es auch für ihn um die Freiheit der Ent-

schließungen geschehen, er wird zum Werkzeug französischer Politik und kann ebensogut wieder nach Avignon übersiedeln; vielleicht wird er es eines Tages sogar müssen. Gewiß, man kann auch von Avignon aus Papst sein, das hat die Erfahrung gezeigt; man kann es jedenfalls aufs beste sein von Rom aus, wenn Rom im Schatten der französischen Lilien steht. Aber in dem einen wie im anderen Falle ist ein italienisches Papsttum nicht mehr möglich und der Kirchenstaat mitsamt seiner Hauptstadt ist französischer Herrschaft ausgeliefert. Oder, um ein Wort zu benutzen, das sechzig Jahre später Leo X. ausgesprochen hat: wenn Frankreich in Italien herrscht, ist der Papst nur noch der Hauskaplan des allerchristlichsten Königs.

Dies sind die Probleme, denen Pius II. bei seinem Regierungsantritt gegenübersteht: das Konzil verhindern, die Mächte bei guter Laune und durch sie den Klerus in Unterwürfigkeit erhalten, gegenüber den französischen Plänen in Italien Partei ergreifen.

Die Lage wäre für jeden Papst schwierig gewesen; denn jeder hätte sich in der Hauptsache auf die eigene Kraft allein angewiesen gesehen. Wohl fehlt es nicht ganz an Bundesgenossen. Aber sie können nicht viel helfen. Mit dem deutschen Kaiser ist man im besten Einvernehmen; aber der ist machtlos und nur als diplomatische Schachfigur brauchbar. England, der gegebene Rivale Frankreichs, wird durch die Anfänge des Rosenkrieges gelähmt. Bleibt schließlich als sichere Stütze nur der Herzog von Burgund. Auf ihn kann man sich verlassen, wenn es gilt, französische Pläne zu durchkreuzen. Aber wird das allein genügen? Herzog Philipp ist ein alter, kränklicher und bequemer Herr, mancherlei Einflüssen zugänglich. In Italien kann man außer auf Neapel selbst — das durch den Aufstand der Barone geschwächt ist — nur auf den Usurpator von Mailand, Franz Sforza, zählen, der durch die französische Invasion selbst bedroht ist. Die andern Mächte, Venedig und Florenz an der Spitze, segeln in französischem Fahrwasser und werden höchstens wohlwollende Neutralität gewähren. Nicht einmal im eigenen Hause ist der Papst sicher. Im Kardinalskolleg, in den Ämtern der Kurie gibt es Franzosen genug, und der französische Einfluß ist noch größer. Wenn man wußte, wie einst im Jahr 1378 die französischen Kardinäle vom selbstgewählten Papst kurzerhand abgefallen waren und das vierzigjährige Schisma herbeigeführt hatten, weil jener nicht nach ihrer Pfeife tanzen wollte, dann konnte man auf allerlei gefaßt sein. Mut, Kaltblütigkeit und Klugheit — die brauchte ein Papst anno 1458 mehr denn je.

Für Pius II. kamen noch besondere Schwierigkeiten hinzu. Er war kein Freund der Franzosen. Das wußte man; er hatte es in seinen Schriften zu oft ausgesprochen, schon in Basel, wo ihn das Vorherrschen des französischen Elements in der Synode geärgert. Seine Wahl hatte die französischen Absichten aufs empfindlichste durchkreuzt. Sein Gegenkandidat war ein französischer Kardinal gewesen. Was hätte nicht in jenem Augenblick ein Franzose auf dem päpstlichen Thron bedeutet! Und die Wahl dieses Franzosen hatte einen Augenblick sicher geschienen, als noch in elfter Stunde die nationalen und patriotischen Motive bei den italienischen Kardinälen siegten und Piccolo-

mini die Mehrheit verschafften. Pius II. mußte den Franzosen geradezu verhaßt sein. Und wer war er? Im letzten Grunde immer noch ein einzelner, machtloser Mann wie einst in Basel. Er hatte weder eine Großmacht hinter sich noch eine mächtige oder reiche Familie. In Deutschland, als dessen Protektor und Kurienkardinal er sich gern aufgespielt hatte, war man gar nicht gut auf ihn zu sprechen. Man sah in ihm doch nur den Italiener, der die deutsche Kirche ausplündern wollte, und sagte ihm das sehr deutlich. In Florenz, in Venedig, in Mailand galt er vor allem als Sieneſe, und dem Italiener von damals flößt der Nachbar stets Mißtrauen ein. In Rom argwöhnte man, er wolle den Hof nach Siena verlegen, um seine Landsleute reich zu machen, in Siena selbst war er der regierenden Demokratie als Edelmann verdächtig. So saß er eigentlich überall zwischen den Stühlen. Nicht einmal im Kardinalskolleg verfügte er über eine feste Partei. Beständig wühlten und hetzten die französischen Mitglieder gegen ihn. Seine Partei, einen fest ergebenen Anhang mußte er sich erst schaffen und tat es durch recht ausgiebige Ernennung neuer Mitglieder, wobei er vor allem seine Verwandten und Vertrauten heranzog.

Endlich seine Vergangenheit! Das war vielleicht seine schwächste Stelle. Man kannte ihn zu gut. Er war nun einmal als Renegat gestempelt. Wenn andere auch eine mehr oder weniger dunkle Vergangenheit zu verdecken oder wie Pius die Partei gewechselt hatten, so konnte man eher darüber hinwegkommen. Über Taten und Worte wächst mit der Zeit das Gras der Vergessenheit. Aber Geschriebenes bleibt! Gegen Pius II. zeugten die Schriften des Enea Silvio. Gegen den Papst konnte man den Journalisten des Konzils von Basel anführen, den Verteidiger der Konzilsautorität, gegen den Priester den profanen, oft auch leichtfertigen Dichter. Eben das war schon im Konklave gegen seine Wahl geltend gemacht worden: „Wollt ihr einen Dichter auf den Stuhl Petri setzen, die Kirche einem Manne anvertrauen, der von heidnischer Gelehrsamkeit erfüllt ist?" So hatte der französische Rivale damals über ihn gesprochen. Es hat auch später nicht an ähnlichen Stimmen gefehlt. Es kam vor, daß ein grober Deutscher vor versammeltem Hof und vielen fremden Gesandten den heiligen Vater an seine literarischen Jugendsünden, auch an die Liebesbriefe erinnerte, die er ehemals für andere verfaßt hatte. Es kam öfter vor, daß man sich gegenüber seinen ex cathedra gefällten Entscheidungen auf das berief, was er selbst einmal über Konzilien und Päpste geschrieben. Pius wußte darauf nicht anders zu erwidern als mit dem wiederholten offenen Bekenntnis, er habe in der Jugend geirrt und sei im Alter weise geworden. Aeneam reiicite, Pium accipite — verwerft Aeneas, haltet euch an Pius! Es blieb der Welt überlassen, wieviel sie darauf geben wollte. Wenn die Autorität des päpstlichen Amtes gesunken war — die persönliche Autorität, es wieder aufzurichten, besaß Pius II. nicht.

All diesen Schwierigkeiten und Gefahren gegenüber verfügte er auch als Papst im Grunde über keine anderen Mittel als jene, durch die er schon in Basel und am Kaiserhof das Leben gemeistert hatte: die Kräfte des eigenen Geistes, Klugheit und Energie. Er war körperlich vor der Zeit gealtert, mit

53 Jahren schon ein durch Arbeit und Krankheit verbrauchter Organismus, alle Augenblicke schmerzhaften Anfällen von Gicht und Stein ausgesetzt. Er ist auch schon mit 59 Jahren diesen Leiden erlegen. Aber sein Geist war frisch, sein Wille elastisch fast bis zum letzten Tage. Der regelmäßige Fleiß seines Tagewerks bildete die Bewunderung der Zeitgenossen. Von Sonnenaufgang bis zum späten Abend, mit nur einer halbstündigen Ruhepause nach Tisch, war er tätig im Kabinett, in Audienzen, Sitzungen, am Schreibtisch. Er pflegte zu sagen: „Die Zeit reicht zu jedem Geschäft, wenn man sie nur sofort zu fassen versteht; wer sie erwartet, findet sie nie, wer sie packt, hat sie immer. Darum, weil wir die Zeit haben, laßt uns was Rechtes schaffen!" Man muß ihm recht geben, wenn man sieht, daß er noch als Papst in sechs Jahren zwei große Bücher geschrieben hat, neben zahllosen Briefen und Staatsschriften, die er selbst verfaßte, und Reden, die er sorgsam auszuarbeiten pflegte. Und dabei war sein kurzes Pontifikat von Anfang bis zu Ende von großen Kämpfen und kleinen Zwischenfällen erfüllt.

Fast vom ersten Tage an erhoben sich Feinde in nah und fern. In Böhmen war Georg Podiebrad König geworden durch das Versprechen, dem Hussitismus ein Ende zu machen. Er brach es, und als der Papst auf seinem Schein bestand und sich der katholischen Untertanen des Böhmenkönigs annahm, da lebte der alte Glaubenskampf wieder auf, und Pius war genötigt, den Kreuzzug gegen den ketzerischen König anzusagen. In Tirol war zwischen dem Herzog und dem Kardinalbischof von Brixen eine heftige Fehde ausgebrochen über die Grenzen kirchlicher und landesherrlicher Gewalt. Der Herzog hatte den Prälaten hinterrücks gefangen nehmen lassen und zur Unterwerfung gezwungen, und nun klagte der Kardinal in Rom und verlangte Hilfe vom Papst. Es blieb nichts übrig, als Bann und Interdikt zu verhängen. In Mainz verweigerte ein erwählter Erzbischof die hergebrachten Zahlungen für seine Bestätigung. Er mußte abgesetzt, ein Gegenbischof ernannt, die Nachbarschaft zum Kriege aufgeboten werden, bis der Trotzige endlich aus seinem Erzstift wich. Im Kirchenstaat selbst empörte sich ein kleiner Dynast, Sismondo Malatesta von Rimini. In kecker Pose forderte er die Kirche heraus, indem er seiner Geliebten einen Tempel bauen ließ. Auf seinen Bund mit Frankreich pochend, glaubte er dem Landesherrn auch im Weltlichen die Spitze bieten zu können. Nur mit vieler Mühe konnte er niedergeworfen werden. In keinem dieser Fälle durfte sich Pius mit Recht den vollen Sieg zuschreiben. Der Böhmenkönig stand für ihn so gut wie unangreifbar da. In Tirol wie in Mainz endete der Streit mit einem faulen Vergleich, im Kriege gegen Malatesta bemächtigten die Venezianer sich einiger Städte des Kirchenstaats an der adriatischen Küste, und Pius mußte dulden, was er nicht ändern konnte, zufrieden, daß wenigstens die Macht des Gegners gebrochen war. Überall aber tönte dem Papste der Ruf entgegen, den er am wenigsten hören mochte: Konzil!

Umsonst hatte Pius vorzubeugen gesucht, indem er den Appell vom Papst an das Konzil für Ketzerei erklärte, bevor noch jemand diesen Schritt getan hatte. Als ob die Welt nur auf dieses Verbot gewartet hätte, wurde

es jetzt förmlich Mode, an ein künftiges Konzil zu appellieren. So machte es der abgesetzte Erzbischof von Mainz wie der gebannte Herzog von Tirol. Das konnten sich solche kleine Leute schon gegen den Papst herausnehmen. Man merkte auch nichts davon, daß sie deshalb als Ketzer behandelt worden wären, wie doch nach der Erklärung des Papstes hätte geschehen müssen. Eine wirkliche Gefahr aber bedeutete es, wenn selbst der König von Frankreich ganz offen mit der Berufung an ein Konzil drohte.

Das Verhältnis zu Frankreich war nun einmal für Pius die Lebensfrage, von der alles andere abhing. Hierauf hat er alle Aufmerksamkeit seines erfinderischen Geistes verwandt, von diesem Punkte aus versteht man ihn. Für ihn stand es von vornherein fest, daß er die Einmischung der Franzosen in die italienischen Dinge nicht dulden wollte. Welcher Gedanke ihn dabei leitete, hat er selbst ausgesprochen: die Freiheit Italiens liegt ihm vor allem am Herzen. „O Italien," so ruft er einmal in seinen Aufzeichnungen, „ich will dir helfen soviel ich kann, daß du keinen Herrn zu ertragen brauchst, ob auch Florentiner und Venetianer mich dabei nicht unterstützen und in ihrer Zwietracht der Fremdherrschaft die Wege ebnen." Dies ist keine leere Redensart, er hat das Wort wahr gemacht, und er hat — das muß man ihm lassen — seinen Zweck auch erreicht. Die Ansprüche der Anjous wies er zurück, und als sie mit den Waffen die Eroberung Neapels versuchten, traten ihnen auch die Truppen des Papstes entgegen und halfen sie in wechselvollen Kämpfen, unter nicht geringen Anstrengungen zum Lande hinaustreiben.

Wirksamer noch als die Büchsen und Spieße seiner Soldaten waren seine diplomatischen Künste. Hier bewies er, daß er nicht umsonst seit jungen Jahren in Staatsgeschäften und hoher Politik gearbeitet hatte. Er hat die Franzosen diplomatisch überwunden. Das ist sein Meisterstück. Denn sein Gegner war seit dem Herbst 1461 nicht mehr der alternde, geistesstumpfe, von Günstlingen und Buhlerinnen gegängelte Karl VII., sondern der Mann, den die Welt immer mehr als einen Virtuosen des diplomatischen Spiels fürchten und bewundern lernte, der unheimliche Ludwig XI. Dieser ehrgeizige, unruhige Herrscher hat, solange er regierte, immer nach Italien geschielt. Er hat gerade in seinen ersten Jahren mit wahrer Ungeduld den Zug über die Alpen erstrebt, der ihn zum Herrn des reichsten Landes der Welt, zum Schiedsrichter Europas, zum Meister der Kurie gemacht haben würde, den Zug, den nach seinem Tode sein Nachfolger wirklich ausführte. Wenn es dazu nicht früher schon gekommen ist, wenn Italien seine Freiheit von ausländischer Einmischung noch ein Menschenalter behalten durfte, so gebührt das Verdienst in erster Linie Papst Pius II. Wie er es verstand, die Ränke und Listen des Franzosenkönigs zu übertrumpfen und schließlich als Sieger aus dem im Grunde doch recht ungleichen Kampfe hervorzugehen, das ist ein pikantes Kapitel diplomatischer Geschichte, das noch seiner völligen Enthüllung aus dem Geheimnis der Archive wartet.

Auch ohne in die Einzelheiten hineinzublicken, erkennt man doch die geistige Überlegenheit des päpstlichen Spielers gleich im Beginne der Partie. König Ludwig geht soweit, die Pragmatische Sanktion aufzuheben, in der

Voraussetzung, daß der Papst dann auch die französischen Ansprüche auf Neapel anerkennen wird. Aber er sieht sich betrogen. Pius steckt das wertvolle Zugeständnis vergnügt in die Tasche, er feiert öffentlich Triumphe, daß es ihm gelungen ist, die älteste Tochter der römischen Kirche wieder zum alten Gehorsam gegen die Mutter zurückzuführen. Aber sein Dank an den König besteht in einem Schwall von Worten; an seiner Politik in der neapolitanischen Frage ändert er nichts. Ludwig hatte zu dem Schaden noch den Spott; er hatte nur zu tauschen geglaubt, Pius aber nahm das Gebotene einfach als Geschenk. Der König schilt und tobt, als er entdeckt, in welche Falle er gegangen ist, aber sein Ärger macht jetzt einen fast belustigenden Eindruck. Freilich war damit das Spiel erst eröffnet. Der König von Frankreich hatte noch manche Figur zur Verfügung, mit der er dem Papste Schach bieten konnte. Einem Papste gegenüber, der sich als Gegner Frankreichs offenbart hatte, war die Stimmung im französischen Klerus so gehässig, daß man auf alles gefaßt sein mußte. Der König brauchte nur zu winken, und die Meute der gallikanischen Theologen fiel über Pius her. Es dauert denn auch nicht lange, da erschallt aus Frankreich wieder der bekannte Schlachtruf: Reform der Kirche, allgemeines Konzil! Schon sprach man dort in übelster Tonart vom heiligen Vater: man zweifelte offen an seinem Seelenheil. Eine Anklage auf Ketzerei lag nicht außer dem Bereiche des Möglichen. Dagegen genügten die gewöhnlichen Mittel nicht. Pius selbst wußte am besten, daß seine Stellung auf dieser Seite nicht ganz sturmsicher war. Wenn Frankreich mit der Forderung des Konzils ernst machte, wenn es dafür Unterstützung bei anderen Mächten fand, waren die Folgen unberechenbar.

Der Gegenzug, den Pius wählte, ist bezeichnender für seine Art als irgend etwas anderes. Er beschloß, die öffentliche Meinung durch einen handgreiflichen Beweis selbstlosen Glaubenseifers für sich zu gewinnen, und dazu bediente er sich des Kreuzzugs.

Der Gedanke war alt. Seit mehr als hundert Jahren sprach man davon, die Türken mit vereinter Macht aus Europa zu vertreiben. Aber geschehen war nie etwas Wirksames dafür. Statt dessen befand sich seit 1453 Konstantinopel im Besitze der Türken; immer drohender schoben diese ihre Grenzen gegen Westen vor. Pius lagen diese Dinge von jeher nahe. Der Türkenkreuzzug war ja, als er noch kaiserlicher Rat war, seine spezielle Domäne gewesen. Offen hatte er damals die Saumseligkeit der Päpste gegenüber dieser Gefahr getadelt. Von ihm durfte man Taten erwarten. Darum war das erste, was er als Papst unternahm, die Berufung eines Kongresses der Mächte nach Mantua, wo unter seinem Vorsitz der Kreuzzug vorbereitet werden sollte. Der Kongreß kam nur mühsam zustande. Langsam und widerwillig fanden sich die Gesandtschaften in Mantua ein. Träge und unlustig verliefen die Verhandlungen, und die Beschlüsse blieben auf dem Papier. Eine allgemeine Besteuerung der Kirchen sollte die Mittel aufbringen, um in Italien eine Flotte, im Norden der Alpen eine Armee auszurüsten, mit denen man die Türken zu Wasser und zu Lande gleichzeitig angreifen wollte. Es war alles sehr schön gedacht, aber es geschah nicht das mindeste. Zweieinhalb

Jahre war von der Sache nicht mehr die Rede. Auch der Papst schien sich überzeugt zu haben, daß die Zeit der Kreuzzüge vorüber sei.

Da, als die allgemeine Spannung mit Frankreich gefährlich zu werden anfing, überraschte Pius im Frühjahr 1462 zuerst seine nähere Umgebung, dann auch die Öffentlichkeit mit der Erklärung, er wolle den Plan nicht nur wieder aufnehmen, sondern sich selbst an die Spitze des Zuges stellen. Darob zunächst allgemeine Verblüffung, Kopfschütteln, Verwunderung. Sarkastisch meinte der alte Cosimo Medici: „Der Papst ist ein Greis und macht sich an das Werk eines Jünglings." Die Welt fand sich nicht zurecht gegenüber diesem erstaunlichen Gedanken. Wollte der alte, kranke Mann wirklich dieses Abenteuer wagen? Hoffte er durch sein Beispiel die zaudernde Welt fortzureißen oder — war alles nur heuchlerischer Schein? Bis auf den heutigen Tag hat man sich über die Antwort auf diese Fragen nicht geeinigt. Während die einen von dem ehrlichen Enthusiasmus und Opfermut des Papstes überzeugt sind, sehen die andern in all seinem Tun nichts als komödiantenhafte Reklame ohne Ernst und Würde.

Die Wahrheit dürfte in der Mitte liegen. Freilich war es Pius ernst mit dem Kreuzzug; freilich hoffte er, durch persönliche Teilnahme jenen Hochdruck der Stimmung zu erzeugen, ohne den die Sache, wie sich gezeigt hatte, nicht in Fluß zu bringen war. Aber daß er gemeint habe, selbst als Großadmiral der Kreuzflotte nach Konstantinopel zu segeln, diese Tollheit dürfen wir ihm doch nicht zutrauen. Die Akten der italienischen Archive, die auch der neueste Geschichtsschreiber der Päpste, Ludwig Pastor, in vorschriftsmäßiger Devotion gegen die Nachfolger Petri nur mit verbundenen Augen gelesen hat, geben eine klare und befriedigende Antwort. Die persönliche Teilnahme des Papstes sollte in der Tat nur eine Demonstration sein. Nur bis zu den ersten ein, zwei Stationen gedachte er die Kreuzflotte zu begleiten und dann heimzukehren. Aber eben durch diese demonstrative Teilnahme hoffte er Flotte und Heer zusammen zu bringen. Und darin hat er sich auch nicht ganz getäuscht.

Er rechnete dabei auf zwei Mächte: Venedig sollte die Schiffe stellen, der Herzog von Burgund die Armee führen. Unermüdlich, mit der größten Zähigkeit und zuletzt mit geradezu fieberhafter Geschäftigkeit hat er diesen Plan zweieinhalb Jahre verfolgt. Er schien nur noch in dem einen Gedanken zu leben; er brach körperlich und seelisch zusammen, als die Nachricht kam, der Burgunder, der bis dahin die besten Hoffnungen gemacht hatte, lasse sich entschuldigen, er könne jetzt nicht ins Feld rücken. Aber auch so ließ Pius von dem Plane nicht ab. Er konnte, durfte nicht zurück. Wie hätten die Franzosen gehöhnt, wie hätten sie die ganze Welt gegen ihn in Bewegung gesetzt, wäre er nach so viel großen Worten und Vorbereitungen zu Hause geblieben! Er wußte freilich nur zu gut, daß niemand anderes als Ludwig XI. den Burgunder zurückhielt. Aber was half ihm das vor der öffentlichen Meinung, die er für sich haben mußte, wollte er den französischen Angriff parieren? Es stand zuviel auf dem Spiele; eine förmliche Anklage auf Versäumnis der heiligsten Pflichten war zu befürchten, jedenfalls der

Verlust allen Ansehens. Pius mußte vorwärts, wenn er auch selbst schon ahnen mochte, daß da kein Lorbeer mehr zu holen war.

Denn schon sammelten sich die Kreuzfahrer in Italien, schon strömten sie dem Hafen von Ancona zu, von wo der Zug angetreten werden sollte. Es war leider meist armes, ungerüstetes Volk; man mußte dem Papst den Anblick dieser Glaubenshelden verbergen, er machte den Kranken sichtlich kränker. Eine Hoffnung blieb immer noch: Venedig hatte eine Flotte zugesagt. Da mußte auch der Papst wenigstens seinen guten Willen beweisen, „fare una dimostrazione", „eine Demonstration machen", wie der Mailänder Gesandte nach Hause berichtete. So erhob sich der von Krankheit und Aufregungen schon ganz Erschöpfte mit fast übermenschlicher Willenskraft zur Reise nach Ancona. Als er hier eintraf, waren noch keine Schiffe da. Sie hatten sich verspätet. Die Ungeduld des Harrens hat den Schwerkranken aufgerieben. Als die venetianische Flotte unter persönlicher Führung des Dogen am 15. August 1464 im Hafen von Ancona Anker warf, da wehte ihr vom bischöflichen Palast eine Trauerfahne entgegen. Der Papst war am Tage vorher gestorben. Auf die Nachricht, daß die venetianischen Schiffe gesichtet würden, hatte er im Bewußtsein des nahen Endes, geistreich bis zum letzten Atemzug, wehmütig geklagt: „So lange hat mir eine Flotte gefehlt, und nun soll ich der Flotte fehlen!" Und doch ist man versucht, zu urteilen, er sei zu rechter Zeit gestorben.

Der Mißerfolg seines Kreuzzugs war eigentlich mit mathematischer Sicherheit im voraus zu berechnen, weitere Rückschläge für seine gesamte Stellung konnten dann nicht ausbleiben. Das alles wurde ihm erspart. So hatte er immerhin Anspruch auf das Zeugnis, sechs Jahre lang eine geschwächte, erschütterte Position klug und tapfer verteidigt und ernsten Schaden von dem ihm übertragenen Amte abgewendet zu haben. Den Zweck überdies, der ihm am meisten am Herzen gelegen, die Freiheit Italiens, hatte er, so lange er lebte, auch erreicht und seinen Nachfolgern die Fortsetzung des Werkes wesentlich erleichtert.

Pius II., der Papst mit der kurzen Regierungszeit, wäre gleichwohl heute ein vergessener Mann, wie so manche seiner Vorgänger und Nachfolger, ohne Enea Silvio, den Schriftsteller. Diesem ist ein bleibendes Andenken sicher.

Lang und bunt ist die Reihe seiner Werke. Die italienischen Dichtungen seiner Jugendzeit, Liebeslieder im Stile Petrarcas, sind sämtlich verloren; niemand hat sie des Aufhebens wert geachtet, er selbst am wenigsten. Nur in der Sprache Ciceros wollte er fortleben, seine lateinischen Schriften hat er gesammelt, gefeilt und herausgegeben. Das war damals herrschende Mode bei Leuten von Geist. Pius aber hat schon den Vorzug, daß er unendlich vielseitiger ist als irgend ein anderer. Mit Ausnahme des großen Epos sind bei ihm die üblichen Gattungen der humanistischen Literatur sämtlich vertreten. Er hat lyrische Gedichte gemacht und Epigramme geschmiedet, Reden in großer Zahl verfaßt und eine Masse von Briefen geschrieben, die als Kunstwerke behandelt, von ihm selbst und anderen gesammelt und verbreitet wurden.

Wir haben moralische Abhandlungen von ihm über Kindererziehung, über das Elend des Hoflebens und ähnliches, eine Rhetorik, d. h. Anleitung zum schönen Stil, sogar eine Epistel über die Pferdezucht. Ein Humanist kann ja über alles schreiben; wer die Klassiker kennt, weiß über alle Dinge Bescheid! Mit diesen Sachen bewegt Pius sich auf der mittleren Linie der Tagesliteratur. Mit anderen überragt er schon in jüngeren Jahren den Schwarm der Durchschnittshumanisten. Seine Komödie „Chrysis", natürlich auch eine Nachahmung klassischer Vorbilder und übrigens ein recht minderwertiges Stück, ist doch höchst bemerkenswert als einer der frühesten Versuche dramatischer Dichtung seit dem Untergang der Antike. Sie hat auch bei den Zeitgenossen keinen Eindruck gemacht. Nur in einer einzigen Abschrift zufällig erhalten, ist sie noch bis heute nicht gedruckt worden. Um so berühmter wurde seine Novelle vom Euryalus und der Lucretia, die „Geschichte zweier Liebenden". In ihrer Art völlig originell war sie eine Zeitlang das beliebteste Unterhaltungsbuch der feineren Kreise. Enea erzählt darin den tragischen Liebesroman, den sein Gönner Kaspar Schlick einst in Siena, wo er im Gefolge Kaiser Sigmunds weilte, mit der Frau eines dortigen Patriziers erlebt hatte. Nach unserem Geschmack ist das Büchlein ungenießbar, breit und pedantisch. Wir begreifen auch nicht, daß man zur Erzählung einer Geschichte aus der Gegenwart das Latein des Cicero verwendet. Das erscheint uns als Gipfel der Unnatur. Für die Zeitgenossen aber war das Werk ein Leckerbissen, es machte seinen Verfasser überall bekannt, wurde unendlich oft abgeschrieben und bald sogar ins Deutsche übersetzt.

Mit diesen Schriften tritt der Verfasser schon stark aus dem konventionellen Rahmen des Humanismus heraus. Der wahre Enea aber ist doch anderswo zu suchen. Seine Stärke sind Geographie und Zeitgeschichte. Da hat er keinen, der ihm gleich wäre, zum Teil steht er ganz einzig da, durchaus originell und persönlich.

Er war immer ein neugieriger Wandervogel gewesen, „varia visendi cupidus". Über seine vergebliche Sendung nach Schottland tröstete er sich damit, daß er auf diese Art doch Gelegenheit gefunden, die Großstadt London und die prachtvolle Kathedrale in Canterbury zu sehen. Ein vorzüglicher Beobachter, besaß er im höchsten Grade das Talent, Sinneseindrücke in Worten festzuhalten. Der Anblick einer Landschaft, eines Stadtbildes setzt sich ihm mühelos in anschauliche Schilderung um. So entwirft er mit 26 Jahren, auf der Reise nach Basel, ein kleines Gemälde von Genua, so hat er die Konzilsstadt, später die Kaiserstadt Wien in Bildern von unvergänglichem Reize verewigt. Mit seiner „Germania", einer Schilderung von Land und Leuten in Deutschland, die an Anschaulichkeit nicht zu übertreffen ist, hat er sich unseren ganz besonderen Dank verdient. Seit Tacitus hatte niemand etwas Ähnliches versucht. So oft er in seinen größeren Schriften eine Stadt zu erwähnen hat, die er gesehen, widmet er ihr zum mindesten ein paar beschreibende Zeilen.

Von eigenen Eindrücken schreitet er dann zur geographischen Forschung fort. Er sucht sich ein Bild zu machen auch von den Ländern, die er nicht gesehen, und wird allmählich zum besten Kenner der Erdbeschreibung und

zum Begründer der modernen Geographie. Mit der Zeit ist es sein stärkstes Interesse geworden, sich klar zu werden über Gestalt und Beschaffenheit aller Länder. In seinen Briefen, noch mehr in seinen geschichtlichen Werken stößt man alle Augenblicke auf geographische Exkurse, die den Rahmen der Erzählung bisweilen sprengen.

Wie für die Natur, so hat er auch für die Menschen ein helles Auge und einen scharfen Blick. Sie interessieren ihn als Erscheinungen, er liebt es, sie zu ergründen und ihr Wesen zu schildern. Seine Schriften wimmeln von lebendigen, höchst gelungenen Charakterbildern. Wie alle Beobachter und Menschenkenner zeigt auch er eine Vorliebe für Anekdoten. Er flicht sie ein, so oft er kann, und sammelt im Laufe der Zeit ein ganzes Buch über die bekannten und berühmten Menschen seiner Zeit, ein Buch, trotz der Unfertigkeit — es blieb unvollendet — nicht nur von unersetzlichem Quellenwert, sondern ebenso sehr von eigentümlichem, literarischem Reiz durch die Schärfe und Naturtreue der Bildnisse. Der weitgereiste, viel umhergeworfene Mann verfügte über einen seltenen Schatz an Kenntnissen von Ländern und Menschen, dazu so ziemlich über die ganze literarische Bildung seiner Zeit. Das Talent und die Neigung, seine Eindrücke und sein Wissen von sich zu geben, mußten — man möchte fast sagen — von selbst zu dem einen der beiden großen Werke führen, mit denen er seine Genossen in der humanistischen Zunft so weit überragt, der Kosmographie. In ihr gedachte er eine allgemeine historische Geographie oder Weltgeschichte auf geographischer Grundlage zu geben. Er schrieb am ersten Teil, der „Europa", als Kardinal, am zweiten, der „Asia", als Papst. Das Buch wurde nicht fertig, aber es ist auch so schon, wissenschaftlich gemessen, das bedeutendste, was er geschrieben.

Parallel dazu liefen ein paar groß angelegte Geschichtswerke. Auch hier ging Pius nicht von gelehrten Studien aus, sondern von der eigenen Beobachtung. Immer ist es die Geschichte der eigenen Zeit, dessen, was er erlebt und gesehen, was er darstellt. So hatte er schon in Basel die Geschichte des Konzils nach eigener Anschauung erzählt. So entstanden später eine Geschichte Kaiser Friedrichs III. und eine Geschichte Böhmens.

Aus der gleichen Wurzel entsprang endlich sein zweites Hauptwerk, sein letztes Buch und als Werk literarischer Kunst genommen sein schönstes und unvergänglichstes: seine Denkwürdigkeiten.

Er hat sie als Papst begonnen, als schon ein paar Regierungsjahre hinter ihm lagen und er sich auf dem Throne einigermaßen sicher fühlte. Er hat sie fortgeführt bis wenige Wochen vor seinem Tode. Seine Absicht ist, als Herold seiner Taten für den eigenen Ruhm zu sorgen. Darum schreibt er die Geschichte seiner Zeit, wie sie sich vom höchsten Punkte gesehen darstellt.

Jedes Memoirenwerk zeigt den Verfasser als Mittelpunkt der Welt. Das liegt in der Natur der Sache. Wenn ein Papst seine Memoiren schreibt, so ist es doppelt berechtigt. Der eigentümliche Zauber dieser Papstmemoiren aber liegt in der natürlichen Unbefangenheit, womit der hohe Verfasser sich selbst zeigt. Wo er von den Ereignissen der Politik und von Staatsgeschäften spricht, da ist seine Erzählung weder offen noch eigentlich

wahrhaft. Diese Dinge zeigt er in künstlicher Beleuchtung und Anordnung, wie sie für sein eigenes Porträt den günstigsten Hintergrund bieten. Alles Persönliche dagegen erscheint völlig ungeheuchelt, frei und naiv. Es ist die erste mit Bewußtsein erstrebte und durchaus gelungene Selbstdarstellung.

Wenn Pius für seinen Ruhm bei der Nachwelt sorgen wollte, so war dieses Verfahren allerdings das klügste. Der Dichter in ihm war unbedeutend, der Papst in seinen Erfolgen und seinem inneren Wert problematisch; der Mensch ist von unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit. Er gewinnt noch heute, nach vierhundertundfünfzig Jahren, seine Leser und weiß sie soweit für sich zu stimmen, daß sie ihm zum mindesten ein großes Maß mildernder Umstände gern zugestehen. Er verdient wirklich unsere Sympathie. Dieser reich und fein angelegten Natur ist ein angeborener Sinn für alle Dinge eigen, auch für die entgegengesetztesten. Bewundernd verweilt er bei Giottos Werken in Assisi und beim Anblick des Domes zu Orvieto, voll Neugier läßt er sich eine uralte Bibelhandschrift zeigen. Die großen Männer der Vorzeit, auch der neueren Jahrhunderte, sind ihm überall gegenwärtig. Als er auf der Rückkehr aus Schottland nach Durham kommt, vergißt er nicht, zu notieren, daß dort der große Baeda, der Allwissende des 8. Jahrhunderts, der Lehrer der Zeiten, begraben liege. Dann wieder zeigt er lebendiges Interesse für alles Militärische. „Was gibt es Schöneres als ein wohlgeordnetes Feldlager?“ ruft er gelegentlich und beschreibt einmal eingehend die neue Truppengattung der Büchsenschützen, die zu seiner Zeit aufgekommen ist, ein andermal den Bau und die Wirkungen der ersten großen Belagerungskanone, die er anfertigen läßt und mit seinem eigenen Namen „Sylvia“ tauft. Er interessiert sich für die Art, wie man Aale fängt, und würdigt mit verständnisvollen Worten eine technische Großtat, die Regulierung des Trasimener Sees, die kürzlich ausgeführt war. Unübertrefflich ist er in szenischen Bildern. Ein Bauernrennen in seinem Heimatflecken, ein Wettrudern auf dem See von Bolsena, das Herbeiströmen des Landvolkes, wenn der Zug des Papstes vorüberkommt — das sind kleine Kunstwerke von verdientem Ruhm. Ebenso die prachtvollen Landschaftsbilder: die Kastanienwälder am Monte Amiata, das Panorama vom Gipfel des Albaner Gebirges, der See von Nemi, Tivoli und seine Umgebung — sie sind so wenig zu übertreffen wie jene anmutigen Idylle, in denen Pius schildert, wie er im heißen Sommer, in der Villeggiatur zu Tivoli, bei Subiaco oder bei Siena frühmorgens mit seinem Gefolge hinauszieht ins Freie, stundenlang durch Wälder und Wiesen streift, sein Konsistorium mit den Kardinälen im Grünen abhält, im Schatten der Bäume ein frugales Mahl einnimmt, einen Trunk aus der Quelle tut, den Fischern zusieht, wie sie im Anio Forellen fangen, oder bei anregender Lektüre und geistreichem Gespräch draußen verweilt, bis der Abend dunkelt. Auch der groteske Humor kommt hier zu seinem Recht. Es kann geschehen, daß ein überraschter Ziegenhirte sich verpflichtet fühlt, dem heiligen Vater einen Trunk Milch aus leider nur zu schmutzigem Becher anzubieten, den Pius mit echt italienischem Taktgefühl wenigstens an die Lippen setzen muß, um das nunmehr geweihte Gefäß seinem gerührten Geber zurückzureichen.

Oder zwei Nachbarstädte streiten so heftig um die Ehre, des Papstes Sänfte zu tragen, daß es blutige Köpfe gibt und der heilige Vater persönlich Frieden stiften muß. Die einfache Natürlichkeit, die ungezwungene Liebenswürdigkeit dieser Erzählungen, aus denen uns das Antlitz des Verfassers als eines klugen, freundlichen und im Grunde harmlosen Menschen entgegenblickt, können mit vielem versöhnen, sie lassen auch die Eitelkeit und Selbstbespiegelung eher verzeihen, die überall versteckt hindurchschimmert, nicht selten grell hervorsticht. Niemals unterläßt Pius hervorzuheben, wie das Volk sich herandrängt, wenn er vorbeizieht. Die ältesten Leute umarmen einander unter Tränen, da er sie segnet. Alles was er tut, scheint ihm glücklich und gelungen; was er sagt, wird mit Staunen und Bewunderung aufgenommen. Wenn er vor einem deutschen Reichstag zwei Stunden spricht, so scheint die Zeit den Hörern zu kurz, keiner wendet ein Auge von ihm, keiner „wagt, auch nur einmal auszuspucken". Als er Kardinal wird, freut sich alle Welt, daß nun der künftige Papst gefunden ist; als er zum Konklave in Rom einzieht, zeigen die Leute auf ihn als den kommenden Mann. Und als erst seine Wahl bekannt wird, legen sich alle Wogen der Fehde und Zwietracht, und die Stadt, die noch eben in Waffen gestarrt, ist mit einem Schlage wie verwandelt, eine Wohnung des Friedens und eine Herberge der Sicherheit. So geht es durch das ganze Buch, von einem Ende zum andern.

Pius ist stolz auf sich selbst, auf seine Leistungen und sein Glück. Als ihn ein gegnerischer Feldherr einmal drohend warnen läßt, er solle nicht mit einem Manne anbinden, der immer Glück gehabt, antwortet ihm Pius keck: „Was ist dein Glück gegen das meine? Aus nichts bin ich Papst geworden!" Ein andermal fragt er ganz naiv: „Wer sonst kann von sich sagen, daß er zwei Päpsten, einem Kaiser und einem Gegenpapst als Sekretär gedient?" Diese kindliche Freude am eigenen Ich hat etwas Rührendes in der ungeschminkten Ehrlichkeit ihres Ausdrucks; sie entwaffnet den Richter und wandelt das Stirnrunzeln der Kritik in verzeihendes Lächeln.

Wie war nun dieser Mann eigentlich beschaffen? Sind die liebenswürdigen Züge, die uns bestechen, ein Teil seines Wesens, seine wahre Natur, oder nur die äußere Maske eines Komödianten, verbirgt sich dahinter nichts weiter als ein selbstsüchtiger Schlaukopf und ein erbärmlicher Charakter? Man hat beides behauptet, man hat ihn bald weiß, bald schwarz gemalt, je nach Parteistellung oder Geschmack. Sollte nicht auch hier die Wahrheit mehr in der Mitte der Gegensätze zu finden sein? Pius II. war weder ein Heiliger noch ein Lump. Er war — ein Mensch und ein Kind seiner Zeit. Was am liebsten gegen ihn angeführt wird und uns Heutigen am meisten Anstoß erregt, das ist sein „Gesinnungswechsel": der Verrat an seiner eigenen Vergangenheit und der Nutzen, den er daraus zog. Von diesem Standpunkt aus hat vor etwa fünfzig Jahren Georg Voigt seine Biographie geschrieben, die noch heute das Urteil vieler beherrscht, freilich bei aller Gelehrsamkeit ein Buch, das einem Staatsanwalt oder Kriminalkommissar mehr Ehre machen würde als einem Historiker. Da erscheint Pius schlankweg als feiler Streber

und grundsatzloser Karrieremacher. Damit trifft man ihn nicht. Gewiß ist es wahr, daß er die Segel immer nach dem Winde gestellt hat. Seine Haltung gegenüber den großen Problemen der Zeit ergab sich ihm nicht von innen heraus, sondern aus seiner jeweiligen äußeren Lage. Aber darin glich er den allermeisten seiner Zeitgenossen. Sie haben sich alle vortrefflich mit der wechselnden Zeit abzufinden gewußt, und Märtyrer hat namentlich das besiegte Konzil von Basel überhaupt nicht gehabt. Vergessen wir doch nicht, daß die Frage, ob Konzil oder Papst herrschen sollte, keine Frage der Religion oder des Glaubens, sondern eine Frage der Politik war. Und daß man auch in der Politik Überzeugungen haben und für sie leben solle, diese Forderung ist doch sehr jungen Datums. Vor der französischen Revolution von 1789 hat man sie kaum gekannt. Einen politischen Gesinnungswechsel nahm das 15. Jahrhundert niemand ernstlich übel, und Pius konnte zudem mit mehr Recht als andere immer betonen, er sei in Basel als junger, unerfahrener Mann mit dem Strome geschwommen, in den der Zufall ihn geworfen hatte. Als kaiserlicher Sekretär hat er mit der gleichen Offenheit bekannt, er habe in der Kirchenfrage keine eigene Meinung, er folge einfach seinem Herrn. So machten es alle, und Enea verdient noch den Vorzug, daß er wenigstens nicht heuchelt. Da war denn auch der Übertritt zum römischen Papst und sein späteres Bekenntnis zum päpstlichen Absolutismus für ihn gerade so wenig Sache der Überzeugung, wie einst seine Parteinahme für das Konzil. Sie ergaben sich von selbst aus der Politik des Kaisers, sie waren Pflicht für den kaiserlichen Rat, noch mehr für den Bischof, den Kardinal, geschweige denn für den Papst.

Nicht so leicht wird man über die andere Verwandlung hinwegkommen, die sich gleichzeitig damit vollzog: den Übergang vom lebenslustigen Dichter zum ehrsamen Geistlichen und hochwürdigen Priester und Bischof. Dieser Übergang ist noch plötzlicher als der politische Parteiwechsel. Im Herbst 1444 sind die Komödie „Chrysis" und die Novelle von den „Zwei Liebenden" entstanden. Wahrlich keine Erbauungsbücher! Die Komödie, eine allzu natürliche Nachahmung des Terenz — die Szene ist ein Bordell —, bewirkte sogar, daß ein Teil seiner deutschen Kollegen sich vom Verfasser zurückzog. Ein paar lustige Briefe gehen daneben her; leicht zynisch gefärbt, passen sie sehr gut zu den beiden Dichtungen. Wenige Tage später schlägt der Ton in den Briefen um: Enea spricht vom Altwerden, daß er lange genug das Leben genossen habe, und daß es nun Zeit sei, an den Tod zu denken. Notabene: er ist damals gerade 39 Jahre alt. Er will sich mit Theologie beschäftigen und bestellt sich eine Bibel. Ein zweites Notabene: der Konzilsvater hat also keine Bibel gehabt. Woher nun dieser plötzliche Wechsel? Hat er einen Tag von Damaskus erlebt, eine wirkliche Bekehrung? Kein Gedanke daran! Eine Pfarre hat er erhalten, reich genug, um davon zu leben. Es ist die erste Pfründe, deren Besitz ihm sicher ist nach ein paar anderen, die ihm gewinkt hatten, aber wieder entgangen waren; daher mit einem Male der fromme Augenaufschlag. Seine Bekehrung ist genau so wenig Herzenssache wie sein Parteiwechsel, sie ist genau ebenso von den äußeren Verhältnissen

diktiert. Die Pfarre hat aus dem flotten Dichter mit unverkennbar laszivem Einschlag einen zwar nicht frommen — das Wort wäre nicht am Platz —, aber doch korrekten Priester gemacht. Religion ist ihm eben keine innere Angelegenheit, sondern äußere Pflicht. Er hat als Pfarrer einmal gepredigt, als Papst manche erbauliche Rede gehalten. Es sind rednerische Prunkstücke, elegant, zweckentsprechend, aber leer und hohl. Nirgends klingt ein Ton innerer Empfindung auch nur von ferne an.

So etwas befremdet uns, stößt uns ab. Aber auch hier gibt es eine andere Seite, die man beachten muß, ehe man verurteilt. Enea ist niemals, auch als Laie nicht, ein frivoler Lasterknecht gewesen; dazu hat ihn erst sein pedantischer Biograph gestempelt. Dagegen ist er von dem Moment, da er die Pfarre annimmt, ein untadeliger Geistlicher und Priester. Man hat ihm nie auch nur einen einzigen Fehltritt, eine einzige anstößige Handlung vorgeworfen; und er hatte Feinde genug, die sich das nicht hätten entgehen lassen. Er hat es also mit den Pflichten seines Berufes ernst genommen, wenn nicht aus innerer Überzeugung, so doch aus Gewissenhaftigkeit oder aus Klugheit. Das ehrt ihn immerhin in einer Zeit, wo das Gegenteil so häufig war, wo es Bischöfe und Kardinäle gab, die offenkundig mit ihren Mätressen lebten, und wo die Welt trotz Zölibat von Pfarrerskindern wimmelte.

Man hat überhaupt kein Recht, bei diesem Manne von einem Gesinnungswechsel zu reden, wie so oft geschieht, um ihn zu tadeln oder zu loben. Er ist immer derselbe geblieben, im Alter wie in der Jugend. Auch als Papst ist er der schöngeistige Literat, der er in Basel gewesen, als Papst noch immer der ehrgeizige, nicht selten von Eitelkeit geblendete Ritter der Fortuna, als der er mit sechsundzwanzig Jahren aus der Heimat in die Fremde gezogen war. Die gleiche Freude an Schönheit und Pracht spricht aus seinen Jugendschriften wie aus den Denkwürdigkeiten seiner alten Tage. Es ist im Grunde ganz dasselbe, ob er als Konzilsjournalist den Einzug und die Krönung des Gegenpapstes mit breitem Pinsel malt, oder ob er als Papst in seinen Kommentarien die Kirchenfeste, die er selbst veranstaltet, etwa das Fronleichnamsfest in Viterbo, die Prozessionen zu Ehren des heiligen Andreas mit zeremoniöser Feierlichkeit beschreibt. Den gleichen Zug zum Abenteuer, die Bereitwilligkeit zu gefährlichen Wagestückchen, die Neigung, alles auf eine Karte zu setzen, bemerken wir an ihm im Alter nicht weniger als in der Jugend. Denkt man an die Sendung nach Schottland und die kühne Rückkehr durch England, an das Komplott gegen Papst Eugen, so wundert man sich nicht, daß später der Mann, der sich eben noch in Basel so schwer kompromittiert hatte, sich kecklich als Gesandter des deutschen Königs nach Rom schicken läßt, in die Höhle des Löwen; so versteht man vielleicht auch den wunderlichen Kreuzzugsplan seiner letzten Jahre. Dann versteht man aber auch, daß das drohende Scheitern dieses Planes, nach dem Zeugnis seiner nächsten Umgebung, ihm das Herz brach: dieses Mal hatte er allzu hoch gespielt, sein gutes Glück überschätzt, und konnte es nicht mit ansehen, wie der Einsatz anfing verloren zu gehen.

Er ist derselbe im Alter wie in der Jugend, auch in seiner Stellung zu Kirche und Religion. Das Christentum dieses Papstes ist ohne Tiefe und

Wärme, eine Sache der äußeren Ordnung, der Konvention. Wie fast alle Humanisten ist Pius zu aufgeklärt, um den alten Katholizismus des Mittelalters mitzumachen. Rechtgläubig zu sein kostet ihm keine Anstrengung, denn der Glaube selbst ist ihm sehr gleichgültig. Er ist kein Atheist, kein Freigeist, aber Rationalist und Skeptiker. Wunder flößen ihm schon in der Jugend Mißtrauen ein, für Bigotterie und Fanatismus hat er auch als Papst nichts übrig. Wenn er eine prachtvolle Kirche in seinem Heimatflecken baut oder das Haupt des Apostels Andreas mit großem Gepränge nach Rom führen läßt, so sind das Handlungen der Repräsentation und willkommene Anlässe, das eigene künstlerische Bedürfnis zu befriedigen. Die Heiligsprechung der Katharina von Siena wiederum ist vor allem eine Huldigung für die eigene Vaterstadt. Auch die Formen von Religion und Kirche sind den Menschen dieses Jahrhunderts Mittel zur Steigerung der eigenen Persönlichkeit.

Ganz ein Kind seiner Zeit ist dieser Papst. Sucht man nach einem Namen, der die eigentümliche Art der frühen Renaissance in Italien vollgültig darstellte, so bietet sich kein besserer dar als Pius II. Alles, was diese Geistesrichtung kennzeichnet, findet sich bei ihm.

Das 15. Jahrhundert ist wie kein zweites ein Zeitalter der emporgekommenen Talente. Legitimität, Erbrecht, Recht überhaupt — veraltete Begriffe! Soviel du kannst und wagst, soviel dir gelingt, soviel giltst du, soviel darfst du auch. Auf den Thron von Neapel schwingt sich ein spanischer Eroberer, Alfons von Aragon, entgegen dem wohlbegründeten Erbrecht der Anjous. Er hinterläßt das Reich seinem Bastard. In Florenz macht sich Cosimo Medici zum tatsächlichen Herrn der Stadt, — ein Bürger wie alle anderen, nur reicher und klüger als die andern. Franz Sforza, der Enkel eines Raubritters, der Soldat, der sein Schwert und seinen berühmten Namen so lange an den Meistbietenden verkauft hat, wird Herzog von Mailand. Manchem andern glücklichen Feldherrn wurde die Absicht zugeschrieben, Rom zu erobern und sich zum Herrn von ganz Italien zu machen. Man lebt in einer Gesellschaft von Glücksrittern und Abenteurern. Auch Pius II. verdankt alles sich selbst und seinem Glück.

Wie das eigene Können alles gilt, so ist auch das eigene Ich den Menschen die Hauptsache, sind Ehrgeiz und Egoismus die stärksten Triebfedern, Genuß die höchste Losung. Nicht der rohe, primitive Genuß barbarischer Zeiten. Man ist verfeinert, der Geist aufgeklärt, der Geschmack geläutert. Man ist gebildet im höchsten Sinne. Wissenschaft und Kunst sind die Pole, um die alles Schaffen kreist. Die Wissenschaft wird künstlerisch erfaßt, auch die Kunst nicht handwerksmäßig, sondern mit Nachdenken geübt. Pius II. lebt ganz in diesen Tendenzen. Freude an verfeinertem Lebensgenuß atmet jede Zeile, die er geschrieben, der künstlerischen Wissenschaft gehört sein Schaffen. An der bildenden Kunst wirkt er mit durch die Prachtbauten, die er aufführen ließ, nicht in Rom, sondern in Corsignano, dem ärmlichen Dorfe. Auch darin ganz ein Kind seiner Zeit, daß ihm das eigene Haus, die eigene Vaterstadt vor allem anderen stehen. Seine Familie hat er auf jede Art erhöht, einem Neffen ein Fürstentum im Neapolitanischen und eine Herrschaft

im Kirchenstaat verschafft, Siena zum Erzbistum, Corsignano zur Stadt und zum Bistum erhoben und ihm seinen eigenen Namen verliehen: Pienza, die Piusstadt, heißt es seitdem. Andere Päpste mochten Rom verschönern, er wandte alles Geld, das er übrig hatte, an seine Stadt, die Stadt, die er geschaffen. Er war sparsam; aber als der Baumeister des Domes zu Pienza statt der bewilligten 10000 Dukaten deren 50000 verbraucht hatte, da überschüttete ihn der Papst mit Dank und Lob. „Hättest du mir zuvor gesagt, wieviel der Bau kosten würde, ich hätte es nicht gewagt. Nun danke ich dir die schönste Kirche Italiens." Natürlich! Eine Kirche, die Pius baute, mußte wohl die schönste von allen sein.

Diese Bildungsrichtung, die das Wissen künstlerisch gestalten, wissend die Kunst pflegen will, ist noch etwas Neues. Erwachsen aus der persönlichsten Begeisterung einiger weniger für die lange vergessenen Schönheiten des klassischen Altertums und aus bewußter, feindseliger Abkehr von der herrschenden zünftigen Scholastik des Mittelalters, hat sie mit der Zeit im Leben der italienischen Gesellschaft die Oberhand gewonnen. Sie herrscht an den Fürstenhöfen und im Adel, in den Rathäusern und Kaufmannsfamilien der Stadtrepubliken. Nur eine Stelle gibt es noch, wo sie zwar geduldet wird, aber nicht eigentlich herrschen darf: die Kirche. In ihren Reihen allein findet sich noch Abneigung und Widerspruch gegen die neue Bildung mit ihrer anstößigen Ehrfurcht vor heidnischem Altertum, ihrer Skepsis und Kritik, ihrer ganzen Richtung auf das Irdische, das menschlich Schöne, das Profane und Vernünftige. Mit Pius II. hört das auf. Seine Vorgänger hatten ihm vorgearbeitet, hatten humanistische Gelehrte begünstigt und hoch bezahlt wie andere Fürsten Italiens auch. Aber sie selbst waren Männer der alten Schule gewesen, Juristen, Theologen, Mönche. Pius II. war kein Mäcen. Er hatte es nicht nötig, andere zu belohnen und zu beschäftigen, er war selbst einer vom Handwerk. Mit ihm bestieg der Humanismus selbst den Stuhl Petri. Nun war der Sieg der neuen Bildung vollendet; die Welt gehörte ihr, denn der Papst redete die Sprache der Poeten.

Wenn seine Gegner im Konklave in ihm vor allem den Dichter, den Freund heidnischer Weisheit zu bekämpfen vorgaben, so taten sie ihm nicht Unrecht. Wohl trat er offiziell mit aller kirchlichen Korrektheit auf, hielt geistliche Reden, dichtete Weihnachtshymnen und Oden auf die heilige Jungfrau und predigte den Kreuzzug. Im Herzen aber blieb er, was er gewesen. Wer konnte zweifeln, wo seine wahren Götter standen, wenn man nur auf den Namen achtete, den er sich gewählt! Pius, — nur einen einzigen Papst dieses Namens hatte es bis dahin gegeben. Erst Enea hat ihn in Mode gebracht. Merkwürdig genug, da doch kein Name einem höchsten Bischof besser anstehen dürfte als eben Pius, der Fromme. Von jenem ersten Pius wußte und weiß man gar nichts. Nicht im Hinblick auf ihn hat Enea diesen Namen gewählt. Er dachte an etwas anderes: pius, der Fromme, ist das ehrende Beiwort, das in Virgils Äneide der Held des Gedichts ständig führt. Pius Aeneas — das klang gut und vertraut im Ohre jedes klassisch Gebildeten. Darum mußte der neue Aeneas auch ein Pius werden. Ein Wortspiel, eine

literarische Reminiszenz, noch dazu an ein heidnisches Gedicht — das war das Motto des neuen Pontifikats, die Losung des Stellvertreters Christi!

Wieder fühlen wir uns verletzt durch dieses lachende Spiel mit Worten, wo wir heiligen Ernst erwarten und fordern dürfen. Ist denn diesen Leuten gar nichts heilig, gar nichts ernst außer dem eigenen Ich? Kennen sie wirklich keinen anderen Daseinszweck als vornehmen Lebensgenuß, keine andere Leidenschaft als den Ehrgeiz? Löst sich ihnen das Leben ganz auf in heiteres Spiel und holden Schein? Man hat es behauptet und eben unseren Pius als Kronzeugen dafür aufgerufen. Ihn, der sich in der eigenen Beredsamkeit so sehr gefiel, daß er an den türkischen Sultan eine klassisch stilisierte Epistel richtete mit der Aufforderung, Christ zu werden! Der zu meinen schien, er brauche nur prächtige Enzykliken zu erlassen, in denen er seine Vergangenheit abschwor, um sie auch vergessen zu machen! Der sich anheischig machte, die toten Ritter des Ersten Kreuzzugs mit formvollendeten Ansprachen zum Leben zu erwecken! Man hat übersehen, daß derselbe Mann, der einmal das Wort hinwirft: es gebe keine größere Macht als die Beredsamkeit — daß derselbe Mann an einer anderen Stelle einem zungen- und federfertigen Juristen verächtlich nachruft: der scheine zu meinen, daß die Könige durch Schriften und Bücher geleitet würden. Wohl mochte der alte Journalist die Wirkung seiner Worte manchmal überschätzen, im Grunde wußte er doch sehr gut, daß es dafür eine Grenze gab, jenseits deren er andere Mittel anwenden mußte, wenn er etwas erreichen wollte. Und so oft er das wollte, hat er niemals bloß geredet oder geschrieben, sondern immer sehr klug und sehr fest zu handeln verstanden. Nur war es für ihn, den Sohn einer schönheitstrunkenen Zeit, wie für die meisten und besten seiner Zeitgenossen ein persönliches Bedürfnis und zugleich ein Gebot der Klugheit, alle seine öffentlichen Handlungen in den üppigen Mantel volltönender Beredsamkeit zu kleiden. Mit solchem Schauspiel, mit der glänzenden Schale der schönen Form befriedigte er nicht nur den eigenen hohen künstlerischen Trieb und die eigene niedere Eitelkeit, er suchte damit auch auf die Welt zu wirken. Dahinter aber steckte etwas, das er für sich behielt, und das war die Hauptsache.

Wer so wie er auf dem höchsten Platze noch die schlaflosen Nächte und die kargen Mußestunden des Tages der Arbeit an den Büchern widmet, der nimmt diese Arbeit ernst. Kunst und Wissenschaft, nicht nur als schöne Zierde des Lebens, sondern als Lebenszweck, um den man sich's blutsauer werden läßt, — das ist doch immerhin etwas. Pius II. steht darin nicht allein, er ist auch darin der wahre Vertreter seiner Zeit. Es scheint so selbstsüchtig, so zuchtlos, so alles kategorischen Imperativs bar, dieses Quattrocento, die Frührenaissance. Nicht Sitte noch Religion, nicht Staat noch Vaterland scheinen die ungebrochenen Triebe des Individuums bändigen zu können. Und doch, welcher Enthusiasmus, welche Hingabe, welche Selbstverleugnung leuchten uns entgegen, sobald wir diese Menschen dort aufsuchen, wo ihr ganzes Herz ist und wo sie ernst genommen sein wollen! Der reiche Kaufmann, der auf seine alten Tage noch Griechisch lernt und sich in der Verbannung mit den Philosophen des Altertums tröstet; der bildende Künstler, der die Klassiker

studiert, um in die Geheimnisse seiner Kunst tiefer eindringen zu können; der Handlungsreisende, der keine Strapazen scheut, um griechische und römische Inschriften zu sammeln — das sind die Helden der Arbeit in dieser Gesellschaft, wo man den Unterschied zwischen einem gebildeten und einem ungebildeten Menschen nicht geringer fand als zwischen einem wirklichen und einem gemalten; und wo man, ohne sich lächerlich zu machen, vor dem Manne öffentlich auf die Knie fallen konnte, der die griechischen Schriftsteller durch eine Übersetzung ins Lateinische zum erstenmal allgemein zugänglich gemacht hatte. Die Wunderwerke der Kunst, die befreienden Erkenntnisse der neuen Wissenschaft, die ganze frühlingshafte Geistesblüte der italienischen Renaissance, sie sind ja kein Spielzeug, das in müßigen Stunden improvisiert wird. Nur aus rastloser, aufopfernder Arbeit von Generationen, Arbeit, die sich selbst nicht schont, konnte so etwas hervorgehen.

Uns mag auch dies als Lebensinhalt eines ganzen Zeitalters immer noch ungenügend erscheinen. Wir begreifen es nicht, daß Kunst und Wissenschaft einem ganzen Volke alles sein und alles ersetzen können, auch Vaterland und Staat, Sitte und Religion. Wir vermögen freilich auch nicht die Wonne, das Hochgefühl derer ganz nachzukosten, die diese Schätze neu entdeckten, in denen der Trieb der Erkenntnis mit der ganzen Brunst der ersten Jugendreife erwachte, und die darum ihre heiligste Aufgabe in nichts anderem sahen, als in dem Bemühen, zu heben und in Sicherheit zu bringen, was sie fanden. Denn wir besitzen sie, diese Schätze, längst und mühelos, uns sind sie ja zum Urväterhausrat geworden, sie, die einst so neu und verführerisch blinkten. Wir sind die lachenden Erben, denen die Vorfahren unbegreiflich erscheinen wollen, da sie alles andere versäumten über dem atemlosen Streben, ein Kapital zu sammeln, von dessen Zinsen Kinder und Kindeskinder bis in späte Zeiten noch zehren sollen. Die Zeiten sind verschieden; eine jede will mit ihrem eigenen Maße gemessen sein. „Und wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten."

Bei Pius II. aber kommt noch etwas hinzu, das ihn über den Durchschnitt, ja über die Meisten der Besten von damals erhebt, und das ihn zugleich auch uns näher bringen mag: sein Patriotismus. In der leidenschaftlichen Liebe zu seinem Vaterland, in dem festen Vorsatz, für Italiens Freiheit alle Kräfte anzuspannen und jeder Gefahr zu trotzen, wächst er über sein Jahrhundert hinaus und eilt er ihm voraus. Es mag wohl sein, daß ein halbes Leben in der Fremde nötig war, um in dem Italiener des Quattrocento die Flammen der Vaterlandsliebe zu solcher Wärme zu entfachen. In der Fremde hatte Enea aufgehört, Sieneſe zu sein, da war er zum Italiener und zum italienischen Patrioten geworden. Wenige, sehr wenige in der Heimat haben seine Gesinnung geteilt, schwerlich viele ihn überhaupt verstanden. Zum großen Manne kann ihn das nicht machen. Aber wir freuen uns, in dem Bilde des bei so viel Schwächen doch so liebenswürdigen Menschen diesen Zug zu finden, der uns verwandt ist; der mehr als bloß die ästhetische Freude an einem anziehenden Schauspiel weckt; der Achtung abnötigt, weil er Charakter zeigt inmitten einer geistreichen, aber charakterlosen Zeit.

Gottfried Keller und das Dunckersche Haus in Berlin.

Von
Emil Ermatinger.

(Schluß.)

III. Franz Dunckers Verlag und die Galatea-Novellen.

Gottfried Kellers Beziehungen zu Franz Duncker sind in der Hauptsache die geschäftlichen zwischen Schriftsteller und Verleger gewesen; aber die vornehme Art, wie der Verleger seinen Beruf auffaßte, hob sie in die Höhe einer rein menschlichen Freundschaft. Ende September oder Anfang Oktober 1853 hatte Gottfried Keller Franz Duncker den ersten Besuch gemacht. Am 6. Oktober hatte Lina Duncker ihn ins Haus geladen. Einen Monat später wandte sich Keller in fremder Sache an Duncker:

„Verehrter Herr Duncker!

„Ich wollte Ihnen gestern einige Nachricht geben von dem Manuskripte, welches Ihnen von einem Herrn Weber zur gefälligen Einsicht vorgelegt werden soll oder schon ist. Da ich einerseits dem jungen Manne behülflich sein möchte zur Unterbringung des Buches, andrerseits aber auch die Gründe angeben will, welche ich in dem fraglichen Werklein selbst finde, so erlaube ich mir, Ihnen meine Meinung darüber durch einige Zeilen mitzuteilen. Weber ist eigentlich ein Musiker von Bildung aus Pommern, welcher Neigungen zur Literatur hat und ein sehr schönes Talent besitzt, aber meiner Ansicht nach noch nicht genügende literarische Vorstudien, unter uns gesagt, da er bisher seinen Fleiß hauptsächlich der musikalischen Arbeit zuwandte. Daher hat das vorliegende Werkchen noch keinen so recht handgreiflichen und prägnanten Stoff und Inhalt und ist eher eine leichte, geistvolle Arabeske als ein plastisches und drastisches Opus oder ein bestimmter klarer Vorgang. Dagegen ist es so vollgespickt von einem feinen und zarten Humore und von einer duftigen und schönen Naturschilderung, wie man es nicht oft findet, und um dieser Eigenschaften willen halte ich das Buch dennoch für ein solches, welches entschieden zu den bessern gehört und noch mehr verspricht, wenn der Autor seine Erfahrungen gemacht hat.

„Dies ist meine aufrichtige und unverhohlene Ansicht von der Sache, durch welche ich Ihnen indessen keinerlei Zumutung stellen, sondern einzig

meiner eigenen Christenpflicht nachkommen möchte, womit ich ergebenst und ehrerbietigst grüße. Ihr

Berlin, den 1./11. 54. Gottfried Keller."

Wer dieser von Keller empfohlene Weber war, ist mir unbekannt.

1854 und 55 schrieb Gottfried Keller sieben Erzählungen der „Leute von Seldwyla", von denen fünf als erster Band im Januar 1856 bei Vieweg herauskamen (Baechtold II[4] S. 59). Vor der Buchveröffentlichung aber gestattete er Duncker, eine der Novellen, „Frau Regel Amrein und ihr Jüngster", in den Sonntagsspalten seiner Volkszeitung abzudrucken, und da Duncker dazu eine kleine Einleitung wünschte, so stellte ihm Keller Ende August folgende Erklärung zu:

„Aus einem demnächst bei Vieweg in Braunschweig erscheinenden Werklein entnommen, betitelt: ‚Die Leute von Seldwyla.' Nach diesem Buche ist Seldwyla eine kleine fingierte Schweizerstadt, deren Bürger seit alter Zeit her in Saus und Braus leben und regelmäßig mit dem Alter zwischen dreißig und vierzig Jahren fallieren, vom Schauplatze des Kredites und des Wohllebens abtreten und dem jüngeren Nachwuchse Platz machen. Dann gehen sie entweder erst noch in die Welt hinaus und lernen sich zusammennehmen, oder sie bleiben als Verkommene am Orte, treiben allerhand kleine Künste und Erwerbszweige, die sie eigentlich nicht gelernt haben (das, was er gelernt habe, übe gar niemand an diesem Orte, sondern immer etwas anderes), und sehen mit Bewunderung ihren Söhnen zu, die nun am Ruder stehen. Das Buch enthalte übrigens mehr die Ausnahmen, wie sie für Seldwyla charakteristisch seien.

„Obstehend, lieber Herr Duncker! stelle ich Ihnen eine kleine Erklärung zu für die Erzählung, im Falle Sie selbige wirklich verwenden mögen und können.

„Bestens grüßend

Berlin, 30. August 55. Ihr Gottfried Keller."

Wirklich erschien die Novelle in den Nummern 210 (Sonntag den 9. September) bis 241 (Sonntag den 14. Oktober) der Volkszeitung. Ende August oder Anfang September hatte er die Tatsache Vieweg mitgeteilt, der damals den größten Teil des Manuskriptes der Novellen schon in den Händen hatte; die Veröffentlichung sollte keine Schädigung Viewegs sein, sondern als Kostprobe zum Genuß des Ganzen reizen. Der Viewegsche Verlag, dessen Chef sich damals in der Schweiz befand, faßte aber Kellers Mitteilung falsch auf und erhob am 18. September Einsprache: „Wir sind", heißt es in dem Schreiben, „von unserm Chef beauftragt, Ihnen mitzuteilen, daß er entschieden gegen die Aufnahme der Erzählungen in die Volkszeitung protestieren und den Fall geradezu als Nachdruck und Verletzung des Eigentumsrechtes behandeln würde."

Daraufhin sah sich Keller genötigt, von diesem Protest Franz Duncker in Kenntnis zu setzen, der freilich ihm keine Folge gab, sondern die Novelle ruhig bis zu Ende abdruckte. Außerdem hatte Keller aber nun noch ein

anderes Anliegen an Duncker. Er hatte im ersten Jahre seines Berliner Aufenthaltes eine Sammlung von Variationen zu dem Logauschen Sinngedicht:

Wie willst du weiße Lilien zu roten Rosen machen?
Küß eine weiße Galatee, sie wird errötend lachen.

ausgeheckt (Baechtold II⁴ S. 55) und plante nun, da er die Last des „Grünen Heinrich" von seinen Schultern gewälzt, deren Ausführung. Den Verlag der neuen Novellen hatte er Vieweg angeboten; da dieser aber die Entscheidung verzögerte, Keller außerdem Viewegs überdrüssig war, so wandte er sich mit der neuen Sammlung an Duncker, der bereits auch mehrere belletristische Werke des schwäbischen Dichters Adolf Widmann, darunter die Novellensammlung „Am warmen Ofen" (1852) verlegt hatte[1]). Auf all dies bezieht sich der folgende Brief an Duncker:

„Lieber Herr Duncker!

„Ich habe Ihnen heute den Rest der Erzählung gebracht, welche Sie in der Volkszeitung abdrucken. Kaum nach Hause gekehrt, fand ich einen Brief von der Viewegschen Handlung vor, worin sie gegen diesen Abdruck auf das entschiedenste protestiert und androht, wenn er stattfinden würde, denselben als Nachdruck zu behandeln. Ich habe natürlich schon vor drei Wochen die Sache angezeigt und damals keinen Widerspruch erhalten. Ich stelle es Ihnen anheim, ob Sie die Fortsetzung an einer geeigneten Stelle abbrechen wollen oder nicht. Hinzufügen muß ich, daß Vieweg mißverständlich zu glauben scheint, es handle sich um den Abdruck eines großen Teils oder aller Erzählungen, da er den Ausdruck gebraucht: Abdruck der Erzählungen. Jedenfalls wird die Sache nicht erheblich sein, und wenn der Cholerikus nicht weiß, was ihm selber nützt, so mag er's haben.

„Zugleich wird mir angezeigt, daß Herr Vieweg sich in der Schweiz befinde und daß ein Übereinkommen wegen der Novellen, die ich ihm angeboten, erst nach seiner Rückkunft, Ende Oktober, stattfinden könne. Dies und noch andere Quängeleien, die man mir macht, veranlaßt mich, endlich von dem Viewegschen Verlage abzusehen und mich an einen andern Verleger unverzüglich zu wenden. Da Sie wiederholt so freundlich waren, mich zu einem Anerbieten aufzufordern, so erlaube ich mir, Ihnen zuerst und gleich die betreffenden Vorschläge mitzuteilen, die ich zu machen im Falle bin. Die Novellen unter dem Titel: ‚Die Galatea' werden eine Sammlung heiterer und durchsichtiger Erzählungen sein, welche in eine Haupterzählung eingeschachtelt sind, und zwei Bände von je zwanzig Oktavbogen stark. Am liebsten wäre mir Druck und Ausstattung wie an Ihren Widmannschen kleinen Erzählungen. Für diese zwei Bände beanspruche ich ein Honorar von fünfhundert Talern, wovon die Hälfte sogleich, bei Abschluß des Kontraktes, und die andere Hälfte nach Ablieferung des letzten Manuskriptes ausbezahlt würde. Denn leider bin ich nochmals im Falle, ein noch nicht fertiges Manuskript zu verhandeln.

[1]) Widmann, den Freund Scherenbergs, hat Th. Fontane in seinem Buche über Scherenberg S. 89 ff. ausführlich charakterisiert.

„Ich habe aber schon bei den Viewegschen Erzählungen [„Die Leute von Seldwyla“] mit Erfolg die Maßregel getroffen, bei einer allfälligen Verspätung über einen festgesetzten Termin hinaus mir einen Abzug oder eine Konventionalstrafe gefallen zu lassen, da ich von dem Romane her im Geruche eines säumigen Autors stehe. Daher schlage ich auch jetzt wieder zur Sicherstellung des Verlegers vor, daß nach dem festgestellten Termin mir für jeden Monat weiterer Säumnis fünfundzwanzig Taler von dem verabredeten Honorar abgezogen werden. Bis Mitte November des Jahres müßte das Ganze abgeliefert sein und hienach das Abkommen getroffen werden.

„Die Novellen haben alle einen einheitlichen Charakter, welcher dem Ganzen zugrunde liegt und durch die Haupt- oder Einkleidungsnovelle motiviert ist.

„Wenn Sie auf den Verlag eingehen mögen, so werde ich so lange hier bleiben, bis das Buch fertig ist, und dasselbe unter Ihrer gestrengen Aufsicht zutage fördern.

„Ich wende mich schriftlich an Sie, da ich nicht weiß, wann Sie sicher zu treffen sind, und bitte, mir beförderlichst Ihre gefällige Meinung zugehen zu lassen, oder eine Gelegenheit zu näherer Besprechung bekanntmachen zu wollen, wobei ich dann ein Stück mitbringen und Ihnen den speziellen Charakter des Buches auseinandersetzen könnte.

„Mit besten Grüßen Ihr ergebenster

Gottfried Keller.“

Duncker griff mit beiden Händen zu; aber in der darauffolgenden Besprechung scheint er, wie ich aus dem folgenden Briefe schließe, als Termin für die Zahlung der ersten Hälfte des Honorars die Ablieferung des ersten Manuskriptes durchgesetzt zu haben, statt, wie Keller im vorhergehenden Briefe vorschlug, sie sofort bei Abschluß des Vertrages auszubezahlen. Inzwischen aber spitzte sich Kellers Lage wieder einmal zu, er brauchte Geld und schlug daher, auf seine erste Bedingung zurückkommend, sofortige Zahlung der ersten Hälfte des Honorars vor:

„Berlin, den 28. September 1855.

„Lieber Herr Duncker!

„Ich habe mich mit den Stipulationen, die wir neulich getroffen, in eine Sackgasse verrannt, und da der Kontrakt noch nicht ausgefertigt ist, wünsche ich noch, aus selber hinaus zu kommen, wo möglich. Ich habe nämlich über die Hälfte des Honorares schon in der Weise disponiert, daß ich sie notwendig jetzt gleich brauche. Zu dieser Rücksicht habe ich auch die Konventionalstrafe vorgeschlagen, welche ohne jene Voraussetzung keine rechte oder billige Begründung hätte; denn wenn ich nicht spätestens vom 1. Oktober an jeden Tag ohne alle Ablenkungen und Sorgen zu der Arbeit verwenden kann, so wird es nicht möglich sein, das Buch bis zum 15. November respektive bis zum 15. Oktober druckreif fertig zu bringen, und ich würde jener Strafe verfallen, ohne die dieselbe begründende Wohltat eines Vorschusses genossen zu haben.

„Den Konventionalabzug aber aufzuheben, oder den Schlußtermin hinauszusetzen, geht nicht wohl an, weder in Ihrem noch in meinem Interesse. Sie wünschen, das Werklein noch bis Weihnachten zu verwenden, und ich habe mir diese force tour vorgesetzt, um in einer bestimmt abgemessenen Zeit ein Stück meines Weiterkommens abzuwickeln.

„Ich habe diese Tage probiert, mich inzwischen sonst zu behelfen, allein es ist jetzt ein so widerhaariger Moment, daß es nicht anging. Ich bitte Sie daher, wenn es Ihnen nicht allzu unbequem und überhaupt unangenehm ist, die Sache noch so einzurichten, daß ich bis zum 1. Oktober mittags die Hälfte der ganzen Summe erhalten könnte, und mir hierüber in ein paar Worten berichten zu wollen. Ihr ergebenster

Gottfried Keller."

Mit der Konventionalstrafe hatte Gottfried Keller, durch die Erfahrungen am „Grünen Heinrich" gewitzigt, sich selber eine Hetzpeitsche zu schaffen gedacht, die ihn zur Arbeit treiben sollte. Er hatte aber auch diesmal die Rechnung ohne seine Natur, die sich nicht zur Poesie kommandieren ließ, und ohne die seelische und materielle Bedrängnis gemacht, in der er stak. Woche um Woche verfloß, ohne daß er imstande war, an den Galatea-Novellen zu schreiben, und anfangs November sah er sich genötigt, den Sachverhalt Duncker mitzuteilen:

„Berlin, den 8. November 1855.

„Geehrter Herr Duncker!

„Damit Sie nicht etwa Vorkehrungen wegen des Druckes treffen, finde ich doch für gut, Ihnen anzuzeigen, daß ich seit mehreren Wochen alle Lust verloren habe, an Ihrem Buche zu schreiben, und dasselbe für einige Zeit zur Seite legte.

„Erst war ich sogar willens, diese Arbeit so lange hinzuziehen, bis das ganze Honorar in Strafabzügen aufgegangen wäre. Da ich aber hiefür billig nur ausgelacht würde, so will ich das Werklein doch bis etwa im Januar künftigen Jahres fertig machen, ohne Übereilung.

„Mit den Saint-Paulschen Sachen ist nach meiner Ansicht nichts anzufangen, ich wenigstens kann nicht klug daraus werden. Herr March, bei dem sie liegen, wird sie Ihnen wieder zustellen.

Ihr ergebenster Gottfried Keller."

Die Saint-Paulschen Sachen sind Manuskripte des Leutnants von Saint Paul, von dessen Geniestreichen Fontane in seinem Buche über Scherenberg (S. 137 ff.) erzählt; auch March gehörte zu den Freunden Scherenbergs.

Indessen, auch diese Vertröstung auf den Januar des folgenden Jahres erwies sich hinfällig: er habe, schrieb er Anfang 1856 an Lina Duncker, das Buch für Herrn Duncker immer noch nicht fertig (Baechtold II ² S. 332). Duncker wartete wieder länger als einen Monat; und auch als Frau Lina am 29. Februar Keller Nachricht gab über die Ereignisse in Berlin, erwähnte ihr Mann in dem kurzen Nachwort, das er ihrem Briefe anhängte, Kellers Verpflichtung in der schonendsten Weise: das Manuskript sei ihm zu jeder

Zeit willkommen, und es solle ihn freuen, wenn Keller es bald senden könne. „Sollte ich nicht hier sein, wenn es kommt, so werde ich gleichwohl Sorge tragen, daß ihm ein guter Empfang bereitet und es in gutem Kleide und mit den nötigen Pauken und Trompeten in die Welt hinausgesandt werde."

Darauf ließ sich Keller am 6. März gegenüber Lina Duncker vernehmen. Er schrieb ihr (Baechtold II⁴ S. 342 ff.), daß er die Novellen mit Absicht noch zurück halte, weil Herr Vieweg den ersten Band der „Leute von Seldwyla" erst jetzt versende: „Es würde nachteilig für beide Bücher sein, wenn sie gleichzeitig erschienen und einander den Markt verdürben. Auch kann ich nicht zugeben, daß mir durch die Willkür eines Verlegers die natürliche Folgenreihe meiner Produkte aufgehoben wird, so daß das spätere am Ende früher erscheint, als das früher geschriebene; denn ich bin ein Autor, bei dem es sich außer dem Honorar auch noch um eine gesetzmäßige und ordentliche Entwicklung handelt, wo das letzte Opus immer das beste und ein Fortschritt erkenntlich sein soll . . . Sobald jenes Buch ordentlich besprochen und bekannt ist, will ich Herrn Duncker das seinige senden." Das klingt sehr zuversichtlich, als habe der Dichter die Galatea-Novellen so gut wie fertig, und als hange es nur von seinem Gutdünken ab, sie heute oder erst morgen nach Berlin zu senden.

Aber wieder verstrich Monat um Monat, ohne daß nur ein Blatt Manuskript nach Berlin wanderte. „Die Leute von Seldwyla" waren längst erschienen und waren auch schon da und dort besprochen worden. Immer noch stellten sich die Galatea-Novellen nicht ein. Im Dunckerschen Verlage war man ratlos. Drängen, so wußte Franz Duncker von Vieweg her, nützte nichts; rücksichtsvolles Schweigen noch weniger. Da entschloß sich Lina Duncker, am 2. September wieder einmal leise bei Keller wegen der Novellen anzuklopfen: „Mein Mann ist sehr stolz darauf, Ihnen sagen zu können, daß er Ihnen noch nie einen Geschäftsbrief geschrieben habe; ob der Stolz begründet ist, scheint mir noch zweifelhaft; Herr Vieweg schrieb Ihnen viele Geschäftsbriefe, und Sie ließen ihn Jahr und Tag auf Manuskript warten, sich beklagend, daß man Sie dränge und belästige; Herr Duncker quält Sie nicht, beeilt Sie nicht, schreibt Ihnen nicht, und Sie lassen ihn ebenfalls warten, auch zuletzt ungeduldig werden; was soll man nun, wie soll man es mit Ihnen machen? Nachdem die Herren im Geschäft kopfschüttelnd nach dieser Frage auseinander gingen, dachte ich, Sie noch einmal an die versprochenen Novellen zu erinnern, und mein ergrautes Oberhaupt trug mir demnach auf, Ihnen diesmal noch in Güte und Freundschaft, nächstens aber wirklich mit groben Fäusten des Geschäftsstils zu Leibe zu gehen. ‚Schreibe ihm', sagte er, ‚daß er bekanntlich schon 250 Taler für die Novellen erhalten, diese aber nach Kontrakt beinahe an den Verleger zurückzuzahlen habe, da seit November 1855 ein monatlicher Abzug von 25 Talern vom Autor bewilligt sei, wenn solcher nicht bis 1. November 1855 Manuskript geliefert habe'. — Da besagter Autor obige Bedingung zu eigenem Nutz und Frommen wahrscheinlich selbst diktiert, so wird er dieselbe auch nicht vergessen, sondern am 1. September in sein Hauptbuch eingetragen haben, daß er von Herrn

Duncker für versprochene Novellen 1. an teurem Gelde 250 Taler erhalten habe, und die für selbiges Manuskript noch zugesetzten weitern 250 Taler durch sechsmonatlichen Aufschub der Novellensendung ebenfalls bereits erhalten; zu notieren würde jeden ferneren Monat, wo hier kein Manuskript einläuft, sein, daß Sie Herrn Duncker 25 Taler schulden. — Sie scheinen mir auf diese Weise recht gute Geschäfte zu machen! Ich denke, nachdem ich Ihnen den Stand der Dinge einmal erst klar gemacht, werden Sie in sich gehen, — der bösen Line zur Weiterbeförderung an die Buchhandlung Ihre Gegenrechnung aufstellen, Ihre Novellen einschicken und einen Brief, der die Dreistigkeit des meinigen neutralisiert."

Keller versprach darauf am 8. September (vgl. oben Kapitel II), daß das Buch bis Weihnachten sicher herauskommen solle. Allein der Rest des Jahres 1856 ließ so wenig wie der Anfang eine ruhige Schaffensstimmung aufkommen. Keller, der so lange in dem „pennsylvanischen Zellengefängnis" von Berlin geschmachtet, lebte nun mit Lust und Leidenschaft die Freuden und Leiden seines Volkes mit; aller Papierschriftstellerei abhold, fühlte er zugleich, welch reiche Nahrung sein dichterisches Schaffen aus dem Volksleben der Heimat zog. Wenn er bei diesem Allotriatreiben auch schlechte Geschäfte mache, so würden schließlich doch wenigstens gute Bücher daraus, hatte er Lina Duncker geschrieben. Nun kam im Jahre 1856 zu all dem fröhlichen Festtreiben, in dem Keller im Hochgefühl des neuen starken Vaterlandes tüchtig mitschwamm, noch eine ernste politische Verwicklung: der Neuenburger Handel. Friedrich Wilhelm IV. weigerte sich, auf seine Souveränität über Neuenburg zu verzichten, das seit 1848 ein schweizerischer Kanton war. In der Schweiz gab man nicht nach. Ein Krieg schien unvermeidlich. Im Dezember wurden die diplomatischen Beziehungen abgebrochen, und mit gewaltiger Begeisterung und Opferfreudigkeit rüsteten die Schweizer zum Kriege. Wie konnte in diesem ernsthaften Kriegssturm des Vaterlandes der nationale Dichter an das zärtliche Phantasiespiel seiner Galatea-Novellen denken! Die vom kraftvollen Pathos todesmutiger Entschlossenheit getragenen Worte, die Gottfried Keller in der Eidgenössischen Zeitung am 26. Dezember 1856 an die hohe Bundesversammlung richtete (Baechtold hat sie im Nachlaßband S. 352 f. abgedruckt), zeigen, wo damals sein Geist und sein Herz standen. „Der Kriegsspektakel" — schrieb er im Februar 1857 an Ludmilla Assing — „war übrigens sehr schön und feierlich hier zu Lande, und es war uns dummen Kerlen sehr ernst damit. Indessen hat er uns um vieles vorwärts gebracht in unsern innern Verhältnissen, und wenn Sie Sr. Majestät begegnen, so danken Sie doch Allerhöchstderselben in meinem Namen! Ich bin aber ein paar Monate lang ganz aus allem Arbeiten herausgekommen; denn ich habe Leitartikel geschrieben, in die Scheibe geschossen, in den Kaffeehäusern gekannegießert und lauter solches Teufelszeug getrieben."

Die Kriegsgefahr war damals bereits beseitigt, aber die Not hatte die Kraft des Volkes geoffenbart. Zum erstenmal seit seiner Rückkehr aus Berlin hatte Keller an einer großen vaterländischen Tat mitkämpfend teilgenommen; er spürte, wie dieses Erlebnis auch seine dichterische Tätigkeit

für die Zukunft befruchtete, wenn es sie auch für den Augenblick lähmte. Aus diesem Kraftgefühl heraus erkläre ich mir den Plan, die Galatea-Novellen auf drei Bände zu erweitern [1]), den er Duncker im folgenden Briefe vorlegte:

„Zürich, den 16./3. 1857.

„Geehrter Herr Duncker!

„Unser Buch hat leider das Schicksal des „Grünen Heinrich" erlebt und [ist], aller guten Vorsätze und Vorkehrungen unerachtet stets über das vorgesteckte Ziel hinaus zurückgeblieben, weil die äußeren Lebensverhältnisse abermals stärker gewesen sind, als ich selbst. Ich danke Ihnen indessen für Ihre bisherige geduldige Haltung und bin für jetzt zu einer Frage veranlaßt. Es hat sich auch jetzt herausgestellt, daß ich den Umfang des Gegenstandes nicht genau zum voraus zu berechnen wußte und daher die Arbeit gegen 60 Oktavbogen, statt der festgestellten 40, stark werden dürfte. Ich sehe dies, da ich eben beginne, die einzelnen Novellen in die größere Hauptnovelle einzureihen und aneinander zu hängen.

„Ist Ihnen nun diese allfällige Erweiterung der Bogenzahl (resp. Vermehrung von 2 Bänden auf 3) recht, oder wünschen Sie, daß es bei der kontraktlichen Abrede bleibe? Sie können in Ihrer Bestimmung darüber um so ungenierter sein, als es mir leicht fällt, einzelne Novellen wegzulassen und anderweitig zu verwenden.

„Nur bitte ich Sie, mir in ein paar Worten darüber Nachricht geben zu wollen, denn ich möchte nun in der nächsten Zeit die Sache zum Abschluß bringen und mich mit Ihnen endlich ins Reine setzen. Politik und Kriegslärm haben mich leider zuletzt noch auf Abwege gebracht und abermals ein paar Monate gekostet.

„Wenn Sie etwa die Herren Scherenberg und March sehen sollten, so haben Sie doch die Freundlichkeit, dieselben von mir zu grüßen, und letzterem sagen Sie, er solle mir doch einmal schreiben, oder ich vergesse ihn!

„Achtungsvoll grüßend Ihr ergebenster Gottfried Keller."

Allein Duncker war ein allzu guter Geschäftsmann und Menschenkenner, um auf diesen Vorschlag einzugehen. Am 29. Juni sandte er Keller seine Antwort: „Was die Bogenzahl angeht," schrieb er, „so wünsche ich dieselbe auf die ursprünglich festgesetzte Zahl von 40 beschränkt zu sehen; . . . Nun aber möchte ich vor allen Dingen das Manuskript recht bald erhalten, dann könnte das Buch . . . noch für das Weihnachtsgeschäft zur rechten Zeit kommen." Mit großem Behagen habe er „Die Leute von Seldwyla" gelesen. In einem Aufsatz in dem Sonntagsblatt der Volkszeitung über „Deutsche Dichter und Volksschriftsteller" solle auch Kellers Schaffen charakterisiert werden, und er bittet zu diesem Zwecke um ein paar Notizen über seinen Lebensgang und seine Entwicklung. „Wenn Sie ferner glauben, daß sich die eine oder die andere Novelle aus der Galatea für die Volkszeitung eignet,

[1]) Man bezieht diese Erweiterung am natürlichsten auf die Einfügung der Legenden, die dann später leicht aus dem Gefüge der Sinngedichtnovellen herausgelöst werden konnten und 1872 als selbständige Sammlung erschienen. Darnach ist Baechtold II⁴ S. 73 und III S. 23 zu berichtigen.

so werde ich solche natürlich gern wieder als einen Vorläufer darin erscheinen lassen . . . Scherenberg habe ich am letzten Sonntag in einer Gesellschaft gesehen, wo er ein Stück aus seinem nordpolarischen Epos vorgelesen." Gemeint ist „Franklin", die große, noch unveröffentlichte Polar- und Eismeerdichtung, an der Scherenberg die letzten 25 Jahre seines Lebens arbeitete (Fontane, Scherenberg S. 223. 234).

Auf diesen Brief antwortete Keller:

„Zürich, den 4. Juli 1857.

„Lieber Herr Duncker!

„Ich danke Ihnen für Ihren freundlichen Brief; ich glaubte, Sie wollten mich auf eine neue Weise mit Stillschweigen bemaßregeln, was gar nicht so ungeschickt ausgedacht wäre. Ihr Buch sollen Sie gewiß im Oktober versenden. Wenn Sie auch nächster Tage kein Manuskript erhalten, so soll der Druck doch bis Anfang August vor sich gehen. Ich will hier gleich der Geldfrage erwähnen. Ich habe Ihnen nun viele Monate Konventionalstrafe zu zahlen; allein ich sage Ihnen zum voraus, daß ich Ihnen freiwillig kein bares Geld mehr zustelle, sondern wir wollen jeder behalten, was er hat, damit die Affaire einen gemütlichen Anstrich behält. Ich muß jetzt notwendig mit diesen Sachen aufräumen, denn ich werde vermutlich nun doch noch ein Professor [am Polytechnikum] werden, da meine Landsleute mir kein anderes Brötchen wollen zukommen lassen, sondern ich soll durchaus etwas lesen, wenn auch nur ein paar Stunden wöchentlich. Es schadet mir am Ende nichts, und ich kann nachher bessere Sachen schreiben, wenn ich dabei nicht mehr ans Geld denken und immer die Bogen zählen muß. Doch behalten Sie die Professor-Sache noch für sich, denn ich muß noch diplomatisieren und den Preis hinauftreiben.

„Ich bring' es nicht über mich, wiederum Notizen von mir zu geben. Sehen Sie in der neuen Auflage oder Ergänzungsheften ꝛc. des Pierer'schen Lexikons nach, wohin ich solche Data seinerzeit geben mußte. Sodann ist eine Art Bericht eines andern über meine Person im Londoner Athenaeum Nr. 1535, März 28, 57 Seite 408 zu lesen, welche meines Wissens von F. Freiligrath ist, denn er hat mir wenigstens die betreffende Nummer zugeschickt. Ein englischer Rezensent hatte nämlich die „Leute von Seldwyla" angezeigt und gesagt, er wisse nichts von meinen Antezedenzien, worauf dann Freiligrath jene löbliche Aufklärung einsandte. Ich weiß wohl, daß ich nun in eben dem Raume, den obige Auseinandersetzung einnimmt, die verlangte Notiz selbst hätte geben können, allein es graut mir, abermals den Tag meiner Geburt und dergleichen Dinge zu berufen, da ich bereits ein alter Mensch bin, der in der Neujahrs-Vornacht am Fenster steht. Wenn ich noch einmal jung werde, was leichtlich passieren kann, so werde ich dann in alle solche verlangte Notizen schreiben: G. Keller, geb. 1858 oder 59 ꝛc. u Zürich, oder wo er dann ist.

„Was die 40 Bogen unseres Buches betrifft, so bin ich selbst von der Erweiterung des Buches abgekommen, da ich froh bin, wenn die 40 aufgeschrieben sind. Ob sich eine der Novellen für Ihr Sonntagsblatt eignet, müssen Sie selbst herausfinden; ich glaube indessen nicht, da das Ganze das strikte Gegenteil von einem soliden, reellen Volksbuche ist.

„Eine kleine Novelle werde ich mit Ihrer Erlaubnis dem Frankfurter Museum geben, dessen Verleger und Redakteur mich wiederholt darum plagen. Ich sagte, ich könne jetzt keine Extra-Sachen schreiben (der Verleger besuchte mich nämlich selbst), wenn sie eine Probe aus Ihrem Buche abdrucken wollten, so könnten sie es tun, was sie nun gern annahmen. Ich werde überhaupt von allen möglichen Feuilletons und dergleichen um novellistische Beiträge angegangen, und man bietet mir jedes Honorar an, so daß ich jetzt Geld verdienen könnte wie Heu, wenn ich die Fabrik recht im Gange hätte. Doch ist es mir ein Beweis, daß meine Sachen viel gelesen werden; auch glaube ich, daß es sich solider und nachhaltiger ausnimmt, wenn man nicht alle Tage mit Beiträgen in allen Zeitschriften figuriert und auf den Lesetischen herum flattert à la Hackländer.

„Ich bin sehr begierig auf Scherenbergs Eisgedicht; das wird jedenfalls, wenn alle Stränge reißen, sich gut für die Fleischer zum Einwickeln der Würste eignen, bei der Hitze, oder der Verleger kann seinen Braten auf die Makulatur legen. Doch ungezogenen Scherz beiseite, ich erwarte mir viel davon und freue mich recht darauf, falle es aus, wie es wolle.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie so lange aufhalte mit diesem ungeschäftlichen Geschwätz, und seien Sie guter Dinge wegen der Galatee, welche in ihrer Weise ein selbständiges und wohlgeputztes Frauenzimmer sein wird.

„Mit vielen Grüßen Ihr ergebenster G. Keller.

„Sie müssen jedenfalls nach Zürich kommen, denn es ist jetzt ein ordentlicher Platz hier, jeden Sommer schießen die deutschen Verleger herum wie die Bremsen, Vieweg hat wenigstens 1/2 Dutzend Autoren hier an der Schnur und kommt von Zeit zu Zeit, sie zu inspizieren; die geringeren läßt er herrisch in den Gasthof kommen, die dickeren sucht er im Hause auf."

Franz Duncker leistete Kellers Anregung, persönlich sein Heil auf dem „Platze" Zürich zu versuchen, erst ein Jahr später Folge, als seine Gattin die Kur in Gais machte. Bei dem persönlichen Zusammentreffen des Ehepaares mit Keller (vgl. oben) mag auch von den Galatea-Novellen die Rede gewesen sein. Aber wieder verstrich Jahr um Jahr, ohne daß Duncker zu seinem Manuskript kam. 1860 bot ihm Keller als eine Art Ersatz den „Apotheker von Chamounix" an.

„Zürich, den 24. 4. 60.

„Geehrter Herr Duncker!

„Beifolgendes Manuskript liegt schon seit Neujahr in meinem Schranke in Ungewißheit, ob es noch soll gedruckt werden, oder nicht. Das letztere wurde endlich beschlossen, und eh ich das Ding weiterschicke, will ich es Ihnen höflicherweise erst zum Verlage vorlegen.

„Meine Bedingungen wären 300 Taler Honorar bei 2000 Auflagen und 25 Freiexemplare. Sodann sofortige Herausgabe, im Ablehnungsfall beschleunigte Rücksendung des Manuskripts. Auch bitte ich Sie, dasselbe nicht weiter herumzuzeigen.

„Ihre Novellen eilen ihrem seligen Ende zu und werden zum letztenmal in die Mache genommen. Ende Juni denke ich mit allen alten Geschichten

aufgeräumt zu haben. Es wird übrigens das erste Büchlein sein, das ich auch äußerlich fertig und abgerundet zustande gebracht habe. Bis jetzt wurde ich immer über ungeschickten Schluß und allerhand Langweiligkeiten getadelt.

„Bestens grüßend Ihr ergebenster Gottfried Keller."

Duncker lehnte ab: „Ein Manuskript von Ihnen," schrieb er Keller am 3. Mai, „ist eine so seltene und erfreuende Erscheinung, daß es mir äußerst schwer fällt, Ihnen den „Apotheker von Chamounix" wieder zurückzuschicken. Ich habe denselben mit dem größten Interesse gelesen und mich an der Schönheit verschiedener Stellen, z. B. gleich dem Anfang, dann aber namentlich Heines Begräbnis, dem tollen Spuk auf dem Kirchhof und an der Montblancfahrt des Dichters wahrhaft erbaut. Weniger günstig ist der Eindruck des Ganzen, und die Läuterungsidee des Dichters erscheint zu weit ausgesponnen, manches, so namentlich der Abgesang, schwer verständlich. Wie ich das Publikum zu kennen glaube, wird das Gedicht daher aus diesen Gründen, und weil die Himmelfahrt des Dichters seinem wirklichen Heimgange etwas spät nachfolgt, kein Glück machen, und aus diesem Grunde lehne ich den Verlag ab und möchte Ihnen, wenn ich mir in solchen Dingen einen Rat erlauben darf — und ich spreche ihn überhaupt nur aus, weil nach Ihrem Briefe Sie selbst schon geschwankt haben, — von der Veröffentlichung des Gedichtes abraten. Sie haben mit Ihren „Leuten von Seldwyla" einen so schönen Erfolg gehabt, daß mir und jedem Ihrer Freunde ein weniger günstiger Erfolg eines folgenden Werkes sehr schmerzhaft sein würde, zumal Sie mit Ihren Novellen, wenn Sie sich endlich entschließen, dieselben zum Druck abzusenden, gewiß einen großen und durchschlagenden Erfolg zu erwarten haben, der durch ein minder günstig aufgenommenes Zwischenstück einigermaßen gefährdet werden würde. Somit haben Sie mit aller Offenheit meine Meinung und werden mich dieselbe, auch wenn sie Ihnen nicht gefällt, gewiß nicht entgelten lassen, was ich aus der Kürze der Zeit entnehmen werde, in welcher Sie der diesmaligen Sendung die der Novellen nachfolgen lassen werden."

Keller hat diesen ebenso verständigen als wohlmeinenden Rat befolgt; hatte er doch das alte, bereits einmal verworfene Manuskript nur aus Geldnot wieder zu Ehren ziehen wollen. (Baechtold II[4] S. 327). Auch in der späteren Umarbeitung nimmt das kleine Epos mit seiner geistreich-romantischen Gedankenakrobatik trotz prachtvoller Einzelheiten eine Sonderstellung in der Reihe von Gottfried Kellers Dichtungen ein, trotzdem wir seinen Stil heute in das Schaffen des Dichters organisch einzugliedern vermögen. Im Jahre 1860 aber hätte die Veröffentlichung kaum anders als befremdend gewirkt. Und das muß Keller damals selbst eingesehen haben. Wenn daher nun in den Beziehungen zwischen ihm und dem Dunckerschen Verlage eine mehr als zehnjährige Pause eintritt, so war daran nicht etwa Ärger über die Ablehnung schuld, wie die letzte Bemerkung Franz Dunckers erwarten lassen könnte, sondern einfach die Tatsache, daß sich die Stimmung zum Abschluß der Galatea-Novellen niemals einstellen wollte. Diese Erfahrung half mit, in dem Dichter den Wunsch zu zeitigen nach einer festen, regelmäßigen Tätigkeit, die ihn zu ernähren vermochte. Er spürte, wie sein Talent in dem politischen und geselligen

Bummelleben verwilderte, statt daß es in der reichlichen Muße seine Früchte trug. Am 10. Mai 1861 schlug er Georg von Cotta in einem noch unveröffentlichten Briefe eine regelmäßige Mitarbeit an seinen Zeitschriften und Zeitungen vor. Noch ehe das Jahr verstrichen war, hatte er eine andere Versorgung gefunden: das Amt des Staatsschreibers. Über den vielen und großen Verpflichtungen, die ihm die neue Tätigkeit auferlegte, mußten auch die Galatea-Novellen zurücktreten. Und Franz Duncker verstand das und übte mit vornehmem Takte die Pflicht zurückhaltenden Schweigens.

Erst das Erscheinen der „Sieben Legenden" im Jahre 1872 bewog ihn, Keller am 25. April wieder einmal an den alten Vertrag zu mahnen:

„Da ich im Augenblicke aus dem Munde vieler Freunde und Bekannten den Ruhm Ihres neuen Büchleins, der „Sieben Legenden", höre, so erinnert mich das leicht begreiflicherweise an den Vertrag, welchen wir am 30. September 1855!! über den Verlag zweier Bände Novellen abgeschlossen haben. Da Sie mit der Erfüllung desselben im Rückstande geblieben, so hätte ich wohl erwarten dürfen, daß Sie mir das neue Büchlein als eine Art Ersatz zuerst angeboten hätten. Sie brauchten dabei sich nicht zu fürchten, daß ich die drakonischen Bestimmungen jenes alten Vertrages in Ansehung der verzögerten Lieferung des Manuskriptes jetzt in Anwendung gebracht haben würde. — Welche Motive Sie nun auch immer bestimmt haben mögen, dies nicht zu tun: so will ich doch wenigstens, da Sie nun wieder unter die Schriftsteller gegangen, meine Pflicht nicht versäumen und Sie hiedurch an Ihre alten Berliner Freunde und Ihren damals in Aussicht genommenen Verleger feierlichst erinnern.

„Vielleicht finden Sie unter Ihren Manuskripten etwas anderes — ich höre z. B., daß ein neuer Band zu den „Leuten von Seldwyla" fertig sein soll —, womit Sie seine lange Geduld belohnen könnten."

Kellers Antwort lautet:

„Verehrter Herr Duncker!

„Ihre Interpellation kommt mir gar nicht überraschend vor, und ich will mich beeilen, dieselbe so gut es geht zu beantworten. Die Legenden habe ich niemandem angeboten, sondern es hat der Herr Verleger, den ich gar nicht kannte, von sich aus etwas von mir verlangt. Da das Büchlein schon seit Jahren fertig dalag, so habe ich es ihm gegeben. Ihnen würde ich es ohne dies nicht als Ersatz der zwei Bände Novellen angeboten haben, da eben diese Novellen im Umfange, der im Vertrag bestimmt ist, Ihnen zukommen und zukommen werden und nicht irgend etwas anderes. Nachdem ich einmal durch mein Amt, zu dem in den letzten Jahren noch zeitraubende und aufregende Staatsänderungen[1]) mit unendlichen Protokollen ꝛc. kamen, in die abenteuerliche Verzögerung hineingeriet, so wollte ich den Zeitverfluß den Novellen wenigstens auch in dem Sinne zugut kommen lassen, daß sie wirklich fertig und reif werden, so weit das an einem alten Holzapfelbaum möglich

[1]) Die demokratische Bewegung im Kanton Zürich in den Jahren 1867/68. Gottfried Keller war mit dem derzeitigen Bundespräsidenten Forrer Sekretär des Verfassungsrates.

ist. Sterben werden wir darüber nicht, und wenn Sie mich inzwischen etwa mit dem „Schein" bedrohen wollten, so würde ich schnell noch eine Porzia heiraten, die mich rettete.

„Ihr Buch werde ich jedenfalls so bald als immer tunlich abliefern, da ich jetzt ernstlich gesonnen bin, noch einige Jahre zu schriftstellern, und dazu tabula rasa haben will. Einer oder der andern Entschließung, zu der Sie sich bis dahin bewogen finden, mit Ehrfurcht entgegensehend, verbleibe ich Ihr mit Hochachtung ergebener G. Keller."

„Zürich, 28. IV. 72.

Das Erscheinen der neuen zweibändigen Ausgabe der „Leute von Seldwyla" gab Duncker die Hoffnung, daß nun auch die Galatea-Novellen an die Reihe kommen könnten. Keller hatte einem Gliede der Dunckerschen Familie diese Aussicht eröffnet und zugleich den Wunsch nach einem neuen Vertrage ausgesprochen. Bereitwilligst ging Franz Duncker am 31. Dezember 1874 auf dieses Verlangen ein, und auch jetzt wieder betonte er, daß er die in dem alten Vertrage festgestellten Bußen für verspätete Erfüllung desselben niemals ernsthaft gegen Keller geltend gemacht haben würde. „Mit den Duncker-Novellen", schrieb Keller darauf am 27. August 1875 an Adolf Exner, „kommt's allmählich auch ins Klare. Ich komme aber nicht von ihm los. Er hat mir sehr artig geschrieben und will ein neues Abkommen treffen, ganz nach meinem Wunsch und Vorschlag, und das alte Verhältnis aufheben, wenn ich ihm das Werklein nur verabfolge. Da kann man doch nicht wohl anders."

Es kam auch jetzt noch nicht zur Vollendung der Galatea-Novellen. Im Februar 1876 wandte sich Lina Duncker, im Dezember des gleichen Jahres Dunckers Sohn Karl mit der alten Bitte an Keller. Aber die „Züricher Novellen" (1877) und der neue „Grüne Heinrich" (1879 80) gingen vor, dann erst kam das „Sinngedicht" an die Reihe. Inzwischen hatte sich das Geschick des Franz Dunckerschen Verlages erfüllt: der Besitzer sah sich genötigt, 1878 die allzugroß gewordene Last von seinen Schultern zu wälzen; einen Teil des Verlages erwarb 1876 Karl Krabbe in Stuttgart, einen andern Karl Geibel in Leipzig für Dunckers Sohn Karl. Die Ahnung dieser Ereignisse mochte der eigentliche Grund dafür sein, daß Keller mit seinen Galatea-Novellen zurückgehalten hatte. Er hatte als Staatsschreiber auch gelernt, ein vorsorglicher Geschäftsmann zu sein.

Um so dringender trat aber jetzt die Pflicht an ihn heran, sich des alten Freundes anzunehmen. Er verschaffte Franz Duncker die Stelle eines regelmäßigen Berliner Korrespondenten in der Neuen Zürcher Zeitung (Duncker an Keller 29. November 1878), und vor allem: da durch die Auflösung des Dunckerschen Verlages auch die Möglichkeit geschwunden war, die Galatea-Novellen noch bei Duncker erscheinen zu lassen, so ging er nun daran, Duncker den Vorschuß von 250 Talern samt Zinsen zurückzuzahlen. Er ließ sich durch den Nationalökonomen Gustav Cohn, der damals am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich wirkte, versichern, daß mit der Zurückbezahlung des Vorschusses die Rechtskraft des alten Vertrages erloschen sei, und dann zahlte er

Duncker in der Zeit vom 28. September 1878 bis zum 16. April 1879 die Schuld in vier Raten im Gesamtbetrage von 1614 Mark zurück. Die 2., 3. und 4. Rate begleitete er mit folgenden Briefen:

„Enge-Zürich, 14. Nov. 78.

„Hochgeehrter Herr und Freund!

„Langsam vorgehend sende ich Ihnen mit beiliegenden 400 Mark eine weitere Abschlagszahlung und gedenke den Rest Ihnen versprochener Maßen um Neujahr 1879 abzuliefern, hoffe es aber noch vorher tun zu können.

„In Eile Ihr grüßend ergebener G. Keller."

„Zürich, 6. März 1879.

„Verehrter Herr und Freund!

„Leider bin ich unter der Ungunst der Zeit mit meiner auf Neujahr übernommenen Verpflichtung in Rückstand geraten und sehe mich sogar auch jetzt genötigt, den Rest meiner Zahlungen nochmals in zwei Teile zu spalten. Ich sende Ihnen daher für jetzt abermals 400 Mark und werde kurz nach Ostern imstande sein, das übrige abzuliefern.

„Ich habe erst durch Sie erfahren, daß Ihr Herr Sohn in Leipzig ist, sowie daß derselbe einen Teil Ihres ehemaligen Verlages dahin gezogen hat. Dadurch wurde mir ein Brief verständlich, den ich vorigen Herbst von Herrn Geibel in Leipzig erhielt, welcher unter Bezugnahme auf unser Novellenabkommen von 1855 sich anerbot, die neue Ausgabe des „Grünen Heinrich" zu übernehmen. Ich hatte aber diesfalls schon mit meinem Stuttgarter Verleger Abrede getroffen. Ich muß aber, obgleich das Buch seit 4 Jahren vergriffen ist, dem früheren Verleger Vieweg noch eine unverschämte Summe zahlen für angebliche 100 inkomplete Exemplare, die noch vorhanden seien, und die er wiederherstellen könnte, wenn er wollte.

„Ihre Korrespondenzen in der Zürcher Zeitung interessieren mich sehr, und sie kommen dem Blatte neben dem quasi offiziösen Berliner Korrespondenten, den es bisher hatte, gut zustatten. Ich bewundere namentlich die gemäßigte taktvolle Form Ihrer Briefe.

„Freese sehe ich seit Jahren nicht mehr. Er soll im letzten Jahr Schlaganfälle erlitten haben.

„Also mit besten Grüßen bis zum letzten Stadium dieser unserer Angelegenheit Ihr ergebener G. Keller."

„Zürich, 16. April 1879.

„Verehrter Herr und Freund!

„Endlich bin ich in der Lage, die Angelegenheit unseres gescheiterten Novellenprojektes abzuschließen.

„Die 23 Jahreszinse à 5 %, welche Ihnen zu dem Vorschusse von 250 Talern zu erstatten sind, betragen zusammen 288 Taler, mithin habe ich zu bezahlen:

538 Taler = 1614 Mark
bis jetzt bezahlt 1200 „
bleiben 414 Mark,

welche ich Ihnen im Anschlusse mit dem herzlichen Danke für Ihre lange Nachsicht und freundschaftlich gütliche Auseinandersetzung übermache.

„Ich darf sie vielleicht noch bitten, mir mit ein paar Zeilen eine Entlastung von dem verunglückten Vertragsverhältnisse zukommen lassen zu wollen, um bei meinen keineswegs sorgenfreien Zuständen und für den Fall meines heute oder morgen möglichen Todes, meine Schwester vor Anforderungen gesichert zu wissen, welche nachträglich von dritter oder vierter Seite her auf Grund jenes Kontraktes von 1855 erhoben werden könnten.

„Es ist mir erfreulich gewesen, von Ihnen zu vernehmen, daß sich Ihre Lage besser gestaltet hat und Ihnen die Hoffnung auf eine lohnende und wirkungsreiche Tätigkeit wieder eröffnet ist. Möge sich alles aufs beste erfüllen und ich dereinst, wenn ich wieder einmal nach Berlin komme, vergnüglich auf den von Ihnen beherrschten Wagen einherfahren [1]).

„Inzwischen wäre es uns hier doch erwünscht, noch ein paar Zeitungsberichte von Ihnen lesen zu dürfen; gestern kam in der Zürcher Zeitung eine Berliner Korrespondenz, welche eine nicht gefährliche Abwickelung der Zollpolitik in Aussicht stellt, der wir aber nicht recht trauen.

„Mit bestem Gruße Ihr ergebener G. Keller."

Duncker erfüllte Kellers Bitte um Entlastung von der alten Verpflichtung in aller Form am 28. April 1879. „Gestatten Sie mir", schrieb er ihm dabei, „bei dieser Gelegenheit noch einmal meinen Dank für die noble und freundschaftliche Weise, in der Sie diese Angelegenheit zum Abschluß gebracht haben, auszusprechen; in schwerer Zeit haben Sie mir damit einen echten Freundschaftsdienst erwiesen."

IV. Das Dunckersche Haus und Gottfried Kellers dichterisches Schaffen.

Die Erlebnisse im Dunckerschen Hause haben tiefe Spuren in Gottfried Kellers Schaffen gegraben. Zwar kann sich das Gedicht „Geübtes Herz" („Weise nicht von dir mein schlichtes Herz, weil es schon so viel geliebet!") nicht, wie man bisher annahm (vgl. Baechtold II [4] S. 89), auf Betty Tendering beziehen; denn Keller sandte es schon im Herbst 1853 mit den Zusätzen für die zweite Auflage der „Neueren Gedichte" an Vieweg (Baechtold II [4] S. 29; Brunner, Studien und Beiträge zu Gottfried Kellers Lyrik S. 7), während seine Neigung zu Betty Tendering, wie wir gesehen, erst ein Jahr später ihren Anfang nahm. Aber vor allem der Schluß des „Grünen Heinrich", sodann auch zum Teil „Pankraz der Schmoller" sind unter dem unmittelbaren Eindrucke der Erlebnisse im Dunckerschen Hause geschrieben. Es sollen im Folgenden die Parallelen zwischen Wirklichkeit und Dichtung nachgewiesen werden.

[1]) Duncker an Keller 25. März 1879: „Es scheint, als ob endlich mein Geschick wieder eine etwas freundlichere Wendung nehmen wollte. Von einer der Gesellschaften, welche jetzt mit vielem Erfolge unsere Stadt mit Pferdebahnen ausstattet, bin ich aufgefordert worden, in den Aufsichtsrat zu treten."

Zuerst der „Grüne Heinrich". Um drei Gruppen von Motiven handelt es sich hier: die eine bezieht sich auf das Haus an der Johannisstraße und sein geselliges Leben; die zweite auf die Persönlichkeit Franz Dunckers; die dritte auf Betty Tendering, Lina Duncker und die Liebeserlebnisse des Dichters.

1. Gottfried Keller hat, soweit ich sehe, nirgends eine direkte Schilderung des Gräflich Roßischen Hauses entworfen; daß es aber mit der seltsamen Pracht seiner Einrichtung einen tiefen Eindruck auch auf ihn machte, ist von vorneherein anzunehmen. Mir ist wahrscheinlich, daß seine Darstellung des Grafenhauses im „Grünen Heinrich" daraus hervorgewachsen ist. Jene großartige Verbindung von feinster Kultur mit ungebundener, ja kecker Natürlichkeit, wie er sie bei Dunckers kennen gelernt, finden wir auch im Grafenschloß des „Grünen Heinrich". Nur zwang ihn die symbolische Bedeutung dieser Episode zur stärkeren Betonung der Natur. Darum verlegt er das Grafenschloß nicht in die „Kunststadt", sondern aufs Land. Es mag dabei die Vorstellung von Haus Ahr am Rhein, dem elterlichen Gute von Betty Tendering, mitgewirkt haben, ohne daß sonst die Verhältnisse auf Haus Ahr irgendwelche Ähnlichkeit mit denen im Grafenschloß des „Grünen Heinrich" haben. Aber auch bei dem gräflich Roßischen Haus an der Johannisstraße machte, wie Walter Robert-tornow bezeugt, der große Garten den Gedanken völlig entschwinden, daß man in Berlin sei. Wie der einstige Besitzer des Hauses Graf Johann Roß, ist auch der Graf des „Grünen Heinrich" ein Sammler; hat doch gerade seine Sammellust ihn zu dem Trödler in der Kunststadt geführt und damit die Bekanntschaft mit dem Grünen Heinrich vorbereitet. Nur entbehrt seine Sammeltätigkeit des phantastischen Charakters des Grafen Roß; er hätte nicht zu der Bedeutung dieser Episode im „Grünen Heinrich" gepaßt. Der Graf des „Grünen Heinrich" sammelt in dem Ebenmaß harmonischen Geschmackes. Während im Roßischen Hause eine Reihe von Gemächern die Früchte des Sammelfleißes seines Besitzers bergen, stapelt der Graf im „Grünen Heinrich" alles im Rittersaal auf: „Der Saal," so erzählt der Dichter (Seite 173 der zweiten Ausgabe), „war wirklich bunt genug, aber mit Würde und Feierlichkeit. Ein scharlachroter Teppich spannte sich über den ganzen Fußboden; der Plafond war in seiner Länge und Breite von einem einzigen Freskogemälde bedeckt, der Wandraum zwischen demselben und der etwa mannshohen dunkeln Holzbekleidung durchaus mit den Bildnissen der Vorfahren behangen. Über einem schwarzen Marmorkamine türmten sich alte Waffen und Rüstungen empor; andere feinere Waffen glänzten in Glasschränken, besonders kostbare Degen und Schwerter, deren Abbilder man auf manchem Bildnisse ihrer ehemaligen Träger wieder erkannte. Aber es waren auch Waffenstücke aus Jahrhunderten da, in welche keine Bilder zurückreichten. So zeigte ein kleiner dreieckiger Schild noch kaum erkennbar das älteste einfache Wappenschild des Geschlechts." Andere Schränke bergen einen altertümlichen Silberschatz, Handschriften auf Pergament und Urkunden mit und ohne Siegelkapseln. Also nicht aus aller Welt zusammengetragene ethnologische Merkwürdigkeiten, wie sie Graf Roß aufstapelte, sondern die Erinnerungsstücke eines alten, vornehmen

Geschlechtes. Der Dichter läßt uns dadurch, wie seinen Grünen Heinrich, den Glanz und Rang des Grafen empfinden, der dem verunglückten Künstler seine Freundschaft schenkt und den Gestrandeten adelt. Der demokratisch gesinnte Graf macht von diesen Prunkstücken feudaler Vergangenheit wenig Aufhebens; mit mehr Liebe und Verständnis sammelt er Zeichnungen und Gemälde; dieser edlere Sammeleifer vermittelt die Bekanntschaft mit dem Grünen Heinrich und stellt ihm diesen gleich. Aber wiederum finden wir für diese Liebe des Grafen zur bildenden Kunst und sein Verhältnis zum Grünen Heinrich einen Keim in der Gewohnheit des Grafen Roß, mit jungen Künstlern in seinem Palais zu zeichnen und zu malen, und wiederum ist die künstlerische Ausgestaltung des Motivs lehrreich: Keller wandelt den romantischen Dilettantismus des malenden Grafen Roß in die natürliche Freude des sammelnden Kunstfreundes an Zeichnungen und Gemälden.

In der Schilderung des geselligen Lebens im Grafenschlosse des „Grünen Heinrich" spiegelt sich Art und Ton des gesellschaftlichen Verkehrs im Dunckerschen Kreise. Hier wie dort Kultur und Natur, graziös spielender Geist und schlichte Herzensgüte in harmonischer Vereinigung. Ludwig Pietsch berichtet (S. 212), daß die Diners im Dunckerschen Hause ebenso wie die Abendtafel in ihrem Stil noch gründlich von denen verschieden gewesen seien, „mit welchen heute in allen reicheren oder auch nur wohlhabenden Häusern die Teilnehmer halb erstickt, stundenlang an den Tischen zwischen den ihnen zugewiesenen Nachbarn und Nachbarinnen eingepreßt festgehalten . . . werden. Alles Gebotene war von tadelloser Güte, aber einfach und mit Ausschluß aller raffinierten kochkünstlerischen Paradeschüsseln." Eine ganz ähnliche Erfahrung macht der Grüne Heinrich, wie er zum erstenmal im Grafenschlosse das Mittagsmahl einnimmt: es war „so wenig prunkvoll und weitläufig und der Ton so frei und unbefangen, daß ich mich bald dem ruhigsten Behagen hingab". Mit besonderer Festlichkeit beging man im Dunckerschen Hause die Weihnachtsfeier. Es war Sitte, dazu Freunde zu laden, und Ludwig Pietsch erzählt (S. 70 f.), wie einmal Lina Duncker wenige Tage vor Weihnachten in seinem äußerst bescheidenen Vorstadtheim erschienen sei und ihn mit den Seinen zum Weihnachtsabend in ihr Haus eingeladen habe. Auch im „Grünen Heinrich" ist ein Weihnachtsfest im Grafenschlosse geschildert; aber auch hier verlangte die Konsequenz der geistigen Bedeutung der ganzen Episode wieder eine Korrektur der Wirklichkeit: festlicher als Weihnachten wird im Grafenhause Neujahr begangen, da, wie der freidenkerische Graf erklärt, es sich nicht ziemt, „mit den Kirchlichen nur die Lustbarkeiten, nicht aber die Peinlichkeiten und die Andachten zu teilen."

2. Ist Gottfried Keller äußerlich durch die Grafen Roß, den Bischof und den Besitzer des Hauses an der Johannisstraße, dazu geführt worden, den Gönner und Freund des Grünen Heinrich zum Grafen zu erheben, so hat er dessen feudalen Charakter aus der Persönlichkeit Franz Dunckers genommen. Die Geschichte der Galatea-Novellen zeigt, wie vornehm Duncker seinen Beruf als Verleger und sein Verhältnis zu den Schriftstellern aufgefaßt hat. Es stimmt dazu, was Ludwig Pietsch erzählt (S. 59 f.):

„Franz Duncker war bis an sein Ende und damals in seiner frischen männlichen Jugendkraft von höchst stattlichem Aussehen, hoch und schlank von Wuchs; nur in den Schultern nicht breit und im Halse nicht lang genug für den etwas unverhältnismäßig großen Kopf, den der üppige, wenn auch damals ziemlich kurz geschnittene Haarwuchs und der große braune Vollbart noch massiger wirken ließen. Das Gesicht mit der mächtigen, kühn geformten Nase, mit den dichten, buschigen, horizontalen Brauen und der nicht eben hohen Stirn hatte Charakter und zog unwillkürlich die Aufmerksamkeit auf sich. Dies Aussehen hat Duncker später in seinem erwählten freisinnigen Agitator-, Volksredner- und liberalen Arbeiterführerberuf manche gute Dienste geleistet. ... Seine Kunstliebe und Schönheitsfreude war warm, echt und aufrichtig. Hochfahrendes, zurückweisendes Wesen auch gegen einen so namenlosen für ihn Beschäftigten und Notleidenden, wie ich, war ihm ganz fremd. Er suchte eher etwas darin, einen eine solche Lage möglichst vergessen zu machen, mit liebenswürdigem Takt selbst den Gedanken in ihm nicht aufkommen zu lassen, als würde er um derentwillen von Duncker geringer geschätzt." Das ist eine fast wortgenaue Charakteristik des Verhältnisses des Grafen im „Grünen Heinrich" zu seinem malenden Schützling; nur hatte Duncker seine Zeichner zu geschäftlichen Zwecken in seinem Dienst, der Graf aus Sammelfreude, wie Graf Roß.

Ähnlich wie im Dunckerschen Hause adliger Sport getrieben wurde (Pietsch, S. 213), so ist auch im „Grünen Heinrich" der Graf ein leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd.

Diese Grandseigneur-Manier, wie Pietsch das aristokratische Wesen von Duncker einmal nennt, verband sich in ihm mit einem starken Interesse für das arbeitende Volk. Als Achtundvierziger war der Herausgeber der Volkszeitung mit Leib und Seele Demokrat, und er und seine Frau scheuten sich nicht, gelegentlich auch sehr weit links stehende Persönlichkeiten bei sich zu empfangen. Lassalle war ein intimer Freund des Hauses. Mit diesen demokratischen Interessen Dunckers stimmt die republikanische Neigung des Grafen im „Grünen Heinrich". Seine im Rittersaal vereinigten Familienreliquien sind ihm „Familienkram", den er aufgestapelt hat, damit derselbe da sein Dasein genießen möge, ohne die Lebenden auf Schritt und Tritt zu behelligen (S. 174 der 2. Ausgabe). Er nennt sich einen „Adelsmüden", dem nur der Ausweg bleibt, gelegentlich im allgemeinen Volkstum aufzugehen, und so wechselt er denn mit dem Sohne der Republik das brüderliche Du.

Und endlich teilt der Graf im „Grünen Heinrich" mit Franz Duncker den Freisinn in Religionsfragen. Der Graf gehört geistig und zum Teil auch persönlich dem Verbande von Männern an, welche den begeisterten Kultus des atheistischen Vernunftphilosophen (Feuerbach) fördern. Für den achtundvierziger Demokraten Duncker gehört das religiöse Freidenkertum zum Parteiprogramm, und der Schluß von Lina Dunckers schönem Briefe vom 17. November 1855 zeigt, wie auch seine Frau jenseits des Dogmas stand.

3. Daß Gottfried Keller die Gestalt der Dortchen Schönfund während seiner Arbeit am „Grünen Heinrich" unmittelbar aus der Wirklichkeit in die

Geschichte seines Helden einwob, das deutet er in dem Roman selber an. Wie der Graf Dortchen vor dem Essen im Rittersaal fragt, warum sie sich so aufgeputzt habe, sagt sie (die Stelle findet sich erst in der zweiten Ausgabe S. 172): „Nichts weiter hab' ich vor, als daß ich dem schönen Wetter und dem Saale zu Ehren ein bißchen Staat machen will. Dazu hoff' ich, durch das Ensemble aller dieser Dinge unserm Freunde . . einen bunten Eindruck zu verschaffen; vielleicht, wenn er seine Geschichten fortsetzt, beschreibt er es einst auf einer halben Seite, und mit dem Saale schmuggelt sich meine fragwürdige Figur zugleich in das Buch hinein." Diese Szene mag sich so oder ähnlich zwischen Betty Tendering und Gottfried Keller abgespielt haben, der damals, als Lina Dunckers Schwester am Horizont auftauchte, eifrig am „Grünen Heinrich" arbeitete; wie innig er dabei an die bella Trovata dachte, zeigen die Schreibunterlagen. In der Tat lassen sich zahlreiche äußere und innere Züge nachweisen, die Betty Tendering und Dortchen Schönfund gemeinsam besitzen.

Dortchen Schönfund ist ein elternloses Findelkind; Betty Tendering hat ihre Mutter ein Jahr nach ihrer Geburt, den Vater in ihrem achten Jahre verloren. Dortchen Schönfund ist ein Grafenkind, auch Betty Tendering stammt mütterlicherseits aus gräflichem Geschlecht. Dortchen zählt (nach der ersten Ausgabe S. 303) zwei- bis dreiundzwanzig Jahre; Betty war im Winter 1854 dreiundzwanzig Jahre alt. Es ist oben die Schilderung mitgeteilt worden, die Ludwig Pietsch vor der dunkelgelockten „Sorella" Lina Dunckers entwarf. Von anderer Seite weiß ich, daß sie die Gepflogenheit hatte, mit energischer Bewegung die Fülle ihrer dunkeln Locken zurückzuwerfen. Dazu stimmt Dortchens Erscheinung aufs genaueste: als ein schlankes weibliches Wesen tritt sie dem Grünen Heinrich zuerst entgegen, welches reiche dunkle Locken lustig im Winde schüttelt. „Diese sehr anmutige Gestalt eilte sehr wohlgemut zwischen den Gräbern herum" (1. Ausg. S. 298). Von ihrem elastischen Schritt ist ein andermal die Rede (2. Ausg. S. 168). An Bettys Größe erinnert man sich, wie Dortchen die Jacke des Apollönchen (Röschen) wegen ihres höheren Wuchses nicht anziehen kann (2. Ausg. S. 215). Mit besonderer Festlichkeit schildert der Dichter ihre Erscheinung beim Essen im Rittersaal: sie begrüßte Heinrich „freundlich, doch mit einer gewissen anmutigen Gemessenheit, indem sie einen leichten Knix machte, sich gleich wieder bolzgerad aufrichtete, den Lockenkopf allerliebst auf eine Seite neigte und den Gast mit reizender Hochgnädigkeit ansah. Auch trug sie ein Kleid von schwerem schwarzen Atlas, das sehr aristokratisch geschnitten war, um den Hals eine feine Spitzenkrause, in welcher sich ein glänzendes Perlenhalsband verlor, nicht ohne sich zuerst um ein Stückchen des weißen fräuleinhaften Halses zu schmiegen." So die erste Ausgabe (S. 339 f.); in der zweiten ist das „Hochgnädige" von Dortchens Wesen zum Anmutig-freundlichen gemildert; da wird sie einem hellen Junitage verglichen (S. 172).

An Frau Professor Orelli hatte Gottfried Keller einst geschrieben: „Es ist hauptsächlich der Klang der Stimme, welche an den Frauen für mich ent-

scheidend ist, und ich erkenne ein wahrhaft schönes und gutes Frauenherz fast augenblicklich daran." Die gleiche Schönheit der Stimme, die ihn an Luise Rieter entzückte, zog ihn an Betty Tendering an (vgl. den Brief an Lina Duncker vom 8. September 1856); deswegen nennt er Betty auf der Schreibunterlage eine Nachtigall. So verleiht er auch Dortchen Schönfund diese Schönheit der Stimme. Sie zeigt einmal Apollönchen, wie Heinrich im Trödlerladen die Freischütz-Arie auf der Flöte geblasen habe, und singt dabei „mit einer Schönheit und Sicherheit der Stimme, die mich in neues Erstaunen versetzte" (S. 182 der 2. Ausgabe).

Ein bedeutsamer Zug in Dortchens Charakter ist, daß sie „ganz auf eigene Faust nicht an Unsterblichkeit glaubt" (1. Ausg. S. 379; 2. Ausg. S. 182). Auch dieser Zug stammt von Betty Tendering, wie er dem Geiste des Dunckerschen Hauses entspricht. Sie war auch in späteren Jahren nicht religiös im dogmatischen Sinne. Ähnlich verhält es sich mit einem anderen Motive: in der zweiten Fassung weist Dortchen sich bei dem Empfang Heinrichs als vortreffliche Shakespearekennerin aus; in dem Dunckerschen Hause wurden nach Pietschs Mitteilung (S. 212) Shakespearesche Dramen mit verteilten Rollen gelesen.

Den neckischen, geistreich-spielenden Ton, womit das „Rheinländerchen" Betty Tendering mit Gottfried Keller verkehrte, verrät außer ihrem oben mitgeteilten Billett an den Dichter die Rolle, die sie in seinem Briefwechsel mit Lina Duncker spielt. Auf den gleichen Ton geistreicher Freiheit — „der fröhlichen Kinderbosheit des Herzens", wie der Dichter einmal sagt — ist auch der Verkehr zwischen Dortchen und Heinrich gestimmt. Bezeichnenderweise tritt aber das Lustig-Neckische in der ersten Fassung stärker hervor als in der zweiten; im Jahre 1855 wirkte das individuelle Wesen Betty Tenderings stärker auf seine dichterische Gestaltung; später wurde aus künstlerischer Erwägung die Lustigkeit gedämpft. Daß der Verkehr aber auch in der ersten Fassung nicht in die gläserne Spröde herzloser Geistreichigkeit ausartet, verhindert die große Güte Dortchens, die den verarmten Fremdling ohne Umstände in das Schloß aufnimmt. Wenn sie in der 2. Ausgabe (S. 214) Heinrich mit dringenden Worten auffordert, an die ferne Mutter zu schreiben; wenn sie sich anerbietet, an seiner Statt ihr zu schreiben, dann fühlt man sich an den Besuch erinnert, den Betty Tendering Frau Keller im Sommer 1855 zugedacht hatte.

Die höchste Tugend, die der Dichter an Dortchen Schönfund rühmt, ist ihre Natürlichkeit. Aus der Natur blühen alle Eigenschaften ihres Wesens hervor, zu ihr streben alle zurück. An den ewigen Wechsel zwischen Vergehen und Entstehen in der Natur erinnert Keller mit ergreifender Anschaulichkeit, wenn er Dortchen bei der Ankunft Heinrichs auf dem Friedhofe die Gräber der Toten schmücken läßt. Unbewußte Natur ist der ihr angeborene Mangel eines Unsterblichkeitsglaubens. Auf den unendlichen Reichtum der spielend schaffenden Natur deutet die schimmernde Fülle und Beweglichkeit ihres Geistes. Aus der gütig spendenden Natur quillt das Erbarmen, das sie allem Lebenden entgegenbringt. So wird dieses holdeste Geschöpf geradezu zum

Sinnbild der reinen Natur. Und Natur war es, was Keller im Dunckerschen Hause gefunden hat. Er wußte sie mitten in der Großstadtkultur Berlins doppelt zu schätzen. Von Lina Duncker rühmte Friedrich Spielhagen an ihrem Sarge, sie habe „zu jenen Auserwählten unter Tausenden und Abertausenden gehört, welche unser größter Dichter eine Natur nannte und damit das Höchste aussprach, was er aussprechen konnte; eine derjenigen Naturen, die so tief und voll aus dem Quell des Lebens geschöpft haben, daß sie unendlich reicher sind als wir anderen, und daß sie, wie es ja nicht anders sein kann, das Gefühl ihres Reichtums haben, und mit dem Gefühl des Reichtums jene gelassene Kraft, jenen Gleichmut der Seele, welchen die Stoiker als das Höchste der Lebensweisheit, als der ‚Weisheit letzten Schluß' rühmen". Mit denselben Worten kann man Betty Tendering charakterisieren. Sie war — so schilderten sie Personen, die ihr nahe standen — eine wahrhaft vornehme Natur. Allem Gewöhnlichen, Häßlichen und Gemeinen stand sie vollständig verständnis- und machtlos gegenüber. Ein hoher Geist wohnte in der leiblichen Hülle, der im Drange, die Wahrheit zu erforschen, das Hinabsteigen in die Tiefen der Weisheit nicht scheute, vielmehr einzig danach trachtete, dem Unendlichen nahezukommen. Ihr Bücherschatz enthielt eine reiche Zahl deutscher, englischer, französischer und italienischer Schriftsteller. Ihrer geistigen Bildung entsprach ihre Herzensbildung. In ihrem Hause wehte ein freier, einzig durch Liebe gebundener Odem. Hier herrschte keine kalte Form äußerer Höflichkeit, hier wohnte warmes Empfinden mit allen und für alle, die in den Bannkreis dieser seltenen Persönlichkeit traten. Ein reizender und feiner Humor hielt sie bis zuletzt aufrecht. So war die gereifte Frau; man erkennt aber unschwer die Fäden, die von ihr zu der jungen Betty Tendering und zu Dortchen Schönfund zurückführen.

Endlich hat schon Baechtold auf einzelne Motive der Handlung aufmerksam gemacht, die aus dem unmittelbaren Erleben Kellers in Berlin in den Schluß des „Grünen Heinrich" hineingeflossen sind. Heinrich lehrt (in der ersten Ausgabe S. 419) seinen Star sagen: „O Dortchen, Dortchen — wenn du wüßtest, wie es mir ergeht"; der Dichter zeichnet auf seiner Schreibunterlage ähnliche Stoßseufzer auf. Er macht sich über seine Tränenseligkeit lustig, wie auch der Grüne Heinrich in der Enge seines Liebeskummers sich durch den Ausbruch einer Tränenflut und erbärmlichen Schluchzens Luft machen muß. Er tobt seine übermächtige Leidenschaft in derben Prügeleien aus, wie der Grüne Heinrich sein Weh dem Feldlümmel auf den Rücken bläut. Andere Züge kommen dazu. Auf einer Schreibunterlage trifft man z. B. eine französische Stilübung, die von einem Ritter und einer schönen Dame handelt, und erinnert sich, daß der Grüne Heinrich in der Schloßkapelle im Namen des eisernen Ritters einen französischen Satz an Dortchen und Röschen richtet.

Noch eine zweite Liebesepisode in Kellers Werken ist aus diesem Erlebnis mit Betty Tendering erblüht: die Liebe Pankraz' des Schmollers zu der Gouverneurstochter Lydia.

An dem ersten Band der „Leute von Seldwyla", worin sich Pankraz der Schmoller findet, hat Keller im Jahre 1854 zu arbeiten begonnen (Baechtold II[4] S. 58); die Niederschrift zog sich aber bis gegen den Schluß des Jahres 1855 hin; am 21. November hatte er, wie aus einem Briefe Viewegs hervorgeht, dem Verlage noch nicht alles Manuskript geschickt. Da nun nicht anzunehmen ist, daß er die Novellen in der Reihenfolge, in der sie im Buche erscheinen, geschrieben habe, so ist die Entstehung des Pankraz im Sommer oder vielmehr Herbst 1855 wenigstens möglich. Die innere Verwandtschaft der Liebe des Helden zu der Gouverneurstochter mit der Neigung Kellers zu Betty Tendering macht diese Möglichkeit zu großer Wahrscheinlichkeit.

Es ist bekannt, daß Keller in die Gestalt des Pankraz intimste Züge eigenen Wesens hineingewoben. Die Situation, in der Pankraz sich in Indien im Hause des Gouverneurs befindet, entspricht ungefähr dem Verhältnisse Kellers zum Dunckerschen Hause in Berlin: beide sind von Mutter und Schwester getrennt, in fremdem Lande, lange Zeit, nicht ohne eigene Schuld, ohne Verbindung mit den Lieben in der Heimat. Pankraz dient dem englischen Gouverneur als Faktotum, u. a. als Schreiber, Keller arbeitet für Franz Duncker seine Galatea-Novellen. Pankraz verliebt sich im Hause des Gouverneurs in dessen schöne Tochter Lydia, Gottfried Keller faßt im Dunckerschen Hause zu Betty Tendering eine leidenschaftliche Neigung. Diese Lydia wird von dem Dichter so charakterisiert:

„Es war ein wohlgestaltetes Frauenzimmer von großer Schönheit; doch war sie nicht nur eine Schönheit, sondern auch eine Person, die in ihren eigenen feinen Schuhen stand und ging und sogleich den Eindruck machte, daß es für den, der sich etwa in sie verliebte, nicht leicht hinter jedem Hag einen Ersatz oder einen Trost für diese gäbe, eben weil es eine ganze und selbständige Person schien, die so nicht zum zweiten Male vorkomme. Und zwar schien diese edle Selbständigkeit gepaart mit der einfachsten Kindlichkeit und Güte des Charakters und mit jener Lauterkeit und Rückhaltlosigkeit in dieser Güte, welche, wenn sie so mit Entschiedenheit und Bestimmtheit verbunden ist, eine wahre Überlegenheit verleiht und dem, was im Grunde nur ein unbefangenes ursprüngliches Gemütswesen ist, den Schein einer weihevollen und genialen Überlegenheit gibt. Indessen war sie sehr gebildet in allen schönen Dingen, da sie nach Art solcher Geschöpfe die Kindheit und bisherige Jugend damit zugebracht, alles zu lernen, was irgend wohl ansteht, und sie kannte sogar fast alle neueren Sprachen, ohne daß man jedoch viel davon bemerkte . . . Überhaupt schien ein gesunder und wohldurchgebildeter Sinn in ihr sich mehr dadurch zu zeigen, daß sie die vorkommenden kleineren oder größeren Dinge, Vorfälle oder Gegenstände durchaus zutreffend beurteilte und behandelte, und dabei waren ihre Gedanken und Worte so einfach lieblich und bestimmt, wie der Ton ihrer Stimme und die Bewegungen ihres Körpers." Die Schilderung paßt Wort für Wort auf Betty Tendering, von der Schönheit der äußeren Erscheinung an bis zu der feinen Bildung, der Beherrschung fast aller neueren Sprachen und dem Wohlklang der

Stimme. Und beide Liebesverhältnisse nehmen infolge der gleichen Charaktere der Liebenden und infolge der Ähnlichkeit der Umstände den gleichen Verlauf. Gottfried Keller schrieb auf die Schreibunterlage mit Beziehung auf Betty Tendering: „La partie n'est pas égale“, und Pankraz hat von Anfang an in seiner dienenden Stellung im Hause des Gouverneurs das Gefühl, Lydia nicht ebenbürtig zu sein. Beide hüllen sich der Angebeteten gegenüber in den Panzer eines schmollenden Schweigens. Pankraz reizt dadurch Lydia, aus dem Zorne nicht anerkannter Mädchenwürde heraus den Liebenden zum Geständnis zu zwingen und ihn dann mit schnöder Herzlosigkeit zurückzustoßen. Daß auch Betty Tendering, der Huldigungen gewohnt, sich durch Kellers brummige Art oft mißachtet glaubte, geht aus den Briefen Kellers und Lina Dunckers hervor. Ich glaube nicht, daß es den holden Reiz ihres Bildes stört, wenn man annimmt, daß auch sie den Dichter gelegentlich ihre Macht hat spüren lassen; in seinem Briefe, worin er der Mutter über den Besuch Bettys in Zürich berichtet, schimmert dieser Vorwurf deutlich genug durch. Eine Soubrettennatur, wie Pankraz im Zorn später Lydia nannte, war sie aber nicht; hier kühlte aus der Notwendigkeit künstlerischer Konsequenz heraus der Dichter den spielenden Übermut eines jungen Mädchens zur herzlosen Koketterie ab.

Wenn so psychologische Erwägungen diese Parallele wahrscheinlich machen, so wird diese Wahrscheinlichkeit durch zwei äußere Momente für mich zur Gewißheit erhoben: Einmal gab es im Gräflich Roßischen Hause an der Johannisstraße ein reich ausgestattetes ostindisches Zimmer. Hier fand der Dichter den ethnologischen Hintergrund für die Liebesgeschichte des Pankraz. Sodann war der Vater des Grafen Johannes Roß, Graf Johann Christian, tatsächlich — allerdings nicht englischer, aber holländischer — Gouverneur in Indien. Die Familie des Grafen Roß soll im Jahre 1632 infolge der Religionskämpfe von Schottland nach den Niederlanden ausgewandert sein. Es ist nicht anzunehmen, daß Keller im Dunckerschen Hause in diese Familiengeschichten nicht eingeweiht worden sei.

So wurzelt Gottfried Kellers Schaffen überall in dem tiefen Boden wirklichen Erlebens. Indem wir forschend diesen Elementen der Wirklichkeit in seinen Werken nachspüren, üben wir nicht ein müßiges Spiel zudringlicher Neugierde, sondern die Vergleichung von Dichtung und Wirklichkeit gibt uns in Verbindung mit der seelischen Struktur des Dichters wertvolle und lehrreiche Einblicke in die Art seines Schaffens. Mit dem tiefen und klaren Blick des Denkers entdeckt er in der schmerzlich empfundenen, buntverworrenen Wirklichkeit die gesetzmäßigen Entwicklungslinien des Lebens und rückt sie in seiner Dichtung zurecht, bis sie jene Konsequenz der Führung bekommen, die den Gebilden der Wirklichkeit mangelt. Aber mit der freiwaltenden Kraft einer unerschöpflichen Phantasie läßt er auch die oft schwachen Keime tatsächlichen Lebens zu Bildern von originellstem Gehalt und leuchtendem Glanze heranreifen. Seine Werke tragen so den Doppelstempel aller großen Dichtung: strenge Wahrheit und süße Fülle.

Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß.

Von
August Fournier.

(Fortsetzung.)

II. Ergebnisse.

Der erste Eindruck, den man beim Durchlesen all der täglichen Polizeirapporte gewinnt, ist der, daß hier weit mehr historisch Wertloses als Wertvolles vorliege und daß nebensächlicher Klatsch einen unverhältnismäßig großen Raum einnehme. Eine gründliche Sichtung aber zeigt, daß sich daraus für die Charakteristik der handelnden Personen und des gesellschaftlichen Schauplatzes, auf dem sie sich bewegten, ja mitunter sogar für den Gang der Verhandlungen, doch der eine und andere Beitrag gewinnen läßt. Da von den intimen politischen Geschäften in den ersten Wochen den „Vertrauten höheren Standes" noch so gut wie gar nichts bekannt wurde, so füllten sie, um nicht am Ende etwas zu verschweigen, was wichtig sein konnte, ihre Berichte mit allem, was sie erhorchten, an und gingen auch am Unbedeutenden nicht vorbei. Erst als bei der wachsenden Uneinigkeit unter den entscheidenden Mächten manches vom Stand der Dinge in den Salons verlautete, in denen die Diplomaten verkehrten, da wurden die Rapporte — wenigstens teilweise — auch in politischer Hinsicht etwas gehaltvoller. Im ganzen freilich sind es immer mehr die Akteure des Kongresses und die Bühne, auf der sie auftraten, als die Handlung selbst, worüber berichtet wurde. Da sich aber doch alles auf diese bezieht, so sei sie hier in einigen großen Zügen, so weit es unsere heutige Kenntnis davon möglich macht, und so weit es sich um die entscheidenden Fragen handelte, skizziert.

Im Pariser Friedensvertrag ward, wie gesagt, bestimmt, daß alle Staaten, die in den Krieg von der einen oder der anderen Seite verwickelt gewesen waren, Vertreter auf einen Kongreß nach Wien entsenden sollten, damit man dort zu den Friedensschluß ergänzenden Abmachungen gelange. Es hieß aber darin auch, daß zunächst die vier Großmächte: Österreich, Preußen, Rußland und England, über die von der Übermacht Frankreichs zurückgewonnenen Territorien und zum Zweck eines festen und dauerbaren Gleichgewichts der Kräfte in Europa unter sich schlüssig werden und mit ihren Beschlüssen die Grundlage für die Verhandlungen der übrigen europäischen Staaten liefern sollten. So begannen denn sofort, nachdem die Minister

jener vier Mächte angelangt waren, vertrauliche Besprechungen zwischen Metternich, Nesselrode (für Rußland), Hardenberg und Wilhelm v. Humboldt (für Preußen), Castlereagh (für England), die aber schon bei den ersten, allerdings wichtigsten, der noch ungelösten Angelegenheiten Uneinigkeit ergaben: das war einmal die Frage nach dem Schicksal des 1807 von Napoleon geschaffenen und mit Sachsen verbundenen polnischen Herzogtums Warschau, das jetzt der Zar in seinem vollen Umfange als ein „Königreich Polen" für sich begehrte, und daran schloß sich die andere nach der Zukunft Sachsens, dessen König, Friedrich August I., Napoleons Bundesgenosse geblieben und nach der Schlacht bei Leipzig als Kriegsgefangener nach Berlin gebracht worden war, und das jetzt Preußen ebenfalls in seiner ganzen Ausdehnung, nach Eroberungsrecht, in Anspruch nahm. Über diese beiden Fragen hatte nicht die geringste Andeutung im Frieden von Paris gestanden, und auch später war man darüber zu keinerlei Abkommen gelangt. Jetzt mußten sie entschieden werden. Alle übrigen Aufgaben, die den Kongreß beschäftigen sollten, als: die kontinentale Entschädigung Hollands für seine an England verlorenen Kolonien, die territoriale und konstitutionelle Einrichtung Deutschlands, die Aufteilung der von Frankreich zurückerstatteten linksrheinischen Länder, des Königreichs Westfalen und des Großherzogtums Berg auf dem rechten Rheinufer, die Entschädigung Dänemarks für das an Schweden verlorene Norwegen, die Ansprüche der Bourbons auf das von Murat beherrschte Neapel und das Marie Louise zugewandte Herzogtum Parma, die Rückforderung der dem Kirchenstaat seinerzeit entfremdeten drei italienischen Legationen durch den Papst Pius VII., die Neueinrichtung der Schweiz, das Begehren Genuas nach seiner Selbständigkeit gegenüber dem des Königs von Sardinien, es für sein Land zu gewinnen, die Sehnsucht der deutschen Mediatisierten von 1806 nach ihren früheren Herrschaftsrechten, und dazu Aufgaben eines allgemeinen Kulturfortschritts, wie die Freiheit für die Schiffahrt auf den europäischen Flüssen, die Aufhebung des Sklavenhandels usw. — alle diese Fragen traten vor jenen beiden, für das künftige Kräftebild Europas ausschlaggebenden zurück. Und wenn auch zu ihrer Bewältigung und Erledigung Komitees gewählt wurden, so war deren Tätigkeit doch bald durch die Uneinigkeit der Hauptmächte lahm gelegt und von Beratungen des Kongresses im ganzen vollends keine Rede.

Was die Einigkeit der Vier verhinderte, war, daß Österreich, das mit seinen Entschädigungen auf Italien und einen Streifen Süddeutschlands verwiesen wurde, es nicht erträglich fand, wenn zu gleicher Zeit zwei expansive europäische Großmächte an seinen Grenzen einen so starken Kräftezuwachs erfuhren. Seine Lage wurde dadurch, politisch und militärisch genommen, höchst ungünstig. Einer von ihnen, und zwar Preußen, das in den früheren Kriegen mit Napoleon ebenso gelitten hatte wie die Donaumacht, war Metternich bereit, den Besitz Sachsens einzuräumen. Das sollte jedoch nur unter der Bedingung der Fall sein, daß der Berliner Hof gemeinsam mit dem Wiener Kabinett und der britischen Regierung den übermäßigen Vergrößerungsabsichten Rußlands wirksam entgegentrat, jenes Rußlands, das in

der Notzeit der anderen aus seiner Verbindung mit Napoleon reichen Gewinn gezogen, Finnland annektiert, Stücke von Galizien erworben, mit der Einverleibung Bessarabiens sich an den für Österreichs Handel so wichtigen Donaumündungen festgesetzt hatte, und das nun auch noch bis Krakau heranzurücken drohte, während sein konstitutionelles „Königreich Polen" — und es sollte eine Konstitution erhalten — für die Polen Galiziens sicher eine gefährliche Anziehungskraft besaß. Der Staatskanzler Hardenberg, der, wie mancher seiner Räte, den Rückgewinn polnischen Landes für Preußen zu schätzen wußte und Rußlands Übermacht nicht weniger fürchtete als Metternich, hatte diesen hoffen lassen, er werde im Widerstande gegen des Zaren Pläne mit ihm zusammenstehen, und sich auch wirklich in den ersten Konferenzen dagegen erklärt. Da fand er aber bei seinem König soviel Abneigung, dem Freunde im Osten offen entgegen zu treten, daß er in der ersten Novemberwoche auf dessen Befehl die Position an Österreichs Seite räumte, während Metternich sich nun aufs neue vor die Möglichkeit gestellt sah, daß beide Nachbarn zu gleicher Zeit eine gefährliche Verstärkung erfuhren. Er hatte sich für diesen Fall, den er nicht außer Berechnung lassen durfte, den Weg zu Frankreich und den deutschen Mittelstaaten (Bayern) offen gehalten, die sich von vornherein gegen die Annexion Sachsens durch Preußen erklärt hatten. Jetzt näherte er sich ihnen und gestand nur noch einen Bruchteil dieses Landes Preußen zu, was Friedrich Wilhelm zurückwies. So war statt der vorausgesetzten Einmütigkeit der vier alliierten Mächte Zwietracht unter ihnen entstanden und hatte sie in zwei gegnerische Lager, hie Preußen und Rußland, hie Österreich und England, auseinandergerückt. Das britische Kabinett hatte von vornherein Partei gegen Rußland genommen und trat jetzt auch dafür ein, daß der König von Sachsen in einem Teil seines Landes belassen werde. Es drohte offener Kampf unter den ehedem Verbündeten, und nachdem Hardenberg in einer Konferenz der vier Großmächte am Sylvestertag 1814 im Namen Rußlands und Preußens gedroht hatte, diese beiden Staaten würden es als Kriegserklärung auffassen, wenn Preußen die Einverleibung von ganz Sachsen verweigert würde, schlossen sich England und Österreich mit Frankreich am 3. Januar 1815 zu jener Defensivallianz zusammen, von der oben bereits die Rede war. Unterdes aber hatte sich am Neujahrstag das preußische Kabinett eines anderen besonnen und für eine weniger schroffe Haltung in der sächsischen Frage entschieden; vielleicht auf den Rat Alexanders I., der schon vorher Kaiser Franz gegenüber, als er ihm den Tarnopoler Kreis abtrat und Krakaus Neutralität zugestand, eine nachgiebigere Politik des Preußenkönigs für wünschenswert erklärt hatte, dem ja Posen und Gnesen nebst Danzig zufallen sollten. Damit war die Kriegsgefahr fürs erste beschworen, und die Verhandlungen in der Kommission der vier Großmächte für die sächsische und polnische Sache, in die nun auch Frankreich aufgenommen wurde, drehten sich fortan nur noch um das Ausmaß des preußischen Anteils an Sachsen. Hierbei kam es allerdings gegen Ende Januar zu einer neuen Verschärfung der Gegensätze, da Österreich gegen die preußische Annexion der sächsischen Elbefestungen, Frankreich und

England gegen die der Stadt Leipzig auf das entschiedenste opponierten. Der Widerstand Österreichs wurde von England beschwichtigt, das zugleich den Kaiser von Rußland bewog, auch noch Thorn an Preußen abzutreten, dem damit der Verzicht auf Leipzig erleichtert wurde. So einigte man sich zu Beginn der zweiten Februarwoche in einem Vergleich, d. i. in der bekannten Teilung Sachsens, wobei dem König Friedrich August zwar die größere Hälfte seines Stammlandes blieb, mit Preußen aber der ergiebigere Teil vereinigt wurde. Der Zwist wegen der sächsischen und der polnischen Frage war geschlichtet, und die übrigen Geschäfte des Kongresses, die dieserhalb gestockt hatten, wurden wieder flott. Als dann, vier Wochen später, Napoleon von seiner Insel Elba, die ihm eingeräumt worden war, entwich und wieder in Frankreich erschien, war der Zwiespalt unter seinen Gegnern längst beseitigt, und sie einigten sich zu einer neuen Koalition wider ihn. Während ihrer Rüstungen, und als der neue Kampf begann, ging in der ersten Junihälfte mit der Unterzeichnung einer Anzahl Verträge der Kongreß zu Ende, der eigentlich nie eröffnet worden war.

Von diesem hier knapp umrissenen politischen Hintergrund hob sich unendlich lebhaft und mannigfaltig das Getriebe in Wien ab, und eine Überfülle an Festen und geselligen Zerstreuungen aller Art verbarg nach außen die Zwietracht im Inneren. Da diese monatelang anhielt, nahm auch das Vergnügen kein Ende, und schließlich wurde man seiner — und die Bevölkerung der Stadt nicht zuletzt — ehrlich müde. Nur die Polizei wurde es nicht. Hinter allerlei Masken verborgen spähte und lauschte sie unverdrossen im Bewußtsein gebotener Pflicht, und aus ihren zahlreichen Berichten steigen Charakterbilder empor, für die die bunte Geselligkeit den Rahmen abgab. Einzelne Proben nur sollen hier dargeboten werden, gleichsam als Maßstab des geschichtlichen Gewinnes, den diese Dokumente abwerfen. Vielleicht sind sie imstande, auch Kundigen etwas Neues zu sagen. Abgeschlossene Urteile sollen damit nicht gesprochen sein.

Alexander I.

Im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit aller Welt, die sich im Herbst des Jahres 1814 auf die Vorgänge in Wien konzentrierte, stand von allem Anfang an der Zar von Rußland, dessen Wesen, jeweilige Stimmungen, Absichten und Meinungen zu erforschen auch die geheime Staatspolizei Österreichs als eine ihrer vornehmsten Aufgaben betrachtete. Alexander I. war ohne Zweifel die wichtigste Persönlichkeit des Kongresses. Heute noch gilt er den Historikern als ein schwer definierbarer Charakter. Er war es seinen Zeitgenossen nicht minder, die den geistig stark veranlagten und reichlich gebildeten Mann fast unaufhörlich zwischen einem pathetischen Idealismus und schlauer Berechnung, zwischen gewollter (und dann vollendeter) Liebenswürdigkeit und ihrem launenvollen Gegenteil schwanken sahen. Den Eindruck eines völlig ausgereiften, in sich gefestigten Menschen machte ihnen der nun doch schon siebenunddreißig Jahre alte Herrscher nicht. Eins sahen alle: daß sein Wesen von einer starken persönlichen Eitelkeit und einem hohen Geltungsbedürfnis dominiert war, das

die Siege der Koalition über das Genie Napoleons ins Maßlose gesteigert hatten. Er wußte, daß er durch seinen Entschluß für den Fortgang des Krieges über die russischen Grenzen hinaus das große Befreiungswerk entschieden gefördert hatte; er dünkte sich darum hoch über den übrigen und überschätzte seine Gewalt. Seine eingebildete Allmacht äußerte sich in der verschiedensten Art[1]). Namentlich fand sie in allerlei feierlichen Versprechungen und Zusagen nach verschiedenen Seiten hin Ausdruck, und der sie gab, war höchst verstimmt, wenn er sie nicht einhalten konnte, was dann sein tiefgewurzeltes, durch sein schlechtes Gehör noch vermehrtes Mißtrauen nicht zwingenden Umständen, sondern nur persönlicher Intrige Anderer zur Last legte. So hat er sich Ende 1813 mit Metternich, dem er bis dahin großen Einfluß auf sich eingeräumt hatte, verfeindet, weil Metternich, sein den Schweizern verpfändetes Wort nicht achtend, den notwendigen Durchmarsch der Armee durch einige Kantone durchsetzte. So hat er, schon vor Paris und später, den Polen das feierliche Versprechen geleistet, ihr nationales Königreich unter seinem Zepter wiederherzustellen, und fand nun wiederum den österreichischen Minister auf seinem Weg. Eine verstärkte Abneigung gegen diese war die Folge, die in den Geschäften des Kongresses deutlich fühlbar wurde. Ebenso bestimmt hatte er sich dem König Friedrich Wilhelm gegenüber verpflichtet, ihm zu ganz Sachsen zu verhelfen, um nicht viel polnisches Land an Preußen abtreten zu müssen. Er konnte nicht im Zweifel sein, daß er auch hier ein österreichisches Interesse berührte[2]). Der persönliche Gegensatz, der sich schon in Paris in mitunter wenig höflichen Bemerkungen des Zaren gegen Metternich geäußert hatte, kam in einer Unterredung am 24. Oktober in Wien zu stürmischem Ausdruck, so daß sich der Minister, dem es auch an Selbstgefühl nicht fehlte, wochenlang weigerte, dem Kaiser aufzuwarten. Alexander hatte schon vorher begonnen, seinen Unwillen zur Tat zu machen. Da hatte z. B. die Herzogin von Sagan, jene glückliche Rivalin der Fürstin Bagration bei Metternich, einen großen Teil ihres Vermögens in Rußland liegen. Es ergaben sich nun plötzlich Schwierigkeiten, die, wie die Polizei wissen wollte, der Zar ihr bereitete, nicht ohne ihr bedeuten zu lassen, daß ein völliger Bruch mit dem österreichischen Minister ihre Interessen fördern könne. Die Dame soll den Wink beachtet und einmal in Metternichs Gegenwart Alexander um eine Audienz gebeten haben. „Von einer Audienz", war die Antwort, „kann keine Rede sein; ich komme morgen zu Ihnen." Die damit aufs neue hervorgerufene Eifersucht Metternichs, die schon früher durch eine offenkundige Untreue der Herzogin geweckt worden war, soll dann wirklich zum Abbruch der Herzensbeziehungen geführt haben, den Gentz in seinem Tagebuch ein „Ereignis ersten Ranges"

[1]) Nichts bezeichnender, als wenn er auf dem Kongreß zu Talleyrand sagte: „Ich habe den Preußen Sachsen gegeben."

[2]) Diese leidige Gewohnheit, sein Wort zu verpfänden, hatte ihn verführt, auch Beauharnais die bestimmteste Zusicherung zu machen, daß er ihm ein eigenes Land verschaffen werde. „Ich garantiere es Ihnen", hatte er nach dem Polizeirapport gesagt, und Beauharnais' Briefwechsel mit seiner Gattin bestätigt diese Mitteilung. (Du Casse, Mémoires du Prince Eugène, X 34.) Ebenso hatte er sich Elisa Bacciochi gegenüber verpflichtet, ihr zu einer Entschädigung zu verhelfen, u. a. m.

nannte[1]). Als dann ein (falsches) Gerücht erzählte, Metternich habe sich bei der schönen Julie Zichy Trost geholt, soll es sich der Kaiser nicht versagt haben, der Gräfin ins Gesicht zu sagen, er wisse darum, und wisse es von Metternich selbst, was der Wahrheit durchaus widerstritt[2]). Klatsch, wird man sagen. Gewiß. Aber menschliche Charaktere setzen sich nun einmal aus Kleinem und Großem zusammen, und wer sie ganz verstehen will, darf darum auch das Geringfügige nicht übersehen. Kleine Züge, wie diese, werfen immerhin auf andere Handlungen, wo Wichtigeres auf dem Spiele stand, ihr Licht, und wenn man z. B. in Steins Tagebuch zum 5. November 1814 mitgeteilt findet, Alexander habe dem König von Preußen mit der Nachricht zugesetzt, Metternich hätte sich ihm gegenüber bereit erklärt, in der polnischen Sache nachzugeben, wenn er Preußen Sachsen vorenthalten wollte, so wird niemand, der diese Mitteilung des Zaren mit jenen anderen Schachzügen gegen Metternich zusammenhält, ihr Glauben beimessen[3]).

Es ist bekannt, daß der österreichische Minister, als er durch Hardenberg davon hörte, empört an diesen schrieb, er sei bereit, die Unwahrheit in Anwesenheit des Zaren zu erklären, und ebenso bekannt ist es, daß dieses Billett einige Wochen später, im Dezember, zu Alexanders Kenntnis kam, der nun völlig mit Metternich zerfiel, „weil er ihn desavouiert habe“[4]). Möglich, daß des Kaisers hartes Gehör ihm in dieser Sache einen Streich gespielt hat; wahrscheinlicher aber, daß er um seines politischen Zweckes willen — Preußen in der polnischen Frage von Österreich und England zu trennen — diese Intrige selbst eingefädelt hat. Um sich da zu entscheiden, wird man nach anderen Nachrichten und Urteilen über ihn aus jenen Tagen suchen dürfen und müssen, die, zusammengestellt, eine Meinung darüber zulassen, ob ihm eine derartige Handlungsweise zuzutrauen war. Das, was sich nach etwa fünf Wochen seines Aufenthaltes in Wien in den politischen Zirkeln über ihn herumsprach, faßt ein Polizeirapport in folgendem zusammen: „Man hält ihn für einen Schwindler (fourbe), der sich vor ehrenwerten Leuten den Anschein des Philanthropen gibt, aber auch die Kanaille an sich zieht, um alle Welt für sich zu haben. Man glaubt, er sei falsch und ohne moralischen Fond, obgleich er von Religion redet wie ein Heiliger und allen äußeren

[1]) Zum Vortrag Hagers vom 2. November 1814, und Gentz, Tagebücher I 322. Auch Stein verzeichnet in seinem Journal die Notiz: „Die Herzogin von Sagan bewog er, mit Fürst Metternich ihre Verbindung gänzlich abzubrechen.“ Historische Zeitschrift, N. F. XXIV 396.

[2]) Zu demselben Vortrag Hagers, wobei der Vertraute anmerkt, diese Geschichte seien den Fremden bekannt.

[3]) Delbrück ist, so weit ich sehe, der einzige, der ihre Richtigkeit in Zweifel gezogen hat (Historische Zeitschrift XXVII 256), während Treitschke sein wegwerfendes Urteil über Metternich vorzugsweise darauf gründete, ohne die Glaubwürdigkeit des Zaren zu prüfen. Vgl. M. Lehmann, Tagebuch des Freiherrn v. Stein (Historische Zeitschrift XXIV 399, 400). Gebhardt, Wilhelm v. Humboldt als Politiker, urteilt unentschieden.

[4]) Metternichs Billett an Hardenberg vom 7. November, bei Delbrück a. a. O. S. 259. In seinen Memoiren erzählt Metternich, Alexander habe sogar einen Zweikampf mit ihm ins Auge gefaßt.

Schein wahrt“ [1]). Weiter noch, viel zu weit, ging der Wiener Botschafter Englands, der durch seine extravaganten Manieren und Äußerungen bekannte Lord Stewart, der Bruder des Ministers Castlereagh. Er fragte eines Abends bei der Sagan, zu einer Zeit, wo sich dort noch alles Antirussische versammelte, die Hausfrau vor einem Dutzend ihrer Gäste, wie sie den Kaiser Alexander finde; für ihn sei er ein ehrsüchtiger, verleumderischer (imposteur) Narr [2]). Und Stewart blieb nicht vereinzelt. Der Vertraute ** berichtet „von Personen, die den russischen Kaiser genau studieren“, die Meinung, er werde endigen wie sein Vater, denn die „schlechte Opinion“, die er in ganz Europa von seinen persönlichen Eigenschaften verbreitet habe, sei in Rußland gar wohl bekannt [3]). Auch der Vertraute O., der mit den Polen verkehrte, brachte die Nachricht, es werde von diesen gefürchtet, daß er in den Zustand seines Vaters verfalle [4]). Das wurde dann von anderen wiederholt, z. B. von Dalberg, der meinte, Alexander habe einen verschrobenen Kopf wie Paul I. und werde zugrunde gehen wie dieser [5]). Sogar Wilhelm v. Humboldt — in diesen Tagen gewiß ein unvoreingenommener Zeuge — sagte zu Frau v. Eskeles, der Gemahlin des Bankiers, die es im Vertrauen weiter gab: „Der russische Kaiser ist falsch und eigensinnig, man kann sich mit ihm nicht genug in acht nehmen“ [6]). Und Czartoryski, sein langjähriger Freund, schrieb in sein Tagebuch: „Eine eigentümliche, große, aber doch beschränkte Seele. Es ist etwas Kleinliches, Niedriges und Beschränktes in ihr“. Hardenberg aber sprach in Briefen an Gneisenau klagend von „Herrschsucht und Tücke im Gewande der Menschenfreundlichkeit und edler liberaler Gesinnungen“ [7]). Der dänische Gesandte, der in Wien die Gelbsucht bekam, wunderte sich, daß sie, bei der „perfidie“ und der „mauvaise foi“ des russischen Kaisers, nicht schon der

[1]) Zum Vortrag vom 2. November 1814. Was sein religiöses Verhalten betraf, so erfuhr man, daß ihm in Ungarn, in der Gruft seiner Schwester, der Gesang des Priesters mißfallen und er dazwischen gerufen und später den Diakon nach Wien geschickt habe, damit er eine richtige Liturgie erlerne. (Zum Vortrag vom 5. November 1814.) Dagegen unterließ er es nicht, dem griechischen Bischof in Ofen die Hand zu küssen und sich in Wien gegen die Benützung biblischer Stoffe bei lebenden Bildern auszusprechen. (Zum Vortrag vom 28. Oktober und 21. November 1814.) Der russische Diplomat Koslowski wußte von ihm zu sagen, er wünsche die griechische mit der lateinischen Kirche vereinigt zu sehen, suche aber zugleich auch die Polen durch die Jesuiten zu gewinnen. (Zum Vortrag vom 8. November 1814.)

[2]) Zum Vortrag vom 2. November 1814.

[3]) Zum Vortrag vom 17. November 1814.

[4]) Zum Vortrag vom 26. November 1814. Talleyrand war bei seiner großen Unterredung mit dem Zaren dessen Raschheit in Rede und Gebärden und damit eine Ähnlichkeit mit Napoleon aufgefallen. Der schwedische Gesandte hatte den gleichen Eindruck, und Karl August von Weimar schrieb seiner Gattin am 17. November 1814: „L'on dit qu'il singe parfaitement Napoléon, qu'il est imbu de ses principes et de tous les tours d'adresse que son maître lui a enseignés: bouderie, emportements, duplicité, caresses, mensonges crasses. Talleyrand et Dalberg sont émerveillés de ses talents imitateurs.“ (Weimarer Staatsarchiv.)

[5]) Zum Vortrag vom 24. Dezember 1814.

[6]) Zum Vortrag vom 14. November 1814.

[7]) Pertz-Delbrück, Gneisenau, IV, 296.

ganze Kongreß habe[1]). Man wird an Napoleons Urteil „fourbe et faux“ erinnert, das auf dem Kongreß sogar der griechische Erzbischof Ignatius bestätigte, indem er sich im Vertrauen vernehmen ließ, der Zar kompromittiere sich allenthalben durch seine unerfüllten Versprechungen, er führe die Menschenliebe im Munde und trage die Falschheit im Herzen[2]).

Diese von verschiedenen Personen, aus den verschiedensten Lagern zusammengetragenen, seltsam übereinstimmenden ungünstigen Urteile über einen Herrscher, der doch kurz zuvor mit viel Sympathie empfangen worden war, ließen sich noch vermehren. Nun könnte man einwenden, die Vertrauten der Polizei hätten möglicherweise ihre Berichte zuungunsten des Zaren gefärbt, um Metternich angenehm zu sein. Aber dieser bekam die Rapporte keineswegs immer und alle zu Gesicht; zumeist gingen sie direkt aus dem Polizeiministerium an den Kaiser und enthielten auch über ihn sehr oft recht harte Urteile, da er reichlich Gegner hatte. Seine Lage zu erschweren, ihn von seinem Platz zu verdrängen, geschah von Alexanders Seite alles mögliche. Beim Kaiser von Österreich, bei dem er nach jener Unterredung am 24. Oktober Klage führte über den Minister, fand er freilich kein Gehör, und auch ein zweites Mal hatte er keinen Erfolg, als er zu Franz sagte: „Ihr Metternich will uns miteinander verfeinden“. Aber um so weniger ließ er es an mittelbaren Versuchen fehlen, den Sturz seines Gegners herbeizuführen. So bemerkte er z. B. auf einer Jagd beim Grafen Almássy zur Gräfin Zichy: „Ich verehre Ihren Kaiser als den vortrefflichsten Mann der Welt, aber sein Ministerium kann ich nicht leiden. Es taugt nichts“[3]). Ein andermal meinte er: Metternich sei der beste Zeremonienmeister der Welt, dagegen der letzte Minister, den man auftreiben könne[4]). Seine Umgebung tat das übrige. Sein intimer Vertrauensmann La Harpe sprach einmal bei einem Diner des Schweizers v. Müller von den vielen Gerüchten über die erschütterte Position Metternichs und knüpfte daran die Bemerkung, dessen anmutsvolle Erscheinung, sein Hang zu witzigen Bemerkungen u. dgl. eigneten ihn viel mehr zum Gesandten als zum Minister einer Großmacht. Man werde ihn wahrscheinlich nach Paris schicken, wo er vortreffliche Verbindungen habe. Es sei ebenso absurd als gefährlich, einen Minister zu halten, der von den Österreichern verachtet, von den Fremden gehaßt werde, und es sei erstaunlich, wie sich die öffentliche Meinung gegen ihn wende[5]). Alexander selbst unterließ auch nicht, auf den ihm erwünschten Nachfolger Metternichs hinzuweisen. „Mein guter Stadion,“ sagte er bei der Bagration, „ich habe ihn mit viel Vergnügen wiedergesehen; ich liebe ihn sehr; er ist so gut, so freimütig, so loyal“[6]).

[1]) Zum Vortrag vom 28. Dezember 1814.

[2]) Zum Vortrag vom 12. Oktober 1814.

[3]) Zum Vortrag vom 10. November 1814

[4]) Zum Vortrag vom 29. Dezember 1814.

[5]) Zum Vortrag vom 10. November 1814. Der portugiesische Graf Miranda, der dabei war, erzählte es dem Vertrauten.

[6]) Zum Vortrag vom 4. Oktober 1814. Der Zar ahnte wohl kaum, daß auch Graf Philipp Stadion, der Vorgänger Metternichs, ihn längst richtig beurteilte. „Le caractère connu de l'Empereur Alexandre“ schrieb er im April 1809 an Erzherzog Franz.

Wenig klug war es von dem Zaren, daß er sich von seiner Abneigung wider Metternich zu abfälligen Äußerungen über den ganzen Stand der Diplomaten verleiten ließ. Es war auf dem ersten Ball, den der Fürst gab, also noch vor dem vollen Zerwürfnis, daß er laut zur Fürstin Paul Eszterházy sagte, das Fest sei sehr schön, der Saal groß und prächtig, aber es sei eben immer Diplomatie bei solchen Gelegenheiten dabei, und er liebe nicht, was falsch sei. Und fast das Gleiche sagte er in Gegenwart des Erzherzogs Ferdinand zum russischen Grafen Rasumowsky, der sich darauf anheischig gemacht haben soll, zu einer Fête bei sich hundert Mann von des Kaisers österreichischem Regimente einzuladen[1]). Denn er war nur für das Militär eingenommen und brachte dies oft zum Ausdruck. Sehr wenig taktvoll sagte er z. B. auch der alten Fürstin Metternich, er verachte alles, was keine Uniform trage[2]). Und um den Gegensatz recht zu markieren, überhäufte er Schwarzenberg mit Aufmerksamkeiten, kam seinem Besuch zuvor, lud sich bei ihm zum Tee und ihn zu sich, was er Metternich gegenüber niemals tat u. dgl. Bei den Russen hieß es dann, ihr Kaiser unterhalte absichtlich den Zwiespalt (la mésintelligence) zwischen dem österreichischen General und dem Minister — Schwarzenberg war, wie alle Militärs, gegen Metternichs Zugeständnisse an Preußen in der sächsischen Frage —, indem er jenen mit ebensoviel Auszeichnung als diesen mit Kälte behandle[3]). Das Urteil über Schwarzenberg, das er als das seinige verbreiten ließ, und womit er das Richtige traf, lautete: er sei ein guter Soldat, der die außerordentliche Eigenschaft besitze, inmitten einer Affäre nur an die Sache zu denken und sich selbst dabei ganz zu vergessen[4]). Das hinderte ihn aber nicht, zu Wolzogen, dem russischen General, zu sagen: „Wir werden sehen, wer von uns beiden, ich oder Schwarzenberg, der große Feldherr in den letzten Feldzügen war“[5]).

Alexander wünschte aber nicht nur als verdienter Soldat, sondern, bei aller Abneigung gegen die Berufsdiplomaten, auch als hervorragender Staatsmann zu gelten, und es schmeichelte ihm, wenn es hieß, er sei sein eigener Minister. In jener erregten Unterredung mit Metternich sagte dieser, er sei um eine Antwort verlegen, da der Zar die beiden Eigenschaften des Souveräns

[1]) Zum Vortrag vom 21. Oktober 1814.

[2]) Lehmann, Tagebuch Steins, S. 396.

[3]) Zum Vortrag vom 2. Oktober 1814.

[4]) Zum Vortrag vom 4. Oktober 1814. Er lobte auch Hieronymus Colloredo „wegen seines Mutes und seiner Offenheit“. Colloredo war ein bitterer Feind Metternichs. S. Nesselrode, Lettres et papiers, V. 188.

[5]) Zum Vortrag vom 6. Januar 1815. Wolzogen selbst erzählte davon bei einem Besuch, den er dem Vertrauten abstattete. Man mochte sich dabei der verlogenen Schilderungen erinnern, die Alexander nach der Schlacht bei Austerlitz nach Berlin hatte gelangen lassen, und jenes russischen Bulletins, das Napoleon später mit einem vernichtenden Kommentar im „Moniteur“ veröffentlichte. Siehe Fournier, Napoleon, II 113 f. Über die Folgen der Abänderung der österreichischen Dispositionen vom 14. Oktober 1813, die auf Anregung des russischen Generals Toll erfolgte und die Alexander sich zum Verdienst anrechnete, vgl. Woinovich, Kulm, Leipzig, Hanau (Wien 1911).

und des Ministers in sich vereinige[1]). War dies nun wirklich in dem Sinne der Fall, daß er Wille und Tat in seiner Person verband und sich zu seinen Herrscherpflichten auch noch die Geschäftslast des leitenden Staatsmannes auflud, wie etwa Napoleon? Tatsache ist, daß Alexander immerhin selbst die politischen Gespräche mit den fremden Monarchen und ihren Ministern führte; sein eigener, Graf Nesselrode, galt für unbedeutend, oder wurde doch als unbedeutend hingestellt, und so war es bald allgemein anerkannt, daß der Zar seine Geschäfte in eigener Person leite[2]). Das war aber doch nur bis dorthin der Fall, wo die Diskussion aus dem Rahmen allgemeiner Erörterung heraustrat und die sachliche Arbeit begann. Dann hatten seine politischen Räte reichlich zu tun. Ehe er von Petersburg abgereist war, hatte er zu seiner Umgebung gesagt: „Ich gehe nach Wien, weil man es wünscht. (Er hatte sich selbst eingeladen.) Dort aber werde ich nicht weniger noch mehr tun als ich will“[3]). Wie stand es nun um diesen Willen? In inneren Angelegenheiten schätzte man ihn — nach unseren Nachrichten — nicht sehr hoch ein. Ein genauer Kenner, Herzog Karl August von Weimar, der Schwiegervater einer Schwester Alexanders, sagte von ihm zum Fürsten Ligne, er sei nur „eine Puppe des Senats“[4]), und Ligne selbst zu anderen, der Zar trage bloß den Titel, jeder Gouverneur einer Provinz sei mehr Herr als er; die Gouverneure machten die Ukase, und es wäre für ihn vielleicht gefährlich, sie nicht zu unterzeichnen[5]). Wenn das wirklich so im Inneren war, dann schien es doch im Äußeren anders. Denn Alexander hielt z. B. an seiner polnischen Idee fest und setzte sie auch zum guten Teile durch, obgleich die meisten Mächte dagegen waren und unter den Russen sich sehr wenig Neigung für das Projekt vorfand. Das schloß freilich nicht aus, daß sein Wille, je nach den Einflüssen, die auf ihn wirkten, zeitweilig Schwankungen unterworfen war. Metternich hatte damals seinen bestimmenden Einfluß auf ihn an Stein, La Harpe, Czartoryski verloren, von denen in Wien, wo sie alle drei in der Umgebung des Zaren erschienen, der Schweizer am meisten gehört wurde[6]). Es geschah mit aus Dankbarkeit.

[1]) M. Lehmann, Das Tagebuch Steins, S. 395.

[2]) Der preußische General Schoeler, der seit mehreren Jahren als Adjutant seines Königs dem Zaren zur Seite gelebt hatte, versicherte jetzt einem Wiener Freunde, Alexander habe sich seit 1809 nur noch mit anerkannt mittelmäßigen Leuten umgeben, deren Unbedeutendheit ihm freien Spielraum lasse, und sei viel gefährlicher als man vermute. Seinen Plan mit Polen verfolge er nun schon seit zwei Jahren, und wenn er sich im letzten Frieden nachsichtig gegen Frankreich zeigte, so sei es nur gewesen, um seine Truppen möglichst rasch ins Herzogtum Warschau zu ziehen, während Preußen das linke Rheinufer, Österreich Italien besetzt hielt. (Zum Vortrag vom 11. Oktober 1814.)

[3]) So erzählte Czartoryski einem Polen. Zum Vortrag vom 11. Oktober 1814.

[4]) Zum Vortrag vom 22. September 1814.

[5]) Zum Vortrag vom 2. Oktober 1814.

[6]) General Witt bestätigte im Gespräch den großen Einfluß La Harpes, den die Polen deshalb umwürben (Zum Vortrag vom 8. Oktober 1814), Nesselrode und Stakelberg beklagten den des Franzosenhassers Czartoryski, Fürst Wolkonsky den von Alexanders geistvoller Schwester Katharina (Zum Vortrag vom 4. Oktober 1814). Andere Russen, die ** belauschte, ließen den Vertrauten zu dem Schluß kommen, daß anderseits doch

„Ein Fürst ist in der Regel nur ein Fürst," sagte Alexander einmal zur Bagration, „La Harpe aber hat aus mir einen Menschen gemacht, und ich werde ihm dafür mein Leben lang dankbar sein" [1]). Und da nun La Harpe mit Czartoryski und Stein für den polnischen Plan des Zaren eintrat, so erklärt sich dessen Hartnäckigkeit in der Sache, einen Augenblick im November vielleicht ausgenommen, wo er zu größeren Zugeständnissen bereit geschienen, sie aber alsbald wieder zurückgenommen hat. Damals mag es wohl gewesen sein, wo die Zarin, deren langjährige Liebe zu Czartoryski in Wien wieder neu aufgeflammt war, den Gemahl des Wankelmutes zieh und wo dann bald darauf die Polizei meldete, Alexander arbeite fast täglich mit den Polen [2]).

Solcher Arbeit tat allerdings die fast ununterbrochene Kette von Unterhaltungen und Festen, die Lust des Kaisers an militärischen Schaustellungen und dergleichen viel Eintrag. Schon im Oktober klagte La Harpe über die vielen Zerstreuungen seines Zöglings, den er um die Mitte des Monats erst zweimal gesehen haben wollte [3]). Staatsrat Anstett, ein guter Kopf und der fleißigste Arbeiter der russischen Kanzlei, sagte damals seinem Quartiergeber, ein Memoire über Polen, das er seinem Kaiser zu liefern habe, eile nicht, weil der Zar momentan mit seiner Husarenuniform zu sehr beschäftigt und untröstlich sei, keine passende zu besitzen, da der König von Preußen sich bereits als Husar gezeigt habe [4]). Anstett war, wie Nesselrode u. a., ein Gegner der polnischen Pläne des Kaisers und deshalb im Sommer auf sein Gut verbannt gewesen. Da er aber für die Geschäfte unentbehrlich war, mußte er nach Wien. „Das Lächerliche ist," erzählte er hier Ende Oktober, „daß, wenn die anderen ihm allzusehr zusetzen, er zu mir seine Zuflucht nimmt. Von solch einem wankelmütigen Kopf muß Sie nichts wundern, besonders wenn er in die Enge getrieben wird. Wenn die anderen Mächte festhalten, weiß ich freilich nicht, was am Ende geschehen wird. Aber es wird viel Disputierens und Zeit kosten, und Ihr werdet den Kongreß noch lange haben" [5]).

---

auch die russische (gemäßigte) Partei ihre Geltung beim Zaren habe, der so „die dupe von dieser oder jener Faktion sei". (Zum Vortrag vom 7. Oktober 1814.)

[1]) Zum Vortrag vom 4. November 1814. So erzählte die Fürstin ihrem Geliebten Fonbrune, von dem es auf Umwegen die Polizei erfuhr. Von Fonbrune hieß es in ihren Akten vom Juli 1814: „Il vit avec l'envoyé d'Angleterre."

[2]) Zum Vortrag vom 6. Dezember 1814. Die Zarin beruhigte man damit, daß, „wenn auch der Zar für den Moment nachgegeben und Miene gemacht habe, seinen Lieblingsplan aufzugeben, er ihn dennoch hege und der Löwe wieder erwachen werde."

[3]) Zum Vortrag vom 14. Oktober 1814. Ähnliche Bemerkungen machte später Czartoryski in seinem Tagebuch, wo es einmal zum 20. März 1815 hieß, der Kaiser zeige sich gütig, sei aber unordentlich und arbeite gar nichts, und zum 26., er tappe ohne Überlegung umher. (Bibliotheka Warszawska 1909, III 68 ff.)

[4]) „Es wurde ein Kurier nach Petersburg geschickt, um die Husarenuniform des Adjutanten Czarowsky zu holen. Darauf wurde die Bemerkung gemacht, daß er zu spät zurückkommen werde; aber er mußte dennoch fort. Da seht Ihr, wie jung unser Kaiser noch ist." (Zum Vortrag vom 12. Oktober 1814.)

[5]) Zum Vortrag vom 31. Oktober 1814.

Die Voraussage bestätigte sich. Hier durch sein den Polen gegebenes feierliches Versprechen gebunden, dort zu Zugeständnissen gedrängt, deren kategorische Ablehnung die Gefahr eines Krieges heraufbeschwor, schwankte Alexander, bei aller äußeren Hartnäckigkeit, monatelang zwischen den widersprechenden Meinungen seiner Umgebung und sah sich schließlich zu wenigstens teilweiser Nachgiebigkeit genötigt, indem er Thorn, Posen und Gnesen an Preußen, den Tarnopoler Kreis an Österreich gelangen und Krakau unabhängig werden ließ. Und ebenso ging es in der sächsischen Frage. Am 26. September soll er zu Prinz Anton von Sachsen gesagt haben, er habe, um Polen zu behalten, dem König von Preußen Sachsen als Entschädigung überlassen; könnte man übrigens einen andern Weg finden, um diesen Monarchen (Friedrich Wilhelm III.) schadlos zu halten, so wäre er es zufrieden [1]). Hätte er diese Worte wirklich gesprochen, so hätte er seine bindende Zusage, dem königlichen Freunde ganz Sachsen einzuräumen, einen Augenblick außer acht gelassen, vielleicht sich erinnernd, daß er in Frankfurt und erst kürzlich noch in London den König Friedrich August ermutigt hatte, auf seine Freundschaft zu zählen [2]). Die Äußerung zu dem sächsischen Prinzen läge in derselben Linie, wie die der Polizei berichtete andere aus dem Dezember zu einem Manne von hoher Distinktion (Beauharnais): es sei nun alles mit Polen im reinen und nur der König von Preußen noch eigensinnig, doch hoffe er ihn zurecht zu bringen [3]). Man vergleiche damit eine Äußerung Schoelers, daß Alexander die Anhänglichkeit seines königlichen Freundes zu seinen Zwecken ausnutze. Es war die Zeit, wo der schlesische Graf Reichenbach einem Vertrauten mitteilte, es gebe unter den Preußen mehrere, „die nur mit Zittern die enge Verbindung mit Rußland ansehen, teils wegen der Entwürfe, mehr aber noch wegen der Persönlichkeit und des Charakters des Kaisers“ [4]). Nachrichten von einer Verstimmung der beiden Monarchen treten dazu.

[1]) Zum Vortrag vom 1. Oktober 1814. Diese Worte fehlen in dem über die Audienz berichtenden Brief Antons an den König, worin es nur heißt: „il ne répondit que par une révérence“ (Dresdner Archiv).

[2]) Vgl. Egloffstein, „Karl Augusts Reise nach Paris und England, 1814.“ Deutsche Rundschau, 1908, II 414.

[3]) Zum Vortrag vom 21. Dezember 1814.

[4]) Zum Vortrag vom 2. Januar 1815. Man halte diese Notiz zusammen mit der folgenden Stelle in der großen Denkschrift von Gentz über den Kongreß vom Februar 1815: „Österreich, das Preußens Ansprüche (auf Sachsen) sich immer mehr versteifen sah, und wie der Streit mit jedem Tage wuchs, machte zu Ende des Jahres 1814 einige indirekte Versuche, sich Rußland zu nähern. Von Preußen in seinem Vorhaben, Rußlands Absichten zu durchkreuzen, im Stich gelassen, hoffte es, sich der Zarenmacht bis zu einem gewissen Grade bedienen zu können, um Preußens Pläne zu ermäßigen. Rußland schien dazu bereit (eut l'air de s'y prêter), verlangte aber zuerst die Ordnung der polnischen Angelegenheit nach einigen Änderungen. Österreich, überzeugt, Sachsen und Polen nicht zugleich erhalten zu können, entschied sich, das zweite fallen zu lassen.“ (Metternich, Nachgelassene Papiere II 485). Bezog sich vielleicht hierauf die unklare Stelle in Czartoryskis Tagebuch: „Intrigen mit dem Erzherzog-Palatin, mit der Kaiserin (von Österreich?), mit G(entz?), dem Kammerdiener und dem Priester?“ (Bibl. Warszawska, 1909, III 58.). Kaiserin Ludovika war eine Gegnerin Metternichs.

Alexander war von seinem Aufenthalt in Wien zunächst sehr befriedigt. Wenigstens sagte er zu Anfang, er habe sich auf allen seinen Reisen nirgends so wohl befunden wie hier. Seine Russen sei er gewohnt; in den Staaten, die er während des Feldzugs kennen lernte, habe er viel Elend und mißvergnügte Leute getroffen; in England wieder sei der Menschenschwall zu groß: Österreich allein besitze, was Vergnügen schaffe, „da es das Mittel von allen Nationen in sich enthalte und man in allen Handlungen weder zu extrem noch zu eingeschränkt sei“ [1]). Etwas später sagte er zu Kaiser Franz: „Papa, es ist gut, daß Petersburg so weit von Wien entfernt ist, ich käme sonst alle vierzehn Tage hierher“ [2]). Zu diesem Behagen trug viel bei, daß er in dem Kreise schöner Frauen der hohen Aristokratie sehr entgegenkommend aufgenommen und seiner persönlichen Eitelkeit damit geschmeichelt worden war. Gleich im Beginn hatte er einige von ihnen besonders ausgezeichnet: die Fürstin Eszterházy-Roisin, die Gräfin Sophie Zichy, die Fürstin Gabriele Auersperg, Prinzessin Moriz Liechtenstein, die junge Gräfin Széchényi, die aber bald merkten, daß es ihm „so wie in Frankfurt und an allen anderen Orten“ nur um Koketterie und Gefallsucht zu tun sei [3]). Später erklärte er einmal die Gräfinnen Marie und Julie Zichy als die Schönsten des Damenflors und bemühte sich in großer Artigkeit um sie, bis er schließlich Gabriele Auersperg vor allen den Vorzug gab. Doch erschöpfte sich sein Interesse im Tanz und in allerlei geselliger Unterhaltung [4]). Wo er darüber hinausging, stieß er an. So, wenn er in Ofen der Gräfin Orczy den Hof machte und ihr — vernehmlich für das Ohr des Vertrauten Grafen M. — zuflüsterte, er bedauere, daß sich die Gelegenheit nicht biete, ein belastetes Gewissen davonzutragen, hoffe aber, sie bald in Wien zu sehen [5]). Oder wenn er der Gräfin Széchényi-Guilford auf dem Ball bei Pálffy die Bemerkung machte, es wäre ihm sehr angenehm, provisorisch den Platz ihres abwesenden Gatten einzunehmen, worauf er die bekannte Antwort erhielt, ob er sie wohl für eine Provinz halte [6]). Oder wenn er sich bei der Fürstin Eszterházy ansagte, als ihr Mann

[1]) Zum Vortrag vom 4. Oktober 1814. [2]) Zum Vortrag vom 11. Oktober 1814.

[3]) Zu den Vorträgen vom 4. und 18. Oktober 1814. Aus einem gelegentlichen Interzept meinte Hager eine intime Beziehung des Zaren zu der Frankfurter Bankiersfrau B. nachweisen zu können, mußte aber in einem späteren Vortrag an den Kaiser eingestehen, daß er sich — in der Person des Geliebten — geirrt habe.

[4]) Welche Ausdauer Alexander in der Erfüllung gesellschaftlicher Verpflichtungen zu entfalten imstande war, zeigte er schon in London. Gentz erzählt dem Hospodar der Walachei in einem Briefe vom 1. Juli 1814 nach englischen Blättern: „Der Kaiser kam im Hotel Poulteney mit der Großherzogin von Oldenburg um drei Uhr morgens an — es war bei der Rückkehr von Oxford am 16. Juni —, kleidete sich sofort um und begab sich auf den Ball zu Lady Jersey, wo er bis sechs Uhr tanzte. Um zehn war er bereits wieder in Bewegung, um verschiedene öffentliche Anstalten zu besichtigen, dinierte abends bei L. Castlereagh, ging um elf Uhr ins Theater Drury Lane und nach dem Schauspiel zur Marquise Hertford, wo die Gesellschaft bis drei Uhr versammelt blieb.“ Die Lieblingspolonaise des Kaisers wurde in Wien öffentlich feilgeboten und hat sich — u. a. in einem Manuskript des Rates Skall über den Kongreß — erhalten.

[5]) Zum Vortrag vom 30. Oktober 1814.

[6]) Zum Vortrag vom 21. November 1814. Bericht von **. Dieselbe Anekdote wurde später, sehr wenig zutreffend, auch von Friedrich Wilhelm III. erzählt.

in Eisenstadt weilte, und auf einer ihm übersandten Liste von Damen, die er dort treffen würde, alle Namen ausstrich, bis auf den der Hausfrau, die dann eilends den Fürsten herbeikommen ließ. Dies und anderes sprach sich in den Wiener Salons herum, wurde wenigstens auch geglaubt und nachteilig für ihn kommentiert. Denn man erfuhr daneben von mehrfachen nächtlichen Visiten, die er der Fürstin Bagration abstattete, die allerdings, bei ihrer Verwandtschaft mit dem russischen Kaiserhause, auf seine Besuche rechnen durfte, wenn auch nicht gerade weit über Mitternacht hinaus, und wird etwas später von einer Petersburger Frau Schwarz, der Gattin eines von Alexander begünstigten Geschäftsmannes, erfahren, daß der Zar sie, und neben ihr nur noch eine zweite dortige Kaufmannsfrau, mit seiner Neigung auszeichne, für die Damen der Aristokratie aber nichts mehr übrig habe. (Seine langjährige offenkundige Beziehung zur Gräfin Narischkin hatte sich im letzten Sommer gelöst.) Ob und wieweit er mit der galanten Bagration vertraut geworden war, blieb der Polizei verschlossen, so eifrig sie auch das Haus in der Schenkenstraße, in dessen Beletage die beiden Rivalinnen, Bagration und Sagan, sich teilten, überwachen ließ. Als es ihr endlich doch gelang, etwas von dem Inhalt der Unterredungen des Zaren mit der Fürstin zu erfahren, nahm sie an, hier habe die politische Intrige und Alexanders Neugier zartere Neigungen zurückgedrängt. Einmal erfuhr sie, der Zar hätte der Fürstin erzählt, man habe ihn in Beziehung zur Herzogin von Sagan bringen und ihn durch sie ausholen wollen, seinen Zweck aber nicht erreicht. Möglich, daß Metternich anfangs daran dachte[1]). Die Akten der Polizei enthalten etwas dergleichen. Aber von einer weiblichen Spionage ist darin nicht die Rede. Bei der Bagration erreichte Alexander freilich, daß sie an denselben Tagen, da Metternich Gesellschaften gab, selbst Soireen veranstaltete, wo er dann mit seinen Schwestern und seiner russischen Suite erschien, um bei dem Minister fehlen zu können. Als einmal Ball bei der Fürstin war, nötigte er auch die Zarin, ihn zu besuchen, was dieser, bei dem üblen Ruf, dessen sich die Hausfrau erfreute, nicht leicht fiel und ihm als Hartherzigkeit gegen die Gattin zur Last gelegt wurde. Daß Alexander mit seiner Gemahlin nicht im besten Einvernehmen lebte, wußte man. Man sah, daß sie nie zusammen speisten, sondern die Kaiserin bei ihrer Schwester, der Königin von Bayern, täglich zu Gast war. Man hörte auch, daß der Kaiser sie mitunter vor anderen zurechtwies, wie z. B. auf jenem Ball, wo sie unterlassen hatte, Wellington zum Tanz aufzufordern. Und man vernahm auch, es war bei Zichy, daß er, als man laut, ihm zu Gehör, ihre Schönheit pries, vor sich hin sagte, er könne dies nicht finden[2]). All das nahm gegen ihn und für sie ein, von deren geheimer Beziehung zu Czartoryski kaum viele gewußt haben dürften[3]). Und da man ihm auch, nicht mit Unrecht, die Hinauszögerung der Geschäfte und

[1]) Zum Vortrag vom 4. Oktober 1814.

[2]) Alle diese Einzelheiten aus Rapporten zu verschiedenen Vorträgen Hagers. Die letzterwähnten vom 27. Januar, 9. Februar, 3. Februar 1815.

[3]) Napoleon hat davon gewußt und auf S. Helena darüber gesprochen. (Gourgaud Journal, II 401.) Czartoryskis Tagebuch verrät die langjährige Neigung.

die lange Dauer des Kongresses zur Last legte, die allmählich eine allgemeine Kalamität geworden war, wurde man gegen ihn geradezu erbittert und griff nun in einseitiger Abneigung alles auf, was zu seinen Ungunsten sprach. So erinnerte man sich, daß der Ehrenkavalier, der ihm bei seiner Ankunft an die Grenze entgegengeschickt worden war, in einem Zirkel beim Bankier Arnstein von ihm erzählt hatte, er sei im Grunde ein Mensch, von dessen „Wildheit" man sich keinen Begriff mache, wozu andere, Preußen und Engländer, zustimmten und meinten, man müsse sich schämen, daß Kaiser und Könige vor diesem „Wildfang" zitterten, hinter dessen Äußerungen gar nichts stecke[1]). Man erinnerte sich, daß der Fürst von Ligne sein Witzwort, der Kongreß tanze zwar, gehe aber nicht vorwärts, auf den Zar gemünzt hatte, der ihn auch dafür zur Rede stellte, und daß derselbe Ligne der Meinung gewesen war, jener sei keineswegs, wofür man ihn halte, oder wofür er gelten wolle, sondern nur „Schall und Rauch"[2]). Und man erinnerte sich auch, daß Alexander in Wien keine der öffentlichen Anstalten besucht, die Kunstschätze ignoriert, keinerlei Einkäufe gemacht hatte, und nahm es ihm übel, daß er in der Winternacht, in der das Razumowskysche Palais brannte, nicht auf der Brandstätte erschienen war, während Kaiser Franz sich dort eine schwere Erkältung zuzog. Schließlich bekam er auf den Faschingsredouten so harte Worte zu hören, daß er sie mied, und die Polizei mußte darauf bedacht sein, ihn vor unehrerbietigen Äußerungen des Publikums zu schützen, wenn er des Abends Arm in Arm mit Beauharnais die engsten Gäßchen der inneren Stadt durchzog[3]). Im Übrigen hatte der persönliche Verkehr zwischen den Souveränen in der Burg, wo, neben dem Kaiser Franz, Alexander, Friedrich Wilhelm und die Könige von Württemberg und Dänemark wohnten, durch das politische Zerwürfnis weniger, als durch vereinzelte Krankheitsfälle gelitten. Wenn man auch hie und da des Abends den Zar das Appartement seines Hauswirtes mit heißem Kopf und unzufriedener Miene verlassen sah, die Harmonie war nicht wesentlich gestört worden, und noch ehe der Zwist um Sachsen beglichen war, konnte man in der ersten Januarhälfte den Wiener Hof mit seinen Burggästen in den Hoftheatern oder beim „Staberl" in der Leopoldstadt erscheinen sehen. So behielt am Ende die alte Fürstin Metternich, des Ministers Mutter, recht, die Ende Dezember zu ihren Besuchern gesagt hatte: „Glauben Sie mir, der russische und unser Kaiser haben nie aufgehört, sehr gut Freund zu sein; es wird alles friedlich und gut ausgehen"[4]).

Noch auf dem Kongreß, als die Nachrichten vom Vordringen Napoleons in Frankreich nach Wien kamen, soll in dem Zaren jene Neigung zum Mystischen neue Nahrung erhalten haben, die der Feldzug des Feindes in Rußland und der Brand von Moskau in ihm hatten keimen lassen und die späterhin in seinem Wesen einen breiten Platz einnahm[5]). Möglich. Tat-

[1]) Zum Vortrag vom 6. Oktober 1814.

[2]) Zu Vorträgen vom 10. Oktober, 21. November, 17. Dezember 1814.

[3]) Zum Vortrag vom 11. Februar 1815.

[4]) Zum Vortrag vom 1. Januar 1815.

[5]) Man schiebt die Veränderung einem Briefe der Krüdener an die Hofdame Stourdza mit prophetischen Sätzen zu. S. Edling, Mémoires, p. 217.

sache ist, daß er bis dahin in Wien — von jenen wenigen Bemerkungen über seine Religiosität abgesehen — von allen Beobachtern nur als Weltkind erkannt und geschildert worden war, als willkommener Gesellschafter in dem aristokratischen Damenkreis, wo er zu Klavierbegleitung meisterhaft Melodien pfiff, um Pfänder spielte, gelegentlich mit der schönen Gräfin Wrbna die bekannte Wette einging, wer sich rascher umzukleiden imstande sei[1]), und dergleichen Harmlosigkeiten mehr, ohne daß ihn hier intimere Beziehungen fesselten, oder als leutseliger Spaziergänger, wenn ihm allenfalls Venus leichtgeschürzt auf der Straße begegnete. In diese Vergnügungen brachte freilich die Kriegsgefahr von außen, nachdem man sie im eigenen Lager eben erst beschworen hatte, einen ernsten Ton. Die Sicherheit, daß es neue Kämpfe und neues Blutvergießen geben werde, ließ Alexander von seiner selbstbewußten Höhe etwas niedriger steigen; er wurde wieder ein guter Bundesgenosse und söhnte sich auch mit Metternich aus. Der Einfluß der frommen Krüdener und — vielleicht nicht minder — daß der neue entscheidende Sieg bei Waterloo ohne sein Zutun errungen wurde, machten ihn noch fügsamer und schliffen einzelne harte Stellen seines Wesens vollends glatt, die sich in der Zeit des Kongresses mitunter wenig angenehm fühlbar gemacht hatten.

Großfürst Konstantin.

Einigermaßen beeinflußt wurde das allgemeine Urteil über Alexander auch durch das wenig angemessene Verhalten seines Bruders — die Schwestern waren allgemein respektiert und verdienten es auch — und seiner militärischen Umgebung. Jener wie diese machten sich wenig beliebt. Von der Suite hieß es einmal, sie benähme sich erstaunlich roh und unverschämt (grossièreté et insolence) und ganz im Gegensatz zur Höflichkeit der Preußen und der anderen Fremden[2]). Und ähnlich lautete das Urteil über Bruder Konstantin. Wenn man nun schon in Alexander einen „Wildfang" sehen wollte, der diese Bezeichnung kaum verdiente: sein Bruder rechtfertigte sie durchaus. Zahlreich sind die Berichte über seine meist sehr geschmacklosen Jungenstreiche. So rief er z. B. des Nachts aus einem versteckten Winkel des inneren Burghofs die schlafende Wache ins Gewehr, die dann vergebens nach dem Anlaß fragte, der ihre Nachtruhe gestört hatte. „Der Großfürst wollte sich halbtot lachen", sagt der Rapport[3]). In einer Gesellschaft bei Stackelberg verspottet er einen alten Grafen Eszterházy wegen seines Zopfes und zieht sich von ihm die Bemerkung zu, es sei sehr bedauerlich, an ihm die Erziehung eines Prinzen so ganz zu vermissen[4]). Er soll auch schon in der ersten

[1]) Die Sache wird in den Polizeiakten ebenfalls gemeldet, aber auch, daß der Nuntius über die Sache die Hände rang, obgleich sich die Travestie in dezentester Form in getrennten Ankleidezimmern vollzogen hatte.

[2]) Zum Vortrag vom 6. Oktober 1814. Dazu stimmt Czartoryskis Bemerkung über die „Unmanier" von Alexanders Gefolge in London. (Bibl. Warsz. 1909, II 440.).

[3]) Zum Vortrag vom 8. Oktober 1814.

[4]) Zum Vortrag vom 10. November 1814.

Novemberhälfte Wien deshalb verlassen haben, weil er ein Mitglied des österreichischen Hochadels tätlich beleidigt hatte, wovon übrigens die Polizei schweigt. Besuche zu machen oder zu empfangen war ihm ein Greuel. Er erkundigte sich auch immer vorher, wann die Herrschaften nicht zu Hause seien, ehe er seine Karte abgab. Nur zu Eugen Beauharnais ging er mit Vorliebe, schon um seinem Bruder gefällig zu sein, und empfing ihn jederzeit. Wie sein Ehrenkavalier, Baron Welden, dem Oberstthofmeister mitteilte, hatte er eine große Verehrung für den Vizekönig und meinte, man sollte ihm eine Armee anvertrauen, er würde sie sicher gut führen. Alle seine Kenntnisse erschöpften sich in der militärischen Dressur. Er machte denn auch in Wien eingehende Studien über das österreichische Exerzierreglement und bestellte sich nahezu täglich gemeine Soldaten in die Burg[1]). Eine Zeitlang fuhr er zweimal des Tages, dann regelmäßig des Abends zur Bagration, wo er im kleinen Kreise fast allein das Wort führte („Il parle, il parle, et c'est toujours lui seul qui parle"). Da war es wohl, wo er sich einmal über die russische Thronfolge herausließ und sagte: „Ich wünsche nicht nur nicht zu regieren, sondern bin sogar sicher, daß ich niemals den Thron besteigen werde. Ich habe mich mein Leben lang nur mit militärischen Dingen befaßt und kenne nur sie. Aber wenn auch der Kaiser keine Kinder haben sollte, und wenn auch Paul I. das Recht des Mannesstamms festgesetzt hat, so haben wir doch bei der Krönung meines Bruders, des Kaisers, schwören müssen (d. i. Konstantin und der jüngere Nikolaus), denjenigen als Nachfolger anzuerkennen, den er dazu bestimmen wird"[2]). Bekanntlich hat Konstantin nach Alexanders Tode wirklich auf den Thron verzichtet. Er war in der Tat nur Soldat. In Wien aber hat er doch auch geglaubt — es war, als der Zar in Ungarn weilte — sein Scherflein Politik beitragen zu müssen. Das geschah, indem er einerseits bei den Preußen Mißtrauen gegen die ihm verhaßten Engländer zu verbreiten suchte, dann aber auch, indem er vor den Fortschritten des revolutionären Geistes in Norddeutschland warnte[3]). Einmal sagte er zu dem Vertrauensmann Hagers, die Polen seien seit ihrem Aufenthalt in Frankreich von den philanthropischen Ideen weit zurückgekommen, und die polnischen Generale, wie sie es ihm mitteilten, wären bereit, in einigen Jahren diesen Dingen in Deutschland Halt zu gebieten (mettre le holà). Trotz seiner Abneigung gegen alle politische Neuerung empfing er aber doch wiederholt La Harpe bei sich und erbat sich von ihm sogar einen Gouverneur für seinen

[1]) Zum Vortrag vom 16. Oktober 1814. Der Bericht Weldens ist vom 14.

[2]) Zum Vortrag vom 21. Oktober 1814. Paul I. hat nicht nur durch den Akt von 1797 die Thronfolge im Mannesstamme vor den weiblichen Gliedern des Hauses festgesetzt, sondern auch im Manifest von 1799 Konstantin zum „Cesarewitsch", d. i. zum Nachfolger Alexanders, erklärt, wenn dieser ohne männliche Erben sterben sollte. Vgl. Eichelmann, „Das kaiserlich russische Thronfolge- und Hausgesetz" im Archiv für öffentliches Recht, III, 97 ff., und Schiemann, Nikolaus I., I 131 ff. Von einem Eid der Brüder ist nichts bekannt geworden, und auch Schilder, der das Hausarchiv durchforscht hat, hat nichts davon gewußt. (Gütige Mitteilung Th. Schiemanns.)

[3]) Zum Vortrag vom 30. Oktober 1814.

natürlichen Sohn. Von der Mutter des Knaben, einer Person aus niederem Stande, erzählte man sich, daß sie auf Konstantin nicht geringen Einfluß habe und ihn mitunter recht unglimpflich behandle[1]).

Friedrich Wilhelm III.

Gegenüber dem hohen Interesse, das man Alexander I. entgegenbrachte, trat das an den anderen Fürstlichkeiten weit zurück. Dennoch ward dem König von Preußen anfangs viel Sympathie, noch mehr als jenem, entgegengebracht, wofür Friedrich Wilhelm nicht unempfindlich blieb[2]). Auch den Damen der Gesellschaft gefiel er besser. Seine würdige und zugleich bescheidene Art, seine militärische Haltung, ja selbst sein Äußeres gewannen den Vorzug vor dem Zaren, an dem man bald „einen affektierten, halb aus russisch und französisch gemischten Ton wahrnimmt, der ihn viel weiter von uns entfernt als einen Preußen zur Zeit Friedrichs des Großen"[3]). Nur als man dann des Königs Deferenz gegenüber Alexander gewahrte, wie er nicht anders als ihm zur Linken ging und stets einen halben Schritt zurückblieb, da wandte sich die Kritik auch gegen ihn. „Sie heißen ihn den linken Schächer, den Schatten des russischen Kaisers", meldete ein Vertrauter, und die Gräfin Rechberg bemerkte auf die Nachricht von einem Zwist zwischen dem preußischen und dem russischen Ministerium — es war Ende Oktober —, sie glaube nicht daran, so lange der König der treue Begleiter Alexanders bleibe[4]). Und sie behielt Recht, wenn auch General Schoeler von seinem König geltend machen wollte, er sei keineswegs ein steter Bewunderer alles dessen, was Alexander tue, sondern glaube ihm nur durch Dankbarkeit verpflichtet zu sein, die der Zar dann für seine nicht immer selbstlosen Absichten ausnütze[5]). Noch Ende November kolportierte man in Wien ein in Dresden entstandenes Pasquill, das den Kaiser von Rußland darstellte, der dem König von Preußen die Krone Sachsens reicht, während der Kaiser von Österreich die Hände segnend über beider Häupter ausstreckt. Die Inschrift lautete: „Saxoniae Cives Honorem Alexandris Nomini Dicunt Eternum (SCHANDE[6]). Die militärische Suite des Königs war anfangs durchaus Österreich geneigt, schon wegen der Arroganz der Russen. Doch alle sagten, ihr König bleibe bei seinem „Je ferai comme l'Empereur Alexandre"[7]).

Eifriger wurde die Beobachtung des Königs, als in der ersten Novemberwoche durch dessen Machtwort die brennende Krise eingetreten war, und als später, wie man sich erzählte, Hardenberg um seine Entlassung bat. Daß Friedrich Wilhelm sie nicht annahm, schrieb man dem Einfluß seines General-

[1]) Zum Vortrag vom 21. Oktober 1814. Es war die Französin Friedrichs in Warschau, deren Sohn 1812 von Alexander geadelt worden war. Vgl. Schiemann a. a. O. S. 229.

[2]) Zum Vortrag vom 29. September 1814.

[3]) Zum Vortrag vom 4. Oktober 1814.

[4]) Zum Vortrag vom 30. Oktober 1814.

[5]) Zum Vortrag vom 2. Januar 1814. S. oben.

[6]) Zum Vortrag vom 6. Dezember 1814.

[7]) Zum Vortrag vom 30. September 1814.

adjutanten Knesebeck zu, der davon abgeraten hatte, „weil die Nation an dem Minister hänge“ [1]). Hardenberg blieb. Er unterschied sich damals vom König und von Humboldt darin, daß er schon jetzt, vor Ende November, bereit gewesen wäre, nicht das ganze Land Sachsen in Anspruch zu nehmen, wenn entsprechende Stücke polnischen Gebietes an Preußen fielen, wogegen sich aber Alexander wandte, der von seiner Absicht, etwas mehr von Polen abzulassen, bereits wieder abgebracht worden war [2]). Dem König war der Gedanke, das sächsische Land ganz für sich zu gewinnen, allmählich lieb geworden; zu Ende des Jahres sagte er zu zwei Ritterschaftsdeputierten, er werde davon nicht lassen, und wenn er sich darum schießen müßte [3]). Daneben fehlte es freilich nicht an vertraulichen Stimmen im preußischen Lager, die das Beharren auf der Forderung ganz Sachsens im Vertrauen nur als ein taktisches Manöver hinstellten, damit man schließlich doch einen entsprechend großen Teil davon und dazu polnisches Land erwerbe, das nicht nur Hardenberg, sondern auch einige von seinen Räten (Jacobi, Zerboni u. a.) hoch bewerteten. In ihrem Kreise sind wohl auch die nicht allzugünstigen Urteile über Alexander entstanden, der, wie sie sagten, verführt durch Eitelkeit und Projektenmacherei, keiner Ruhe fähig sei [4]). Schließlich kam es aber doch noch dahin, daß eine ernste Verstimmung zwischen dem Zaren und dem König, wenn auch nur für kurze Zeit, eintrat, die wohl daher rühren mochte, daß Alexander damals seinen Freund in der sächsischen Frage „zurecht brachte“ [5]).

Der mißmutige Grundton in Friedrich Wilhelms Wesen erhielt in Wien, bei aller Aufmerksamkeit, die Kaiser Franz seinen hohen Gästen zollte, mancherlei Nahrung. Schon daß die Wiener Etikette dem Dänenkönig den Vortritt einräumte, griff ihm, wie aus seiner Umgebung verlautete, „tief ins Herz“. Dann verursachte ihm Ärger, daß die kleinen deutschen Fürsten in ihren Kollektivnoten so viel von der Notwendigkeit eines deutschen Oberhauptes redeten [6]). Als darauf im Dezember das entscheidende Schreiben Metternichs eintraf, wurde das „rheumatische Fieber“, an dem er gerade laborierte, „weil der König im Zorn sich nicht beherrschen kann“, schlimmer [7]). Auch er hatte sich, in Nachahmung Alexanders, den Dienst seiner österreichischen Ehrenkavaliere verbeten. Als er später aber doch und wiederholt den Wunsch aussprach, sie an seiner Tafel zu sehen, ließ sich keiner finden, „was ihn so sehr erboste, daß er fortan allein speiste“ [8]). Ärgerlich war ihm auch eine Antwort, die er sich von Zacharias Werner, dem Dichter, Konvertiten und Kanzelredner auf dem Kongreß, zuzog. Der König ließ ihm gegenüber die

---

[1]) Zum Vortrag vom 27. November 1814.

[2]) Näheres über diese Wandlungen in der sächsisch-polnischen Frage ist einer eingehenden Darstellung vorbehalten.

[3]) Zum Vortrag vom 30. Dezember 1814.

[4]) Zum Vortrag vom 25. Januar 1815.

[5]) Siehe oben S. 255.

[6]) Zum Vortrag vom 2. Dezember 1814. (Äußerung Humboldts.)

[7]) Zum Vortrag vom 11. Dezember 1814.

[8]) Zum Vortrag vom 5. Februar 1815.

Bemerkung fallen, er liebe in der Religion keinen Wechsel und liebe das Reformieren überhaupt nicht, worauf Werner erwiderte, dann müsse Seine Majestät auch Luther und Calvin nicht leiden können[1]). In Ärger versetzte ihn auch die Schlittenfahrt, die für die hohen Gäste im Januar veranstaltet wurde — eine Reihe prächtiger Schlitten mit je einem Herrn und einer Dame darin fuhren durch die Stadt und nach Schönbrunn — und er äußerte sich zu Hardenberg, Metternich habe damit die Souveräne den Wienern zur Schau gestellt[2]). Das war ganz unrichtig. „Birutschaden" im Sommer und „Schlittagen" im Winter gehörten längst zu den Vergnügungsprogrammen der Wiener Hofämter, die nachgerade schon in Verlegenheit waren, was sie den fürstlichen Gästen zur Unterhaltung noch bieten sollten. Metternich hatte damit wenig zu tun. Aber der König meinte so und sah während der Fahrt an der Seite seiner Dame, der Gräfin Julie Zichy, recht unwirsch aus, ohne aufzublicken. Die Wiener nannten ihn dafür einen „launigten Menschen"[3]). Vollends Metternich hatte es bei ihm verschüttet. Anfang Februar verzeichnet die Polizei eine Äußerung des Königs, die er in Gegenwart der Adjutanten Knesebeck und Thiele getan habe: „Dieser Kerl hat mir meinen Lieblingsplan vernichtet," womit weniger der Gewinn von ganz Sachsen, als die Vermählung seines ältesten Sohnes mit einer österreichischen Kaisertochter gemeint gewesen sein soll[4]).

Um seiner habituellen üblen Laune zu entfliehen, gab es für Friedrich Wilhelm zwei Wege. Der eine führte ihn zu den ausgezeichneten Komikern des Leopoldstädter Theaters, der andere in die aristokratische Gesellschaft, in der er die schöne Julie Zichy zu finden wußte, die er sehr verehrte. Auf einem Ball bei Stackelberg wich er zwei Stunden lang nicht von ihrer Seite, und bei einem Souper bei der Bagration gab es Verwirrung, da er die Gräfin zu Tisch führen, sie aber vor anderen Damen nicht den Vortritt nehmen wollte[5]). Graf Razumowski meinte, nach Sachsen sei dem König Julie Zichy das Liebste. Nur durfte man dabei nicht an eine innige Beziehung denken. Die ganze Familie Zichy gehörte allerdings zu des Königs unbedingtem Anhang und dementsprechend zu Metternichs Gegnern, bis die Rückkehr Napoleons auch hier den Gegensatz milderte[6]).

(Ein Schlußartikel folgt.)

[1]) Zum Vortrag vom 23. Februar 1815.
[2]) Zum Vortrag vom 25. Januar 1815.
[3]) Ebenda.
[4]) Zum Vortrag vom 10. Februar 1815.
[5]) Zu Vorträgen vom 29. Dezember 1814, 10. Januar 1815.
[6]) Zum Vortrag vom 13. Februar 1815. „Die Zichys folgen dem König von Preußen überallhin."

Berichtigung.

Im Oktoberheft S. 69 steht versehentlicht Christian statt Friedrich von Dänemark. S. 76 Neippurg statt Neipperg.

Leben und Seele.

Von

E. Becher[1]).

Neben leiblichen Vorgängen stellen die seelischen Erscheinungen, welche wir bei Selbstbeobachtung vorfinden, — die Sinneswahrnehmungen, Erinnerungen, Gedanken, Gefühle, Willensregungen usw. — die Lebensäußerungen dar. Unsere Erfahrung zeigt die seelischen Vorgänge in Verbindung mit körperlich-organischen, mit Prozessen in einem lebendigen Leibe. Ein Leichnam, ein unbelebter Leib, ist zugleich unbeseelt. Nach uralter, vorwissenschaftlicher Auffassung verläßt beim Sterben die Seele den Leib, und gerade dieses Scheiden der Seele macht den Leib zu einem leblosen, toten. Die Seele gilt also als das Prinzip des Lebens; durch ihre Anwesenheit, ihr Walten im Leibe wird dieser zu einem belebten. Das Wesen der Lebendigkeit liegt in der Beseelung.

Ich möchte heute die Frage erörtern, ob diese vorwissenschaftliche und landläufige Anschauung vom Wesen des Lebens gegenwärtig noch wissenschaftliche Beachtung verdient.

Sie stellt ja nicht bloß eine populäre Meinung dar; sie hat vielmehr in der Wissenschaft vom Leben eine bedeutsame Rolle gespielt. Kein Geringerer als Aristoteles, der Vater der Naturgeschichte, hat die Auffassung zu der seinigen gemacht und ihr wissenschaftliche Gestalt gegeben; jedes lebende Wesen, es sei Pflanze, Tier oder Mensch, ist mehr als ein bloß körperliches Gebilde; schon bei der Pflanze ist mit dem Körper eine Seele vereint, und die vegetativen Lebenstätigkeiten der Ernährung und Fortpflanzung beruhen auf dieser Pflanzenseele.

Der Einfluß des Aristoteles auf die Wissenschaften von der belebten Natur war im Altertum sehr groß; im Mittelalter wurde er völlig vorherrschend, und noch in der Neuzeit war er nachhaltig. Das gilt auch von der Aristotelischen Auffassung vom Wesen des Lebens.

Wenn Aristoteles der Pflanze eine Seele als belebendes Prinzip zuschrieb, so war er sich dabei doch ganz klar darüber, daß diese Pflanzenseele von der Tier- und erst recht von der Menschenseele wohl zu unterscheiden

[1]) Nach einem Vortrage, gehalten in der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Münster 1912.

sei, da auf der Tier- und der Menschenseele besondere, eben spezifisch tierische und menschliche Funktionen beruhen. Der Pflanze schienen Sinneswahrnehmung, Denken und Wollen zu fehlen, also gerade die hervortretenden Funktionen unserer Seele, derjenigen, die wir zunächst aus Erfahrung kennen. So kam man in der Folgezeit dazu, das Lebensprinzip, welches Ernährung und Fortpflanzung und die damit zusammenhängenden Funktionen beherrscht, von der Seele mehr zu sondern. Zu jedem lebenden Wesen gehört dann neben dem Körper ein vitales, ein Lebensprinzip; Tiere und Menschen aber haben vor den Pflanzen die Beseelung voraus. Man neigt bald mehr, bald weniger dazu, das allgemeine Lebensprinzip, die vitalen Faktoren im Lebewesen, noch Analogie der seelischen Faktoren zu denken.

In der neuesten Zeit gewinnt die „psychovitalistische" oder „psychistische" Auffassung wieder an Kraft, nach welcher die spezifischen Lebensprinzipien ihrem Wesen nach seelische Realitäten sein sollen.

Die angedeuteten Anschauungen vom Wesen des Lebens können wir vitalistisch nennen. Dem Vitalismus steht der sogenannte Mechanismus gegenüber. Mit diesem nicht ganz zweckmäßigen Ausdruck pflegt man die Lehre zu bezeichnen, daß im lebenden Leibe, kurz gesagt, alles physikalisch und chemisch zugeht, daß nur die Realitäten oder Faktoren in ihm wirken, welche die tote Natur konstituieren und in Physik und Chemie untersucht werden. Nach mechanistischer Auffassung sind die Lebewesen eigenartig komplizierte physikalische und chemische Gebilde oder Maschinen. Demgegenüber sagt der Vitalismus, daß im Organismus nicht alles maschinenmäßig nach den Gesetzen von Physik und Chemie verläuft, daß vielmehr andere, eben spezifisch vitale Gesetze bezw. Realitäten in ihm eine Rolle spielen. Als Psychovitalismus bezeichnen wir die Lehre, daß die besonderen vitalen Realitäten von seelischer Natur sind.

Auch der Mechanismus geht aus sehr alten vorwissenschaftlichen Auffassungen hervor. Der Naturmensch beobachtet, daß mit dem letzten Atemzuge das Leben erlischt. Mit dem Leben entschwindet die Seele. Darum wird der ausgehauchte Atem mit der Seele identifiziert. Die Seele erscheint demnach als eine feine, flüchtige materielle Substanz. Diese Ansicht erhält im griechischen Materialismus, bei den Begründern der Atomistik, den Philosophen Leukipp und Demokrit, wissenschaftliches Gepräge. Wenn nun nach dieser extrem materialistischen Lehre die Seele selbst aus materiellen Atomen besteht, muß das Seelenleben von den physikalischen Gesetzen, die die Atombewegungen regeln, beherrscht werden. Und was speziell von den seelischen Lebensäußerungen zu sagen ist, gilt von allen Lebensvorgängen: die Lebewesen sind Maschinen.

So erwuchs der biologische Mechanismus aus dem Materialismus. Es versteht sich fast von selbst, daß spätere materialistische Strömungen zugleich mechanistische Richtungen auf biologischem Boden bedeuteten. Und doch müssen Mechanismus und Materialismus wohl auseinander gehalten werden. Der Materialismus behauptet, das Seelische sei ein Stoff oder eine körperliche Bewegung; wenn diese allzu leicht ad absurdum zu führenden

Ansichten aufgegeben werden, zieht er sich oft auf die etwas unbestimmteren Thesen zurück, die seelischen Erscheinungen seien unwesentliche und unwirksame Nebenprodukte oder scheinhafte und wirkungslose Begleitphänomene der wahrhaft wirklichen physiologischen Vorgänge in der Großhirnrinde. Nun besteht aber die unmittelbar erfahrene Wirklichkeit in Bewußtseinsphänomenen, z. B. Gesichtswahrnehmungen, Lustgefühlen usw., also in *seelischen* Tatsachen; deren Wirklichkeit ist unzweifelhaft, während man an der Realität der Materie immerhin zweifeln kann. Ein besonnenerer biologischer Mechanist wird sich also davor hüten, das Seelische zu leugnen oder zu einem wesenlosen Scheine zu stempeln. Wenn er fordert, im lebenden Körper solle alles rein physikalisch und chemisch zugehen, darf er allerdings die seelischen Vorgänge nicht in die körperlichen Kausalzusammenhänge einstellen; ein Großhirnrindenvorgang darf nicht auf das seelische Geschehen wirken noch von letzterem beeinflußt werden. Die seelischen Vorgänge, deren Wirklichkeit nicht materialistisch geleugnet oder degradiert werden kann, müssen dann den körperlichen Kausalketten im Gehirn *parallel* laufen, ohne mit ihnen in wechselseitigen Wirkungszusammenhängen zu stehen. So führt der Mechanismus zu einer Lehre vom Leib-Seele-Zusammenhang, der als *Parallelismus* bezeichnet wird. Dieser zählt heute viele Anhänger, von denen er oft in verschiedenartiger, meist aber monistischer Gestalt metaphysisch ausgebaut wird. Um das gesetzmäßige Parallellaufen von Großhirnvorgängen und seelischen Prozessen verständlich zu machen, betrachtet man das körperliche Geschehen im Gehirn und das seelische Geschehen als zwei Seiten oder Erscheinungsweisen desselben Wirklichen.

Dem Parallelismus steht die *Wechselwirkungslehre* gegenüber. Auch sie erkennt die Wirklichkeit und Eigenart des Seelischen gegenüber dem Materialismus durchaus an. Sie unterscheidet sich aber vom Parallelismus, indem sie annimmt, daß der Körper auf die Seele und die Seele auf den Körper wirkt, was wir ja auch im täglichen Leben unbedenklich glauben. Nach der Wechselwirkungslehre ist die Empfindung z. B. eine seelische Wirkung von körperlichen Vorgängen etwa in den sensorischen Zentren der Großhirnrinde, die Sprachbewegung eine (indirekte) Wirkung von gedanklichen bezw. Willensprozessen, die nervöse Vorgänge im Hirn beeinflussen. Die Wechselwirkungslehre stellt also das Seelische als Ursache und Wirkung in die körperlichen, nervösen Kausalzusammenhänge ein. Ihr zufolge geht im Gehirn nicht alles rein physikalisch und chemisch zu, sondern die seelischen Faktoren spielen dort herein und beeinflussen das körperliche Geschehen. Insofern widerspricht die Wechselwirkungslehre dem biologischen Mechanismus; sie ist psychovitalistisch in bezug auf Großhirnfunktionen. Doch pflegt man sie oft nicht als vitalistisch zu bezeichnen; man sieht von den Beziehungen zwischen Gehirn und Seele ab und reserviert vielfach den Ausdruck Vitalismus für Lehren, die ein Hereinspielen *nicht*-physiko-chemischer Faktoren oder Gesetze im *ganzen* Organismus annehmen. Einen Anhänger der Wechselwirkungslehre pflegt man demnach vielfach einen Mechanisten zu nennen, wenn er meint, daß abgesehen von den Wechselbeziehungen von

Gehirn und Seele im lebenden Körper alles rein physikalisch und chemisch zugeht. Lotze, wohl der philosophisch bedeutendste Führer in jenem Kampfe, durch den der Vitalismus im vergangenen Jahrhundert zeitweise ganz in den Hintergrund gedrängt wurde, war zugleich ein Vertreter der Wechselwirkungslehre.

Jedenfalls erscheint es erklärlich, wenn wir nach dem Niedergang des Materialismus die Mechanisten häufig auf der Seite des Parallelismus, die Vitalisten im Lager der Wechselwirkungslehre antreffen.

Mechanismus und Parallelismus auf der einen, Vitalismus und Wechselwirkungslehre auf der anderen Seite bekämpfen sich vielfach mit den gleichen Waffen.

Wenn wir nun dazu übergehen wollen, einige wichtigste Argumente im Vitalismusstreite zu besprechen, werden wir zunächst einen Blick auf die allgemeine Problemlage werfen. Der Kampf ist dadurch veranlaßt, daß aus der Gesamtheit der körperlichen Gebilde die Organismen als eine besondere Gruppe hervortreten, die durch eigentümliche Merkmale, z. B. die Fortpflanzungsfähigkeit, charakterisiert ist. Der Mechanismus behauptet, die Eigentümlichkeiten seien durch die eigenartige Anordnung und Verbindung der toten Stoffe erklärlich; der Vitalismus leugnet dies, fordert besondere vitale Faktoren, die indessen nicht wahrzunehmen sind, sondern erschlossen werden sollen. Nun kann man unmöglich im ganzen organischen Geschehen direkt nachsehen, ob es da überall rein physikalisch bezw. chemisch zugeht oder nicht. Also bleiben nur mittelbare Begründungen für die sich bekämpfenden Lehren möglich.

Der Mechanist wird zunächst darauf hinweisen, daß tatsächlich vieles physikalisch und chemisch erklärbar ist, was im Organismus geschieht, z. B. die Entstehung eines Bildes auf der Netzhaut, manche Stoffwechselvorgänge usw. Es sei zu erwarten, daß mit dem Fortschritt des Wissens die physiko-chemische Erklärung immer weiter vordringen werde. Es gehe nicht an, mit dem Vitalismus von vornherein zu behaupten, daß nicht das ganze Geschehen im lebenden Leibe im Prinzip derart erklärbar sei. In dieser Meinung liege eine Verzagtheit, die lähmend auf das Erklärungsstreben wirken müsse.

Der Vitalist kann erwidern, er bezweifle durchaus nicht das Vorkommen zahlreicher physikalisch oder chemisch erklärbarer Vorgänge im Organismus, und er werde daher die Aufstellung haltbarer mechanistischer Erklärungen durchaus billigen. Indessen beweise das Gelingen solcher Erklärungen nicht deren prinzipielle Zulänglichkeit für alle Lebensvorgänge; wenn einerseits das mechanistische Verstehen einige Fortschritte zu verzeichnen habe, so sei auf der anderen Seite auch immer mehr Erklärungsbedürftiges hervorgetreten, das physikalischem und chemischem Verständnis ganz unzugänglich erscheine. Hierher gehören vor allen Dingen sogenannte Regulationsvorgänge, durch welche der Organismus Störungen, z. B. Verletzungen, selbsttätig beseitigt. Hier seien andere, nicht-physikalische und -chemische Faktoren heranzuziehen.

Die Mechanisten wollen nicht einmal zulassen, daß dies probeweise geschieht. Sie berufen sich etwa auf das Sparsamkeitsprinzip, auf den Satz, daß man nicht ohne Not Realitäten einführen oder Annahmen machen dürfe. Diese alte, in der Naturerkenntnistheorie der Gegenwart oft herangezogene Regel darf indessen nur mit Vorsicht angewandt werden. Die Sparsamkeit darf auch in der Wissenschaft nicht bis zum Geiz getrieben werden. Wir wissen nicht, ob die Natur so sparsam, so arm ist, wie man annehmen möchte. Falls hinlängliche Gründe, die durchaus nicht streng beweisend zu sein brauchen, für die Annahme einer neuen Realität sprechen, muß das Sparsamkeitsprinzip zurücktreten. So lange nicht feststeht, daß die „sparsamere" Auffassung auch zu befriedigender Erklärung ausreicht, erscheint es nicht angebracht, sie als allein berechtigt hinzustellen. Es ist aber gerade die strittige Frage, ob die physikalischen bzw. chemischen Faktoren zur Erklärung der Lebenserscheinungen ausreichend sind; so lange dies also nicht erwiesen ist, kann das Sparsamkeitsprinzip nicht entscheidend sein. Müssen doch in der Wissenschaft immer wieder einfachere Annahmen, die sich als unzureichend erweisen, komplizierteren weichen. Das Sparsamkeitsprinzip kann also nicht verbieten, daß man mit vitalistischen Erklärungen sein Glück versucht.

Insbesondere kann die Berufung auf das Sparsamkeitsprinzip dem Psychovitalismus wenig anhaben. Denn dieser fordert als Lebensprinzip nichts gänzlich Neuartiges, sondern er rechnet mit seelischen Realitäten als belebenden Faktoren, also mit Realitäten, wie sie in der Welt sicherlich vorkommen. Freilich sind die seelischen Faktoren, die nach psychovitalistischer Annahme etwa einen Wundheilungsvorgang regulieren sollen, nicht wahrnehmbar für uns. Aber wir kommen in der Wissenschaft nicht daran vorbei, Realitäten anzunehmen, die wir nicht wahrnehmen können. Das gilt auf physikalischem Gebiete — man denke an Äther und Elektronen — wie in der Psychologie. Jeder von uns nimmt Seelisches, z. B. Gefühl, in seinen Mitmenschen an, obgleich wir dieses nicht wahrzunehmen vermögen. Übrigens haben sich die Psychologen durch mehrere Gründe veranlaßt gehen, zu der eigenen Person gehörige und doch nicht wahrzunehmende seelische Realitäten anzuerkennen; sie sprechen von einem unbewußten Seelischen. Das Unbewußte vermag unsere Handlungen zu beeinflussen. Warum soll man also dem Biologen prinzipiell verbieten, mit Hilfe solcher für uns unbewußter seelischer Faktoren etwa Regulations-Reaktionen zu erklären? Auch unsere als seelisch bedingt erscheinenden Willenshandlungen können Störungen unseres Organismus beseitigen und also als Regulations-Reaktionen betrachtet werden Wir kommen darauf zurück.

Man pflegt ein anderes erkenntnistheoretisches Prinzip ebenfalls gegen den Vitalismus — übrigens auch gegen die Wechselwirkungslehre — ins Feld zu führen: das der geschlossenen Naturkausalität. Wenn dieses Prinzip besagen soll, daß alles in der Natur, auch im Organismus, seine Ursache habe, durch die es streng gesetzmäßig bewirkt werde, so wollen wir nichts dagegen einwenden. Diesen Satz, das Kausalprinzip, kann der Vitalismus durchaus anerkennen. Es ist mit der Meinung auf-

zuräumen, der Vitalismus müsse dem Kausalsatz widersprechen. Das ist nicht der Fall: die anzunehmenden vitalen, etwa speziell seelischen Faktoren mögen dem Kausalprinzip genau so gut entsprechen, wie z. B. die Elektronen sich ihm fügen, welche der Physiker annimmt. Wenn die Psychologen unbewußt-seelische Faktoren einführen, so geschieht dies vielfach gerade, um ein kausales Verständnis anzubahnen; genau so könnten die vitalen, etwa unbewußt-seelischen Faktoren in der Biologie herangezogen werden, um ein kausales Verständnis der Regulationen zu ermöglichen.

Man pflegt aber im Prinzip von der geschlossenen Naturkausalität etwas anderes, Spezielleres, zu erblicken als das Kausalprinzip. Das erstere soll besagen, daß überall, auch in der organischen Natur, die Kette der *natürlichen* Ursachen und Wirkungen eine geschlossene sei. Man will nun spezifisch-vitale bzw. seelische Faktoren nicht als natürliche gelten lassen; als solche wären nur die physikalischen und chemischen Faktoren anzuerkennen. Demnach müßte auch der kausale Zusammenhang der Lebensvorgänge ein rein natürlicher, also physiko-chemischer sein.

Wir wollen nicht um Worte streiten und darum unerörtert lassen, ob im Organismus vorauszusetzende vitale Faktoren nicht als Naturfaktoren bezeichnet werden könnten. Wenn aber geschlossene Naturkausalität geschlossene physikalische und chemische Kausalität bedeuten soll, so ist es ja eben die strittige Frage, ob solche im Organismus besteht. Der Vitalist leugnet dies, wenn er annimmt, daß spezifisch vitale, nicht physikalische oder chemische Faktoren in das physikalische und chemische Kausalgetriebe im Organismus leitend eingreifen. In der Tat steht nirgendwo in den Sternen geschrieben, daß es überall in der Natur und speziell im Organismus nur physikalische und chemische Ursachen und Wirkungen gebe. Das so verstandene „Prinzip" der geschlossenen Naturkausalität wäre lediglich die mechanistische *Voraussetzung*.

Um nun gegen Vitalismus und Wechselwirkungslehre darzutun, daß es sich nicht um eine bloße Voraussetzung, sondern um ein wohlbegründetes Prinzip handele, stützt man sich auf den *Satz von der Erhaltung der Energie*. Man meint, wenn spezifische vitale, etwa seelische Faktoren in das physikalische und chemische Getriebe innerhalb des Organismus hineinwirkten, müßten sie Arbeit leisten und so den Energievorrat des lebenden Körpers verändern. Damit sei das Energieerhaltungsprinzip durchbrochen. Nun haben die Experimente von Rubner, Laulanie und Atwater mit weitgehender Genauigkeit die Gültigkeit des Energieerhaltungssatzes für den tierischen und menschlichen Organismus bestätigt.

Doch die Berufung auf den Energieerhaltungssatz kann den Vitalismus nicht widerlegen. Die vitalen, etwa seelischen Faktoren könnten leitend auf das physikalische und chemische Geschehen im Organismus wirken, ohne am Energiequantum irgend etwas zu ändern. Betrachten wir ein Fadenpendel, dessen Gewicht unter dem Einfluß der Schwere einen horizontalen Kreis und dessen Faden also einen Kegelmantel beschreibt. Wir sehen, daß dabei die Erdanziehung fortwährend die Bewegung beeinflußt und in die Kreisbahn leitet, ohne die Energie, die lebendige Kraft des Gewichtes zu mehren oder zu mindern. In ähnlicher oder auch anderer Weise könnten die vitalen bzw.

seelischen Faktoren die physiko-chemischen Vorgänge im Organismus dirigieren, ohne dabei Arbeit zu leisten. Vitalismus und Wechselwirkungslehre sind mit dem Energieerhaltungssatze und mit den Ergebnissen von Rubner, Laulanie und Atwater jedenfalls vereinbar; für diese von mir gegen manche Einwände mehrfach vertretene Ansicht kann man sich auf Physiker wie Hertz, Boltzmann, Mach, Lodge und Kohnstamm berufen. Darum brauche ich hier darauf nicht weiter einzugehen.

Die Meinung, daß die Annahme vitaler bzw. seelischer Faktoren mit den Grundgesetzen der Kausalität oder der Energieerhaltung in Konflikt komme, hängt mit dem tief eingewurzelten Vorurteil zusammen, daß nur das physikalische und chemische Geschehen ein streng gesetzmäßiges sei, daß aber Seelisches und Seelenartiges seinem Wesen nach *Gesetzlosigkeit* mit sich bringen müsse. Doch wird die aufblühende Psychologie die Überzeugung zum Gemeingut werden lassen, daß auch seelische Faktoren strenger, kausaler Gesetzmäßigkeit sich fügen. Wenn sich etwa die schaffende Tätigkeit der künstlerischen Phantasie strengen Gesetzen zu entziehen scheint, so gilt ein Gleiches im Detail von den Launen des Wetters, und doch zweifeln wir nicht daran, daß diese durch physikalische Faktoren streng gesetzmäßig bestimmt werden. Die undurchsichtige Komplikation ist es, welche den Eindruck des Gesetzlosen, des Nichtexaktfaßbaren hervorruft.

Hier liegt aber gerade dasjenige Bedenken, welches dem Vitalismus am meisten im Wege steht. Mit Bewunderung blickt man auf den exakten Charakter der Physik und Chemie. Diese *Exaktheit* scheint auf die Biologie übertragbar, wenn im lebenden Körper alles rein physikalisch und chemisch zugeht; sie scheint unerreichbar, wenn unbekannte oder unmeßbare vitale bzw. seelische Faktoren eingeführt werden.

Die Exaktheit der Physik und Chemie beruht auf der relativen Einfachheit und Meßbarkeit der in diesen Wissenschaften untersuchten Objekte und Verhältnisse. Sie geht nicht verloren, wenn der Physiker neue, bisher unbekannte Faktoren, z. B. die Elektronen oder den Äther, einführt, und das Kausal- oder das Energieerhaltungsgesetz werden dadurch nicht verletzt. Der Biologie werden immer Schranken der Exaktheit durch die Komplikation, durch das Durcheinanderwirken so zahlreicher Faktoren im Organismus gesetzt sein, auch wenn der Mechanismus Recht behält. So wenig die Einführung des Äthers oder der Elektronen die Physik unexakter gemacht hat, so wenig braucht die Biologie an Exaktheit zu verlieren, wenn spezifisch-vitale, etwa psychische Faktoren mit Rücksicht auf Kausal- und Energieprinzip eingeführt und bestimmt werden.

Man fürchtet die *Unmeßbarkeit* der spezifisch-vitalen oder seelischen Faktoren. Nun kann niemand wissen, ob alles, was in der Natur wirkt, uns den Gefallen tut, exakter Messung zugänglich zu sein. Wir haben kein Recht dazu, etwas darum zu negieren, weil wir es nicht messen können. Doch brauchen die spezifisch-vitalen bzw. psychischen Faktoren durchaus nicht prinzipiell unmeßbar zu sein; sie könnten indirekt, z. B. aus ihren Wirkungen, exakt zahlenmäßig bestimmbar werden. Auch der Physiker kann unwahrnehmbare, etwa neu eingeführte Naturfaktoren nicht direkt messen; er bestimmt z. B.

die Masse und Ladung des Elektrons auf komplizierte, indirekte Weise. Was übrigens das Seelische anbetrifft, so hat die neuere Psychologie mit immerhin sehr beachtenswertem Erfolge versucht, es exakter Erforschung zugänglich zu machen.

Die spezifisch-vitalen Faktoren werden von den Mechanisten nicht nur als unexakt, sondern geradezu als mystisch verworfen. Damit will man sagen, sie seien unfaßbar, ja übernatürlich. Wenn es indessen gelänge, solche Faktoren durch ihr gesetzmäßiges Wirken in den lebenden Naturwesen genauer zu bestimmen, ihr Auftreten, die Art ihres Eingreifens, ihre Verschiedenheiten festzulegen, so läge kein Grund vor, sie mystisch zu nennen. Und sie sind sicherlich nicht unfaßbarer als der hypothetische Weltäther, jenes merkwürdige, alles durchdringende Etwas, durch welches sich die Gestirne ohne merklichen Widerstand bewegen sollen. Begreiflich und faßbar wird uns ein neu angenommener Faktor, wenn wir ihn durch Bekanntes bestimmen, vertrauten Regeln unterordnen lernen; dies würde von spezifisch-vitalen Faktoren ganz im gleichen Sinne gelten, wie vom Äther, den Elektronen, dem Magnetismus usw. Werden aber jene vitalen Faktoren als seelische aufgefaßt, so sind sie für uns sicherlich nicht weniger begreiflich, als die Atome und Moleküle der Physiker und Chemiker; Seelisches kennen wir aus unmittelbarster Erfahrung. Ob man es natürlich oder übernatürlich nennt, ist für die Beurteilung des Psychovitalismus gewiß nicht ausschlaggebend.

Man sträubt sich gegen die Annahme *seelischer Faktoren bei niederen Tieren und Pflanzen*. In der Tat sind sie dort nicht durch Wahrnehmung festzulegen. Aber auch die Gedanken meiner Mitmenschen, der Äther und die Atome sind nicht wahrzunehmen, sondern zu erschließen. Das Vorkommen des Seelischen außerhalb des eigenen Bewußtseins wird durch Analogieschlüsse begründet. Wo wir Sinnesorgane bzw. nervöse Gebilde finden, die unseren eigenen ähnlich sind, oder ein dem unsrigen ähnliches Verhalten, da nehmen wir seelisches Leben an. Man kann solche Analogieschlüsse nicht prinzipiell verwerfen, weil sie für unser Erkennen unentbehrlich sind. Aber es liegt eine Schwierigkeit und Gefahr in den Ähnlichkeitsschlüssen: man weiß nicht zu sagen, wo die Ähnlichkeit aufhört und die Unähnlichkeit anfängt. Ist das Verhalten der Amöben dem menschlichen, sind die Sinnesorgane der Pflanzen den unsrigen noch so ähnlich, daß wir bei ihnen Seelisches annehmen dürfen? Ein hervorragender Kenner des Verhaltens der Einzelligen, Jennings (der dem Mechanismus zuneigt), meint zwar, daß man den Amöben Lust, Schmerz, Begehren usw. zusprechen würde, wenn man sie als große Tiere alltäglich sähe. Und ein so radikaler Mechanist wie Löb versucht auf Grund schöner Experimente, weitgehende Wesengleichheit pflanzlicher und tierischer Bewegungen zu beweisen.

Die *Kontinuität in der Stufenfolge* der organischen Wesen begünstigt die Annahme allgemeiner Beseelung. Das Verhalten der Amöbe und das des Menschen sind immerhin recht verschieden; aber die Kluft wird überbrückt durch zahlreiche Ausprägungen des Verhaltens bei Einzelligen und niederen und höheren Vielzelligen. Wenn man vom Menschen ausgeht, so führt der Analogieschluß zunächst auf das Seelenleben höherer Säugetiere und

von hier aus Stufe um Stufe abwärts bis zu den Einzelligen und hinüber zu den Pflanzen mit ihren auffälligen und unauffälligen Bewegungen und Sinnesorganen.

Die natürlich nur hypothetischen Ergebnisse der Analogieschlüsse werden durch die Deszendenztheorie derart gestützt, daß selbst mechanistisch gesinnte Darwinianer, wie Haeckel und Platen, sich veranlaßt sehen, primitive seelische Faktoren in jedem lebenden Wesen anzunehmen. In der Tat birgt die Vorstellung, daß das Seelische als etwas völlig Neues erst auf einer gewissen Entwicklungsstufe des tierischen Lebens auftauche, erhebliche Schwierigkeiten in sich.

Man verweist darauf, daß das Seelische beim Menschen an die Großhirnrinde, jedenfalls an nervöse Organe, gebunden sei. Aber ob dies auch von allen unbewußten seelischen Faktoren bei Mensch und Tier gilt, ist durchaus fraglich. Übrigens sind nach üblicher deszendenztheoretischer Auffassung in der Phylogenese und sicherlich in der Ontogenese die Nerven- und Großhirnrindenzellen durch allmähliche Differenzierung aus nicht spezifisch nervösen Zellen hervorgegangen, indem gewisse Funktionen einseitig ausgebildet wurden. Man sollte meinen, diese nicht-nervösen Stammzellen müßten schon den Ansatz zum Seelischen in sich getragen haben. Fechner hat hervorgehoben, daß die Menschen längst mit voller Zuversicht auf menschliches und tierisches Seelenleben geschlossen haben, ehe sie etwas von der Bedeutung des Nervensystems wußten. Es ist in der Tat unbeweisbar, daß das Nervensystem unerläßliche Voraussetzung des Seelischen sei.

Viele Forscher, z. B. Lloyd Morgan und Loeb, legen auf den Nachweis von Gedächtnis entscheidendes Gewicht; nur wo Gedächtnis sich zeigt, soll Psychisches bzw. Bewußtsein angenommen werden. Zwar fehlt jeder Beweis dafür, daß Seelisches nicht ohne Gedächtnis bestehen könne. Doch wollen wir davon einmal absehen. Es gewinnt nämlich die Auffassung der sogenannten Mnemelehre (Semon; auch Butler, Hering u. a.) immer mehr an Einfluß, daß Gedächtnisleistungen der belebten Substanz überall zukommen. Bei Pflanzen und Einzelligen bestehen Anhaltspunkte für diese Annahme, die experimenteller Prüfung durchaus zugänglich erscheint. Bei vielen Tieren, denen Gedächtnis bis in die jüngste Zeit abgesprochen worden war, ist dasselbe ganz einwandfrei nachgewiesen.

Nun ist es aber für unser Problem überaus wichtig, daß bei der Entstehung jener zweckmäßigen Handlungen, die wir erlernt nennen, das Gedächtnis von grundlegender Bedeutung ist. Auf dem Gedächtnis beruht die Verwertung des Erfahrenen, des früher Erprobten zu zweckmäßigem Tun. Wir wollen diese Verhältnisse nicht in der Verwicklung betrachten, die beim erwachsenen Menschen uns entgegentritt, sondern die Entstehung einer zweckmäßigen Handlung beim Kinde ins Auge fassen. Wenn eine Fliege auf seiner Stirn einen störenden Reiz ausübt, so kann ein kleines Kind das Insekt nicht sofort durch eine wohlabgemessene Bewegung verscheuchen. Es macht alle möglichen nutzlosen Arm-, Bein- usw. Bewegungen, bis zufällig einmal die Hand der Fliege nahekommt. Das Gedächtnis hält nun die erfolgreiche Bewegung fest; diese kann so nach hinreichenden Wiederholungen sofort ein-

treten, wenn der Reiz sich erneuert. So entsteht eine zweckmäßige Handlung durch Auswahl aus allerhand zielllosen „Probierbewegungen", indem die zufällig erfolgreiche Bewegung gedächtnismäßig fixiert wird. Das ist die sogenannte „Selektion aus überproduzierten Bewegungen", das Lernen auf Grund der „Methode von Versuch und Irrtum".

Besonders englisch-schreibende Forscher haben den Nachweis der allgemeinen Verbreitung dieser Probiermethode im Tierreich geliefert. Ihr Wesen liegt darin, daß ein Reiz zunächst allerhand Reaktionen ziellos auslöst, bis eine derselben durch Zufall Zweckmäßiges trifft, indem sie einen störenden Reiz etwa beseitigt. Liegt Gedächtnis vor, so lernt das Tier aus solchen Erfahrungen, wird der Reiz wiederholt, so erfolgt schließlich sofort die zweckmäßige Bewegung, ohne daß die übrigen zielllosen „Probier"-bewegungen erneuert werden müßten. Ein Hund, der durch eine geschlossene Tür möchte, macht allerhand Bewegungen und Sprünge vor derselben. Wenn es ihm zufällig gelingt, dabei die Klinke niederzudrücken und so die Türe zu öffnen, so lernt er bald, vermöge seines Gedächtnisses, die richtige Bewegung ohne neues Probieren auszuführen.

Jennings hat nun dargetan, daß die zielllosen Probierbewegungen der Versuch-Irrtum-Methode schon bei Protozoen ungemein verbreitet sind. Wenn man das Aufgußtierchen Stentor durch herabfallende Pulverpartikelchen dauernd reizt, so reagiert es zunächst durch seitliche Biegung; dann kehrt es die Wimperbewegung um; weiterhin zieht es sich in seine Schleimröhre zusammen; endlich trennt es sich nach allen diesen erfolglosen Versuchen von seinem Standort und entkommt so dem Reiz. Wird kurz nachher die Reizung wiederholt, so probiert das Infusor nicht wieder alle angeführten Bewegungen durch, sondern es vollzieht sofort die erfolgreiche Reaktion. Man kann sich des Eindruckes nicht erwehren, daß das einzellige Tier aus seinen Versuchen gelernt hat, ähnlich wie ein Hund oder auch ein Kind beim Probieren lernt. Allerdings sind andere Deutungen nicht ausgeschlossen. Genaue und erweiterte Prüfung, ob Einzellige zu lernen vermögen, wäre für die theoretische Biologie und Psychologie von einschneidender Bedeutung.

Das Lernen auf Grund der Versuch-Irrtum-Selektion führt zu zweckmäßigen Reaktionen, die eine Störung beseitigen, also zu Regulationen. Wir werden nun leicht zu der Frage kommen, ob man den Zellen und Zellverbänden der Vielzelligen nicht Ähnliches zutrauen dürfe, wie den einzelligen Wesen. Sollen die Vielzelligen doch nach der herrschenden deszendenztheoretischen Hypothese von Einzelligen abstammen. Wie das Tier als Ganzes probiert und lernt, so auch vielleicht seine Teile, Organe, Zellen. Sind doch für gewöhnlich nur Teile unseres Körpers, Sinnes-, nervöse- und Bewegungsorgane, beim Lernen in erster Linie in Anspruch genommen. Direkte Erfahrung an Tieren ohne Großhirnrinde hat gezeigt, daß dies Organ nicht zum Lernen unerläßlich ist. Das Nervensystem spielt schließlich im wesentlichen wohl die Rolle der Reizleitung. Wenn die Mnemelehre eine beachtenswerte Hypothese darstellt, wenn vielleicht alle Organe und Zellen mehr oder weniger zu Ge-

dächtnisleistungen befähigt sind (was genauerer Untersuchung zugänglich erscheint), so liegt der angedeutete Gedanke ganz nahe: zweckmäßige Reaktionen, Regulationen in allen möglichen Organen und Geweben könnten sich durch gedächtnismäßiges Festhalten, durch Lernen auf Grund ziellosen Probierens ergeben haben.

Es ist nämlich zu bedenken, daß die Bewegungsreaktionen nur eine spezielle Gruppe darstellen, denen die Drüsenreaktionen usw., schließlich auch gestaltbildende Reaktionen zur Seite zu stellen sind; führt doch die genauere Betrachtung aller dieser Reaktionen auf biochemische Vorgänge zurück. Was also für die auffälligsten Reaktionen, die sichtbaren Bewegungen, angenommen wird, kann vielleicht auf andere biochemische, gestaltbildende, auf physiologische und pathologische Reaktionen übertragen werden. In der Tat machen z. B. Pawlows Versuche leicht den Eindruck, daß die Bauchspeicheldrüse allmählich lernt, ihre Absonderung verschiedenen Ernährungsarten anzupassen (wobei allerdings nervöse Elemente im Spiele sein könnten). Und wenn der Körper einer Krankheit Herr wird und dann neuen Anfällen besser widersteht, liegt wiederum der Gedanke nahe, daß die mit der Abwehr betrauten Teile und Zellen etwas gelernt haben, und daß der Schutz nicht allein auf dem Zurückbleiben von Schutzstoffen beruht. Es ist ferner mehrfach beobachtet worden, daß bei Wiederholung einer Regeneration diese glatter und schneller verläuft, also gleichsam gelernt wird, wie eine Handlung. Funktionelle Anpassung könnte als ein Lernen aufgefaßt werden. Man hat ja umgekehrt oft versucht, das Lernen als funktionelle Anpassung nervöser Gebilde aufzufassen; das Im-Gedächtnis-Behalten soll auf einer Gebrauchskräftigung von Großhirnzellen oder einer Ausbildung von Großhirnbahnen beruhen. Indessen erweisen sich bei genauerem Zusehen diese Anschauungen als unfähig, die Gedächtniserscheinungen verständlich zu machen. Diese sind jedenfalls zurzeit nicht physiologisch-mechanistisch erklärlich. Man wird vermuten dürfen, daß die Gedächtnisleistungen seelische Faktoren voraussetzen.

Natürlich soll nicht behauptet werden, daß in den genannten Beispielen die angedeutete Auffassung ohne weiteres unbedenklich durchzuführen sei; Bedenken oder doch Einschränkungen liegen nahe genug. Unser Erklärungsversuch stößt z. B. auf Schwierigkeiten, wenn das Ergebnis einer Probierreaktion dieser nicht unmittelbar, sondern erst nach einer längeren Pause folgt. Wer einem Hunde eine Handlungsweise beibringen will, darf einen gelungenen Versuch nicht erst nach Verlauf einer Stunde belohnen; sonst treten der gelungene Versuch und der Erfolg, die Belohnung, nicht in gedächtnismäßige Verbindung. Was von einem Tier mit hochentwickeltem Gehirn gilt, wird erst recht für Teile des Organismus, Gewebe und Zellen gelten, die nicht, wie die Großhirnrinde, für hohe seelische Leistungen spezifisch differenziert sind.

Wird die skizzierte Erklärungsweise auf gestaltbildende Reaktionen übertragen, so ergibt sich sofort eine wichtige Erweiterung ihres Anwendungsbereiches. Gestaltbildende Reaktionen führen zu dauernden zweckmäßigen Gestaltungen. Damit wird die psychistische Hypothese, die sich zunächst für zweckmäßige Reaktionen anbot, auf Zweckmäßigkeiten der Gestaltung, auf das Formproblem anwendbar. Allerdings ist dabei die angedeutete Schwierigkeit wohl zu beachten. —

So bietet sich der Psychovitalismus zur Erklärung mannigfaltiger Zweckmäßigkeitserscheinungen in der belebten Natur an. Das Teleologieproblem aber stand immer im Mittelpunkte der Mechanismus-Vitalismus-Kontroverse. Dem Mechanismus wird vorgeworfen, daß er gegenüber der Gesamtheit der organischen Zweckmäßigkeiten versage, wenngleich manche spezielle Zweckmäßigkeit mechanistisch, etwa durch Darwins Selektionslehre, erklärbar sein möge. Die Mechanisten aber erwidern, die Erklärungen der Vitalisten seien von derselben Art wie die Erläuterung der einschläfernden Wirkung des Opiums durch eine vis dormitiva; wenn der Vitalismus die organische Zweckmäßigkeit durch Annahme zweck- oder zielstrebiger Vital-Kräfte oder -Realitäten erkläre, so stelle dies keine Lösung dar, sondern eine Abschiebung des Problems in das unbekannte Geheimnis jener Kräfte. Indessen wird solche Kritik gegenüber der angedeuteten Form des Psychovitalismus sofort hinfällig. Denn diese arbeitet nicht mit unbekannten Kräften, die einfach als „zweck"- oder „zielstrebige" postuliert werden, sondern mit bekannten elementaren seelischen Fähigkeiten, wie dem Gedächtnis; sie gibt eine kausale Erklärung der Zweckmäßigkeitsentstehung, indem sie von der erfahrungsmäßig feststellbaren Genese zweckmäßiger Handlungen auf Grund der Versuch-Irrtum-Methode und des Gedächtnisses ausgeht.

Wenden wir uns noch einmal der Entstehung zweckmäßiger Handlungen und Produkte beim Menschen zu, so ist ergänzend zu bemerken, daß die Zweckmäßigkeit auf Grund des bereits Erreichten immer mehr gesteigert wird durch neues Probieren und Hinzulernen. Hat ein Kind durch probierende Bewegungen der Sprachmuskulatur einmal ungefähr herausgefunden, wie ein schwieriges Wort auszusprechen ist, so hört das Probieren nicht auf, sondern es wird nur der Kreis der auszuprobierenden Bewegungen durch das Erreichte verengert. Durch weiteres Versuchen wird dieser Prozeß fortgeführt, bis eine ihrem Zwecke ganz genau angemessene Bewegungsweise gefunden ist. Nicht anders liegen die Verhältnisse bei Entstehung zweckmäßiger Produkte menschlichen Handelns. Bei zufälligem Probieren wird vielleicht die Verwendbarkeit eines scharfen Steines entdeckt; weitere Versuche mit ähnlichen Steinen lassen die zweckmäßigste Form genauer erkennen. Immer neue Versuche steigern die Zweckmäßigkeit der Werkzeuge, wobei stets das bereits Erlernte zur Grundlage für weiteres Probieren wird. So häuft und steigert sich das Zweckmäßige menschlicher Handlungen und Produkte bis zu erstaunlicher Höhe.

Es liegt nahe, dies auf die Zweckmäßigkeit in der organischen Welt zu übertragen, von welcher ja diejenige des menschlichen Handelns einen Teil ausmacht, der der Beobachtung und Analyse besonders leicht zugänglich ist. Auch bei anderen Bewegungs-, Sekretions- oder Gestaltungs-Reaktionen wird das Erlernte auf der Basis des durch Vererbung oder früheres Probieren und Lernen bereits Übermittelten erfolgen. So kommt ein Schritt zum anderen bei der Steigerung und Vervollkommnung der Zweckmäßigkeit von Reaktionen und Organen.

Wenn wir nun die umstrittene lamarckistische Annahme einer Vererbung des im individuellen Leben Erworbenen hinzuzunehmen wagen, so erscheint eine Häufung und Steigerung des erlernten Zweckmäßigen im Laufe einander folgender Generationen möglich. Mit dieser Überführung des Psychovitalismus in einen Psycholamarckismus würde natürlich die Leistungsfähigkeit der psychistischen Erklärung des Zweckmäßigen ungemein gesteigert. Wie Instinkte den Lamarckianern als vererbte, erlernte, zweckmäßige Gewohnheiten erscheinen, so könnten viele andere regulatorische Reaktionen, z. B. Reflexe, die ohnehin von den Instinkten nicht scharf zu trennen sind, als durch Erlernen und Gewöhnung fixierte erbliche Ergebnisse der Versuch-Irrtum-Methode aufgefaßt werden. Ein Gleiches gilt von Gestaltungsprozessen und damit von der Zweckmäßigkeit der Organe.

Aber auch wenn man die lamarckistische Vererbungsannahme ablehnen oder doch stark einschränken zu müssen meint, könnte die Entstehung des Zweckmäßigen durch Probieren und Behalten des Erlernten für die Phylogenese Bedeutung haben. Die auf diese Weise individuell entstehenden Zweckmäßigkeiten oder Anpassungen könnten die Anpassungsleistungen der natürlichen Zuchtwahl vorbereiten und ergänzen, im Sinne der auch von Weismann vertretenen Lehre Baldwins, L. Morgans und Osborns von der „organic selection".

Ich muß hier darauf verzichten, die Schwierigkeiten und Grenzen psychovitalistischer Erklärungen darzulegen. Das soeben Gesagte mag aber andeuten, daß der Psychovitalismus die Zweckmäßigkeitserklärung durch natürliche Zuchtwahl keineswegs abzulehnen braucht; letztere könnte (ev. auf der Basis der Mutationslehre) insbesondere für passive Anpassungen, und nicht nur für diese, ihre Bedeutung behalten. Steht doch die psychistische Erklärung der darwinistisch-selektionistischen insofern nahe, als auch erstere eine Selektion des besser Angepaßten, nämlich der erfolgreichen unter den ziellosen Probierreaktionen annimmt. Man pflegt eklektizistische Verbindung sich bekämpfender extremer Hypothesen leicht gering zu schätzen; aber es ist nichts als ein Dogma, daß alle organische Zweckmäßigkeit in gleicher Weise, sei es darwinistisch-selektionistisch, sei es lamarckistisch bezw. psycholamarckistisch, erklärt werden müsse. Schon bei der Zweckmäßigkeitsproduktion des Menschen wirken Zufall und Verstand zusammen. Gerade die radikalen Hypothesen geraten angesichts der Fülle, Vielseitigkeit und Mannigfaltigkeit des organischen Zweckmäßigen in große Schwierigkeiten. Daß solche für den reinen darwinistischen Selektionismus bestehen, hat Weismann selbst anerkannt, und daß sie dem extremen Psychovitalismus nicht fehlen, beweist mir z. B. Paulys, des führenden Psycholamarckisten, gewaltsame Erklärung der Vogelfederbildung. Da ich auf die Grenzen psychovitalistischer Erklärung nicht eingehen kann, vermag ich erst recht nicht zu erörtern, wie die Verbindung der darwinistischen mit der psychistischen Hypothese zu gestalten wäre, und ob sie genügt, dem Teleologieproblem in vollem Umfange gerecht zu werden. — Übrigens liegen Erweiterungen und Ausbildungen des Psychovitalismus nahe.

Kehren wir nun zu dem Ausgangspunkte unserer Erörterung zurück, so erscheint uns die vorwissenschaftliche Annahme, daß *Beseelung zum Wesen des Lebens gehöre* oder gar das *eigentliche Lebensprinzip darstelle*, keineswegs als wissenschaftlich abgetan. Wir sind zwar weit davon entfernt, sie für endgültig gesichert oder ausschließlich beachtenswert zu halten. Doch hat der Psychovitalismus den Vorzug, sich mit gegenwärtigen Forschungstendenzen gut zu verbinden; ich nenne die Lehre von der Versuch-Irrtum-Methode, die Mnemelehre, den Neolamarckismus. Und er regt zu empirischer Prüfung an; man denke an die Fragen, ob und in wie weit Probierreaktionen und gedächtnismäßiges Festhalten bei Einzelligen, bei den Zellen, Geweben, Organen und Organverbänden der vielzelligen Tiere und Pflanzen vorkommen. Dies alles erscheint objektiv-experimentell prüfbar.

Zum Schluß aber wollen wir nicht versäumen, darauf hinzuweisen, daß die *Zweckmäßigkeitserklärung durch Probierreaktionen und gedächtnismäßiges Behalten* zunächst den *Mechanismus nicht ausschließt*. Die eingangs skizzierte parallelistische Leib-Seele-Hypothese nimmt an, daß all unser Tun rein physikalisch und chemisch durch den nervösen Mechanismus bedingt wird, daß ein Hineinwirken des Seelischen *nur scheinbar* stattfindet, da den Großhirnrindenvorgängen seelische Vorgänge gesetzmäßig parallel laufen, ohne mit jenen kausal zusammenzuhängen. Auch die auf Probieren und Erlernen beruhenden Handlungen sind nach parallelistischer Lehre rein körperlich-nervös vermittelt. Nimmt man dies für die Handlungen der Menschen und höheren Tiere an, so wären Probier-Lern-Reaktionen bei Einzelligen, Einzelzellen, Geweben und Organen der Vielzelligen ebenso mechanistisch zu interpretieren. Jennings vertritt eine solche mechanistische Erklärung der Versuch-Irrtum-Reaktionen und eine darauf sich gründende Regulations- und Anpassungshypothese.

Ich habe *Bedenken gegen diese mechanistische Deutung*. Die mechanistisch-physiologische Interpretation des Lernens, der Gedächtnisleistungen, die sich freilich bei vielen Naturforschern großer Beliebtheit erfreut, scheint mir nämlich auf ungemein große Schwierigkeiten zu stoßen. Ich habe diese an anderem Orte ausführlich dargelegt (Gehirn und Seele, 1911) und kann hier nicht darauf zurückkommen. Von einer nicht-mechanistischen, sondern psychistischen Auffassung des Lernens aus kommen wir aber zu einer psychistischen Interpretation der Probier-Lern-Reaktionen und damit der Regulationen.

Darum erscheint mir die uralte *psychovitalistische Ansicht* als eine *beachtenswerte Hypothese*; freilich auch *nur* als eine Hypothese, die weitere Begründung und Begrenzung erfordert. Daneben halte ich mechanistische Erklärungsversuche für berechtigt. Möchten Mechanismus und Vitalismus in friedlichem Wettbewerb ihre Kraft erproben und dabei die Forschung zu neuen Fragestellungen führen, damit die Wahrheit immer mehr an ihren Früchten erkennbar werde. Es war der Zweck meiner Worte, freie Bahn für solchen Wettbewerb durch Beseitigung unbegründeter Vorurteile gegen den Psychovitalismus schaffen zu helfen.

Schleiermacher als Patriot und Politiker.

Von
Johannes Wendland.

Das deutsche Volk hat im Laufe des 19. Jahrhunderts eine Entwicklung von ideologischem Entwerfen von Staats- und Verfassungsidealen zu einem gesunden realistischen Rechnen mit den gegebenen Verhältnissen durchmachen müssen. Am deutlichsten hat Bismarcks Tätigkeit uns gezeigt, daß Politik eine Kunst ist, die das Erreichbare durchzusetzen versucht. Bismarcks Schüler Heinrich von Treitschke, dessen „Politik" den theoretischen Kommentar zu Bismarcks praktischem Handeln bildet, hat öfters auf Schleiermachers „Ethik" und auf seine „Lehre vom Staat" hingewiesen. In Schleiermachers Denken finden wir eine häufig übersehene und unbeachtet gebliebene Vereinigung von Spekulation und nüchterner empirischer Beobachtung. Zwischen den Schulen der Kantianer und Hegelianer bildet er ein Mittelglied, das nicht in dem Maße bekannt und wirksam geworden ist, wie er es verdiente.

Seine politische Theorie ist weit entfernt von der Konstruktion eines Idealstaates, wie ihn Kant und Fichte aus der reinen Vernunft aufstellten. Aber Schleiermacher ist sich auch bewußt, daß Politik angewandte Ethik ist. Hierin stimmt Treitschke mit ihm überein. Schleiermachers politisches Denken wurzelt ganz in seinem persönlichen Erleben. Theorie und Praxis fielen, wie auf allen anderen Gebieten, so auch hier bei ihm zusammen. Sein Nachdenken nährte sich an seiner Anschauung und diente dazu, dem Handeln erreichbare Ziele vorzuhalten.

Schleiermacher ist in dem Preußen Friedrichs des Großen aufgewachsen. Sein Vater war Feldprediger unter dem großen König. So teilte auch der Sohn die Bewunderung des seine Zeit weit überragenden Herrschers. Er sah in seiner Regierung nicht wie Ernst Moritz Arndt nur die Herrschaft des kalten Verstandes und des skeptisch kritisierenden Unglaubens. Er tadelte auch nicht wie spätere Pietisten des Königs Gleichgültigkeit gegenüber konfessionellen Streitigkeiten, sondern er pries aus voller Überzeugung die Grundsätze Friedrichs des Großen, der jeder ehrlichen Überzeugung freien Spielraum gewährte und frei von der später üblich gewordenen staatlichen Beförderung einseitiger kirchlicher Richtungen sein gerechtes Regiment führte. Denn Schleiermacher sah klar, daß der christliche Glaube nur in der Luft der Freiheit

gedeihen könne und keiner staatlichen Hilfe bedürfe. Er bewunderte die vornehme Art, in der Friedrich der Große die Zensur ausüben ließ. Seine Nachfolger waren ängstlicher und ließen durch die Zensoren jedes freie Wort, das unbequem war, unterdrücken. Vor allem pries er die staunenswerte Art, in der Friedrich der Große die äußere wie innere Kultur des Volkes zu heben wußte und in steigendem Maße alle persönlichen Neigungen zurückstellte. So gab er dem ganzen Zeitalter einen Anschauungsunterricht von dem, was wahre Pflichterfüllung ist. So sehr Schleiermacher später als dringendstes Erfordernis der Zeit die konstitutionelle Monarchie ansah, so urteilte er doch: unter Friedrich dem Großen war das Volk noch nicht reif für eine solche. Und da des Königs Weisheit sein Zeitalter weit überragte, so war der Absolutismus damals erträglich, während er ein bis zwei Menschenalter später immer unerträglicher wurde und die Revolution hervorrief.

Als zweites Moment wirkte auf Schleiermachers politische Bildung die französische Revolution von 1789. Sie ergriff den Zwanzigjährigen ebenso stark, wie sie ihren Einfluß ausübte auf Kant, Schiller, Fichte und Hegel. Besonders sympathisch war ihm, daß die enge Verbindung von Staat und Kirche, die zum Gewissenszwang und zur Intoleranz führte, aufgehoben wurde. Schleiermacher trat für die Trennung ein. „Ihr habt recht zu wünschen, daß nie der Saum eines priesterlichen Gewandes den Fußboden eines königlichen Zimmers möchte berührt haben: aber laßt uns nur wünschen, daß nie der Purpur den Staub am Altar geküßt haben möchte; wäre dies nicht geschehen, so würde jenes nicht erfolgt sein." „So oft ein Fürst eine Kirche für eine Korporation erklärte, für eine Gemeinschaft mit eigenen Vorrechten, war das Verderben dieser Kirche unwiderruflich beschlossen und eingeleitet." „Sie kann weder ihre Form noch ihre Glaubensartikel mehr ändern; ihre Einsichten, ihre Gebräuche, alles ist verdammt, in dem Zustande zu verharren, in dem es sich eben befand." So schrieb Schleiermacher 1799 in seinen „Reden über die Religion" (3. Rede, S. 210 ff.). Als Schleiermacher Hauslehrer in Schlobitten war, kam es zu häufigen Disputen zwischen ihm und dem Grafen zu Dohna über die französische Revolution. Dieser sprach seinen Abscheu darüber aus, daß ein gekröntes Haupt hingerichtet und noch dazu jedes Dekorum bei der Tat verletzt sei. Schleiermacher erwiderte, er könne das Schändliche nur darin sehen, daß ein Unschuldiger widerrechtlich hingerichtet sei. Höher als alle legitimistischen Prinzipien stand ihm stets die sittliche Idee in der erhabenen Strenge, wie Kant sie aufgestellt hatte.

Unserem Volk war damals noch jede aktive politische Betätigung versagt. Die Kämpfe der Koalition gegen die französische Revolution waren ebenso wie die Kriege des großen Friedrich Kabinettskriege, mit Söldnerheeren ausgefochten. Eine allgemeine Volksbegeisterung trug sie noch viel weniger als jene. Unser Volk war in jenen Jahren auf eine einseitige Ausbildung des Innenlebens zurückgeworfen. Es erlebte gerade damals jene beispiellose Blüte unserer Dichtung, die zugleich den Boden für einen neuen Aufschwung der Philosophie bildete. Auch Schleiermacher war in jenem Jahrzehnt allein damit beschäftigt, sein Inneres zu bilden durch Vertiefung in Kant und

Spinoza, in Plato, Aristoteles und Leibniz. Er tauschte in vielen Gesprächen mit Brinkmann und Friedrich Schlegel, im Verkehr mit den geistreichen Frauen der Berliner Gesellschaft, mit Henriette Herz, mit Dorothea Veit und Rahel Lewin, sein Inneres aus. Als Napoleon unser Volk gewaltsam aus seinen Träumen aufrüttelte, da zeigte es sich: diese einseitige Pflege des Innenlebens, des schönen Geschmackes, der Freude an der Form trug doch einen mächtigen sittlichen Kern in sich. Die deutsche Aufklärung und der auf ihren Schultern stehende Idealismus hatten nichts von der Frivolität der englischen und dem Sarkasmus der französischen Aufklärung. Die Gedanken Luthers hatten in Lessing und Herder, in Kant, Schiller und Fichte gezündet. Das Innenleben war stark genug, um Opfer für das am Boden liegende Vaterland zu bringen. Auch Schleiermacher bewies, daß er mehr war als ein schwärmender Romantiker, der nur in Freundschaft und Liebe zu gleichgestimmten Seelen erglühte.

Die Stunde der Gefahr fand ihn gerüstet. Schon 1800 hatte er, sein Zeitalter tadelnd, gerufen: Wo ist die Liebe zum Staat, „die lieber das Leben wagt, als daß das Vaterland gemordet werde?" Er hatte das Ideal des Staates, der nur Nachtwächterdienste tun solle, gegeißelt. „Alle glauben, der sei der beste Staat, den man am wenigsten empfindet, und der auch das Bedürfnis, daß er da sein müsse, am wenigsten empfinden lasse." Mit Unrecht betrachte man den Staat, „das schönste Kunstwerk des Menschen, wodurch er sein Wesen auf die höchste Stufe stellen soll, nur als notwendiges Übel, als ein unentbehrliches Maschinenwerk, um seine Gebrechen zu verbergen". (Monologen 1800, Kap. III, S. 84).

Schleiermacher war aber ebenso weit davon entfernt, eine Omnipotenz des Staates vertreten zu wollen, wie sie Fichte und Hegel befürworteten. Der Staat müsse die wissenschaftliche Forschung und Spekulation ebenso sehr freilassen wie den religiösen Glauben. Er hat auch niemals die einseitig kosmopolitische Schwärmerei vieler Zeitgenossen geteilt. Er war sich der hohen Bedeutung des Volkstumes klar bewußt. Er sah ein, daß auch alle Wissenschaften und Künste nationalen Charakter tragen müssen. Das Ziel ist ihm freilich ein Zustand, in dem die Staaten in friedlicher Gemeinschaft verbunden sind.

Mächtig wurde Schleiermacher durch den Krieg von 1806 aus seiner Bahn geworfen. Seine erst zwei Jahre vorher begonnene und sogleich blühende akademische Lehrtätigkeit in Halle wurde durch einen Federstrich Napoleons I. zerstört. Franzosenfeindliche Umtriebe von Studenten und Professoren sollten in Halle vorgekommen sein. Daher befahl der Imperator im Oktober 1806, die Universität Halle zu schließen und die Studenten auszuweisen. Jetzt wurde für Schleiermacher die Kanzel die Stätte, von der aus er eine weitgreifende Bewegung entzündete. Er hatte bisher gelehrt, man solle das Göttliche nicht jenseits der Welt suchen. Sondern das von göttlichem Leben durchglühte Universum anschauen und den schaffenden Lebenshauch des Gottesgeistes in der Welt zu spüren, das sei Religion. Die äußere Natur sei nur der Vorhof zum Heiligtum. Der Menschengeist sei

der Spiegel des Ewigen. Das Höchste aber sei, in der Menschengeschichte ein hehres Schicksal, ein Erziehungs- und Erlösungswerk der ewigen Liebe zu sehen. Jetzt zeigte es sich, daß dies nicht leere Worte waren, daß Religion ihm nicht wie anderen Romantikern ein Spiel dichterischer Phantasie für müßige Stunden war.

Wie mehrmals im Leben hatte er eine geradezu prophetische Ahnung, als er schon am 26. Juni 1806 an Charlotte von Kathen schrieb: „Glauben Sie mir, es steht bevor, früher oder später, ein allgemeiner Kampf, dessen Gegenstand unsere Gesinnung, unsere Religion, unsere Geistesbildung nicht weniger sein werden als unsere äußere Freiheit und äußeren Güter, ein Kampf, der gekämpft werden muß, den die Könige mit ihren gedungenen Heeren nicht kämpfen können, sondern die Völker mit ihren Königen gemeinsam kämpfen werden, der Volk und Fürsten auf eine schönere Weise, als es seit Jahrhunderten der Fall gewesen ist, vereinigen wird, und an den sich jeder, wie es die gemeinsame Sache erfordert, anschließen muß." „Mir steht schon die Krisis von ganz Deutschland — und Deutschland ist doch der Kern von Europa — ebenso vor Augen, wie Ihnen jene kleinere. Ich atme in Gewitterluft, und wünsche, daß ein Sturm die Explosion schneller herbeiführe; denn an Vorüberziehen ist, glaube ich, nicht mehr zu denken." Sein Seherauge hatte nur zu deutlich die kommenden Ereignisse vorausgeschaut. Nun aber galt es, das Ewige in ihnen nicht bloß zu schauen, sondern auch entsprechend zu handeln. Er deutete von der Kanzel wie auch im gewöhnlichen Leben die in rasender Hast sich abwickelnden Ereignisse. Preußen brach zusammen; bleiche Angst erfaßte alle Gemüter. Viele waren um ihr kleines Leben und persönliches Eigentum viel mehr besorgt als um das Ganze. Sie rüttelte Schleiermacher in einer mächtigen Predigt auf: „Was wir fürchten sollen und was nicht." Angst verdirbt den ganzen Menschen. Aus Furcht unterläßt er das Gute. Mut ist nicht eine Tugend neben anderen, die man haben oder nicht haben kann. Mut in dieser schweren Zeit gehört als notwendiger Bestandteil zum Ganzen des Charakters. Gottesfurcht ist das einzige, was über die kleinliche Angst hinweghilft. Diese Predigt, am Neujahrstage 1807 gehalten, richtete noch zwei Jahre später den Freiherrn von Stein auf, als er, vor Napoleons Zorn flüchtend, sich um Neujahr 1809 über die österreichische Grenze retten mußte. Er las sie damals und durfte sich sagen, daß er nicht aus Angst sich zu Schlechtem hatte hinreißen lassen.

Schleiermacher suchte durch das Verwirrende der sich drängenden Ereignisse hindurch das Walten einer höheren Macht zu schauen. Er zeigte, daß die Nemesis alles Veraltete, Hohle hinwegblasen mußte. Er hielt aber nicht zum Ausruhen und Betrachten mahnende Predigten, sondern er wies auf Tat und Opfer, auf Wiedergeburt und Neuschöpfung hin. So wurde er der erste und gewaltigste politische Prediger des Protestantismus. Denn ohne viel Schmuck, frei von aller Künstelei sprach er nur das aus, was ihn an allen Geschicken des Vaterlandes als das Ewige ansprach. Die einfache schlichte sittliche Aufgabe, die sich jedem aufdrängen mußte, schob er mit solcher Energie den Menschen ins Gewissen, daß jeder mit fortgerissen wurde. In

jenen Tagen fühlte er, daß sein Leben unauflöslich mit seinem engeren Vaterlande Preußen verbunden war. Während Hegel, der spätere preußische Staatsphilosoph, für Napoleon schwärmte und ihn als Verkörperung der Weltseele betrachtete, ließ Schleiermacher die kühnen Worte drucken: „Ich möchte herausfordern den Mächtigsten der Erde, ob er dieses nicht auch durchsetzen wolle (die gewaltsame Wiedervereinigung des Protestantismus mit der katholischen Kirche), wie ihm alles ein Spiel ist, und ich möchte ihm dazu einräumen alle Kraft und List; aber ich weissage ihm, es wird ihm mißlingen, und er wird mit Schanden bestehen. Denn Deutschland ist immer noch da, und seine unsichtbare Kraft ist ungeschwächt, und zu seinem Beruf wird es sich wieder einstellen mit nicht geahndeter Gewalt." (Nachrede zur 2. Aufl. der „Reden über die Religion", 1806.) Er konnte die Bewunderung des großen Eroberers, der vielen eine göttliche Mission zu haben erschien, nicht mitmachen. Schleiermacher sah wohl ein, daß Umwälzungen notwendig seien. Aber an eine dauernde Herrschaft des Korsen konnte er nicht glauben. Kann man Napoleons Regime besser charakterisieren als mit den kurzen Sätzen, die er auf Grund eigener Anschauung des französischen Heeres am 12. Januar 1807 an Friedrich von Raumer schrieb: „Der Herrscher hat zu wenig den Sinn eines Königs; alles scheint nur darauf berechnet zu sein, einen unsicheren Emporkömmling durch Benutzung jedes niedrigen Interesses zu befestigen."

Es waren nicht bloß tote Worte, die Schleiermacher von der Kanzel aus erschallen ließ. Das fühlten alle seine Zuhörer, daß der ganze Mann hinter seinen Worten stand. Er war bereit, alles selbst zu tun, was er seinen Hörern zumutete. Ein vorteilhafter Ruf als Pfarrer nach Bremen erging an ihn, als er nicht wußte, wovon er in den nächsten Wochen existieren würde. Aber er lehnte ihn ab. So lange noch Salz und Kartoffeln aufzutreiben seien, könne man zur Not leben. Sein Schicksal war mit dem Preußens verbunden. Als es feststand, daß Halle an das neugegründete Königreich Westfalen unter die Regierung von Napoleons Bruder Jerome kommen werde, verlegte Schleiermacher seinen Wohnsitz nach Berlin. Hier konnte er noch ganz anders für die Wiedergeburt Preußens wirken. Er steht in vorderster Reihe in der Patriotenpartei, der wir die nationale Erhebung verdanken. Fichtes Reden an die deutsche Nation, Schleiermachers Predigten und Ernst Moritz Arndts Kriegs- und Wehrlieder entfachten den Geist, durch den die Freiheitskriege gewonnen wurden. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn Steffens („Was ich erlebte", VI, 271 f.) von Schleiermacher schreibt: „Es gibt keinen, der wie er die Gesinnung der Einwohner hob und adelte und in allen Klassen eine nationale, eine religiöse, eine tiefere geistige Ansicht verbreitete. Berlin ward durch ihn wie umgewandelt und würde sich nach Verlauf einiger Jahre in seiner früheren Oberflächlichkeit selbst kaum wieder erkannt haben. Sein mächtiger, frischer, stets fröhlicher Geist war einem kühnen Heere gleich in der trübsten Zeit."

Die Schwierigkeit einer politischen Predigt liegt darin, daß ein Prediger sich nicht in Allgemeinheiten halten soll. Andrerseits aber, sobald er in die

konkreten Fragen eindringt, muß er Partei ergreifen. Da er selbst aber kein fehlloses Urteil hat, ist die Gefahr groß, daß er ungerecht gegen Andersdenkende wird, das Christentum nur mit einer bestimmten politischen Stellungnahme für vereinbar hält und den Gegnern nicht bloß Verstand, sondern auch Frömmigkeit abspricht. Schleiermacher hat diese Gefahr überwunden, z. B. in der Predigt, die er 1808 mit Bezug auf die großen Reformen Steins, die Befreiung der Bauern hielt. Es gab, besonders im Adel, viele Gegner Steins und seines Werkes. Schleiermacher mahnte Freunde wie Feinde der neuen Ordnung, die persönlichen egoistischen Gedanken und Privatinteressen zurückzustellen und darauf zu achten, welche Förderung das Ganze des Volks durch die bevorstehende Änderung habe. Diese Aufgabe hat sicher die auf politische Verhältnisse eingehende Predigt, von höherer Warte aus das sittlich Gute bei allen Ereignissen und Parteibewegungen herauszustellen. Mag der einzelne Prediger noch so sehr irren können, mag die Schwierigkeit der Aufgabe viele zurückschrecken: unternommen muß es doch immer werden, so gewiß Gott nicht jenseits der Welt waltet, sondern im irdischen Leben und seiner Geschichte zu spüren ist. Schleiermacher war es ganz natürlich, das Ewige zu schauen. Die fromme Weltbetrachtung war mit seinem innersten Leben eng verbunden. So brauchte er nur sein unmittelbares Gefühl auszusprechen. Die Wirkung fehlte dann selten.

Der unerträgliche Druck, der seit 1806 auf Preußen lastete, trieb Schleiermacher in die Partei der Patrioten, die lieber ein rasches Losschlagen wollten, als den schimpflichen Frieden noch länger zu ertragen. Schleiermacher gehörte zu denen, die eine allgemeine Volkserhebung in der Stille vorbereiteten. Diese sollte dann den zaudernden König mit sich fortreißen. Komitees, die in dieser Richtung wirkten, bildeten sich hin und her. Schleiermacher übernahm in ihrem Auftrage im August und September 1808 eine Reise nach Königsberg, bei der er dem Prinzen Wilhelm (dem Älteren) und seiner Gemahlin nahe trat; auch mit dem Minister von Stein hatte er Unterredungen. Aber gerade damals wurde dieser gestürzt, und der König wandte sich den Friedensfreunden zu. Tieftraurig kehrte Schleiermacher von dieser Reise zurück. Er galt den französischen Machthabern bereits als verdächtig. So wurde er im Herbst 1808 vor den Marschall Davoust, den Befehlshaber der französischen Truppen in Berlin, vorgefordert. Dieser hielt ihm eine Rede, in der er ihn als »tête chaude et ardente« mit harten Worten anließ. Schleiermacher hatte in solchen Augenblicken ein hohes Maß von Unerschrockenheit. Er fragte, was denn eigentlich Spezielles gegen ihn vorliege. Als Davoust nichts einzelnes nennen konnte, war der Sturm abgeschlagen.

Leider sind die schönsten patriotischen Predigten Schleiermachers aus dem Jahre 1813 uns nicht erhalten. Der Schreiber, der 1812 alles aufgezeichnet hatte, war so hingerissen, daß die Feder ihm entsank und er nur still zuhören konnte. Doch haben wir Nachrichten von Eylert, wie mächtig Schleiermacher die Gemüter zu entflammen wußte. „Auch jetzt ist eine Zeit, in der die alten Wunder sich wiederholen: Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören, Tote stehen auf, und den Armen wird das Evangelium

verkündigt. Selig aber sind die, die all dies erleben, ja selber zum Kommen der neuen Zeit beitragen."

Doch die große Zeit der Erhebung endete nicht so rühmlich, wie sie begonnen hatte. Es fehlte der Regierung nach 1813 der große, weitblickende Sinn von Männern wie Stein und Scharnhorst. Das sollte Schleiermacher nur zu bald erfahren. Das Volk wurde um die Früchte des Freiheitskrieges betrogen.

Schleiermacher erkannte ebenso wie die meisten der Patrioten der Freiheitskriege, daß die Frucht der großen Siege eine konstitutionelle Monarchie sein müsse. Ein Volk, das in seltener Begeisterung für das Vaterland sein Letztes zu opfern bereit gewesen war, konnte erwarten, daß es von jetzt an selbst den ihm gebührenden Anteil am verfassungsmäßigen Leben des Staates erhalte. Die absolute Monarchie Friedrichs des Großen war unmöglich geworden. Es gab im Staate Friedrich Wilhelms III. keinen seine Zeit überragenden großen Staatsmann, nachdem Stein für den König unbequem geworden war. Die Angst vor der Revolution war die treibende Kraft fast aller Regierungsmaßnahmen. Selbst so besonnene Männer wie Schleiermacher wurden als kleinliche Revolutionäre, als verkappte Jakobiner angesehen. Ihr Hauptverbrechen war, daß sie eine Konstitution forderten, die der König bereits zugesagt hatte. Es fehlte nicht viel, so wäre im Jahre 1823 Schleiermacher abgesetzt worden. So wenig vertrug der preußische Staat ein freies, unbefangenes Wort der Kritik, und in so unglaublich kleinlicher Weise wurde bereits 1813 die Zensur gehandhabt. Wurde doch selbst die in großem Stile gedachte politische Zeitung „Der preußische Korrespondent", die zuerst Niebuhr, dann Schleiermacher redigierte, zum Eingehen genötigt.

Die Furcht vor der Revolution zeitigte auch auf kirchlichem Gebiet die übelsten Früchte. Die evangelische Kirche brauchte als dringendstes Erfordernis ein Organ, durch welches die Gemeinden ihre Wünsche äußern konnten. Die Kirche war in Nordostdeutschland Pastorenkirche geworden. Weil die Gemeinden keine Möglichkeit hatten, mitzuarbeiten oder auch nur mitzureden, wurde die Kirche immer unpopulärer. Bei der Einführung der Union zwischen Lutheranern und Reformierten 1817 hätte es nun nahe gelegen, die synodalen Einrichtungen zu übernehmen, die sich seit der Reformation Jahrhunderte hindurch bei den Reformierten in Westfalen und in der Rheinprovinz, in Schottland, in Frankreich, in der Schweiz bewährt hatten. Schleiermacher wurde nicht müde, auf dies dringende Erfordernis der Zeit immer wieder hinzuweisen. Vergebens! Die Angst vor einer Konstitution im Staat erzeugte die gleiche Angst vor einer kirchlichen Verfassung. Über ein halbes Jahrhundert mußte die evangelische Kirche warten, bis ihr brennendstes Bedürfnis erfüllt wurde.

Schleiermacher ließ sich trotz aller übeln Erfahrungen, die die politische Lage mit sich brachte, doch nicht in eine prinzipielle Opposition hineintreiben. Er sehnte sich freilich zuweilen aus Preußen hinaus in freiheitlichere Verhältnisse hinein. Als die Regierung im Jahre 1822 noch dazu den Versuch machte, die Professoren, Pfarrer, Lehrer nach einem vom Hofprediger Eylert

angegebenen Rezept zu überwachen und die Christlichkeit mit Staatsmitteln zu befördern, führte er oft das Goethewort im Munde:

Könnt ich irgendwie verdienen,
Mich von diesem Volk zu trennen,
Das mir Langeweile macht!

Er hielt schließlich doch aus in dem Gefühl, daß die Lehr- und Lernfreiheit sich nicht gewaltsam unterdrücken lasse, und hoffte auf bessere Zeiten. Er jauchzte durchaus nicht, wie viele Zeitgenossen taten, der Pariser Julirevolution vom Jahre 1830 zu. Er wünschte nicht, daß dieser Geist nach Deutschland verpflanzt würde, wie es das „Junge Deutschland" wollte. Schleiermacher war weit davon entfernt, eine Staatsumwälzung mit Gewalt herbeiführen zu wollen oder gar eine republikanische Verfassung zu ersehnen. Er blieb treu monarchisch, und wie ein schönes patriarchalisches Verhältnis trotz aller Mißstimmungen zwischen dem König und der Bevölkerung von Berlin und Potsdam herrschte, so beseelte eine persönliche Verehrung des vielgeprüften, lauteren Monarchen auch Schleiermacher, eine herzliche Anteilnahme an seinem Leben, eine Hochschätzung seines Familienlebens. Schleiermacher hat oft genug dieser Empfindung Ausdruck verliehen. Nach dem unglücklichen Krieg 1806 drängte es ihn nach Berlin, damit er dort vielleicht dem verehrten Monarchen ein Wort des Trostes sagen könne. Denn der König bedurfte gar sehr, daß ihn jemand aufrichte. Diesen Dienst hat allerdings nicht Schleiermacher, sondern Ludwig Borowski in Königsberg dem König erwiesen. Aber 1822 bei dem 25jährigen Regierungsjubiläum des Königs konnte Schleiermacher aus vollem Herzen über den Text predigen: „Wer ein treues Herz hat und eine liebliche Rede, des Freund ist der König." Obwohl die Untersuchung gegen ihn im Gange war, ließ er sich nicht zum Unwillen gegen die Person des Königs hinreißen. Und dieser scheint auch Schleiermachers Gegnerschaft in Sachen der Kirchenagende allmählich ruhiger hingenommen zu haben, als er sonst gerade in solchen Fragen gestimmt zu sein pflegte. Er hat Schleiermacher als einen gediegenen Charakter voll gründlicher Kenntnisse und aufrichtigen, für das Wohl der Kirche besorgten Bestrebens immer mehr geschätzt.

Schleiermacher wurde im Februar 1831 in einem Artikel des Pariser „Messager des chambres" in einer Korrespondenz, die aus Berlin stammen wollte, gefeiert als „der große Schleiermacher, der erste christliche Redner Deutschlands, der der Führer der Liberalen sei, auf deren Seite alle einsichtsvollen Männer stünden". Schleiermacher schrieb eine in der „Staatszeitung" erschienene Erklärung, in der er die hohen Prädikate ablehnte. Von den Männern der Julirevolution wollte er nicht als „Liberaler" gepriesen sein. Er wollte nicht eine zerklüftende Parteibildung, weder im Staat noch in der Kirche. Er hat zwar eine solche nicht aufhalten können. Aber wertvoll genug bleibt auch für uns heute Schleiermachers opferbereiter Patriotismus, sein mannhaftes Eintreten für eine gesunde konstitutionelle Regierung, sein Kampf gegen die Reaktionstendenzen und schließlich seine ehrliche Mitarbeit für das Ganze, frei von kleinlicher Verbitterung.

Es wäre interessant, wenn man Einflüsse von dem politischen Denken Schleiermachers auf Bismarck nachweisen könnte. Bismarck hat den Konfirmandenunterricht Schleiermachers besucht und ist von ihm Ostern 1830 konfirmiert worden. Schleiermacher hat im Unterricht nicht bloß das Gefühlsleben der Kinder geweckt, viel stärker suchte er ein energisches Nachdenken über religiöse wie ethische Fragen anzuregen. So ist es nicht unmöglich, daß eine oder die andere Unterrichtsstunde auch Bismarcks nationales Empfinden stark in Schwingungen versetzt haben könnte und etwa die Einheit von monarchischer Treue und freiheitlichem Empfinden in Bismarcks jugendlicher Seele einen Nachhall gefunden hätte. Doch hat Bismarck sich nie über etwaige Einflüsse Schleiermachers ausgesprochen, leitet vielmehr das liberale Moment seiner Gedanken aus den Traditionen seiner Mutter und des bürgerlichen Kreises her, aus dem sie stammte. Wohl aber, so dürfen wir annehmen, würde Schleiermacher das Lebenswerk Bismarcks freudig begrüßt haben.

Vor allem fällt auf, wie klar Schleiermacher in seinem „politischen Glaubensbekenntnis" vom 12. Juni 1813 die Notwendigkeit eines starken, die Freiheit garantierenden Kaisertums erkannte. Er schreibt auf Friedrich Schlegels Anfrage folgende Antwort: „Darum ist nach der Befreiung mein höchster Wunsch auf ein wahres deutsches Kaisertum, kräftig und nach außen hin allein das ganze deutsche Volk und Land repräsentierend, das aber wieder nach innen den einzelnen Ländern und ihren Fürsten recht viele Freiheit läßt, sich nach ihrer Eigentümlichkeit auszubilden und zu regieren." „Sobald von einem Kaisertum die Rede ist, kann wohl niemand anders als an Österreich denken. Ob dieses aber eine solche Garantie in sich hat, ob es sich wohl bei der so scharfen Trennung der Norddeutschen und Süddeutschen, der Katholiken und Protestanten ein so allgemeines Vertrauen erwerben würde, weiß ich nicht." Schleiermacher spricht den Gedanken eines Kaisertums unter Preußens Führung nicht aus. Es ist aber wahrscheinlich, daß er nur Schlegel gegenüber, der Metternichs Geschäftsführer war, diese Konsequenz nicht hat ziehen wollen. Gerechnet hat er sicher mit dieser Möglichkeit, die schließlich durch Bismarcks Staatskunst Wirklichkeit geworden ist.

Die Mälarpiraten.

Von

Sigfrid Siwertz.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Georg ergreift das Steuer.

Die Windrose fuhr über eine große Bucht im westlichen Teil des Mälarsees. Fabian saß rittlings auf dem Steuer, ungewaschen, dick und sonnverbrannt. Die Schrotbüchse lag neben ihm, und er gab von Zeit zu Zeit einen Fehlschuß auf einen Tauchervogel ab. Dann zündete er sich eine große Zigarre an.

„Hört mal, Wickelkinder, was, glaubt ihr, würde der Lachshändler sagen, wenn er mich jetzt sehen könnte?" murmelte er seelenvergnügt und folgte mit dem Blick den sachte forttreibenden Rauchringen.

Man wußte nun, wem die Windrose mit all ihren schönen Vorräten gehörte, denn man hatte an einem Flaschenkorb einen Adressenzettel gefunden.

Georg steckte sein sorgenvolles Gesicht aus der Luke: „Du darfst nicht gar so sicher sein, Fabian, denn wir haben auch die Jolle genommen, und die kann doch unmöglich untergegangen sein, da sie ans Land gezogen war. Eines schönen Tages sitzen wir fest, mein Lieber."

Fleckig wie ein Möwenei, denn die Farbe hatte zum Übermalen nicht gereicht, lag die Jolle hinter ihnen, schwang hin und her, hüpfte in den Wellen und folgte ihnen beständig wie das schlechte Gewissen der bösen Tat. Aber Fabian nahm es nicht so schwer.

„Ach was, es ist eben eine große Sturzwelle gekommen und hat sie fortgeschwemmt, verstehst du," murmelte er und ließ Erik Kissen und Polster herbeischleppen, so daß er wie in einem Bett lag und mit der großen Zehe steuerte.

„Ja, aber das ist doch total unmöglich, Fabian, die Jolle lag doch ganz windgeschützt," beharrte Georg.

„Sei still und laß mich in Frieden rauchen, du Jammerlappen. Ist es überhaupt nicht schon Zeit, das Mittagessen zu kochen?"

Fabian hatte sich mit der Situation abgefunden. Er ließ es sich wohl sein, und um alles andere scherte er sich den Teufel.

Georg kehrte wieder in die Kajüte zurück, saß auf den Samtpolstern und grübelte, den Kopf in die Hände gestützt. Er war düster und mißmutig, denn er wußte, daß alles nicht so war, wie es sein sollte. Er litt unter seiner Machtlosigkeit, aber nicht ehrgeizig, sondern sachlich, denn er fühlte, daß in ihm das bessere Wissen verletzt wurde.

Fabian hatte sich gleich von Anfang an zum Kapitän aufgeworfen, und niemand war es eingefallen, darüber ein Wort zu verlieren. Ein paar gute und listige Vorschläge sowie das Stibitzen der Farbentuben hatten ihn in den Geruch erstaunlicher Voraussicht gebracht. Aber Georg begann jetzt klarer in die Sache zu sehen. Fabian war wohl gut zu gebrauchen, um den Leuten Bären aufzubinden, denn frech und verschlagen war er. Aber das half nichts auf dem Wasser, beim Segeln. Die See, die mußte man ganz anders nehmen. Da durfte man nicht so faul sein und alles nur aufs Geratewohl machen, denn da konnte es schief gehen. Und jetzt in letzter Zeit taugte Fabian nicht einmal recht zu Diebsstreichen, denn das Wohlleben hatte ihn gegen alle Gefahren abgestumpft, und er war gar nicht mehr so schlau und tüchtig wie früher. Er saß nur da und aß und trank und rauchte und erließ Befehle: Pumpen! Es wurde gepumpt. Auftragen! Es wurde aufgetragen. Abwaschen! Es wurde abgewaschen. Und er paffte weiter und sah zu und schimpfte höchstens noch. Aber weiß Gott, ob er nur das Großsegel hissen oder den Anker hätte aufziehen können, wenn es dazu gekommen wäre! Und Kompaß oder Seekarte sah er überhaupt nie an, so daß es ein wahres Glück war, daß das Wetter schön blieb, denn sonst wären sie schon längst aufgefahren.

Gleich nach dem großen Mittagessen bei Graf Leerhousen hatten Georgs Leiden begonnen. Damals war es allerdings nichts Schlimmeres gewesen, als daß sie einem großen schönen Kutter voll lachender und zechender Herren in weißen Ruderjacken begegnet waren; und der dickste und röteste von allen, der am Steuer saß, war aufgesprungen, hatte den Jungen mit der Faust gedroht und gerufen: „Zieht doch die Großsegelschote ein, ihr dummen Jungen! Oder segelt ihr vielleicht mit Mutters Hemd, ihr Lausbuben?“

Nun war es so, daß Georg ohnehin eingezogen hatte, aber da hatte Fabian ihn eine Landratte gescholten und Erik befohlen, wieder aufzuziehen.

Am nächsten Tage lagen sie bei Mittwind in einem schmalen Sund, und da schrie Georg: „Paß auf, Fabian! Hinter der Landzunge ist ein andrer Wind!“

Aber Fabian trommelte aufs Verdeck und hörte den Teufel auf ihn.

Nun, und dann drehte sich der Wind, und Erik bekam den Unterbaum an den Kopf, so daß er stöhnend auf den Boden fiel, und gleich darnach waren sie im Lehm aufgefahren und konnten das Boot nicht flott kriegen, bis ein Bugsierboot kam und ihnen einen Ruck gab.

Den Tag darauf streiften sie eine Sandbank, so daß der Kaffee im Kessel überlief und dem armen Erik, der bald keinen heilen Fleck am Leibe mehr hatte, das Knie verbrühte. Aber Fabian schimpfte nur, weil er den Kaffee verschüttet hatte.

Nach diesem Vorfall war es Georg, als erwachte er aus einem Traum. Und er machte sich sofort ernsthaft daran, die Schiffahrt zu erlernen. Er saß unten in der Kajüte mit den Segelhandbüchern des Lachshändlers vor sich, und bald wußte er aufs Jtüpfelchen, wie die Flagge gehißt wird, wie die Segel stehen müssen und wie stark man gegen den Wind kreuzen darf. Niemand konnte ihm in Bezug auf den Kompaß, die Seezeichen und dergleichen mehr ein X für ein U vormachen, und die Signale wußte er und die Regeln zur Vermeidung eines Zusammenstoßes und alle Abkürzungen der Seekarte. Dann praktizierte er im geheimen, lernte sich auf der Seekarte orientieren, Kurs nehmen und zwischen zwei Riffen hindurchlavieren.

Aber als er dann fertig war, und es galt, all diese Wissenschaft anzuwenden, da gab etwas in ihm nach und versagte. Er sah alle Mißgriffe Fabians, aber vermochte nicht länger im guten erfolglos zu warnen und war allzu bescheiden, um zu meutern. Darum kroch er in die Kajüte und litt in der Stille, doch in der heimlichen Zuversicht, daß sein Tag schon einmal kommen werde . . .

Georg durchlebte in Gedanken all dies, wie er da unten in der Koje der Windrose, an eine Brotkiste gelehnt, saß, und mit geheimer Selbstverachtung und stummen Anklagen ob seiner Feigheit begann er den Petroleumkocher fürs Mittagessen zu reinigen.

Da stürzte plötzlich die Brotkiste auf die Erde, und Georg fiel mit dem Kopf auf den Schnellsieder. Die Windrose schaukelte sich heftig, und das Strahlenbündel, das eben noch durchs Ventil geschimmert hatte, war verschwunden. Nach einem kurzen Seitenblick auf den kleinen Messingbarometer, der auf 740 stand, eilte Georg hinauf.

Auf der Windseite war es grau, aber noch kein hoher Seegang. Georg wußte, wie übertakelt die Windrose war, mit Topp- und Klüversegel, er sah Fabian fragend an, hütete sich aber wohl, etwas zu sagen. Jetzt hilf dir nur selbst, dachte er.

Fabian saß ganz behaglich auf dem Verdeck, zog an seiner ausgegangenen Zigarre und pfiff übermütig. Aber als es ihm in den Nacken zu spritzen begann, wurde er zornig.

Die Windrose tauchte schon das Deck ein, und es war schwer, sich luvwärts zu halten. Fabian hatte die Schote des Großsegels angezogen, konnte es aber nicht ganz bergen, so daß es halb gebläht stand und wie ein Schuß knallte, wenn er lavierte. Die Windrose verlor die Fahrt, und als er wieder abfiel, legte sie sich auf die Salonventile.

„Es wird feucht," murmelte Fabian.

„Du bist doch der Kapitän! Was sollen wir jetzt tun?" rief Georg.

„Hast du wieder mal Angst, du Hasenfuß!" murrte Fabian. „Es geht flott."

Die Windrose kam nicht vorwärts, sie lag in einer Wolke von stäubendem Schaum und stampfte mit schmetternden Segeln. Georg war vor Wut ganz weiß im Gesicht, aber er verhielt sich doch zuwartend, saß zusammengeduckt und tropfennaß da und verschlang Fabian mit den Augen.

Die Mütze flog Fabian vom Kopf, und eine Welle spülte über seinen Rücken. „Teufel auch, ich falle ab und fahre mit dem Wind! Auf diese Art wird man ja so naß wie ein Hering!"

„Weißt du, was geschieht, wenn du abfällst?" Georg war so außer sich, daß die Stimme sich überschlug, und er glaubte, zu ersticken. Er konnte nicht länger still sitzen, sondern fuhr auf wie ein Blitz und lief, auf der äußersten Kante des Decks balanzierend, mitten durch den Gischt zum Mast. Es gelang ihm, die schwere Toppsegelstange herabzubekommen und sie leidlich auf dem Deck zu befestigen. Das Klüversegel ließ er ins Wasser gleiten, aber barg es mit der Schote.

Mit Fock- und Großsegel schlug sich die Windrose so einigermaßen durch. Georg ging nach rückwärts, bis auf die Knochen naß, zitternd vor Aufregung, und verschwand in die Kajüte, um einen Blick auf die Seekarte zu werfen. Dann setzte er sich wieder dicht neben Fabian.

„Weißt du, wie das Fahrwasser vor uns ist, Fabian?" rief er.

Fabian antwortete: „Das wirst du doch selbst sehen, Dummkopf."

Georg maß mit dem Auge den Abstand zur nächsten belaubten Insel und zog eine gerade Linie zwischen ihr und der felsigen Landzunge des fernen Strandes. Sein Auge verweilte hartnäckig auf einem Punkt draußen im Wasser auf der Seeseite, und er ballte die Faust gegen Fabian.

„So, hier ist feines Fahrwasser, hier! Wenn wir an dieser Stelle auffahren, sind wir des Todes, weißt du das?"

Fabian war ganz grau im Gesicht, seine Zähne schlugen aufeinander, aber er klammerte sich trotz alledem an das Steuerruder. Zwei Minuten ließ Georg ihn noch gewähren, dann aber wies er nach vorn, wo die Wellen steil wie Berge wurden und in langen Streifen rauchenden Schaums zerstoben. Und er stand auf, drängte Fabian mit aller Kraft fort, so daß er kopfüber auf den Schiffsboden taumelte, drückte dann das Steuer mit dem Fuß auf die Leeseite und zog mit beiden Händen die Leine des Großsegels ein. Auf etwa zehn Bootlängen von der Brandung gelang es ihm wirklich, gegen den Wind zu wenden, was bei dem hohen Seegang nicht leicht war.

Georg wußte, daß die Laubinsel wie eine Mondsichel geformt war und einen leidlichen Hafen abgab. Nach einigen Stunden war es ihm tatsächlich gelungen, das Boot, halb voll Wasser, dorthin zu bringen.

Hier wurde gepumpt und frisch getakelt, während Fabian stumm wie ein Fisch zusah. Dann segelte man weiter, denn Georg wußte, daß ein Wind, der so heftig kommt, oft rings um den ganzen Kompaß geht, und dann war es aus mit ihrem Windschatten, und das Boot kam in Gefahr.

Mit richtig gehißten Segeln lag die Windrose wie ein Vogel auf dem Wasser, und es war eine Freude, am Steuer zu sitzen. Georg vergaß ganz, Fabian zu zürnen. Er saß da mit leuchtenden Augen und sah die gespannten schwellenden Segel an und genoß das listige Spiel des Kreuzens gegen Wind und Welle. Und er liebkoste das Steuerruder, das auf einem gut geriggten Boote einem Zeiger gleicht, an dessen Bewegungen in der Hand man gleichsam den Elementen ihre feinsten Geheimnisse ablesen kann.

Ebensowenig fiel es Georg ein, daß Fabian böse auf ihn sein könnte. Er saß da ohne Hintergedanken und Argwohn, schwelgte in schönen Fachausdrücken und rühmte sein Boot wie ein alter Seebär.

„Du, Fabian, das geht schön!" rief er in seiner unschuldigen Freude. „Hab ich jetzt nicht fein gewendet? Weißt du, sie hat ihre Launen, die Windrose, aber wenn man sie nur zart anfaßt, geht es famos. Man darf beim Wenden das Steuer nicht ganz herum reißen, siehst du, denn dann verliert sie den Schwung und kommt nicht ringsherum. Und dann muß man das Großsegel so lange als möglich einhalten, verstehst du? Ja, es ist doch eine flotte Schute . . . geh, sei so gut und reich mir mal die Karte."

Fabian saß auf dem besten Platz, ganz windgeschützt, spielte mit den Segelleinen und knirschte voll Wut. Er stieß Erik hinunter nach der Seekarte. Der gute Georg merkte noch immer nichts.

Es begann sich schon ein wenig aufzuheitern. Die Abendsonne kam, groß und rot, und legte sich auf einen Wald, weit oben im Nordwesten. Sie hielten sich im Schutz einer langen, bewaldeten, rauschenden Insel.

Da begann Fabian näher an das Steuerruder heranzurücken.

„Du, hör mal, jetzt würde das Essen gut schmecken."

„Ja, freilich," meinte Georg und sah wieder auf die Karte.

„Also, warum gehst du nicht hinunter und machst es zurecht?"

„Mach's selbst," sagte Georg. „Heut abend muß ich uns ans Land steuern, denn hier ist es gefährlich."

Fabian rückte immer dichter an Georg heran. Schon hatte er seine Hand an dem Steuer. Aber da zuckte es wie große schwarze Flammen übers Wasser, denn es war nun aus mit der schützenden Küste, und der Wind erhob sich nach Sonnenuntergang wieder stärker.

Fabian begab sich an seinen früheren Platz zurück.

Aber dann legte sich der Wind wieder, und da kam Fabian zum zweiten Male nach rückwärts und versuchte, Georg vom Steuer wegzustoßen.

„Hörst du nicht, daß ich hungrig bin?"

Georg schwieg und klammerte sich fest ans Steuer. Erik spürte, daß etwas in der Luft lag, und schlich zu Georg hinüber. Er war feuerrot im Gesicht, stampfte aufs Verdeck und ballte seine kleinen Fäuste gegen Fabian, keck wie ein Rohrspatz.

„Nimm dich in acht, du . . . du! Wie war's denn, als der Direktor dich über die Bank legte?"

Fabian stand einen Augenblick stumm mit düsteren Augen da und erwog seine Chancen. Er beschränkte sich darauf, Erik in den Arm zu kneifen, und sank dann wieder auf seinen Platz zurück.

Georg verwandte keinen Blick von dem Lande vor ihm. Er wußte, wenn er jetzt auffuhr, war er verloren.

Aber alles ging gut. Leicht wie ein Schwan glitt die Windrose zwischen den Sandklippen durch, und der Anker senkte sich in einer runden, spiegelklaren Bucht mit weichem Schilfband unter den dunklen Tannenrändern.

An Bord zu schlafen, daran war nicht zu denken, denn alles war patschnaß. Man packte die Jolle voll, um auf dem Lande ein Zelt aufzurichten, unter den Tannen ein Feuer zu machen und die Sachen zu trocknen. Georg saß schon an den Rudern, um die erste Ladung zu verfrachten, als Fabian Erik, der mit sollte, zurückdrängte, selbst an Bord sprang und abstieß.

Georg ruderte langsam ans Land. Sein Herz klopfte zum Zerspringen. Jetzt galt es, jetzt mußte es kommen, das Unvermeidliche. Er starrte Fabians Gesicht an, die dunklen, geschwungenen Brauen, den schönen, bösen Mädchenmund. Das war das Gesicht, von dem er nachts bisweilen geträumt hatte. Er haßte es nicht. Es lockte ihn wie ein Rätsel. Und er fühlte zugleich eine Art wunderlichen Mitleids, denn ganz tief innen war es, als flüstere ihm eine Ahnung das Furchtbare zu: Dieses Rätsel kann niemand lösen ... niemand. Niemand kann Fabian retten, ihm Gutes tun. Es heißt nur, sich verteidigen, unterkriegen, zu Boden schlagen ...

Georg hütete sich wohl, Fabian den Rücken zuzukehren, während er die Jolle aufzog.

„Hilf mir die Sachen tragen," sagte er, so ruhig er konnte, und spürte mit dem Fuß, ob er sicher stand. Fabian rückte dicht an ihn heran.

„Du — du Kerl — du ..."

Georg dachte: Gebe ich ihm den ersten Schlag, so hab ich die Oberhand. Und durchprügeln muß ich ihn doch. Wie wird es eigentlich sein, wenn ich nicht der Stärkere bin? Aber er konnte nicht. Es war ihm ganz unmöglich, zuzuschlagen.

Da versetzte ihm Fabian plötzlich einen harten Hieb auf den Kopf und stellte ihm gleichzeitig ein Bein, so daß er zurücktaumelte. Aber er fiel nicht, sondern glitt nur auf den schlüpfrigen Nadeln in die Knie. Fabian stürzte sich sogleich auf Georg, um ihn auf den Rücken zu bringen, aber es gelang diesem, sich aufzurichten, und er bekam beim Ringen beide Untergriffe.

„Halt dich, Georg, halt dich!" rief Erik halb weinend vom Boot aus.

Georg preßte Fabian an sich, die Knöchel in seinem Rücken vergrabend, und spannte jede Sehne seines Körpers an, um die Drehungen und Schwenkungen des anderen zu parieren. Fabian stöhnte heiser unter diesem Griff. Er stieß seinen Schädel gegen den Georgs und biß ihn in die Schulter. Aber das half alles nichts. Sachte und unerbittlich wurde er zu Boden gedrückt und fiel schließlich quer über eine knorrige Tannenwurzel.

Da fand Georg, daß es genug war. Er ließ Fabian los und erhob sich. Doch Fabian schnellte sofort mit verzerrtem Gesicht in die Höhe, bückte sich, ergriff einen Stein von der Größe eines Kinderkopfs und schleuderte ihn mit voller Kraft nach Georg. Es wäre sein Tod gewesen, wenn er getroffen hätte. Aber als Georg den kalten Hauch des Wurfes dicht an seinem Ohr spürte, da packte ihn die Raserei, eine eiskalte, treffsichere, furchtbare Raserei. Er ging gerade auf Fabian los, der wie gelähmt von seiner Wut dastand. Und er schlug ihn mit voller Kraft mehrmals ins Gesicht, auf Augen, Nase und Mund, bis seine Fingerknöchel wie leblos waren. Und Fabian, der nie

eine solche Tracht Prügel bekommen hatte, ballte sich zusammen wie ein Igel und wimmerte:

„Mama — Erich — zu Hilfe, zu Hilfe!"

Da beförderte ihn Georg mit einem Fußstoß in die Jolle und befahl ihm, Erik und die übrigen Zeltgerätschaften zu holen. Und Fabian wusch sich das Blut von Nase und Mund, kühlte seine verschwollenen Augen und gehorchte dann rasch und schweigend.

Fortab war er nur ein niedriges Werkzeug.

Man machte ein Holzfeuer und errichtete mit dem Leesegel ein Zelt, alles unter düsterem Schweigen. Niemand fluchte gutlaunig über die Mücken, wie man es gewohnt war. Kein gemütlicher Zank, wer Wasser holen sollte, kein erfrischendes Renommieren mit den Abenteuern und Heldentaten des Tages.

Georg und Erik hielten eng zusammen, und wenn sie Fabian etwas reichen mußten, taten sie es mit abgewandtem Gesicht.

Fabian aß wenig, rollte sich zusammen und schlief ein.

Aber Georg konnte nicht schlafen. Er wälzte sich auf seiner feuchten Decke hin und her, schlug vergebens nach den Mücken, die ihm um die Ohren sausten, und starrte durch die Öffnung des Leesegels den fernen eisgrünen Himmelszipfel an. Er haßte sich selbst und den kalten Himmel und die schwarzen Bäume und die ganze wilde Welt. Daß es solche Menschen wie diesen Fabian gab! Daß man sich alles erkämpfen mußte! Daß man ein Gesicht zerhämmern mußte, bis einem die Fingerknöchel einschliefen!

Armer, elender, verwünschter Fabian!

Georg stand auf, breitete seine Decke über ihn und ruderte zur Windrose hinaus. Da setzte er sich hin und machte sich daran, das Toppfall zu hissen, das er beim Sturme hatte kappen müssen. Hier draußen wurde ihm gleich leichter ums Herz. Ja, es war, als könne er sich nirgendswo wohl fühlen als nur auf der See. Auf der See hatte er seine erste entscheidende Mannesprobe bestanden, ihr hatte er sich mit Haut und Haaren verschrieben, das spürte er.

Ja, Georg hatte das Gefühl, daß er jetzt zum Manne geworden war. Er fühlte dunkel des Mannes Freude an der Wildheit und dem Reichtum des Lebens, wie er da in der großen, kalten Vorsommernacht bei seiner Arbeit saß. Gott sei Dank, daß nicht alles dumpf und eng ist wie in der Stube daheim. Gott sei Dank, daß es Gefahren und Verantwortung gibt! Sei auf deiner Hut gegen alles, Georg Schalén. Du hast doch wohl die Kette nicht zu kurz genommen? Siehst du die große, erglühende, schöne Morgenwolke? Unter Wolken ist Wind. Das Boot kann kentern und an den Felsplatten zerschellen. Achte auf deine Geräte, Georg Schalén! Reißt ein Fall, so kann Schwesterchen Erik eine Segelstange auf den Kopf fallen. Du bist einer von denen, die im Leben arbeiten müssen. Du bist ein Vorposten gegen das Unbekannte, all die tausend Möglichkeiten und die tausend Gefahren. Wie ein Grenzreiter bist du gegen wilde Stämme. Soll etwas Gefährliches geschehen, bist du derjenige, der es tun muß. Nicht ein Zollbreit

darfst du weichen. Wird man es dir danken? Törichte Frage, arbeite nur drauf los.

Georg erhob sich im Boot, mit zusammengebissenen Zähnen, und starrte drohend die große, wilde, heranrollende Morgenwolke an.

„Es muß gehen! Es muß gehen!" murmelte er und umklammerte fest das Steuerruder, stolz wie ein Wiking.

Aber die Wolke löste sich in dem neuen Sommertag auf, und Georg schlummerte, an den Mast der Windrose gelehnt, in der ersten zagen Morgenwärme ein.

Viertes Kapitel.

Diebe.

Es war um die Hochsommerzeit, wenn die Natur dem Menschen ihre lächelnde Maske zukehrt und er sorglos und fröhlich das andere grimmigere Antlitz vergißt; die Zeit, wenn er keine neuen Arbeiten mehr findet, nicht um die Macht kämpft, sondern spielt und träumt und die Ernten reifen läßt.

Das neue Schilf schoß bis zu Mannshöhe empor, und das Wasser färbte sich zum zweiten Male gelb vom Rauch des Weizens und Roggens, und die ganze seichte Wasserwelt des Mälars dampfte wie ein Treibhaus von Wärme und Feuchtigkeit.

Die Windrose lag in einer Bucht, nicht weit von einer kleinen Stadt am Nordufer.

Draußen unter den rosigweißen Flocken des blühenden Schwanenkrauts und den braunen Säulchen der Latifolie stand Erik auf einem Stein im Wasser und machte Binsenboote. Es war schon eine ganze Flottille, die in dem besonnten Wasser dalag, wo die aufstehenden Blütenkolben der Alantswurzel wie Seezeichen emporragten. Auf jedem Fahrzeug saß eine Ameise am Steuer.

„Das ist Kolumbus im Sargossameer," gähnte Georg, als die kühne Armada in einem Dickicht von rosig blühender Helodea strandete.

„Nein, das sind Kriegsschiffe!" rief Erik. „Ahoj, jetzt kommt ein Sturm! Da ist die Fides untergegangen. Hurra, der Kapitän hat sich auf die Gloria hinübergerettet! Hurra, die Gloria ist erste! Die Gloria ist erste!"

Fabian richtete sich auf dem Ellenbogen auf und warf einen Stein.

„Das war ein Kanonenschuß von der Festung!" rief er und lachte, als die Gloria umkippte.

„Ja, wir haben Befehl, die ganze Flotte zu vernichten," schrie Erik und warf auch mit aller Kraft.

Als die Flotte in den Grund gebohrt war, begann er sich auszukleiden. Er war auf seine eigene Weise angezogen. Alles war nach Mädchenart mit Bändchen und Sicherheitsnadeln zusammengenommen. Und weiß und voll war er, mit schmalen Handgelenken und Fußknöcheln.

Georg lag nackt da, schwang eine Königskerze und streckte sich in dem mollig warmen Sommerlüftchen. Er war mager und braun wie ein Mulatte.

Er konnte nicht umhin, Erik zu verachten, der mit kleinen, schrillen, entzückten Schreien zagend in das Wasser hineinwatete.

„Ach, du bist ein Mädel," murmelte er und stürzte sich mit einem Kopfsprung von einem Stein ins Wasser. Fabian folgte murrend und über die Kälte klagend.

Sie schwammen dann um die Wette, schlugen Purzelbäume, tauchten nach Steinen, schwammen wie die Hunde und wie die Indianer. Dann hielten sie sich in dem lauen, sonnedurchschimmerten Wasser an den Seiten der Windrose fest und schnauften sich aus.

Aber Georg schwamm weit hinaus. Es war ihm ein Genuß, zu sehen, wie seine Hände den glatten, glänzenden Wasserspiegel durchpflügten, und das kühle Rieseln der Wellen um Hals und Schultern zu spüren. Manchmal kam ein eisigkalter Zug von irgendeiner Unterseequelle. Das zerrte dann so wunderlich, und er fühlte mit einem wohligen Schauer die stumme, geheimnisvolle Tiefe unter sich.

Über seinem Kopf zogen drei Schwäne, schwer, weiß, in niedrigem rauschenden Flug. Sie landeten auf einer kleinen runden Insel, deren Grün sich wie ein Springbrunnen über dem Wasserspiegel erhob. Ja, es war, als würde es durch einen gewaltigen Druck aus der Tiefe zu den heißen Schauern des Lichtes emporgesprüht. Eine hohe, einsame Tanne war der kräftige Mittelstrahl, der Ring von jungen Birken und Eschen ringsherum der perlende Schaum.

Rund im Kreise zitterte der Strand von den Wärmereflexen des Wassers.

Georg schloß die Augen und lag regungslos. Ihm war, als strecke er seine grünschimmernden glatten Glieder durch alle Dinge, er umschloß alles, sog alles an sich, war alles, löste sich im Licht auf. Er vergaß ganz, die Brust auszuspannen, und das Wasser ging ihm schon bis an den Mund . . . Da raffte er sich endlich auf und flüchtete zum Strande, zu den Kameraden.

Als er sich neben Erik und Fabian niederlegte, um sich von der Sonne trocknen zu lassen, war es ihm, als sei er mit knapper Not einem großen, seltsamen Abenteuer entronnen. Hier war es sicherer und ebenso schön. Blinzelte er gegen die Sonne, so sah er sein eigenes Blut, licht, rot schimmerte es vor dem Blick. Wie wunderlich, sich zu denken, durch seinen ganzen Körper strömte das Schimmernde, Lichte, Rote. Er konnte es auch im Ohr singen hören . . . wie Waldesrauschen klang es, fein, geheimnisvoll, ferne.

Er lag da, lauschte und lauschte, und alles verrann mit dem Strom des Blutes. Er vergaß alles, wer er war, ihr Abenteuer, sein schlechtes Gewissen, Fabians Augen, die Schlägerei. Alles war so einfach und selbstverständlich. Zwei ganze Wochen war nun schönes Wetter gewesen, sommerlich schön. Morgenbad in blanken Buchten! Lange blaue Tage, an denen sie nackt auf dem Verdeck lagen, die Düfte der Gärten über das Wasser hintreibend — das Heuen, die singenden Dreschmaschinen, die Zeltreihen der Heuschober an den Wiesenhängen — stille, kühle Nächte mit langem, traumlosem Schlummer.

Georg richtete sich auf und strich über das Gras einer kleinen Felsspalte.

„Es ist doch furchtbar flott," rief er; „wir sind Wilde, das sind wir! Scheren uns einen blauen Teufel um alles! Sagt, findet ihr es nicht flott?"

Da kam ein Boot mit drei Mädchen über die Bucht gerudert. Die Sonne schien auf helle Batistkleider und weiße Badelaken. Die Mädchen bogen um die nächste Landspitze.

Fabian war sofort auf den Beinen. Flink wie ein Wiesel huschte er durch das Espendickicht, Erik dicht hinter ihm drein. Georg folgte widerstrebend nach.

Jetzt kam ein offener Platz, wo man sie vom Wasser aus sehen konnte. Sie ringelten sich auf Ellenbogen und Zehenspitzen über den heißen, duftenden Boden, wie Soldaten in der Schußlinie. Das Zittergras strich um ihr Gesicht. Sie bekamen ganz gelbe Nasen von Löwenzahn und Butterblumen. Die Ranken des weißen Mauerpfeffers knisterten feucht unter ihren Händen, und der berauschende, würzig starke Geruch des Mutterkrauts stieg ihnen zu Kopfe.

In einem Gestrüpp von hohen, rotvioletten, fackelähnlichen Milchdisteln blieben sie liegen, umschwärmt von brummenden Hummeln, summenden Mücken und flatternden Schmetterlingen. Erik leuchtete vor Späherfreude. Fabian starrte den Mädchen nach, die sich unten in der Bucht schon auskleideten. Man wollte weiter vordringen.

Es galt, über einen kleinen Hügelkamm zu kommen, der keine Deckung bot, dann war man unter den Bäumen und konnte sich so nahe heranschleichen, als man wollte. Man mußte auf sein Glück bauen und die Anhöhe gleichzeitig mit ein paar lautlosen Pantherſprüngen nehmen.

Georg sah weg. Er wäre am liebsten dageblieben und hätte sich mit dem begnügt, was man schon erreicht hatte. Als aber die anderen davonsprangen, sprang er wohl oder übel mit.

Alles ging gut. Sie hörten schon, wie die Mädchen unten im Wasser lachten und plätscherten.

Die Jungen schlichen von Tanne zu Tanne, Georg zuletzt. Er stöhnte jedesmal, wenn Fabian die Rekognoszierungslinie vorschob, aber mit mußte er.

Jetzt waren sie gleich unten am Wasser.

Fabian flüsterte etwas Häßliches, und Erik kicherte. Als Georg seinen Kopf zu dem dicken grünen Tannenstamm hinauswagte, sah er gegen das seidig schimmernde, lichte Band der Bucht drei nackte, glänzende Mädchenkörper, umspielt von Sonne und huschenden Laubschatten.

Georg hatte noch nie ein Mädchen nackt gesehen. Sein Blick heftete sich eine Sekunde unwillkürlich auf die größte. Mit jeder Fiber seines Wesens schlürfte er das Bild ein. Dann mußte er wieder wegsehen. Er fühlte, wie er lächelte, ein krampfhaftes, schmerzendes Lächeln, das zu einem Seufzer wurde. Er bohrte die Nägel in die Tannenrinde. Er vermochte nicht, er wagte nicht, den Kopf wieder zu heben, er sehnte sich nur weit fort, an Bord der Windrose, in Sturm und Regen.

„Es ist schrecklich," murmelte er, „es ist ganz schrecklich." Die Hände waren klebrig von Harz, und seine Nägel bluteten.

„Solche abscheuliche Buben!" erklang plötzlich ein klarer, lustiger Schrei.

Georg bekam am ganzen Körper eine Gänsehaut und floh Hals über Kopf. Die hängenden, scharfen Zweige peitschten ihm ins Gesicht. Er sah sich nicht vor und trat mit dem Fuß in eine Grube. Aber der Schmerz tat ihm wohl. Er lief weiter und machte nicht früher halt, als bis er unten bei der Windrose angelangt war, da erst sah er sich nach den anderen um.

Fabian und Erik kamen erst nach geraumer Zeit. Es leuchtete munter und ohne jegliche Scham in Eriks braunen Augen, und er sah dennoch älter aus als früher, so daß es Georg, der ihn gar nicht wiedererkannte, förmlich einen Stich gab. Fabian war überlegen und sachlich und ging gerne in seiner Weise in Details ein.

Georg hörte, krank vor Neid und Sehnsucht, seine Erörterungen an, war aber bemüht, den Gleichgültigen zu spielen.

„Bah, Mädchen, die verstehen nichts," murmelte er und schob die Jolle hinaus.

Das Boot mit den Mädchen ruderte der Stadt zu.

Man hißte in der schwachen Mittagsbrise die Segel. Georg saß am Steuer und seufzte. Er starrte die Windrose an, als erkenne er sein eigenes geliebtes Boot nicht wieder. Sein Blick glitt die Reihe der Vertauungen entlang, aber ohne zu sehen, ob sie in Ordnung wären. Und er befahl Erik nicht, das Deck zu scheuern, obwohl es von Fabians Schuhen voll Erde und so heiß war, daß das Pech in den Fugen schmolz.

Ach, wie lange waren sie doch jetzt gesegelt, immerzu nur gesegelt und gesegelt auf diesem gottverlassenen Wasser! Und wie mutterseelenallein waren sie gewesen, hatten, wer weiß wie lange, mit keinem Menschen gesprochen!

Georg sah seinen ausgewachsenen, abgetragenen Alltagsrock an, und er dachte an die Feiertagskleider, die daheim in der Garderobe an ihrem Haken hingen . . . und an Christine, die sie am Sonntagsmorgen hereinzubringen pflegte . . .

Georg fühlte sich plötzlich sehr unruhig. Es stieg wie Tränen in der Kehle auf, und er mußte nach Luft schnappen. Er sehnte sich danach, durch eine Stadtgasse zu gehen, Ladenschilder, Zeitungen, Auslagen zu sehen . . . Mädchen in hellen Sommerkleidern zu begegnen . . .

Er steuerte auf den hohen roten Kirchturm zu, der über der eichenbestandenen Landspitze im Norden auftauchte.

„Hört mal, wollen wir uns nicht ein bißchen die Stadt anschauen?" rief er fröhlich, mit einer Stimme, die ihm selbst wildfremd vorkam. „Wir müssen etwas Spannendes haben."

Sie legten das Boot im Schutz der Eichen an und liefen zwischen den Heuschobern einer Strandwiese über einen Hag voll träger, glotzender Kühe. An einem blühenden Feldrain machten sie halt.

Hinter einer Reihe Meerrettigpflanzungen und einer großen Baumschule mit ganzen Wäldern von kleinen, drolligen Zwergtannen lag mit kleinen, weißen und gelben Häuschen im buntscheckigen Rudel und einer hohen Gruppe lauschiger Bäume um den Kirchtum die Stadt und hielt ihr Mittagsschläfchen.

„Wir dürfen nicht alle drei zusammengehen," sagte Georg, der es nicht erwarten konnte, allein zu sein und zu träumen. „Da könnte man uns leicht ausfindig machen. Wir tun, als ob wir einander nicht kennten, wenn wir uns zufällig begegnen sollten, versteht ihr, und treffen uns gegen Abend wieder hier."

Fabian setzte sich zuerst in Trab. Pfeifend, die Hände in den Hosentaschen, ging er über den schmalen Pfad zwischen den Meerrettigstauden. Er sah ruppig aus, mit seinen zerfetzten Hosen und seinem blauen Kittel. Erst als er um eine rote Ecke verschwunden war, startete Georg.

„Du warteſt, bis ich fort bin, dann nimmst du einen andern Weg," sagte er zu Erik, der bei dem Gedanken, allein zu bleiben, ganz verstört aussah.

„Ja, aber du kommst doch auch ganz sicher wieder," rief er mit tränenerstickter Stimme, „du kommst doch bestimmt?"

Georg ging an Fabians Ecke vorbei und bog in eine schmale Gasse mit kleinen roten Bootsschuppen ein.

O, da blinkte ein Säbel im Sonnenschein. Es war ein Polizeimann in weißen Sommerhosen, ebenso dick und wichtig wie Blom daheim.

Georg steckte die Hände in die Hosentaschen und pfiff vergnügt so wie Fabian, ja er ging sogar geradewegs auf den Schutzmann los, um einen so recht unbefangenen Eindruck zu machen, und fragte ihn in leichtem Tone, wo in der Stadt denn eigentlich der Bürgermeister wohne. Dies schien ihm außerordentlich listig.

Er kam auf den Marktplatz. Der war groß und voll Bauernwagen, denn es war Markttag. Und das Rathaus war aus Holz, mit einem schwarzen Glockenturm und einer Bürgermeistertreppe, ganz wie daheim.

Möchte wissen, ob Nicke losgekommen ist, dachte Georg und fühlte, daß viele andre Dinge dahinter lagen, die er gern gewußt hätte, aber er wagte jetzt nicht, sich dabei aufzuhalten.

Quer über den Markt ging die Hauptstraße mit allen Kaufläden. Es war etwas so Wunderliches um all diese Menschen; es war, dachte Georg, als ob sie zu einem anderen Stamm gehörten. Sie gingen so sicher daher und wußten nicht, ahnten nicht, wer er sei . . . Man denke, wenn sie es gewußt hätten! Gott, wie schön, könnte man wieder einer von ihnen sein.

Georg suchte nach einer Bank, auf der er sitzen und sich die Leute ansehen konnte. Er fand eine drüben in der Parkecke.

Da kam Erik in seiner schmutzigen Matrosenbluse. Armer Erik! Man sah es ihm an, daß er am liebsten auf Georg zugestürzt wäre. Aber Georg sah ihn fest ins Auge, und da stolperte er vorbei und starrte jeden, der ihm begegnete, voll Herzensangst an.

Ein Mädchen kam und setzte sich auf die Bank neben Georg. Georg sah sie verstohlen an. Sie war ein wenig sommersprossig und hatte einen großen blauen Hut und blondes Haar. Er fand, daß sie beinahe ebenso schön war wie die, die er im Bad gesehen hatte. Und er fühlte die heftige Sehnsucht, ihr alles zu erzählen, sie mit seinen Abenteuern zu erschrecken. Und dann würde sie sich an ihn lehnen und ein bißchen weinen, aber er

würde stolz aufspringen und sich dem dicken Schutzmann stellen. Hier habt ihr mich! Ich bin Georg Schalén. Ich bitte, mich zu verhaften! Ich mache keinen Fluchtversuch!

Das Mädchen stand auf und ging, ohne Georg anzusehen, in die Konditorei.

Aber, wer hätte es geglaubt, da kam das Bademädchen. Sie war rund und fein und trug ein weißes Kleid. Und sie ging mit einem schlanken, eleganten Studenten. Jetzt stand sie vor ihm. Georg duckte sich zusammen und wurde feuerrot im Gesicht. Aber das Mädchen sah nur den Studenten.

„Wollen wir Erdbeeren pflücken, Fräulein Ella?"

„Ja, aber sind sie denn schon reif?"

„Ach, die reifen doch unter dem Schnee" [1]).

Georg schlich ihnen voll Bitterkeit vorsichtig nach bis unter die Linden, wo die Gasse allmählich zur Landstraße wurde. Aber dann traute er sich nicht weiter, sondern kehrte wieder in die Stadt zurück, die jetzt ganz leer und öde war. Warum sehe ich aus wie ein Junge, dachte er, wo ich doch ein Mann bin? Ja, denn ich bin ein Mann. Er fühlte ein großes Mitleid mit sich selbst.

Georg schlenderte in den Straßen hin und her, bis es zu dämmern begann. Da kaufte er sich für die wenigen Öre, die er noch übrig hatte, Salz und Petroleum und humpelte langsam zu der Kuhwiese zurück, wo die Knaben sich treffen wollten. Erik lag schon da und pflückte am Grabenrand Erdbeeren.

„Hör mal, Erik," murmelte Georg nach einigem Zögern, „welche hast du am schönsten gefunden?"

„Wieso, welche?" fragte Erik.

„Von . . . von den Mädchen natürlich."

„Ach was, Mädchen; ich bin hungrig."

Georg fühlte sich grenzenlos einsam.

Endlich kam Fabian. Er hatte ein langes, essigsaures Gesicht.

„Pfui Teufel, wer jetzt eine Zigarette hätte! Da herumzugehen, in die Ladenfenster sehen und nicht einen Pfennig haben, um etwas zu kaufen! Und auf dem Markt konnte man nicht einmal so viel wie eine Stachelbeere stibitzen."

Unter dumpfem Schweigen hißten sie die Segel.

Georg starrte abwesend über die öde Weite, in der er sich nicht mehr als Mittelpunkt fühlte. Wohin war seine frohe, sonnige Laune gekommen?

„Nehme einer das Steuer," murmelte er. „Ich mag nicht."

Fabian übernahm die Wache und schickte Erik augenblicklich hinunter, um das Essen zu bereiten.

Georg saß da und trommelte auf die Brüstung. Er dachte an etwas, aber er wagte sich nicht damit heraus.

Da steckte Erik den Kopf durch die Luke. Er war ganz weiß im Gesicht, und die Stimme überschlug sich vor Schreck.

---

[1]) Anspielung auf ein Pfänderspiel. „Erdbeeren unter dem Schnee pflücken" — sich küssen.

„Es ist nichts mehr zu essen da! Nicht eine einzige Anchovisbüchse. Ich habe die Konservenbüchse bis auf den Boden ausgeräumt, aber da war nur noch lauter Papier."

Georg sprang auf und packte Fabian am Arm: „Du bist da gewesen und hast gediebt!"

Fabian wich murrend zurück. „Lüge . . . übrigens war Erik auch da."

Georg sank auf die Ruderbank zurück. Er war plötzlich ganz ruhig, beinahe vergnügt. „Ja . . . da nichts mehr da ist . . . müssen wir wohl heimsegeln," murmelte er, denn er sehnte sich danach, sein Abiturium zu machen und mit einem schönen, weißgekleideten Mädchen spazieren zu gehen und Erdbeeren unter dem Schnee zu pflücken.

Fabian und Erik starrten einander stumm an. Das war etwas Neues, Unerhörtes. Über die Heimfahrt hatte noch keiner ein Wort zu verlautbaren gewagt. Es war wie ein stillschweigendes Übereinkommen, daß solcher Gedanke nicht aufsteigen durfte. Aber jetzt war der Zauber gebrochen.

„Ja — a — a, man könnte natürlich fischen und jagen," flüsterte Georg, durch das Schweigen erschreckt, aber ohne jeden Enthusiasmus.

„Ja, und bald ist auch in den Gärten allerlei zu holen," murmelte Fabian mit einem Hoffnungsschimmer.

„Ja, aber denkt, wenn man uns beim Kragen nimmt," jammerte Erik.

Georg ergriff wieder das Steuer. „Ach, ein rechter Spaß ist es doch nicht mehr; denn wenn man einmal angefangen hat, daran zu denken, dann ist es nur ein dummer Umweg, weiter zu segeln. Wir nehmen also Kurs nach Hause, dann wollen wir sehen, wie es uns morgen ergehen wird."

Sie hatten leichten Gegenwind. Die Heimreise würde wohl mindestens zwei Tage und Nächte dauern. Aber Georg schwelgte beinahe in dem Gedanken, daß sie hungern mußten. Es war, als könnte er dadurch schon im vorhinein etwas von seiner Schuld abbüßen.

Gegen Abend wurde es ganz totenstill. Erik saß zusammengekauert da und jammerte über Hunger, und Fabian versuchte, mit Talgkügelchen zu fischen, die er von den Kugelpatronen abschabte. Aber es biß nichts an.

Sie verankerten sich in dem Schilfband unter einer tannenbestandenen Insel, um ihren Hunger zu verschlafen, aber erwachten schon gegen vier Uhr und krochen stöhnend aus den Decken.

Es wehte derselbe Gegenwind, nur etwas frischer, und der leichte Nachtnebel rollte über das Wasser. Die Sonne stand rosig und schlaftrunken über dem Schornstein eines Fischerhäuschens auf dem anderen Ufer, mit gewaltigen dampfenden, sumpfigen Wiesen und gelben Ackerfeldern dahinter.

Das Deck war ganz trocken, es war kein Tau gefallen.

Dicht hinter der Windrose hüpfte zwischen den grünen Harpunen und den schwimmenden Blumen des Pfeilkrauts ein kleines Rindenfloß in dem leicht gekräuselten Wasser.

Fabian sprang, ehe Georg ihn noch hindern konnte, in die Jolle. Er zog das Floß mit den Kenterhaken heran und begann die Angelschnüre aufzuziehen. Das ging leicht. Die Schnüre begannen in der Hand zu zittern

und zu zucken. Bald zappelte ein großer Aal auf dem Boden der Jolle. Dann kamen prächtige Barsche und neue Aale ein ganzes Dutzend voll. Fabian brachte alles vergnügt in der Windrose unter. Da stieß plötzlich ein Fischerboot mit zwei Männern von der Brücke unter dem roten Fischerhäuschen ab. Es schoß auf sie zu wie ein Pfeil.

Georg sprang zu den Segeln, und Erik packte den Anker. Das Klüversegel wollte nicht parieren, und Georg stampfte halb weinend auf das Verdeck und war drauf und dran, alles hinzuwerfen, denn die Ruderschläge wuchsen in dem stillen Morgen zu einem unheimlichen Dröhnen an, und er hatte das Gefühl, als ob man seinen Kopf mit einer Keule zerschlüge. Endlich, endlich begann die Windrose bei Mitwind dem Schilfband entlang zu gleiten. Das Fischerboot ihnen nach.

„Stehen bleiben, ihr Halunken!" rief eine grobe Stimme. „Stehen bleiben, sonst setzt es was!"

„Sie fangen uns, sie fangen uns," jammerte Georg und fühlte schon einen harten Griff um seinen Nacken. Aber dann erwachte eine schwache Hoffnung. Kommen wir nur um die Insel herum, dachte er, dann haben wir besseren Wind.

Fabian saß da und stöhnte und blies in die Segel, als könnte das etwas helfen. Jetzt waren sie um die Landzunge herum, und es kam ein frischerer Hauch, süß wie eine Liebkosung kühlte er ihre fieberheißen Gesichter.

Das Fischerboot war mit weißem Schaum um den Bug und heftig arbeitenden Rudern dicht hinter ihnen her.

Georg sah, daß große rosige Wolken aufstiegen. Es ist kein Tau gefallen, dachte er, das bedeutet Regen. Aber vor dem Regen kommt immer ein Windstoß. Wenn er nur nicht zu spät kommt! Wenn er nur nicht zu spät kommt!

Das Boot war jetzt zwanzig Faden weit von ihnen. Die zwei Männer saßen schweißbedeckt in ihren rotgestreiften Baumwollhemden da und ruderten unter donnernden Flüchen aus Leibeskräften. Jetzt nur noch zehn Faden Entfernung! Georg machte die Jolle los.

Vielleicht nehmen sie die, dann gewinnen wir Zeit, dachte er. Wenn nicht, so gleitet die Windrose doch auf jeden Fall leichter. O Gott im Himmel, wenn es nur ein bißchen wehen wollte. Die Jolle glitt nach rückwärts, fleckig und abgeschabt, das Tauende im Wasser nachschleifend. Aber das Fischerboot schoß vorbei und überließ sie ihrem Schicksal.

Fabian erschien mit seiner Vogelbüchse auf dem Verdeck, aber Georg schlug sie ihm aus der Hand.

„Bist du verrückt!" schrie er. „Bist du ganz verrückt!"

Der Mann am ersten Ruder mußte sich hie und da umdrehen, um Kurs zu halten. Dann sah Georg einen schmutzigroten Bart, zwei graue Augen, blutunterlaufen von der Anstrengung, und einen Mund, der saftige Flüche ausspie.

Das Fischerboot war jetzt nur noch einige Meter hinter ihnen, aber keiner konnte sein Ruder verlassen, und so mußten sie schrägen Kurs nehmen, um die Knaben von der Seite überfallen zu können.

„Sie dürfen unsere Jolle nehmen, Sie dürfen unsere Jolle nehmen," schrie Georg.

„Die nehmen wir später, du unverschämter Lümmel, aber zuerst sollst du zur Polizei," meinte das erste Ruder mit schrillem Hohnlachen.

Da leuchtete es in Georgs Augen auf. Er sah, daß das vordere Ruder zerbrochen und nur mit einem Blechplättchen geflickt war. Und indem er Fabian zum Steuer stieß, lief er über das Verdeck und hob den schweren Leesegelbaum. Und gerade als das Boot auf die Windrose zuschießen wollte, schlug er mit aller Kraft auf das Ruder, das in tausend Stücke zerflog.

Das Boot mit den zwei Männern drehte sich im Kreise, und heulend vor Wut ballten sie die Fäuste gegen Fabian, der ihnen eine lange Nase machte.

„Diebe, verfluchtes Diebsgesindel!"

Georg fielen die Ruder der Jolle ein. Er legte sich gegen den Wind und kreuzte mit kleinen Wendungen den ratlosen Verfolgern gerade vor der Nase und holte die Jolle. Fabian tanzte auf dem Verdeck und schwenkte in jeder Hand einen Aal wie ein Schlangenbändiger.

„Diebe, Diebe, wißt ihr, was das ist? Wißt ihr, was das heißt, stehlen?" knurrte das rückwärtige Ruder, ein graubärtiger, bloßköpfiger Alter, dessen Gesicht Georg erst jetzt sah.

Die Sonne begann schon über dem Waldessaum zu brennen, und der Wind hatte sich fast ganz gelegt. Die verfolgenden Männer faßten wieder frischen Mut. Der Jüngere arbeitete mit seinem Ruder, und der Alte steuerte mit einer losgemachten Ruderbank. „Im Sund kriegen wir sie, denn da ist kein Wind," sagte der eine.

Erik und Fabian mußten in die Jolle springen und mit allen Kräften bugsieren. Es war ein lächerlicher Wettlauf, bei dem die beiden Nebenbuhler in nur noch geringer Entfernung voneinander über das Wasser krochen. Aber jedesmal, wenn der andere Fischer das Ruder losließ, um die Reeling der Windrose zu packen, glitt das Boot wieder zurück.

„Wir laufen zum Nachbar, nehmen sein Boot und schneiden der Satansbrut den Weg ab," riefen die Ruderer und hielten sich ans Land.

Georg stürzte nach vorn und löste das Bugsiertau. „Rudert, so rasch ihr könnt, durch den Sund und nehmt die Ruder aus allen Booten, die ihr seht, und werft sie ins Wasser."

Fabian und Erik machten sich mit der Jolle davon, die bei den ungleichen Ruderschlägen wie ein Kälbchen hüpfte.

Die Männer waren schon am Ufer und sprangen, laut schreiend, über die Strandsteine.

Die Jolle verschwand um die Landspitze, und Georg saß allein draußen auf der Bucht. In seinem Kopfe widerhallte es: „Diebe . . . Diebe!" Mitten in dem glühenden Sonnenschein schüttelte ihn ein Frostschauer.

Nun kamen Fabian und Erik über den Sund zurückgerudert. An der nächsten Brücke war kein Boot gewesen. Sie mußten wieder bugsieren.

Durch das Fernglas glaubte Georg, weit weg, an der Windseite, einen dunklen Rand zu sehen. Er wußte nicht, war es Regen oder Sturm? Aber

dann stand plötzlich ein großer schmelzend schöner Doppelregenbogen dort drüben über den Inseln, und ein fernes Grollen ertönte . . .

Die zwei Männer waren schon am Ziel, sie standen draußen auf der Landungsbrücke, die gerade hinter der Landspitze auftauchte, und erzählten einer kleinen Alten im weißen Umschlagetuch die ganze Geschichte. Die Alte drohte den Jungen und schimpfte ebenfalls weidlich.

Da stieß in ziemlicher Entfernung ein zweites Boot vom anderen Ufer ab. Die Leute auf der Brücke sahen es sofort und begannen ihnen aus Leibeskräften zuzurufen, daß das Fahrzeug mit den drei Knaben gekapert werden solle. Noch war die Entfernung zu groß, aber bald mußten sie es an Bord jenes Bootes hören.

„Wir müssen solchen Lärm machen, daß sie gar nichts verstehen," murmelte Georg, und die Jungen stimmten aus vollem Halse an:

Das Schiff streicht durch die Wellen, Fridolin!

Als dieses Lied zu Ende war, begannen sie ein neues:

Mit dem Pfeil, dem Bogen
Durch Gebirg und Tal . . .

„Schon am frühen Morgen so munter," lachten die nichts Böses ahnenden Männer in dem mit Gemüsen beladenen, in bedächtigem Mälartakt einige Faden weit von der Windrose vorbeifahrenden Boote.

„Nur ruhig, nur ruhig, es kommt ohnehin bald ein Wetter!"

Drinnen in der Bucht zuckten schon Blitze über das Wasser.

„Kommt aus der Jolle, Erik und Fabian, es zieht ein Gewitter herauf," rief Georg. Sie gehorchten, und die Jolle wurde angebunden. Aber nun hatten die Fischer verstanden, sie steuerten auf die Windrose zu, und mit tüchtiger Fahrt, denn jetzt hatten sie zwei Paar Ruder. Schon enterten sie die Jolle, und Georg wollte eben seinen letzten Ausweg versuchen und sie zum zweitenmal fahren lassen, als ein Windstoß, wie aus einer Büchse geschossen, kam und die Windrose sich auf die Seite legte und so dahinschoß, daß das Fischerboot, mit den beiden Alten vorn am Steven, fast unter Wasser gekommen wäre und sie loslassen mußten und alle Mühe hatten, gegen den Sturm heimzurudern.

Nach zehn Minuten war in den eisgrauen, peitschenden Wellen keine Spur von Boot oder Brücke mehr zu sehen.

Georg saß halb angekleidet unter den triefenden Segeln, das Hemd klebte ihm am Körper, und er mußte krampfhaft aufpassen. Der Donner ging grollend über die Insel hin, deren Laubmassen im Wind erschauerten, und es fielen Hagelschloßen so groß wie Nüsse.

„Diebe, Diebe!" hallte es durch das Heulen des Windes in Georgs Kopf.

Der Sturm fegte die Windrose mit sich. Es war kein Gedanke mehr daran, umzukehren und heimzukreuzen. Georg segelte den ganzen Tag bis tief in die Nacht, und er lebte von ein paar Bissen halbgekochten Fisches, die Erik ihm zusteckte. Überall auf den Segeln, im Wasser, in den Blitzen, sah Georg das wütend verzerrte Gesicht mit den blutgesprengelten Augäpfeln

und dem drohend grinsenden Mund. Diebe! Diebe! Wie konnte er daran denken, heimzufahren! Sie waren ja Diebe! Die Windrose war ja gestohlenes Gut! Daß er das Furchtbare nicht begriffen hatte, das ihrer harrte! Sie hatten nicht einen einzigen Freund in der ganzen Stadt. Die ganze Welt war gegen sie. Sie waren Verbrecher, ausgestoßen, gejagt, geächtet, vogelfrei, sie hatten sich der See und den Winden verschrieben.

Fünftes Kapitel.

Die große Hitze.

Die Jungen segelten meistens bei Nacht. Bei Tage schliefen sie irgendwo im Schilf, in einem von Bäumen umschatteten Schlupfwinkel. Aber nun steuerten sie schon zwei Tage und zwei Nächte auf Tollerö zu, denn sie wollten versuchen, beim alten Flinta ein wenig Salz und Brot einzutauschen. Es war schon Abend, und die Segel hingen schlaff in der toten Luft.

Fabian lag fast nackt in tückischem Halbschlummer auf dem Kajütendach. Von der Sonne verbrannt, war er im Gesicht so knochig und braun wie ein Indianer. Quer über die eine Backe ging ein häßlicher, halbgeheilter Hundebiß. Die Hunde waren die ärgsten Feinde der Knaben. Wäre Georg nicht darauf gekommen, sich mit Ammoniak aus der kleinen Schiffsapotheke des Lachshändlers zu verteidigen, so hätten sie rein verhungern müssen.

Zuerst hatten sie sich mit kleinen Diebstählen begnügt. Sie fuhren in der ersten grauen, nebligen Morgendämmerung herum und spähten an den Ufern nach Angelhaken, Schnüren, Korken, Netzen, Reusen und Fischkästen. Aber dann wurde es mit der reinen Fischdiät zu schwer, und sie begannen nächtliche Streifzüge in Keller, Gärten, Glashäuser und Hühnerställe zu unternehmen. Da galt es mutig, rasch und lautlos zu sein. Kroch man durch einen schwarzen Gartengang, so war es wahrlich nicht leicht, zu riechen, wo die reifen Apfelbäume standen und die Stachelbeerhecken und die Himbeerbeete sich befanden. Und war es einem glücklich gelungen, in ein Hühnerhaus zu schleichen, dann hieß es noch in der kohlschwarzen Dunkelheit nach den Nestern und den Eiern tappen. Hatte man eine flatternde Henne in der Hand, so mußte man ihr gleich den Hals umdrehen und ein paar Federn ausstreuen, damit die Leute glaubten, der Fuchs hätte sie geholt, denn die Fußspuren mußte man natürlich wieder verwischen. Ertönte dann ein zorniges Hundegebell, dann erschrak man so, daß das Herz einem in der Brust stehen blieb, aber man durfte nicht loslassen, was man in Händen hatte, sondern mußte nur, was das Zeug hielt, zum Wasser hinunterlaufen, wo Erik in der Jolle lag und wartete. Man wußte in der Dunkelheit nicht, wohin man den Fuß setzte, aber vorwärts mußte man doch. Das Gebell war ganz dicht hinter einem her. Da hieß es sich blitzschnell umwenden und den knurrenden Köter aus der Ammoniakflasche anspritzen. Das Tier stutzte, schnaubte, heulte. Nun mußte man rücklings weitergehen, die Flasche hoch erhoben und die Augen fest auf die funkelnden grünen Punkte und den schwarzen Schatten

geheftet, der unter den Bäumen hin und her huschte. Dann ein Sprung in die Jolle und hinaus zur Windrose, die mit gehißten Segeln an kurzer Kette in der Bucht lag.

Fabian lebte bei diesen Expeditionen geradezu auf. Er war flink und ausdauernd und viel verwegener als Georg, der zurückhielt und sich mit bescheidener Beute begnügen wollte.

Aber sonst am Tage, wenn es sich um Manövrieren, Reinemachen, Kochen und andere ehrsame Beschäftigung handelte, dann war er träge und frech und zu aller Arbeit unbrauchbar. Georg mußte ihn unaufhörlich im Auge behalten und ihn mit der Faust von den Rationen der anderen vertreiben. Als er eines Tages trotz aller Verbote auf einer Dampfschiffbrücke einen Flaschenkorb gekapert hatte, trank er so viel, daß Georg glaubte, er würde sterben, und ihn mit kaltem Wasser bespülen und ihm Riechsalz aus der Schiffsapotheke unter die Nase halten mußte. Nachher war Fabian matt um die Augen und zu nichts Rechtem zu gebrauchen.

Auch Erik war von ihrem Nachtleben und ihrer wunderlichen Speiseordnung träge und unlustig geworden, so daß Georg sich mehr denn je für alle auf der Windrose ins Zeug legen mußte. Er grübelte nicht mehr so viel wie früher. Auch war ihm nicht mehr so unheimlich zumute wie damals, als sie vor dem Unwetter flohen. Jetzt galt es nur, sich für den Tag durchzuschlagen. Jeden Augenblick mußte er daran denken, neue Schlupfwinkel für die Windrose und jungfräulichen Boden für ihre Strandräubereien zu finden. Aus der Hand in den Mund lebte er, und die Zukunft waren die nächsten vierundzwanzig Stunden. Waren nur Eier und Obst in der Speisekammer, so schlief er tief, ohne Träume, und erwachte elastisch wie eine Stahlfeder zu neuen Taten und Gefahren.

All das war ja ganz gut und schön, aber nun war die furchtbare Hundstagshitze gekommen, und Tag und Nacht herrschte Windstille. Es lag wie Wüstenluft über den toten Gewässern. Die roten Strandscheuern zitterten in dem Lichtschimmer, der wie eine heiße, flüssige Glasmasse auf den Kleefeldern lag. Die großen Rechtecke der Roggen- und Weizenäcker breiteten sich rostgelb und grau von den Wolken des Straßenstaubes ohne Windgekräusel aus, in schwüler, dampfender Reife. Aber von morastigen Mooren und gärenden, feuchten Riedgraswiesen trieben übelriechende Düfte durch das Dschungel des tropisch aufschießenden Schilfs, wo die Hechte in dem tückisch lauernden Halbschlummer der Mittagsstunde wie kleine Haifische standen. In dem roten Schimmer des Sonnenuntergangs stiegen ferne, unendlich melancholische, lockende Scheinbilder seltsamer Bäume auf, die in Reihen im Wasser standen wie die Palmen bei einer Nilüberschwemmung, und die niedrigen, glühenden Wolken des Horizonts gaukelten brennende Mittelmeervillen, Golkondas, Goldzinnen und aztekische Ruinenstädte vor.

Jetzt steuerte die Windrose, wie gesagt, auf den großen Wald von Tollerö zu, und es war Abend, ein wunderlicher Abend, an dem alles still stand wie im Gehirn eines Idioten, der nur dasitzt und den schweren Kopf hin und her wiegt und unverwandt vor sich hinstarrt. Die Luft war von

der Feuchtigkeit wie Stahl angelaufen, und die Sonne hing blutrot, halberstarrt in dem rostigen Nebel.

Weit weg über dem Festland stand der Rauch dicht, wie nach einem Waldbrand.

Fabian erhob sich und begann die Fliegen zu fangen, die in Schwärmen auf dem Großsegel saßen. Dann riß er ihnen die Beine aus, langsam . . . eins ums andere . . .

Georg sollte ihren letzten Barsch putzen, aber konnte sich nicht entschließen. Er starrte in den grinsenden Rachen, zupfte an dem Schuppenpanzer und breitete die schönen zackigen Rückenflossen aus. Er fand, daß der Barsch ganz so aussah wie ein japanischer Krieger, den er daheim im Fenster der Buchhandlung gesehen hatte. Plötzlich packte ihn die Angst, weil es eine Leiche war, die er in der Hand hatte. Eben war es noch ein Leben gewesen, ein kleines, lebendiges, wunderliches Leben. Er sah die grünen und dunklen Streifen des Rückens an, die so listig die Färbung und den Schimmer der Wellen nachahmten, und den Silberglanz des Bauches, der dem Wasserspiegel von unten gesehen gleichen mußte. Er stocherte die kleine, glasklare Kugel des Auges heraus. Dieses Auge hatte gesehen . . . gesehen . . . es war ein Leben, das das Licht aufgefangen, das hatte er nun in der Hand. Und nun sollte es gegessen werden. Er sollte es in seinen Mund nehmen. Essen und gegessen werden! Er starrte über das ölig glänzende, trübe Wasser hin. Seine halbreifen Gedanken glitten tief in das große, grausame Mysterium der Natur. Und er ahnte erschauernd das Trügerische der Stille, fühlte, wie an diesem schwülen Abend das Grauen über seinem Haupt zusammenschlug.

„Ich will nicht sterben," murmelte er plötzlich für sich selbst, „ich will nicht . . .!" Da tauchte im Kurs der Windrose weit weg irgend etwas im Wasser auf, das das obere Ende eines morschen, schwimmenden Baumstammes sein konnte.

Sie glitten sachte näher heran.

Erik, der ganz vorn auf dem Klüverbaum saß und mit den Füßen im Wasser plätscherte, sprang plötzlich heftig zitternd auf, er war ganz totenblaß. Es war kein Baumstamm, sondern der Kopf eines Menschen. Das graue Haar lag ganz glatt über dem Scheitel und floß in einem Kranz um die Schläfen. Mitten in der Stirn öffneten sich die reingespülten Wundränder nach einem tödlichen Axthieb. Die Leiche schien mit ihren drei Zähnen verachtungsvoll zu grinsen, denn Aale hatten die Lippen abgebissen, nur ein Auge war noch da und starrte sie tot an.

Unter dem Halsbart schimmerte der geflickte graue Kittel des alten Flinta durch das trübe Wasser, wo rasche, dunkle Fischrücken unruhig hin und her huschten.

Die Windrose glitt sachte, unendlich sachte vorbei. Die Knaben standen stumm da, mitten in der Hitze zu Eis erstarrt. Fabian ging nach vorn und sog sich mit den Blicken an dem Toten fest. Georg konnte nicht anders, er mußte in Fabians Gesicht blicken. Das war das Gesicht, von dem er nachts zuweilen geträumt, aber es war noch etwas Neues hinzugekommen, das Georg krank vor Angst machte.

Endlich brach ein heiserer Ruf aus seiner Kehle: „Das ist dieser Alfred!“ schrie er. „Der hat den Flinta totgeschlagen. Ihr wißt doch noch, was Flinta selbst gesagt hat.“

Er griff nach einem Ruder und begann aus Leibeskräften zu rudern, um von dem Toten fortzukommen.

„Der liegt schon ein paar Tage da, sonst würde er nicht oben schwimmen,“ bemerkte Fabian, der ganz grau im Gesicht war, und er rutschte aufs äußerste Achterdeck, um so lange als möglich zu sehen.

Sie waren nicht weit von Löffärken, das jetzt gelb und herbstlich mit all seinen Eschen und Eichen dalag. Sie legten auf der linken Seite an, denn sie fürchteten sich vor der alten Bucht, wo Flinta an jenem Morgen gesessen und mit ihnen geplaudert hatte.

Ja, ja, Flinta, der lag jetzt dort draußen. Keine Hilfe bei ihm zu finden. Aber sie mußten doch wenigstens Würmer als Köder und ein wenig frisches Wasser haben. Auch war es der Hitze wegen unmöglich, an Bord zu schlafen.

Und so stiegen sie denn zum zweiten Male auf der verzauberten Insel ans Land, matt in den Knien und traurig in der Erinnerung an ihren ersten fröhlichen Besuch, der ihnen jetzt unendlich fern dünkte. Erik wollte nicht vom Strand weg, aber Fabian, der Würmer suchen wollte, stieß ihn vor sich her, dorthin, wo auf einem frisch gepflügten Feld ganze Haufen welker Blätter lagen. Georg ging allein mit dem Wassereimer auf Flintas Haus zu. Er konnte sich nicht dem Strand entlang halten, weil der Fels jäh zum Schilf abfiel, und mußte deshalb den Weg durch den Wald einschlagen.

Es war neblig und trübe zwischen den Bäumen. Georg erschauerte jedesmal, wenn er einen Zweig niedertrat. Es war, als hätte da, wo er ging, nie ein Mensch seinen Fuß hingesetzt.

Wißt ihr, was der Waldschreck ist, das plötzliche erstarrende Fremdlingsgefühl mitten in diesem lautlosen, wilden, wahnwitzigen Wachstum, wo jedes Blatt ein großes Auge ist, das den Eindringling heimtückisch anstarrt? Über dir, unter dir, hinter dir, auf allen Seiten hast du Feinde. Die Büsche stehen lauernd zusammengeduckt, die Wurzeln züngeln wie Schlangen nach deinem Fuß, die Zweige recken ihre Polypenarme nach deinem Hals aus. Die tiefe Stille ist nur ein einziges Warten auf den Augenblick, da der ganze Wald mit seinen tausend Armen sich auf dich stürzt, dich in seine erstickende, wimmelnde Masse einsaugen wird . . ! Du fängst plötzlich zu laufen an. Wie ein Wahnsinniger läufst du, ohne zu sehen, wohin du den Fuß setzest.

. . . Georg kletterte mit zerschundenem Gesicht und schmerzenden Knien aus einer alten, halb überwachsenen Wolfsgrube. Zwischen ein paar falben, jungen Espen auf dem Hügel sah er Flintas Häuschen liegen. Es war verschlossen und still. Die Netze und Bienenstöcke schienen fort zu sein, und am Vorplatz stand weder Eimer noch Trog oder Wasserkübel.

Georg schlich sich über die ausgedörrten Kartoffelpflanzen eines ganz trockenen Feldes zum Brunnen hinunter und hob den schweren Deckel. Dort

unten blinkte noch Wasser. Er zog den Eimer herauf und riß ihn vor Durst röchelnd an den Mund.

Als er den Blick hob, sah er um die Ecke einen Kopf auftauchen, einen langen, mageren Kopf mit starren Augen, gestielt wie die eines Tiefseefisches.

Einen Augenblick stand Georg ganz gelähmt vor Schreck da, dann begann er zum Strand hinunterzulaufen. Er lief bis in das Wasser hinaus, da erst blieb er stehen.

Es war ganz still hinter ihm, nur ein Vogel schlug hinter einem Baum, und eine Eule schrie vom Schlosse her. Er wagte nicht, nach der Jolle zu rufen, sondern watete um die Strandklippen herum, wo es ihm mitten an dem schwülen Abend kellerkalt entgegenschlug, und versank bis zu den Knöcheln in Schlamm und Binsen, während große Sumpfgasblasen rings um ihn emporstiegen und zerstoben.

Er wurde ganz warm vor Freude, als er endlich Eriks Stimme hörte und einen Feuerschein zwischen den Bäumen sah. Fabian hatte draußen auf einem Stein im Röhricht gutes Fischerglück gehabt. Der Barsch stand schon auf dem Feuer, und Erik hatte ein paar trockene Waldhimbeeren gefunden.

Georg zog seine schlammbedeckten, zerrissenen Schuhe aus, legte sich hin und blickte ins Feuer. Der Hunger wühlte in den Eingeweiden. Er erzählte nichts von dem, was er oben beim Hause gesehen hatte, glaubte beinahe selbst, daß es eine Einbildung gewesen sei.

Von der sumpfigen Schilfkante kamen kalte Strömungen, Grüße von Flinta, der irgendwo dort draußen trieb und mit einem grauen Auge emporsah. Es begann zu dunkeln. Die düsteren Tannen standen wie starre Gespenster hinter ihnen, da, wo der Feuerschein sich in dem dichter werdenden Nebel verlor.

Die Knaben hielten sich eng zueinander und flüsterten über den Mord. „Ich möchte wissen, wer's getan hat. Alfred?"

„Wo mag Wilhelmina jetzt sein?"

„Was glaubt Ihr, wird der Graf dazu sagen? Oder vielleicht weiß es noch niemand . . ."

„Nein, es weiß es wohl niemand . . . Wenn sie nur nicht uns verdächtigen, sobald sie ihn finden . . ."

Da fühlte Georg plötzlich, daß jemand hinter ihnen stand und ihn ansah. Er fühlte es so deutlich, als wenn ihm eine Natter unter den Halskragen gekrochen wäre. Er mußte sich zu der Dunkelheit zwischen den Tannen umwenden. Und da sah er wieder dieses Gesicht, das er oben bei der Hütte gesehen. Es war der Mann im gelben Schlafrock, der Bienenzüchter aus dem Pavillon.

Er stand da, stumm, an einen Stamm gelehnt, sah die Knaben an und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Es war ein seltsamer, vernünftiger Schrecken in seinem Gesicht, so als hätte er einen Augenblick seine eigene Tollheit erkannt. Als Erik aufschrie, zuckte er zusammen und verschwand wieder in die Dunkelheit, so lautlos, wie er gekommen war.

Georg riß die Pfanne vom Feuer und stürzte hinaus in die Jolle, den anderen nach, die beim ersten Anblick der wunderlichen Gestalt Hals über

Kopf geflohen waren. Lange saßen die Knaben schweigend in einer unbeschreiblichen Angst dort unten in der Kajüte der „Windrose". Sie starrten in den schwarzen, totenstillen Wald, wo ihr Feuer noch hie und da aufzuckte, und sie erwarteten jeden Augenblick, den Bienenzüchter wie ein Gespenst über das Wasser heranschreiten zu sehen.

Aber alles blieb still. Die Nacht kam ohne Tau und Kühlung mit großen, nebligen Sternen, und die Knaben aßen ihren ungesalzenen Fisch, krochen ein, sperrten zu und wickelten sich in ihre Decken . . .

Georg hatte das Gefühl, daß er lebendig begraben werde. Die Erde verschlang ihn, wie die Schlange den Frosch verschlingt, langsam, träge, den Kopf zuerst. Seine Glieder waren von dem Druck des Grauens wie gelähmt. Die tausend Angstgedanken des Erstickungstodes wimmelten wie große schwarze Ameisen in seinem Kopfe. Das Dunkel fraß sich in seine Augen ein wie zwei tastende Würmer. Ihm war, als ob Flinta und der Bienenzüchter irgendwo neben ihm seien. Sie glitten ineinander alle drei, wurden eins. Die Erde verschlang sie, und alles wurde zu einem einzigen widrigen Gewühl von Tieren, die einander fraßen.

Georg erwachte mit einem Schrei in der tödlich schwülen Kajüte, wo Fabian und Erik mit weit offenem Mund lagen und in dem Dunst fauliger Wolle und muffigen Holzes schliefen. Er schleppte sich, vor Angst zitternd, zur Luke, um Luft zu schöpfen.

Da war es, als schlüge ihm alle Seligkeit der Welt entgegen. Der Morgen war endlich gekommen mit reiner Kühle und perlendem Tau. Der Himmel war hoch und strahlend blau, die Sonnenblitze des Wassers leuchteten auf wie plötzliches Lächeln, und die Fallschirme der Männertreu kamen mit dem leicht säuerlichen Nordwind herangeschwebt, der nach trockenen Tannennadeln und gelben Seerosen duftete.

Georg sank mit der Stirn auf das feuchte Deck nieder und brach in Tränen aus. Ein langes, seltsam linderndes Weinen. Die Schrecken der Nacht wurden davon fortgespült, sie waren fern und unwirklich. Du bist Mensch, du bist jung, du bist frisch, du lebst, jubelte es in ihm, und seine Brust schwoll in diesem einzigen, unermeßlichen Glück, daß er blauen Himmel über sich hatte. Alles Grübeln über die Schicksale des gestrigen Tages, alle Gewissensbisse, alle Angst vor der Zukunft gingen darin unter wie Späne . . .

Er kleidete sich aus und nahm ein Bad. Dann setzte er sich pfeifend hin und, gemächlich an den Mast der „Windrose" gelehnt, begann er nach Barschen zu angeln. Und zwischendurch dachte er: Wenn wir dieses Segeln hier satt bekommen haben und es kalt und unheimlich wird, dann gehe ich einfach zum Grafen, der ein Prachtkerl ist, und erzähle ihm die ganze Geschichte. Und der Graf, der lacht, daß sein Bäuchlein wackelt, und klopft mir auf die Schulter und weiß einen guten Rat, wie wir uns aus der ganzen Geschichte herausziehen sollen. Ja, es wird schon alles gut. Was für ein flaues Gesicht die „Grammatik" machen wird, wenn wir durch die Küchentür hereinmarschieren!

(Schluß folgt.)

Literarische Rundschau.

Hamann.

Hamann und die Aufklärung. Studien zur Vorgeschichte des romantischen Geistes im 18. Jahrhundert. Von Rudolf Unger. Erster Band: Text. Zweiter Band: Anmerkungen und Beilagen. Jena, Eugen Diederichs. 1911.

Gleich seinen Schülern und Nachfolgern Herder und Friedrich Schlegel gehört Hamann zu denjenigen Persönlichkeiten, die, ohne selbst Dichter im höchsten Sinne zu sein, doch als fruchtbare Anreger größten Stils in der Geschichte der Literatur eine außerordentlich bedeutsame Stelle einnehmen. Nicht Dichter sind sie und auch nicht Philosophen, vielmehr Dichter und Denker in einer ganz eigenartigen, unlöslichen Verschmelzung, wie sie uns auch in Rousseau oder Nietzsche entgegentritt. In der geschichtlichen Wertung kommen sie aus dem Grunde leicht zu kurz, weil sie weder dem Historiker der Literatur noch dem der Philosophie eine glatte, runde Aufgabe stellen, sondern sich an beide, am besten gleichfalls in einer Person vereinigte Disziplinen wenden. Nicht der reine Historiker, nicht der reine Philolog und nicht der reine Philosoph vermag über sie das letzte Wort zu sprechen; wer ihnen voll gerecht werden will, muß weit über die engeren Fachgrenzen hinauszugreifen berufen sein. Ja sie haben eine Kombination dieser Disziplinen als eine eigene wissenschaftliche Fachrichtung geradezu postuliert und auch zugleich ins Leben gerufen — die Weltanschauungsgeschichte, die eben jetzt stärker als je die Führung in der Literaturwissenschaft beansprucht. Ihre Vertreter sind uns hochwillkommen; mit Dank und Freude begrüßen wir ihre ideengeschichtlichen Forschungen als etwas Wertvolles und Notwendiges — nur nicht als etwas schlechthin Neues: noch jeder wirklich bedeutende Literarhistoriker — Hettner und Scherer, Erich Schmidt und Minor — hat schon immer zugleich Weltanschauungsgeschichte geschrieben, einfach aus dem Grunde, weil man daran nicht vorbeikommt, wenn man eine Zeitrichtung oder eine geistige Persönlichkeit erschöpfend charakterisieren will. Mögen sich diejenigen, die den Begriff der Weltanschauung heute so stark unterstreichen, nur vor Einseitigkeit hüten und sorgen, daß sie über dem Ideengeschichtlichen nicht sowohl die Persönlichkeitswerte wie das rein Künstlerische vernachlässigen. Mögen sie nicht in den Fehler der älteren Kunsthistoriker vom Schlage Lübkes verfallen, bei denen die Ausmalung des allgemeinen kulturgeschichtlichen Hintergrundes schließlich die Hauptsache, die Individualität des Künstlers und die Wertung des Kunstwerkes als solchen zur Nebensache wurde.

Was Haym, Dilthey und Walzel für Herder und Friedrich Schlegel geleistet haben, hat jetzt Unger, in ihren Wegen wandelnd, für Hamann zu leisten unternommen. Hier kann auf sein in doppelter Hinsicht gewichtiges, nahezu 1000 Seiten größten Formats umfassendes Werk eben nur hingewiesen werden. Unger hat einen überaus spröden und schwierigen Stoff auf Grund eines warmen persönlichen Verhältnisses zu seinem Helden und einer vielseitigen geisteswissenschaftlichen Bildung erfolgreich behandelt, eine Riesenmasse von Denkstoff psychologisch und geschichtlich verarbeitet. Freilich eine ganz runde, abschließende Leistung stellt auch dieser gewaltige Zweibänder nicht dar. Unger setzt seine frühere Schrift über

Hamanns „Sprachtheorie im Zusammenhange seines Denkens" voraus, er behandelt überhaupt nur einen Ausschnitt aus Hamanns Produktion, dessen äußerer Lebensgang auch nicht systematisch dargestellt wird. Der Grund ist vor allem, daß die lange ersehnte historisch-kritische Hamann-Ausgabe noch immer aussteht; schon Goethe hatte sie ins Auge gefaßt, jetzt endlich wird sie von der Berliner Akademie der Wissenschaften geplant. Unger gibt der Hoffnung Ausdruck, sie dereinst noch nutzen und alsdann seinem Helden, dem Dunklen, Vieldeutigen, Systemlosen, das gebührende große literarische Denkmal aufzurichten. Für bloße Prolegomena zu einem solchen muß nun allerdings das vorliegende Werk unerlaubt breit erscheinen. Zur Entschuldigung hat zu dienen, daß der Verfasser eine große Revision der Akten, eine tiefdringende Umwertung der bisherigen Wertungen vorzunehmen und zu begründen hatte. Hamann mußte gegenüber Gervinus und Hettner geradezu „gerettet" werden, und vor allem mußte man ihn endlich einmal zunächst um seiner selbst willen und als eigenes Problem ins Auge fassen, nicht bloß im einseitigen Hinblick auf den Sturm und Drang, auf sein Fortleben und Fortwirken in Herder und im jungen Goethe.

Aus diesem Grunde hat Unger seine Darlegungen, außerordentlich weit ausholend, auf die breiteste Basis gestellt, den ganzen Stand der Geistesbildung ums Jahr 1750 aufgezeigt und auf solcher Grundlage erst einmal mehr den Bedingungen als den Wirkungen Hamanns nachgeforscht. Voraus schickt er zwei einleitende Kapitel über „Die Grundrichtungen des deutschen Geisteslebens im Zeitalter der Reformation und der Aufklärung" und über „Die ästhetische und literarische Konstellation in Deutschland um die Wende des 18. Jahrhunderts und ihre Vorgeschichte". Was er hier gibt, ist der Natur der Sache nach nicht immer originell, auch nicht unanfechtbar, aber als synthetische Leistung verdienstlich. Alsdann tritt Unger in zwei weiteren allgemeinen Kapiteln zunächst an Hamanns seelische Veranlagung heran, betrachtet ihre einzelnen Seiten und zeigt ihre Widerspiegelung in seinen psychologischen und ethischen Anschauungen auf. Einleuchtend legt er dar, wie der „Magus im Norden" aus pietistischen Ursprüngen heraus mitten in der Zeit der Aufklärung sich zum entschiedensten Irrationalisten und Antirationalisten entwickelt, ohne doch mehr Mystiker zu werden als etwa Luther, das hohe Vorbild dieses Protestanten. Und nun erst, nach 200 Seiten der Vorbereitung, geht Unger im einzelnen daran, in einem mit seinen 400 Seiten etwas gar zu „korpulent" und unförmlich geratenen Hauptkapitel „Hamanns ästhetisch-literarische Gedankenwelt und Wirksamkeit nach ihrem inneren Zusammenhange und ihrer zeitlichen Entfaltung" darzustellen. In Hamanns ganz ungewöhnlich starkem Zuge zum Naturhaften, Einfachen, Urwüchsigen, mit einem Worte: zum irrational Elementaren findet er mit Recht den bei aller widerspruchsvollen Mannigfaltigkeit doch einheitlichen Grundzug seines Wesens.

Zu rühmen ist bei dem Weltanschauungshistoriker Unger, daß er, die seiner Richtung drohenden Klippen im ganzen glücklich vermeidend, weder die Individualpsychologie noch das Philologische beiseite schiebt, vielmehr Hamanns Psyche fein enthüllt und auch seinen Stil mit sorgsamer Sonde untersucht. Dankbar sind wir auch für die knapp resumierenden Zusammenfassungen, mit denen er oft ermüdend lange, an Wiederholungen reiche, schwer übersichtliche Darlegungen beschließt, um so dankbarer, als die Anlage des Werkes, dessen ganzer zweiter Band aus Zitaten, Belegen, Parallelstellen, Nachträgen, Exzerpten, schier unübersehbaren Ziffernreihen und anderen Anmerkungen besteht, nicht die glücklichste ist, und auch Ungers Stil, obwohl ausdrucksreich, doch keineswegs sehr klar und durchsichtig ist. Es kostet harte Arbeit, sich den Inhalt dieses Buches anzueignen, aber Arbeit, die sich verlohnt; sie erschließt neue Einblicke in das Innere der deutschen Geistesentwicklung des 18. Jahrhunderts und beachtenswerte Ausblicke auf die Romantik, deren Wesen Hamann erstaunlich nahe steht. Harry Mayne.

Eine Geschichte des Körperideals.

Der schöne Mensch im Altertum. Eine Geschichte des Körperideals bei Ägyptern, Orientalen und Griechen. 320 Tafeln mit erläuterndem Text. Zweite, ganz neu bearbeitete und stark vermehrte Auflage von Heinrich Bulle. München und Leipzig, G. Hirth. 1912.

Von Hirths Monumentalwerk „Der Stil" liegt der umfangreiche, das Altertum behandelnde Band „Der schöne Mensch" in neuer Auflage vor uns. Es handelt sich dabei um keine Neuauflage im gewöhnlichen Sinne, sondern schon nahezu um ein neues Werk, sowohl textlich als hinsichtlich der Abbildungen. Von den alten Tafelbildern sind viele in den Text gewandert, und dafür wurden zahlreiche neue Tafeln aufgenommen. Aber was das Wesentlichste ist: das Programm erfuhr eine Änderung. In der ersten Auflage dominierte die stilkritische Analyse; in der zweiten sehen wir das Ziel weiter gesteckt. Die grundlegende Idee ist hier, „die seelische Verfassung der alten Kulturvölker zu skizzieren und bei dem einzelnen Werke tiefer in sein inneres Leben zu dringen". Ein bestimmter Weg wird beschritten: die Aufsuchung und Verfolgung der einzelnen künstlerischen Motive; denn „innerhalb des allgemeinen Problems der Körperform läßt sich an der Geschichte der einzelnen künstlerischen Idee der Wandel des künstlerischen Wollens und der seelischen Stimmung klarer erkennen, als bei der üblichen periodenweisen Betrachtung".

Die Geschichte der einzelnen künstlerischen Ideen ist es, die somit in dem neuen Werk entwickelt wird. Und aus ihr heraus kristallisiert sich gleichsam die Geschichte des antiken Körperideals.

Heinrich Bulle hat sein Thema großzügig erfaßt. Es gelang ihm, von einem hohen Standpunkt aus ein ungeheures Material zu ordnen, zu sichten und das Wesentliche überall herauszugreifen. Die gelassene Selbstverständlichkeit und wirklichkeitswarme Anschaulichkeit seiner Schilderungsweise sind treffliche Führer, was sich besonders in den Kapiteln bemerkbar macht, die so dunkle Gegenden für den Nichtarchäologen wie die ägyptische und altkretische Kultur behandeln. Hier täuscht der frische Realismus der Darstellung über die Entfremdung der Jahrtausende hinweg. Rasch herbeigeholte Vergleiche, wie z. B. der über die schneidermäßige Korrektheit von anno 1250 vor und 1900 nach Christus — Ramses' II. tadelloses Faltenkleid und die Bügelfalte der modernen Herrentracht — stoßen uns gleichsam mitten in die Alltäglichkeit unendlich fern liegender Zeiten hinein. Wir sehen die gottähnlichen Könige Ägyptens, den Schreiber, den „Dorfschulzen", den Krieger und das arbeitende Volk. Und zwischen der starren Größe der plastischen Gestalten leuchtet in einem Wandgemälde, einem purzelbaumschlagenden Mädchen, die „spitzfingrige Grazie" und der ornamentale Liniensinn siegreich auf. Aber diese Kunst, wie jene Babylons und Assyriens, versinkt vor dem aufsteigenden Gestirn Griechenlands. Hellas besiegt den Orient. Schon in der altkretischen Kultur werden die großen Gegensätze sichtbar. Die eisige Starre, die nur in der assyrischen Tierdarstellung sich löst, aber das ganze Gebiet der Menschenverkörperung in unerbittlichem Bann hält, bricht. Die Kreter sehen in aller Erscheinung zunächst die Bewegung. In ihren Darstellungen ist alles Kraft, Erregung, Lebenslust. Sie schildern gern bewegte Szenen, Menschengewimmel mit landschaftlichem Hintergrund. Sie entwickeln Perspektive in ihren Landschaften. Sie erfassen den Eindruck, das Augenblickliche der Erscheinung, freilich noch ohne Kenntnis der künstlerischen Gesetzmäßigkeit.

Diese zu ergründen ist das Werk der Griechen. Griechische Weisheit fand den Satz, daß der Mensch das Maß aller Dinge sei. Eine eminente Gesetzmäßigkeit durchströmte mit dieser Erkenntnis die künstlerische Willenskraft. Jetzt beginnen bestimmte Formideen. Probleme, die durch Jahrhunderte entwickelt werden. Es sind insbesondere die Gesetze der Statik, die zunächst ihre Ausbildung erfahren.

Die stehende Figur. Von dem noch schüchtern von einem Fuß auf den andern tretenden Apoll von Tenea der archaischen Zeit bis zu dem Speerträger des Polyklet, dieser vollendetsten Standfigur, in der der Rhythmus des Menschenkörpers in vielleicht nie wieder so rein erreichter Schönheit erfaßt wurde — welch ein Weg! Dann der die allgemeine Entwicklung bereichernde „Nebenschößling", die angelehnte Figur. Das streng statische Motiv ist hier durchbrochen. Gewisse Dehnungen und Spannungen, die in der ohne Stütze stehenden Gestalt nicht anwendbar sind, können hier gezeigt werden. Das leichte Aufstützen der Hand oder des Armes, das weiche Hinlehnen an einen Gegenstand, oder das im farnesischen Herakles so großartig wiedergegebene, schwere Auflegen der Muskelmassen des ermatteten Helden auf eine Stütze bietet eine ungemein reiche Auswahl, das Spiel schöner Linien zu entfalten. Daneben bilden sich die bewegten Stellungen heraus. Aus der Gebundenheit der Standfigur tritt der Körper in die Freiheit einer plötzlichen Gebärde. Es kommen hierfür besonders die Motive kämpfender oder ringender Figuren in Betracht, das elastische Vorbeugen und Zurückspringen oder -sinken, die gespannten Muskeln. Demgegenüber zeigen die schreitenden Gestalten eine gemäßigtere Bewegung. Sie darzustellen ist schwieriger. Erst im 4. Jahrhundert v. Chr. finden sich die ersten Beispiele. Der „Apoll von Belvedere" ist eine der wenigen Statuen, in denen das Problem des Vorwärtsschreitens konsequent durchgearbeitet ist. Eine neue Lösung führt der Schöpfer des „Hypnos" herbei, der seinen leise wandelnden, Mohnsaft träufelnden Gott in eine leichte Schrägwendung bringt, so daß der Charakter der Einansichtigkeit der Plastik verwischt wird.

Wir müssen uns bei allen diesen Gestalten immer die reine, unbefangene Sinnenfreude vorstellen, die der Grieche dem nackten Körper gegenüber empfand. Das Nacktsein war ihm nichts Fremdes. Warfen doch Jünglinge und Männer aller Stände beim gymnastischen Spiele die Kleider ab. Gefangene persische Krieger zog man zum Spott aus und zeigte diese „Schattenpflänzchen" dem Volk. Auf die Griechen wirkten diese Erscheinungen mit der bleichen, vor Luft und Sonne geschützten Haut ähnlich erheiternd wie auf unsre Alpler die weißen Kniee der Salontiroler.

Bezeichnend für die griechische Auffassung ist die Darstellung der Frau. In dieser ausgesprochenen Männerkultur stand der Frauenkörper in geringerer Achtung. Es dauerte lange, bis sich der Blick für die weicheren weiblichen Formen genug übte, um sie künstlerisch auszuwerten. Beweis dafür ist, „daß die wenigen archaischen Darstellungen nackter Frauen das merkwürdige Schauspiel bieten, daß sie nach Bau und Umriß männliche Körper sind". (Jedenfalls fanden sich eben auch keine weiblichen Modelle.) In der allgemeinen sittlichen Auffassung aber mag es wohl begründet liegen, daß die griechische Kunst in ihrer besten Zeit verhältnismäßig wenig nackte Frauen darstellte, und diese wenigen — die Aphroditen des Praxiteles sind ein Beispiel dafür! — in keuscher Hoheit. Nie trieb sie — darin in schroffem Gegensatz zu der neuzeitlichen Kunst stehend — mit dem Frauenkörper ein auf lüsterne Wirkung ausgehendes Spiel; selbst die erotische Satyre, die in der spätantiken Zeit schonungslos ihre Späße abschoß, machte vor der Schwelle des Frauengemachs rücksichtsvoll halt.

Es würde hier zu weit führen, die mannigfachen Entwicklungen des griechischen Körperideals, denen Bulle mit der Achtsamkeit des geübten Gelehrten überall nachgegangen ist, aufzuzählen. Das Bild, das er uns entfaltet, ist ein überaus reiches; zieht er zum Schlusse doch auch noch die wenig erforschte antike Malerei in den Ring seiner Betrachtung. Eine Fülle von Einzelbeobachtungen, die zum Teil über den Stand der bisherigen Forschung hinausgreifen, gibt dem Werk seinen wissenschaftlichen Wert.

Zuletzt gebührt auch dem Verleger ein Wort des Dankes. Man fühlt, daß in diesem Werke Verfasser und Verleger zusammenarbeiteten. Die würdige Ausstattung und die große Fülle und gediegene Qualität des Bildermaterials verdienen vollste Anerkennung. Mela Escherich.

qδ. „Der kleine Tod". Von Irene Forbes-Mosse. Berlin, S. Fischer. 1912.

Ein Skizzenbuch so subjektiv und voll der entzückendsten Einfälle, daß das geniale Kind der Romantik, Bettina v. Arnim, gewiß an diesem Werk ihrer Enkelin helle Freude gehabt haben würde. Weshalb führt es in seinem rätselhaften Titel die Überschrift eines kleinen toskanischen Liedchens und nicht den Namen der Frau, der die Dichterin diese Tagebuchblätter, Briefe, Gedichte und vergnügt ausgesponnenen Berichte zuschreiben möchte? Der Umkleidung, die solchen innersten Bekenntnissen nach altem Brauch unerläßlich schien, ist der belastende Ernst genommen, und nach der leichten Verwirrung, die ihm weibliche Anmut anfangs bereitet hat, spürt der Leser alsbald, daß die Dichterin nicht ohne Not bemüht war, diese Niederschriften aus den Feierstunden ihrer Seele im wirklichen Leben anzusiedeln oder auch das zugrunde liegende Erlebnis zu verschleiern. Das Buch ist wie erfüllt von dem Duft seltener Blumen. Man merkt es ihrem zartgliedrigen Bau an, daß sie nicht überall gedeihen, daß sie einer besonderen Pflege, eines besonderen Bodens bedürfen. Aus den ersten Schauern der Liebe, die sich plötzlich nach kurzer Begegnung in Frau Hilaria entzündet hat, löst sich eine beseligende Sehnsucht, die ihr die Welt mit neuem Licht erfüllt, die die Saiten ihrer Seele zum Tönen bringt. Erinnerungen werden wach. Gestalten aus fast vergessenen Büchern der Romantik, aus Brentanos Ponce de Leone oder Arnims Romanen ragten in ihre Kindheit leibhaftig hinein, und über Traum und Wirklichkeit sinnend, findet sie die kleinen Altäre wieder, die sie ihren Lieblingen damals im Herzen errichtet, dunkle Winkel, die ein fremder Blick nur entweihen konnte. Der altväterischen Art und deutschem Wesen ist sie — trotz mancher wohl berechtigten und heilsamen Kritik, die sie an ihm übt — treu geblieben, auch als die neue südliche Heimat sie mit ihren helleren, stärkeren Farben umfing. Der abergläubische Kapitän Mickelsen behauptet sich in ihrer Gunst neben den freundlichen, bunten Kindern Italiens. Es ist die besondere Gabe der Frau Forbes-Mosse, den sinnlichen Eindruck in seiner frischen Reinheit festzuhalten, und sie besitzt Geschmack genug, ihn nicht durch längeres Verweilen zu entwerten oder zum Urteil stempeln zu wollen. Daher erscheint auch die Sprunghaftigkeit natürlich und notwendig. Ihr Empfinden ist zart, aber durchaus nicht zaghaft. Ihre Stimmung kennt keine Sentimentalität, ihre Ironie keine Bitterkeit. Gemahnt es nicht an die Kunst der Ebner, wenn sie mit Schärfe und Güte zugleich die Frauen schildert, die mit der modernen Welt in scheuem Hader leben oder aus puritanischem Gerechtigkeitssinn gegen die eigene Natur handeln? Mit den Meistern der Kunst verkehrt sie wie mit Freunden. Töne setzen sich ihr in Bilder um oder in Worte, und kleine in den Text gestreute Melodien müssen bisweilen als Ausdruck ihrer Stimmung dienen. Der „Schöngeist", der seit Jahrzehnten wie begraben war, scheint wieder auferstanden, nur daß der Impressionismus inzwischen seine klärende, erzieherische Wirkung getan hat. In diesem Buch waltet eine feine, geistige Weltansicht, zu deren Quelle das schlichte aristokratische Wort führt: „Jene beschenken uns doch am reichsten, die wir mehr lieben, als sie uns geliebt."

qδ. **Charakteristiken.** Von Erich Schmidt. Zweite Reihe. Zweite, vermehrte Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1912.

In dieser neuen Auflage ist die zweite Reihe der „Charakteristiken" um vier wertvolle Stücke bereichert, von denen zwei den Lesern dieser Zeitschrift noch in frischer Erinnerung sein werden. In dem Aufsatz „Goethe und Straßburg" — es ist die Rede, die Schmidt bei der Enthüllung des Goethedenkmals in Straßburg hielt — bewundern wir stets aufs neue die Kunst, die Gestalten der Vergangenheit zu beschwören, sie leibhaftig hinzustellen, und die Sicherheit, mit der Schmidt, zunächst geleitet von Goethes eigenen Erinnerungen, mit scharfer Sonde durch den Wust nicht immer klärender Forschungen der Nachwelt bis zu dem lebendigen Urbild vordringt. Der andere Essay führt in Schillers Werkstatt, wo manchem gewaltigen Torso, manch kühnem Entwurf Durchführung und Vollendung versagt blieb. Hier galt es, der Arbeitsweise des Genius nachzuspüren, Zusammenhänge unter den Skizzen, ihre zeitliche Folge festzustellen. Erich Schmidt beobachtet Schiller bei seiner dichterischen Produktion, wie er bei aller vorwärts strebenden Kraft seiner Phantasie sich selbst in seinen Entwürfen Befehle gibt, nach Art eines Feldherrn, Richtungen markiert und kaltblütig, „aber ohne Lessings allzu bewußten Schachspielerscharfsinn", seine Berechnungen anstellt. Die Untersuchung schließt mit einer Analyse des Demetrius. — Ein Zeugnis warmer Verehrung ist der Aufsatz über Heinrich Seidel, den ausgezeichneten Menschen und liebenswerten Poeten des „Leberecht Hühnchen"; dagegen löst Schmidt mit der dem Wiener Dichter J. J. David gewidmeten biographischen Studie ein dem sterbenden Freunde gegebenes Versprechen ein. Briefe und persönliche Erinnerungen gewähren einen Einblick in das Schaffen und das ergreifende Schicksal dieses früh verstorbenen Mannes, den die Lebensnot von seinem höheren Beruf in den Journalismus zwang. Auch hat der Aufsatz über Marie von Ebner-Eschenbach eine wesentliche Erweiterung und Durcharbeitung erfahren.

γ. **Die Frauen um Goethe.** Von Paul Kühn. Zweiter Band. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. 1912.

Dieser zweite Band des Kühnschen Werkes ist den Kapiteln Familie und Freundschaft, Bildung, Geselligkeit, Alter und Jugend gewidmet und versucht, das

ungeheure Material, das Briefe, Tagebücher und Denkwürdigkeiten darbieten, mit Erfolg in erschöpfender und künstlerisch abgerundeter Weise auszunutzen. Jeder Freund Goethes wird gewiß aus diesem Werke reichen Gewinn ziehen. Goethe hat gelegentlich wohl herb über die Frauen sich geäußert: „Es ist unglaublich, wie der Umgang der Weiber herabzieht", konnte er im September 1808 zu dem Kanzler v. Müller sagen. Aber das hatte dann doch ganz besondere Anlässe; im allgemeinen waren ihm, wie Richard Wagner, die Frauen „die Musik des Lebens; sie nehmen alles offener und unbedingter in sich auf, um es durch ihr Mitgefühl zu verschönen". Als Frauenkenner wußte er sie auch immer richtig zu nehmen und ihrer Sonderart gerecht zu werden, und die Frauen, welche er liebte, heranzubilden, war ihm Bedürfnis. Seine Beziehungen zu jeder Frau, der er nahe trat, werden genau verfolgt, und es wird mit dem Urteil nicht zurückgehalten. Am schlechtesten kommt wohl Sophie v. Laroche weg, deren Empfindsamkeit gemacht heißt, die in Wahrheit „gefühlsarm und von reinem Geschäftssinn erfüllt" war, deren kalte Weltklugheit in Verheiratung ihrer schönen Töchter „allgemeinen Unwillen erregte".

vv. **Conrad Ferdinand Meyer als religiöser Charakter.** Von Walter Köhler. Jena, Eugen Diederichs. 1911.

Vor Jahren hat der feinsinnige Theolog und Dichter Otto Frommel in dieser Zeitschrift eine Abhandlung über C. F. Meyer in seiner religiösen Stellung veröffentlicht. Diese knappe Behandlung des Gegenstandes erscheint mir wertvoller als das dicke Buch des Baseler Kirchenhistorikers Köhler; der unerlaubt große Umfang dieses Buches von 236 Seiten steht im umgekehrten Verhältnis zu seinem Gehalt. Ermüdend breit sind vor allem die Analysen der einzelnen Meyerschen Werke, wiewohl hier und da manch gutes Wort abfällt. Dagegen verdient das zusammenfassende Schlußkapitel über des Dichters Weltanschauung Beachtung, wenn auch nur beschränkte Zustimmung. Denn leider legt der Theolog Köhler nicht nur aus, sondern auch unter. Es ist ihm nicht gelungen, seine These zu beweisen: „Es gibt keinen unter den neueren Dichtern, wenn man von den bewußt religiösen Poeten wie Gerok u. a. absieht, aus dessen Werken so klar und durchsichtig christliche Religion und christliches Ethos hervorleuchtete, wie bei Conrad Ferdinand Meyer. Sie sind ‚das große, starke Leuchten' seines Wesens." Das ist außerordentlich übertrieben, ist geradezu tendenziös. Gewiß behandelt Meyer gern auch religiöse Probleme, aber doch durchaus als Künstler und nicht, wie es nach Köhler fast erscheint, als Denker und Prediger. Köhlers Buch mag als christliches Erbauungsbuch seinen Wert haben, die Literaturgeschichte hat ihm nicht allzu viel zu entnehmen.

γ. **Aus Natur und Geisteswelt.** Leipzig, Teubner. 1912.

Von dieser Sammlung liegen uns wieder drei Bändchen vor, zwei über Philosophen — Külpe, „Immanuel Kant", und Flügel, „Herbarts Lehren und Leben" und eins über Geschichte: Charmatz, „Geschichte der auswärtigen Politik Österreichs im 19. Jahrhundert", erster Teil. Külpes „Kant" hat schon die dritte, Flügels „Herbart" die zweite Auflage erlebt, was sowohl für das philosophische Interesse weiter Kreise als für das Geschick Zeugnis ablegt, mit dem beide Verfasser ihre Aufgabe gelöst haben. Külpe, dem Bonner Gelehrten, kommt es zu statten, daß wir seit fünfzig Jahren in einer Kant-Renaissance leben, und Flügel, daß Herbarts universelle Bedeutung auch im Auslande bereitwillig anerkannt wird, so von dem Franzosen Compayre: „Herbarts Name ist an die Enden der Welt gedrungen." Charmatz endlich, der schon Österreichs innere Politik in derselben Sammlung dargestellt hat, füllt mit seinem Bändchen eine wirkliche Lücke aus: eine zusammenhängende Darstellung der auswärtigen Politik Österreichs haben wir bis jetzt nicht. Charmatz führt die Erzählung vorerst bis zu Metternichs Sturz im März 1848; sein Urteil über Metternich ist im Endergebnis durchaus abfällig.

γ. **Ruins of desert Cathay.** Personal Narrative of explorations in Central Asia and Westernmost China. By M. Aurel Stein. Two volumes. London, Macmillan and Co. 1912.

Ein Werk von ungewöhnlicher Bedeutung. Bekanntlich war es M. A. Stein — jetzt Sir Aurel Stein — der durch seine erste große Expedition 1900—01 die Ära der archäologischen Entdeckungen in Zentralasien eingeleitet, den Zugang zu den Überresten jener Kulturen gebahnt hat, in denen sich indische, chinesische und auch westlich-klassische Einflüsse so merkwürdig begegnen. Andere höchst erfolgreiche Expeditionen sind auf die seine gefolgt, so die deutsche bezw. die preußische unter Grünwedel und unter von Le Coq, die französische unter Pelliot. In den Jahren 1906—08 nun hat Stein eine zweite Forschungsreise ausgeführt, in größerem Maßstab als die erste, viel weiter nach Osten vordringend, als damals geschehen. Diese Expedition ist es, von der die beiden vorliegenden Bände berichten. „Die Straßen entlang", um die eigenen Worte des Forschers zu wiederholen, „die von den letzten vorchristlichen Jahrhunderten an zwischen China und den Reichen von Zentralasien, des westlichen Asien und der klassischen Welt die Verbindung herstellten, finden sich zerstreute Ruinen mit Massen von Überresten, die Licht auf die alte Geschichte, die Kunst und das tägliche Leben von Regionen werfen, deren Vergangenheit, abgesehen von spärlichen Angaben bei den chinesischen Annalisten, in Dunkel verloren schien." Im trockenen Klima jener

Länder, unter dem Schutz des Wüstensandes haben sich die Altertümer unvergleichlich erhalten. Von der Naturszenerie, der Bevölkerung der durchwanderten Länder und vor allem von den archäologischen Funden gibt die Erzählung Steins, begleitet von Hunderten vortrefflicher Illustrationen, ein anschauliches Bild. Soll von den mannigfachen Episoden dieser wahrhaft epischen Erzählung eine einzelne herausgehoben werden, würde ich die von der Entdeckung und Erschließung des grandiosen Handschriftenschatzes in der Felskammer von Tun Huang wählen. Dort lagen, hermetisch gegen jede Spur von Feuchtigkeit abgeschlossen, Handschriften, die den Raum von 500 Kubikfuß füllten: chinesische, tibetische, indische, türkische, iranische. Wie es Stein auf das Gerücht von diesem Schatz hin gelang, zu ihm durchzudringen, die ungeheuren Handschriftenmassen zu untersuchen, von dem chinesischen Priester, der sie hütete, für einen mäßigen Preis die Erlaubnis zur Entführung einer Menge von ihnen zu erwirken: das war eine ebenso große Leistung meisterhafter Diplomatie, wie der Bericht davon ein Meisterstück lebendiger Erzählung ist. Bekanntlich hat dann Pelliot, der ein Jahr später dieselbe Stelle besuchte, den Erwerb jener Schätze für die Wissenschaft mit nicht geringerem Gelingen weiter gefördert. Neben dem archäologischen Ertrag von Steins Expedition steht dann weiter der geographische: über seine Bedeutung hat die Royal Geographical Society ihr Urteil abgegeben, indem sie dem glücklich heimgekehrten Reisenden ihre goldene Medaille verlieh. Täusche ich mich, wenn ich vor Augen zu sehen meine, wie in naher Zukunft der unermüdliche Forscher zum dritten Male in Zentralasien glänzenden Erfolgen entgegengehen wird?

γ. **Geschichte des italienisch-türkischen Krieges.** Von G. v. Gravenitz. Erste Lieferung. Berlin, Eisenschmidt. 1912.

Wenn es auch bis zum letzten Augenblicke zweifelhaft erschien, ob der Friede zustande kommen werde, so ist dies inzwischen doch glücklicherweise geschehen; aber darum hat das Unternehmen von Gravenitz nichts an seinem Inhalt und seinem Werte verloren. Der Krieg, den Italien vor jetzt Jahresfrist anscheinend vom Zaune brach, hat seine tiefe Begründung eben doch darin, daß Italien, dem nach seiner Vergangenheit und seiner Lage die herrschende Stellung im Mittelmeere zukommt, unmöglich sich durch England und Frankreich an die dritte Stelle drängen, sich von Nordafrika ganz ausschließen lassen konnte. Aus diesem Grunde ist der Krieg auch ein nationaler für Italien geworden, und nicht minder für die Türkei, welche mit ihrem letzten afrikanischen Besitz ihre Weltstellung verteidigt. So hat der Krieg ein politisches und ein ethisches Interesse, und ihn zu schildern ist ein dankbares Beginnen. Daß auch die Quellen, wenigstens auf italienischer Seite, schon weit ausgiebiger sind, als man denken sollte, zeigt Gravenitz' Zusammenstellung (V, 69—70). In sachlicher, knapper, offenbar auf guten Studien ruhender Erzählung, welche auch die Kräfte beider Gegner unbefangen würdigt, führt uns Gravenitz bis zum 27. Oktober, wo die Italiener sich entschlossen, ihren linken Flügel bei Tripolis um 2 km zurückzunehmen. Die zweite Lieferung soll die reichen Lehren beleuchten, welche die Gefechte des Oktober über das Wesen des modernen Krieges erbracht haben.

β. **Réflexions et Maximes.** Par Lucien Arréat. Paris, F. Alcan. 1912.

Der Psychologe und Kunsthistoriker, der dieses kleine Buch verfaßte, hat es vermieden, seinen Lebensregeln und Betrachtungen den Namen „Pensées" zu geben. Dazu fehlt ihnen die präzise, prägnante Form und die Originalität, die wir noch immer von solchen Gedankensplittern erhoffen und in ihnen auch zuweilen finden. Wir erinnern an Gaben zweier Deutscher, F. Hebbel und Frau v. Ebner-Eschenbach, als wahre Perlen des Genre. Arréats Bezeichnung eines seiner Abschnitte, „Wahrheiten der gesunden Vernunft", paßt eigentlich auf das ganze Bändchen. Seine Äußerungen sind meistens richtig; wer möchte bestreiten, daß die „Endlichkeit aller Dinge traurig stimmt", oder daß „keine Philosophien definitiv sind"? Und wer hätte nicht erlebt, daß Witwen, die in ihrer Ehe nicht glücklich waren, noch im ersten Jahr, glückliche aber schon in vierzehn Tagen an Wiederverheiratung denken? Beherzigenswert ist der Satz, daß die Erleichterung der Ehescheidungen mehr Wunden schlagen als heilen wird, und merkwürdig das Geständnis des Franzosen: „Nicht 1871, sondern 1848 haben wir Elsaß-Lothringen verloren. Die Folgen unserer zügellosen Revolutionen wollen wir nicht einsehen."

γ. **Das Buch von den Kleinen.** Von Peter Rosegger. Leipzig, L. Staackmann. 1911.

Es ist kein neues Buch von Rosegger, das wir hier erhalten, sondern eine Auswahl von solchen Stücken aus seinen Schriften, die sich auf seine Kinder und Enkel beziehen und die anerkanntermaßen an pädagogischem Wert, an Gemütstiefe und Humor zum Besten gehören, was Rosegger geschaffen hat. Man muß diese Skizzen lesen, um zu erfahren, wie der wackere steyrische Dichter aus seinem Heim ein Heiligtum der Liebe und des Familiensinns gemacht hat. „Vor Gott muß man niederknien", lautet das bezeichnende Motto, „weil er so groß ist; vor dem Kinde, weil es so klein ist"; und ein andermal lesen wir: „O, küsset die Augen, in denen noch keine Sünde gelodert, keine Trauer der Reue gezittert, in denen sich noch kein Toter gespiegelt hat. Ihr könnt nichts Heiligeres küssen; ihr könnt nichts Göttlicheres schauen." Gewidmet ist das Buch „den Eltern zur Freude, den Liebenden

zur Hoffnung, den Junggesellen zur Mahnung und den Weltweisen zur Lehre".

με. **Peter Pan im Waldpark.** Von Barrie. Mit 16 farbigen, ganzseitigen Illustrationen von Rackham. Frei ins Deutsche übertragen von J. Funke. Weimar, G. Kiepenheuer. 1911.

Daß von diesem Buche in England 80 000 Exemplare verkauft worden sind, glaubt man gern. Es wird ihm in Deutschland bald auch so gehen. Seit Andersen ist gewiß kein schöneres Märchen mehr geschrieben worden. Das rechte Kinderbuch, weil es eigentlich mehr für die ganz großen Kinder ist, und das lesen allemal die ganz kleinen auch gerne. Der kleine Peter Pan hatte eine gute Erinnerung. Als er in der Wiege lag, erinnerte er sich noch ganz genau, daß er einst ein Vogel war. Alle kleinen Kinder waren einst Vögel. Und die Stelle, wo er früher Flügel hatte, juckte ihn und, — wie sagt doch Platon? „Die Seele war nicht geflügelt. Sie war ganz Flügel" — und husch, flog er hinaus in den Waldpark. „Ja, konnte er denn noch fliegen? Ei freilich, er glaubte ja noch fliegen zu können." Vögel können ja auch nur fliegen, weil sie vollkommenen Glauben haben. Denn Glauben haben, ist gleich Flügel haben. Und Peter Pan lebte mit den Vögeln und war doch kein rechter Vogel und auch kein rechter Junge, er war ein Mittelding. Und flog einmal in einer wunderlichen Sehnsucht zu seiner Mutter zurück, und flog wieder fort und kam noch einmal und wollte bei ihr bleiben, und da hatte sie ein anderes kleines Bübchen im Arm — weil er so lange nicht gekommen war. Und seitdem lebt er wieder im Waldpark. Als ein Mittelding. Wenn er groß wäre, wäre er ein lachender Philosoph. Aber er ist ein kleines Baby. Unsere Großmütter schon kannten ihn so und unsere Mütter. Und wenn er lacht, hören wir nur das Lachen eines Kindes. Aber wenn er auf seiner Pfeife spielt, tanzt der Elfen leichtes Volk waldaus, waldein. Die Geschichte von Peter Pan ist die in die winzigen Proportionen des Babylebens verkleinerte Daseinstragödie. Und um diesen tragischen Kern schlingt sich zierlich der feine Gestaltenreigen lieblichen Märchenspuks. — Aber an diesem Märchen haben zwei Poeten gearbeitet: Barrie der Dichter und Rackham der Illustrator; denn diese Illustrationen sind wieder Dichtungen für sich. Rackham muß in der Elfenstunde öfters im Waldpark gewesen sein und das geheimnisvolle Leben der Elfen und all das wunderliche Treiben der schwätzenden Vögel, kichernden Blumen und lustwandelnden Bäume ganz genau beobachtet haben. Es ist nicht anders möglich.

βλ. **Monsieur Charmeret en Italie.** Par R. Gaston-Charles. Paris, Plon. 1911.

Auf der kunstbegeisterten Wanderung durch Italien läßt sich der Verfasser von zwei Damen, einer Pariserin und einer in dunklen Ursprüngen sich verlierenden andern begleiten, deren Seele in den Tagen der Renaissance schon einmal die Freuden des Daseins genossen zu haben scheint. Wir gestehen, daß wir beide Damen und die um sie gesammelte Gesellschaft von Kosmopoliten ohne erheblichen Verlust für den sonstigen Inhalt des Buches entbehren könnten. Historische Rückblicke und ein feines Verständnis für die landschaftlichen Reize und die Denkmäler der Kunst in dem an Schönheiten unerschöpflichen Lande machen es, auch ohne den durchgezogenen Faden romantischer Erlebnisse, fesselnd und lesenswert.

βλ. **La fin d'une dynastie.** Par A. G. de Heidenstam. Paris, Plon. 1911.

Mit Zugrundelegung von Tagebüchern und Briefen der letzten Königin, die einem Wasa, dem schwachen alten Karl XIII., auf dem Thron Schwedens zur Seite stand, hat der Verfasser die letzten vierzig Jahre der Herrschaft des berühmten Geschlechts höchst anmutig und fesselnd geschildert. — In ihren Familienbeziehungen nicht glücklich, im Kampf mit den Parteien, ist diesen Königen das tragische Schicksal vorbehalten gewesen, im Europa der revolutionären Epoche nahezu allein unter den Dynastien für die Sache des legitimen Königtums in ritterlicher Hingebung, ohne selbstsüchtige Zwecke, einzustehen und damit die ihrige zu untergraben. Heidenstams Bild Gustavs III. ist unparteiisch und gerecht. Er gesteht zu, daß der Staatsstreich von 1772 Schweden vor Anarchie bewahrt und des Königs Feldzug gegen Rußland die Unabhängigkeit Schwedens gerettet habe. Die Sache der Bourbons verlor ihren besten Anwalt, als Gustav die Romantik seiner auswärtigen Politik und den Bruch mit dem schwedischen Adel mit seinem Leben bezahlte. Ein mystischer Träumer, erblich belastet wie der Dänenkönig, wie Kaiser Paul und der spanische Monarch, führte Gustav IV. die Geschicke Schwedens ins neue Jahrhundert hinüber. Der Mord des Herzogs von Enghien steigerte seinen Haß gegen das Frankreich des Konsulats zum blinden Fanatismus. Der Schwur, niemals Frieden mit Napoleon zu schließen, kostete ihn die Krone. Lieber als ihn zu brechen, dankte er ab und zog 1809 in die Verbannung. Heidenstams Aufgabe schließt mit der Regierung des Oheims, Karls XIII., dessen Nachfolger Bernadotte wurde. Der Sohn Gustavs wurde übergangen, und mit ihm erlosch das Geschlecht der Wasa. Sein letzter König, jetzt Oberst Gustavson, ergab sich mit stolzer Würde in sein grausames Geschick. Er lebte und starb arm und unbekannt, von den Seinen getrennt, in der Schweiz 1837, weil er sich weigerte, die ihm ausgesetzten Gelder aus Schweden anzunehmen, und eröffnet und beschließt mit Achtung erzwingender menschlicher Größe das erste Kapitel aus der Geschichte des 19. Jahrhunderts, auf dem geschrieben steht: „Les rois en exil."

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Oktober zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Alter. — Feldzeugmeister Benedek und der Feldzug der k. k. Nordarmee 1866. Mit einer Biographie des Feldzeugmeisters. Unter Benutzung neuer Quellen. Von Wilhelm Alter. Mit einem Porträt in Lichtdruck und sechs Kartenbeilagen. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1912.

Augustin. — Die Bekenntnisse des heiligen Augustin. Neu übersetzt und eingeleitet von J. F. Poritzky. München, Georg Müller. O. J.

Balzac. — Vater Goriot. Sittengemälde aus dem neunzehnten Jahrhundert. Von Honoré de Balzac. Ins Deutsche übertragen von Friedrich Seybold. Minden, J. L. L. Bruns. O. J.

Bartsch. — Schwammerl. Ein Schubertroman. Von Rudolf Hans Bartsch. Leipzig, L. Staackmann. 1912.

Bibliothèque française. La Fontaine. Textes choisis et commentés par Edmond Pilon. — Fontenelle. Textes choisis et commentés par Emile Faguet. — Montesquieu. Textes choisis et commentés par F. Strowski. — Les sources d'idées. Textes choisis et commentés par Pierre Villey. Paris, Librairie Plon. 1912.

Biese. — Deutsche Literaturgeschichte. Von Alfred Biese. Dritter Band: Von Hebbel bis zur Gegenwart. Mit 50 Bildnissen. Vierte, verbesserte und ergänzte Auflage. München, C. H. Beck. 1912.

Bismarck. — Gedanken und Erinnerungen. Von Otto Fürst von Bismarck. Schulausgabe mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Oberstudienrat Dr. Gottlob Egelhaaf. Stuttgart, J. G. Cotta. 1912.

Blücher. — Blüchers Briefe an seine Frau. Herausgegeben von Adolf Saager. Stuttgart, Robert Lutz. O. J.

Blücher. — Blücher-Anekdoten. Ein Charakterbild des Marschalls Vorwärts. Von Adolf Saager. Stuttgart, Robert Lutz. O. J.

Bonde. — Schimannsgarn. Erlebnisse, Schnurren und Geschichten aus dem Seemannsleben. Von Sophus Bonde. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1912.

Bonde. — Im Scheine des Nordlichts. Eine Geschichte aus Lappland. Von Sophus Bonde. Gleicher Verlag.

Borntraeger. — Der Geburtenrückgang in Deutschland. Seine Bewertung und Bekämpfung. Auf Grund amtlichen und außeramtlichen Materials. Von Dr. J. Borntraeger. Würzburg, Curt Kabitzsch. 1913

Braun. — Die Liebesbriefe der Marquise. Von Lily Braun. München, Albert Langen. O. J.

La Bruyère. — Les grands écrivains de la France. Nouvelles éditions publiées sous la direction de M. A. Regnier: Œuvres de La Bruyère. Tome premier, première et seconde partie; tome seconde. Paris, Librairie Hachette. 1912.

Büchner. — Dramatische Werke. Von Georg Büchner. Mit Erklärungen herausgegeben von Rudolf Franz. München, G. Birk und Co. O. J.

Carnegie Library. — Classified catalogue of the Carnegie Library of Pittsburgh. 1907—1911. Part I: general works, philosophy, religion. Pittsburgh, Carnegie Library. 1912.

Cook. — Meine Eroberung des Nordpols. Von Frederick A. Cook. Übersetzt von Erwin Volkmann. Mit 56 Bildern. Hamburg, Alfred Janssen. 1912.

Cottasche Handbibliothek. Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin. Ausgewählt und mit einem erläuternden Anhange herausgegeben von Eduard von der Hellen. Mit drei Bildnissen. — Der Kreisrichter Rita. Zwei Novellen. Von Paul Heyse. — Die deutsche Arbeit. Von W. H. Riehl. Vierte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta. O. J.

Couvelain. — Auf dem Zweig. Von Pierre de Couvelain. Autorisierte Übersetzung von Lina Dieppe. Aarau, H. R. Sauerländer und Co. 1912.

Delbrück. — Dein auf ewig! Seelengeschichte eines jungen Mädchens. Von Kurt Delbrück. Halle a. S., Richard Mühlmann. 1913.

Deutsche Märchen seit Grimm. Herausgegeben von Paul Zaunert. Jena, Eugen Diederichs. 1912.

Diderot. — Zweite Satire (Rameaus Neffe). Nach dem im Jahre 1891 gefundenen Originale übersetzt von Gustav Rohn. Wien, J. Eisenstein & Cie. 1912.

Doehler. — Am Dorfbrunnen. Geschichten und Mären. Von Gottfried Doehler. Leipzig, F. A. Barthel. 1912.

Dumbrava. — Wogenbrecher. Roman-Zyklus aus der Geschichte Rumäniens. Von Bucura Dumbrava. Zweite Abteilung: Der Pandur. Geschichte des rumänischen Volksaufstandes im Jahre 1821. Erster Band. Regensburg, W. Wunderling. O. J.

Durège. — Judentum und Christentum. Vortrag, gehalten in Prag am 12. Februar 1912. Von Jenny Durège. Magdeburg, R. Zacharias. 1912.

van Eeden. — Lioba. Ein Drama der Treue in sieben Bildern. Von Frederic van Eeden. Deutsche Übertragung von Else Otten und Armin Petersen. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. O. J.

Eilers. — Gretens Jung. Roman von Ernst Eilers. Hamburg, E. Erich Behrens. O. J.

El Neecar. — Eigenmächtig geschieden. Roman von El Neecar. Offenbach a. M., Johann Scherz. O. J.

Epry. — À la mer, des abimes au rivage, chasses et pêches. 198 dessins de M. Cassas et photographies de l'auteur. Converture de M. H. Rapin. Deuxième édition. Paris, Librairie Plon. 1912.

Fahlen. — Das Jagdbuch. Tier- und Jagdgeschichten aus allen Zonen. Ausgewählt von F. A. Fahlen. Leipzig, Abel und Müller. 1912.

Farussi. — Itremati. Eine Harlekinade in drei Akten, mit einem Vor- und einem Nachspiel. Von Lamoral Farussi. Wien, Eduard Kosmack. O. J.

Federer. — Pilatus. Eine Erzählung aus den Bergen. Von Heinrich Federer. Berlin, G. Grote. 1912.

von Felsenstadt. — Die Schmach der Fremdenlegion. Von M. von Felsenstadt. Neue Auflage. Leipzig, Theodor Gerstenberg. O. J.

Frankfurter. — Wilhelm von Hartel. Sein Leben und Wirken. Von Dr. S. Frankfurter. Zur Enthüllung des Denkmals in der Universität am 9. Juni 1912. Mit einer Tafel und zwei Abbildungen im Text. Wien, Carl Fromme. 1912.

Frehn. — Nietzsche und das Problem der Moral. Von Julius Frehn. Neubabelsberg-Berlin, M. Koch und A. Hachfeld. O. J.

Frey. — Festspiele. Von Adolf Frey. Vierte, durchgesehene und stark vermehrte Auflage. Aarau, H. R. Sauerländer und Co. 1912.

Frey. — Die Jungfer von Wattenwil. Historischer Schweizerroman. Von Adolf Frey. Stuttgart, J. G. Cotta 1912.

Goethe-Kalender, begründet von Otto Julius Bierbaum. Auf das Jahr 1913 herausgegeben von Carl Schüddekopf. Mit 24 Tafeln. Leipzig, Dietrichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher. 1912.

Goldmann. — Das weise Jungfräulein. Novellen. Von Karl Goldmann. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1912.

Graeser. — Der schwarze Schleier und andere Erzählungen. Von Erdmann Graeser. Leipzig, Albert Bonnier. O. J.

Gregorovius. — Wanderjahre in Italien. Von Ferdinand Gregorovius. Auswahl in zwei Bänden mit dem Porträt des Verfassers, zwei Karten und einem biographischen Nachwort von Dr. H. H. Houben. Zwei Bände. Vierte Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1913.

Grimm. — Die deutschen Sagen der Brüder Grimm. In einer Auswahl mit vielen Bildern von Otto Ubbelohde. Leipzig, Abel und Müller. O. J.

Haake. — Die Freundschaft als sittliches Problem. Eine Sammlung von Maximen. Von A. Haake. Leipzig, Fritz Eckardt. 1912.

Halbert. — Die Katastrophe unserer Kultur. Die hinterlassenen Memoiren eines modernen Menschen. Eingeleitet und herausgegeben von A. Halbert. Leipzig, Theodor Gerstenberg. 1912.

Hampe. — Deutsche Kaisergeschichte in der Zeit der Salier und Staufer. Von Prof. Dr. Karl Hampe. Zweite, umgearbeitete Auflage. Leipzig, Quelle und Meyer. 1912.

Hämetgsang. Erstes Jahrbuch des Bundes schlesischer und mährischer Mundartdichter. Herausgegeben von L. W. Rochowanski. Erste Auflage. Freudenthal, W. Krommer. 1912.

Handbuch der Politik. Herausgegeben von Paul Laband, Adolf Wach, Adolf Wagner, Georg Jellinek, Karl Lamprecht, Franz von Liszt, Georg von Schanz, Fritz Berolsheimer. Zweiter Band, Lieferung 5. 6. Berlin, Dr. Walther Rothschild. 1912/13.

Hartmann. — Ludwig Uhland. Ein Volksbuch von Dr. Arthur Hartmann. Stuttgart, W. Spemann. 1912.

Heltau. — Rom-Not. Die geschichtliche Entwicklung des Ultramontanismus und seine Bekämpfung durch freie Volksbelehrung. Ein Wegweiser für das denkende Deutschtum aller Bekenntnisse. Von Karl Heltau. Augsburg, Theodor Lampart. 1912.

Herz. — Goethes Naturphilosophie im Faust. Ein Beitrag zur Erklärung der Dichtung. Von Wilhelm Herz. Mittlers Goethe-Bücherei. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1912.

Heyse. — Plaudereien eines Freundespaares. Von Paul Heyse. Stuttgart, J. G. Cotta. 1912.

Hübner. — Aszendismus. Der Glaube an den Lebensaufstieg. Eine neue Welt- und Lebensbetrachtung. Popularphilosophisch dargestellt von Otto R. Hübner. Leipzig, Fritz Eckardt. 1912.

Insel-Almanach auf das Jahr 1913. Leipzig, Insel-Verlag. 1912.

Jung. — Das Trottelbuch. Von Franz Jung. Leipzig, Theodor Gerstenberg. 1912.

Kahlenberg. — Sünde. Roman von Hans v. Kahlenberg. Charlottenburg, Vita. O. J.

Kähler. — Die Bildung von Industriebezirken und ihre Probleme. Von Prof. Dr. Wilhelm Kähler. Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden. Band IV, Heft 5. Leipzig, B. G. Teubner. 1912.

Karrillon. — Im Lande unserer Urenkel. Von Adam Karrillon. Mit Federzeichnungen von Gino von Finetti. Berlin, G. Grote. 1912.

Keller. — Drei Erzählungen von Gottfried Keller. Schulausgabe, mit einer Einleitung und Anmerkungen von Dr. Hermann Binder. Stuttgart, J. G. Cotta. 1912.

Klob. — Die Oper von Gluck bis Wagner. Von Karl Maria Klob. Ulm, Heinrich Kerler. 1913.

Kuh. — Biographie Friedrich Hebbels. Von Emil Kuh. Zwei Bände. Dritte unveränderte Auflage. Wien, Wilhelm Braumüller. 1912.

Knoop. — Die Hochmögenden. Roman von Gerhard Ouckama Knoop. Berlin, Egon Fleischel u. Co. 1912.

Koppen. — Bubi. Eine Kindergeschichte für große Leute. Von Luise Koppen. Berlin, Trowitzsch und Sohn. 1912.

Kosch. — Menschen und Bücher. Gesammelte Reden und Aufsätze. Von Professor Dr. Wilhelm Kosch. Leipzig, Dyksche Buchhandlung. 1912.

Köth. — Wilhelm Emanuel Freiherr von Ketteler. Von Karl Köth, S. J. Mit 29 Abbildungen. Mit einem Geleitwort von Graf Droste zu Vischering. Freiburg, Herder. 1912.

Krehmcke. — Sigimer, der Alemanne. Eine Erzählung aus dem Jahre 203 nach Christo. Von Karl Krehmcke. Leipzig, Abel und Müller. O. J.

Lagerlöf. — Eine Herrenhofsage. Erzählung von Selma Lagerlöf. Leipzig, Albert Bonnier. O. J.

Lamprecht. — Einführung in das historische Denken. Von Karl Lamprecht. Mit 36 Abbildungen. Leipzig, R. Voigtländer. 1912.

Lehm. — Tierbilder aus dem Buche der Dichtung. Herausgegeben und dem Jugendbund des Neuen Dresdner Tierschutzvereins gewidmet von Kurt Lehm. Dresden, O. und R. Becker. 1912.

Lemonnier. — Paul und Paulette. Roman von Camilla Lemonnier. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Beatrice Sachs. Leipzig, Xenien-Verlag. 1912.

Liebmann. — Festgabe der Deutschen Juristen-Zeitung zum 31. Deutschen Juristentage in Wien. Herausgegeben von Dr. jur. h. c. Otto Liebmann. Berlin, Otto Liebmann. 1912.

Lustig. — Wie mache ich Inventur und Bilanzabschluß? Die gesetzlichen Vorschriften in gemeinverständlicher Erläuterung nebst Bilanzentwürfen. Von Hans Lustig. Dritte Auflage. Saarbrücken, Baumgartens Verlagsbuchhandlung. O. J.

Lyncker. — Am Weimarischen Hofe unter Amalien und Karl August. Erinnerungen von Karl Frhr. v. Lyncker. Herausgegeben von seiner Großnichte Marie Scheller. Mit acht Bildnissen. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1912.

Maaß. — Goethe und die Antike. Von Ernst Maaß. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1912.

Maresch. — Stille Stunden. Von Karl Maresch. Berlin, Boll und Pickardt. 1912.

Meyer. — Das öffentliche Leben in Berlin im Jahre vor der Märzrevolution. Von Dr. phil. Dora Meyer. Heft 46 der „Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins". Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1912.

Meyers Volksbücher. Nr. 618: Chinesische Gedichte. Metrisch bearbeitet von Adolf Ellissen. — Nr. 619: Neugriechische Gedichte. Metrisch bearbeitet von Adolf Ellissen. Leipzig, Bibliographisches Institut. O. J.

Moraht. — Geschichte des Feldzuges in Rußland im Jahre 1812. Von Friedrich Steger. Nach den neuen geschichtlichen und militärischen Forschungen umgearbeitet von Ernst Moraht. Mit 100 Bildern sowie 6 Karten und Plänen. Hamburg, Richard Hermes. O. J.

Mossig. — Die Staatenentwicklung als Produkt von Überfluß und Mangel. Die Außenverkehrs-Bilanzen als Erkenntnisquelle für den biologischen Zusammenhang im Existenzkampfe der Staaten. Von Theobald Ritter von Mossig. Wien, Volkswirtschaftlicher Verlag Alexander Dorn. 1912.

Mühlenhardt. — Agni-Christus der Feuergott! Eine philosophische Betrachtung von Karl Mühlenhardt. Berlin, Theismus-Verlag. 1912.

Nationale Jugendvorträge. Veranstaltet von der Ortsgruppe Karlsruhe des deutschen Ostmarkenvereins. 3. Jahrgang 1912. Leipzig, B. G. Teubner. 1912.

Norris. — Das Epos des Weizens. Von Frank Norris. Zweiter Teil: Die Getreidebörse. Eine Geschichte aus Chikago. Einzig berechtigte Verdeutschung von Eugen von Tempsky. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1912.

Pimodan. — Les fiançailles de Madame Royale, fille de Louis XVI, et la première année de son séjour à Vienne. Avec un portrait. Par Comte de Pimodan. Paris, Librairie Plon.

Pniower. — Dichtungen und Dichter. Essays und Studien. Von Otto Pniower. Berlin, S. Fischer. 1912.

Prod'homme. — Écrits de musiciens. (XVe—XVIIIe siècles). Par J.-G. Prod'homme. Paris, Mercure de France. 1912.

Rehm. — Deutschlands politische Parteien. Ein Grundriß der Parteienlehre und der Wahlsysteme. Von Prof. Dr. Hermann Rehm. Jena, Gustav Fischer. 1912.

Rittner. — Sommer. Komödie von Thaddäus Rittner. Wien, Deutsch-österreichischer Verlag. 1912.

Rodenberg. — Die Grandidiers. Ein Berliner Roman aus der französischen Kolonie. Von Julius Rodenberg. Vierte Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1912.

Rogge. — Bei der Garde. Erlebnisse und Eindrücke aus dem Kriegsjahre 1870/71. Von D. Bernhard Rogge, Kgl. Hofprediger a. D. in Potsdam. Neue verkürzte Volksausgabe. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1912.

Rossner. — Kunst und Universität in Preußen-Berlin. Notwendiger Nachtrag zur Hundertjahrfeier der Berliner Universität. Von Hermann Rossner. Zeitz, H. Rossner. O. J.

Ruville. — Der Goldgrund der Weltgeschichte. Zur Wiedergeburt katholischer Geschichtschreibung. Von Albert v. Ruville. Freiburg, Herder. 1912.

Sammlung englischer und französischer Autoren. Nr. 5. Gustave Flaubert, La légende de Saint Julien l'hospitalier. — Nr. 14. William Shakespeare, Julius Caesar. Troppau, Buchholz und Diebel. O. J.

Satow. — Die heilige Erde. Ein Hausbuch für freie Menschen. Mit einem Geleitwort von Otto Ernst. Herausgegeben von Louis Satow. München, Ernst Reinhardt. 1912.

Schäfer. — „Dreiviertelwelt". Verssatiren. Von Moritz Schäfer. Mit Federzeichnungen von Leo Leux. Leipzig, Theodor Gerstenberg. 1912.

Schalek. — Indienbummel. Von Alice Schalek. Mit 52 Illustrationen. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. O. J.

Scheffel-Kalender auf das Jahr 1913. Herausgegeben vom Scheffelbunde, geleitet von W. A. Hammer. Teschen, Karl Prochaska. 1913.

Schewtschenko. — Der Künstler. Autobiographischer Roman. Von Taras Schewtschenko. Aus dem Russischen übersetzt von Arthur Seelieb. Herausgegeben und eingeleitet von Julia Virginia. Leipzig, Xenien-Verlag. 1912.

Schlender. — Germanische Mythologie. Von J. H. Schlender. Dritte, vermehrte und vollständig umgearbeitete Auflage. Dresden, Heinrich Minden. 1912.

Schopenhauer. — Parerga et paralipomena. Essai sur les apparations et opuscules divers par Arthur

Schopenhauer. Première traduction française, avec préface et notes par Auguste Dietrich. Paris, Felix Alcan. 1912.

v. Schorn. — Das nachklassische Weimar. Von Adelheid v. Schorn. Zweiter Teil: Unter der Regierungszeit von Karl Alexander und Sophie. Weimar, Gustav Kiepenheuer. 1912.

Schrader. — Leonardo da Vinci. Von Bruno Schrader. Mit farbigen Reproduktionen nach den Originalen. Berlin, Schlesische Verlagsanstalt. O. J.

Schüler. — Der Nasenbär. Lustige Erzählungen von Paul Schüler. Leipzig, Albert Bonnier. O. J.

Schultze. — Die Kulturaufgaben der Freimaurerei. Von Dr. Ernst Schultze. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1912.

Sell. — „Positive" und „Moderne". Ein theologischer Vorschlag zu praktischer Verträglichkeit im landeskirchlichen Protestantismus Deutschlands und Preußens. Von Karl Sell. Leipzig, Quelle und Meyer. 1912.

Spaettgen. — Farbenspiele. Neue Novellen. Von Doris Freiin von Spaettgen. Essen, Fredebeul und Koenen. O. J.

Spemanns Alpen-Kalender 1913. Stuttgart, W. Spemann. 1913.

Spemanns Kunst-Kalender 1913. Stuttgart, W. Spemann. 1913.

Spiero. — Das poetische Berlin. Alt-Berlin. Von Dr. Heinrich Spiero. München, Eugen Rentsch Verlag. 1911.

Spiero. — Das poetische Berlin. Neu-Berlin. Von Dr. Heinrich Spiero. (Pandora, geleitet von Oskar Walzel. Fünfter und sechster Band.) München, Georg Müller und Eugen Rentsch. 1912.

Spiero. — Deutsche Lyrik seit 1850. Ausgewählt und mit einer Einführung herausgegeben von Dr. Heinrich Spiero. Wien und Leipzig, Manzsche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitätsbuchhandlung. 1912.

Springer. — Handbuch der Kunstgeschichte. Von Anton Springer. III. Die Renaissance in Italien. Neunte Auflage, bearbeitet von Adolf Philippi. Mit 338 Abbildungen im Text und 24 Farbendrucktafeln. — V. Das 19. Jahrhundert. Bearbeitet und ergänzt von Max Osborn. Sechste, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 550 Abbildungen und 28 Farbendrucktafeln. Leipzig, E. A. Seemann. 1912.

Steinitzer. — Die Tragödie des Ich. Roman von Heinrich Steinitzer. Berlin, Egon Fleischel und Co. O. J.

Stenglin. — Märkisches Rokoko. Erzählung aus Alt-Oranienburg. Von Felix v. Stenglin. Leipzig, Albert Bonnier. O. J.

Stratz. — Du Schwert an meiner Linken. Ein Roman aus der deutschen Armee. Von Rudolf Stratz. Stuttgart, J. G. Cotta. 1912.

Streißler. — Das Radium als Ehestifter. Odorigen und Odorinal. Zwei Novellen von Friedrich Streißler. Jena, Costenoble. 1912.

Sturm. — Gegen Weininger. Ein Versuch zur Lösung des Moralproblems. Von Bruno Sturm. Wien, Wilhelm Braumüller. 1912.

Thoma. — Magdalena. Ein Volksstück in drei Aufzügen. Von Ludwig Thoma. München, Albert Langen. O. J.

Tolstoi. — Der Lebensweg. Ein Buch für Wahrheitssucher. Von Leo Tolstoi. Ins Deutsche übertragen von Dr. Adolf Heß. Leipzig, Schulze und Co. 1912.

Tolstoi. — Leo N. Tolstoi. Nachlaß. Zwei Bände. Aus dem Russischen übertragen von Ludwig und Dora Berndl. Jena, Eugen Diederichs. 1912.

Torrund. — Mit Gott und gutem Wind! Erzählungen von Jassy Torrund. Essen, Fredebeul und Koenen. O. J.

Türck. — Hat Christus gelebt und lebt er noch heute? Von Hermann Türck. Schwerin i. M., Stillersche Hofbuchhandlung. 1912.

Uellenberg. — Drei Ringe. Ausgewählte Gedichte aus den Jahren 1900—1912. Von Emil Uellenberg. Weinheim, Fr. Ackermann. O. J.

Vielrogge. — Das zu oft verwaiste Regiment und die reaktionäre Presse. Von Günther von Vielrogge (Carl von Wartenberg, Oberstleutnant a. D.). Leipzig, Nationale Kanzlei. O. J.

van Vorst. — Die Bekenntnisse einer glücklichen Frau. Von M. van Vorst (G. Dorset). Berlin, Erich Reiß. 1913.

Voß. — Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden. Gedichte und Übersetzungen. Von Otto Voß. Berlin, Wilhelm Süsserott. 1912.

Voß. — Dahiel der Konvertit. Roman von Richard Voß. Neue Ausgabe mit einem Vorwort von Prof. Dr. Friedrich v. d. Leyen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1912.

Wagner. — Richard Wagners Lebens-Bericht. Deutsche Original-Ausgabe von „The work and mission of my life" by Richard Wagner. Hannover, Louis Oertel. O. J.

Weber. — Im Banne Homers. Eindrücke und Erlebnisse einer Hellasfahrt. Von Leo Weber. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher. 1912.

Weingartner. — Erlebnisse eines „Königlichen Kapellmeisters" in Berlin. Von Felix Weingartner. Berlin, Paul Cassirer. 1912.

Werder. — Christophorus. Erzählung von Hans Werder. Vierte Auflage. Jena, Hermann Costenoble. 1912.

Whitman. — Deutsche Erinnerungen. Von Sidney Whitman. Mit 16 Bildnissen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1912.

Wigand. — Vasun. Schwank in drei Akten. Von Curt Wigand. Zeichnungen von Hans Lindloff. Berlin, Curt Wigand. 1912.

von Winkler. — Im afrikanischen Sonnenbrand. Von Alfred v. Winkler, Hauptmann und Kompagniechef. Mit 40 Originalaufnahmen des Verfassers und Buntbildern von E. Mickelait. Leipzig, Abel und Müller. O. J.

Wissenschaft und Bildung. Nr. 112: Westdeutschland zur Römerzeit. Von H. Dragendorff. Mit 16 Tafeln. Leipzig, Quelle und Meyer. 1912.

Witkowski. — Goethe. Von Georg Witkowski. Zweite, umgearbeitete Auflage. Leipzig, E. A. Seemann. 1912.

Wohlbrück. — Aus den Memoiren der Prinzessin Arnulf ***. Von Olga Wohlbrück. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. O. J.

Woywods Volks- u. Jugendbibliothek. Band 38/39: Die Brüder vom Försterhaus und was sie in Krieg und Frieden erlebten. Eine Erzählung aus bewegter Zeit. Von Ludwig Blümcke. — Band 40/41: Im Bürgerrock und Fürstenkleid. Von Max Niedurny. — Band 42/43: In bunter Gesellschaft. Allerlei Geschichten. Von Paul Fabian. — Band 44/45: Beim Krähenschuster. Eine Geschichte aus der Mark für die reifere Jugend. Von Ernst Wienecke. — Band 46: Aus denkwürdiger Zeit. Eine Erzählung für die reifere Jugend. Von Amanda Sonnenfels. Breslau, Franz Goerlich. O. J.

Wustmann. — Deutsche Geschichte. Nach Menschenaltern erzählt von Rudolf Wustmann. Leipzig, E. A. Seemann. 1912.

Xenien-Almanach für das Jahr 1913. Leipzig, Xenien-Verlag. 1913.

Zahn. — Der Schatten. Von Ernst Zahn. Mit einer Einleitung von Prof. Dr. R. M. Meyer, einem Bilde von Ernst Zahn und Zeichnungen von Prof. Ed. Stiefel. Hamburg-Großborstel, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 1912.

Zelle. — 1812. Das Völkerdrama in Rußland. Von Stabsarzt a. D. Dr. W. Zelle, Kreisarzt. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Theodor Gerstenberg 1912.

Zerkaulen. — Weiße Astern. Verse und Märchen. Von Heinrich Zerkaulen. Wiesbaden, Rud. Bechtold und Co. O. J.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Der Einbruch.

Eine Wiener Geschichte

von

Marie v. Ebner-Eschenbach.

„Sehen Sie jetzt einmal Ihre Manschetten an," sagte Frau Riesel zum Herrn Hofrat, der die frischgedruckte Zeitung, die vor ihm auf dem Tische lag, mit beiden Händen glatt gestrichen hatte.

Der Hofrat sah seine Manschetten nicht an; der kleine, hagere, etwas leidende Herr ward ungeduldig und murmelte einige für seine Hausdame sehr unverbindliche Worte.

Sie setzte sich still darüber hinaus. Das gelang ihr mit einem einzigen Schwung, und sie war dann moralisch so hoch plaziert, daß keine Beleidigung sie zu erreichen vermochte.

Ihr Schweigen verdroß ihn: „Aha, Sie thronen schon wieder."

„Das fällt mir nicht ein. Wie käme ich dazu?" Sie hob einen Augenblick den Kopf und stopfte dann ruhig und kunstvoll weiter an dem feinen Taschentuche des Hofrats, in das er gestern ein Loch gebrannt, als er ein noch glimmendes Zündhölzchen darauf hatte fallen lassen.

So vertieft in ihre Arbeit sie schien, entging der Augenblick ihr nicht, in dem der Gebieter seine zweite Tasse Kaffee geleert hatte, eine dritte eingegossen und die türkische Pfeife ihm gereicht werden mußte.

Alles das geschah; dann nahm Frau Riesel die Zeitung zur Hand; aber kaum hatte sie vorzulesen begonnen, als er sie wieder unterbrach.

„Sie waren in der Kirche — was?"

„Ja, Herr Hofrat, um sechs Uhr früh. Ich habe einer bestellten heiligen Messe beigewohnt."

„So, so, so. Erinnerungsfeier; Sterbetag des seligen Gemahls?"

„Nein, Herr Hofrat, Sterbetag meines Sohnes."

Der Hofrat knirschte in sich hinein: Ihres Sohnes! Acht Tage hatte dieses Lebewesen ein armseliges Dasein gefristet, und sie besaß die Selbstüberhebung, von einem Sohne zu reden.

Da begann er denn Betrachtungen über den Zeitpunkt anzustellen, in dem man anfangen könne, ein Kind männlichen Geschlechtes einen Sohn zu

nennen, und fuhr in dieser Gedankengymnastik so lange fort, bis Frau Riesel fragte:

„Darf ich weiter lesen, Herr Hofrat?"

Er schämte sich ein wenig und sagte:

„Ich bitte."

Den Schauplatz dieser Begebenheit bildete ein geräumiges Zimmer im zweiten Stock eines alten Hauses im Herzen Wiens. Noch eines von den lieben, guten, schönen mit dicken Mauern, geräumigen Fenstervertiefungen, schweren Doppeltüren, hohen Zimmern, ein famoses Haus, in dem niemand „Helf Gott!" zu sagen brauchte, wenn der Wandnachbar nieste.

Seinem gediegenen Charakter entsprach die Wohnung des Herrn Hofrats Hügel und deren Einrichtung im reinsten Biedermeierstil. Da gab es nicht ein beim Antiquar gekauftes Stück — Schränke, Tische, Konsolen, Sofas, Sessel und Stühle waren Familienerbe, und verkündeten den Ruhm ihrer Verfertiger sowie die Ordnungsliebe und den Schönheitssinn ihrer Benützer und Erhalter.

Wenn Frau Riesel ihr Wischtuch über die Hochpolitur des hellen Holzwerks mit den feinen Mahagoni-Intarsien gleiten ließ, meinte sie sich sanft gestreichelt zu fühlen von zarten, unsichtbaren Händen, die durch Generationen des Amtes, das sie jetzt versah, gewaltet hatten und ihr für die Sorgfalt dankten, mit der sie ihr Werk fortsetzte.

Kamilla Riesel war in diesen Räumen gelandet wie in einem Friedensport nach schweren, drangvollen Zeiten, die ihrer sehr glücklichen Jugend folgten: dem Zusammenbruch des angesehenen Kaufmannshauses, dem sie entstammte, dem Tode ihrer Eltern, nur zu bald darauf auch des geliebten Gatten und dann dem immer näher heranschleichenden, häßlichen, ganz gemeinen Elend. Umsonst das Gebet ums tägliche Brot, um die Möglichkeit, es zu erwerben.

Wenn es nicht Sünde wäre, von einem Schicksal zu reden, statt von Gottes Fügungen, Frau Riesel hätte gesagt: „Das Schicksal hat sich über mich gestürzt wie ein Geier über eine Taube und mich Stück für Stück zerrissen." Aber sie sagte es nicht, sie sprach überhaupt wenig und von ihrer Vergangenheit nie.

Um so mehr dachte sie daran, und mit einem aus Dankbarkeit und nachträglich noch leiser Beschämung gemischten Gefühl des Augenblicks, in dem die Wendung ihrer kläglichen Lebenslage sich vollzog.

Vor acht Jahren war's, an einem frostigen Winternachmittage. Sie hatte den Erlös einer kleinen Bestellung aus einem Weißwarenlager in der Mariahilferstraße abgeholt und dabei erfahren, daß eine neue Bestellung nicht in Aussicht genommen sei. Mit stummem Kopfnicken, ohne etwas von ihrer Bestürzung zu verraten, verließ sie den Laden; aber der Schlag war zu hart und unerwartet gewesen, und sie blieb wie betäubt eine Weile auf der Straße stehen. Was tun? Zurückkehren in ihr armseliges Heim? — Wie lange noch das ihre? Der jämmerliche Unterschlupf war ihr ja schon

gekündigt worden — oder auf der Suche nach Arbeit neue, gewiß vergebliche Wege machen?

Sie stand mitten auf dem Trottoir, wurde von den Passanten unwillig zur Seite gestoßen, bemerkte es nicht, stand und sann und blickte starr vor sich hin und blickte plötzlich in ein paar blaue, gütige Augen, die sich auf sie gerichtet hatten, sie voll mitleidiger Überraschung anstaunten und fragten: „Bist du's?"

Es waren die lichtblauen Augen der Frau Rosa Hügel, einer ehemaligen guten Bekannten, einer von den vielen, denen Kamilla Riesel, seitdem sie ins Elend geraten war, ängstlich aus dem Wege ging. O Gott, nur keine Begegnung mit ihnen, die in den Tagen des Wohlstandes ihren Verkehr gebildet, zu ihr empor geschaut, sie oft beneidet hatten. Erschrocken wollte sie sich abwenden, aber die kleine Dame hatte sich die Frage: „Bist du's?" schon beantwortet. Sie war's. In einer Armut, die sich nicht verhehlen ließ. Dieses Sommerkleid im Winter, diese Mantille von Anno Eins und den scharf gewordenen weißlichen Falten, und der Hut, die Handschuhe . . . Großer Gott, was für ein Hut, was für Handschuhe! Aus alledem sprach die bitterste Armut.

Ja, ja, man hatte gehört, die Riesel sind zugrunde gegangen; schuldlos, ohne Schaden für andere. Sehr traurig, aber sie hatten niemand mit Ansprüchen behelligt. Vielleicht geht es ihnen gar nicht so schlecht. O, des gedankenlosen Geschwätzes! . . . Nun sah Rosa, wie es der ehemaligen Freundin erging. Freundin wurde sie in dem Augenblick von ihr genannt, die im Bettlerkleide noch, in ihrer alten, würdevollen Haltung dastand. Niedergekniet vor ihr wäre die impulsive Frau, wenn das auf offener Straße sich halbwegs geschickt hätte. Da sie aber nicht gleich etwas tun konnte, begann sie wenigstens sehr viel zu reden und rief, Frau Rieselś Hand ergreifend:

„Kamilla, muß man auf einen Zufall warten, um dich endlich zu erwischen? Was treibst du? Gehst den besten Freunden aus dem Wege, alle beklagen sich . . ."

Sie schwatzte, sie redete der ins Unglück Geratenen allerlei vor von einer Teilnahme, die es weit und breit nicht gab; sie wollte die Wiedergefundene nach Hause, oder — als sie die Bestürzung bemerkte, die dieser Vorschlag erweckte — wenigstens bis an ihre Tür begleiten.

Rosa Hügel war eine gut erhaltene Blondine von fünfzig Jahren. Ihre kleine, aber einst berühmt schöne Gestalt hatte eine leichte Neigung nach rechts angenommen und befand sich auf dem Wege zur Kugelform, die Fechner seinen Planetenengeln verleiht.

Sie erzählte auch von sich, von ihrem Manne, einem nun schon recht hoch gestellten Ministerialbeamten, von ihren Kindern, und kam endlich auf den Vetter Hofrat, der in Pension getreten sei. Kaum aber hatte sie den genannt, als sie plötzlich innehielt. Ein Einfall war ihr durch den Kopf geschwirrt, kam als guter, hilfreicher Gedanke wieder, erfreute und beglückte sie. Ihre freundlichen Augen glänzten.

„Kamilla, nein, ja — ich sage dir, es ist kein Zufall, der uns da zusammenführt, es ist ein gnädiger Wink des Himmels."

Und nun kam in stürzenden Wortwellen eine lange Geschichte herangeflutet. Der Vetter Hofrat befand sich einmal wieder — ach, es war sein gewöhnlicher Zustand! — in größter Verlegenheit. Sein Hauswesen brauchte dringend und augenblicklich eine Lenkerin. Mit der vorvorigen war es nicht gegangen, und mit der letzten schon gar nicht. Nun sollte Kusine Rosa eine der schwierigen Stellung gewachsene Persönlichkeit auffinden und ging schon seit drei Tagen vergeblich auf Entdeckungen aus . . . Ja, wenn Kamilla sich entschließen könnte, wollte — sie freilich, sie wäre auf diesem Posten das Ideal, von dem der Vetter und die Familie träumten . . . sie mit ihrem Charakter, ihrer Erscheinung, ihrem Verstand — ja, wenn sie den Posten annehmen wollte!

„Warum nicht?" fragte Kamilla, vor der die Hoffnung auf Erlösung aus dem Elend wie Morgenröte aufzusteigen begann.

„Also du wolltest?" — Das kam ganz leise heraus. Rosa war auf einmal sehr verlegen geworden, besann sich, stotterte: „Es ist nur die — es ist nur das . . . du wirst es nicht aushalten!" stieß sie mit einem schrillen Aufseufzen hervor.

Kamilla reckte sich stolz und steif in die Höhe: „Ist er unmoralisch?"

„O nein, davon keine Rede. Was das betrifft, ein Seraph, aber wunderlich, und ach! so schwer zu behandeln . . . Scharmant nur beim Kartenspiel, das, ja — aber man kann nicht den ganzen Tag Karten spielen . . . Mein armer Vetter hatte von Natur ein unangenehmes Wesen, und das hat sich schauderhaft ausgebildet in seiner langen, unglücklichen Ehe."

Sie besann sich eine Weile, seufzte wieder mehrere Male und fuhr in hastigen, abgebrochenen Sätzen fort:

„Die Frau — wohl ihr! — starb, aber seine Unausstehlichkeit lebt fort und verbreitet sich jetzt über seine ganze Umgebung. Ach, daß ich dir alles verrate — weil ich ehrlich bin . . . und weil du es ohnehin merken würdest. Kamilla, wenn du dich dennoch entschließen könntest . . . du ahnst nicht, was uns daran läge, den alten Herrn in guten Händen zu wissen! — Er kann so leicht in schlechte geraten, in die einer Intrigantin, die ihn der Familie — ach, er hat ohnehin kein Herz für uns! — völlig entfremdet, ihn ausbeutet, die er am Ende, wenn sie leidlich hübsch ist . . ."

Sie stockte und wurde rot bis an die Haarwurzeln. Sie war zu weit gegangen in den Ausbrüchen ihres maßlosen Vertrauens auf die Verläßlichkeit der Hausdame ihrer Wahl. Ihr „leidlich hübsch" brannte ihr auf der Zunge.

Kamilla sah ihre Bestürzung und lächelte sie ruhig und beruhigend an. Eine Vielgeprüfte, wie ich, ist unempfindlich für eine kleine Verletzung der Eitelkeit, sagte dieses Lächeln so deutlich, daß Rosa, tief ergriffen, nur noch Gemütsbewegung war. Ihre kleinen Hände falteten sich, und von ihren Lippen sprudelten beredsame Worte, mit denen sie die Freundin beschwor, die ihr angebotene Stellung anzunehmen.

Am nächsten Tage schon hatte Kamilla ihr Amt angetreten und versah es nun seit acht Jahren mit Weisheit, heldenmütiger Geduld und Selbstaufopferung. Ihr Stolz bildete den Panzer, an dem die erfinderischen Bosheiten des Gebieters abprallten. Sie hätte Demütigung in Gegenwart anderer nicht ertragen; aber der Hofrat war ein Gewohnheitsmensch, der seine Stunden genau einhielt. Auch die, in denen er seine Widerwärtigkeit ihre reichsten Blüten treiben ließ. Zum Glück für Frau Riesel die Morgenstunden. Die Spöttereien, Anklagen, Verdächtigungen, mit denen sie bedacht wurde, hatten keine Zeugen und konnten ihr wohlverwahrtes Geheimnis bleiben.

Das Leben im Hause verfloß so einförmig, daß man das regelmäßige Ticken der Zeitenuhr zu vernehmen meinte. Im Winter in Wien, im Sommer in der Villa in Mödling blieb die Tageseinteilung unverrückbar gleich. Nur daß der Hofrat die Morgenstunden, je nach der Jahreszeit, der Pflege seiner Rosen oder seiner vielgerühmten Sammlung alter, kostbarer Münzen, Ringe, Emails widmete. Am Vormittag unternahm er, immer allein, einen Spaziergang bei gutem, eine Spazierfahrt bei schlechtem Wetter. Er bekam auch einige Besuche, die er nie erwiderte und selten empfing, wenn es nicht Antiquare oder besondere Kunstkenner waren, die sich melden ließen. Nachmittags rauchte der Hofrat wieder eine türkische Pfeife. Kamilla brachte die Abendblätter und hatte pflichtschuldigst zu fragen:

„Darf ich vorlesen?"

Er machte über ihr Organ, ihre Vortragsweise einige kritische Bemerkungen und lehnte ab. Die stille und sogar freudige Dulderin schritt von dannen, um ihren Posten im Nebenzimmer zu beziehen. Ihre Aufgabe war, jede Störung des Nachmittagsschläfchens zu verhüten, dem sich der Gebieter nun überließ; ein Schläfchen, von dem jeder wußte und niemand etwas ahnen durfte.

Den Schluß des Tages bildete die Tarockpartie. Drei, wie der Hofrat sagte „sogenannte" Freunde fanden sich dazu ein: ein pensionierter Major von der Infanterie, ein Großindustrieller und ein Professor der Botanik.

Der Major zählte sechzig Jahre, verfügte über einen Vorrat von Anekdoten, die er gern, aber gar oft mit verunglückter Pointe vorbrachte; lebte in behaglichen Verhältnissen und verehrte Frau Riesel im stillen. Der Großindustrielle war etwas älter. Seine Geschäfte führte er genial, vergrößerte alljährlich sein Vermögen, verschenkte ohne Herzbrechen eine Tausendkronennote, konnte aber den Verlust einiger Kronen beim Spiele nur sehr schwer verwinden, und bekam so, ohne ihn zu verdienen, den Ruf geizig zu sein. Der Professor gehörte zu den Autoritäten in seinem Fache, war der älteste von der ganzen Gesellschaft, hatte freundliche braune Augen, die einen zärtlichen Ausdruck annahmen, wenn sie sich auf Frau Riesel richteten. Von Zeit zu Zeit brachte er ihr wissenschaftliche Bücher, die sie ihm nach einigen Tagen ungelesen zurück gab mit den Worten: „Ein äußerst lehrreiches und interessantes Werk."

Die drei Herren, in allem ganz verschieden, hatten doch eine ausgesprochene Ähnlichkeit: jeder von ihnen war ein berühmt unangenehmer Spieler, und ihre Streitigkeiten bildeten für den Hofrat die Würze der Abendunterhaltung. Schlag neun Uhr trat Frau Riesel in den Salon, gefolgt von einem Diener, der das Souper auftrug. Es bestand aus feinster kalter Küche, bayrischem Bier, französischen Weinen. Die Herren kamen vom Spieltische herüber, und die Gäste machten der Mahlzeit Ehre und der Frau Kamilla Komplimente, was ihr unangenehm war und den Hofrat verdroß. Sie entschwand leise, wie sie gekommen, sobald ihre hausmütterlichen Pflichten es ihr erlaubten. Der Tarockkrieg wurde fortgesetzt und endete gewöhnlich mit einem faulen Frieden; die Kämpfer trennten sich in brennender Erwartung neuer Gefechte. Doch kam es auch vor, daß einer der Gastfreunde, den ganzen Abend hindurch vom Unglück gar zu hartnäckig verfolgt, von den Neckereien der Spielgefährten zu tief verletzt, beim Fortgehen sagte: „Tut mir leid, kann morgen nicht kommen; bin verhindert." Gleich darauf fiel den beiden andern ein, daß sie nicht nur morgen, sondern überhaupt nicht so bald wieder kommen könnten. Der Hausherr gab äußerst spöttisch sein Bedauern kund, und die drei gingen schweigend die Treppe hinab und entfernten sich vor dem Hause nach verschiedenen Richtungen.

Am nächsten Morgen teilte der Hofrat seiner Hausdame den Vorfall mit.

„Glauben Sie, daß die alten Esel heute kommen werden?" fragte er.

Gewöhnlich erwiderte Kamilla: „Heute nicht, morgen aber gewiß." Einmal jedoch hatte sie eine Anwandlung von Renitenz und sagte in beinahe tadelndem Tone: „Die alten Esel? Wen meinen Herr Hofrat?"

Er fuhr in die Höhe: „O, jammervoll, höchst jammervoll, ich habe Sie ins Herz getroffen! Ihre Kurmacher meine ich."

„Verzeihung. Ich konnte mir unmöglich vorstellen, daß Sie von Wesen sprechen, die es nicht gibt."

„Hoho . . . Hat Ihnen der Major nicht gestern wieder die Anekdote von Adalbert Pointner, dem dümmsten Mann im Regimente und wahrscheinlich in der Armee, erzählt?"

„Erzählen wollen. Ich habe das Ende dieser Anekdote noch nie gehört, weil Sie den Herrn Major immer unterbrechen."

Der Hofrat machte abwehrende Bewegungen mit der Hand, als ob er den Einwand hinweg winken wollte: „Und der Gelehrte hat Ihnen wieder geistige Nahrung gebracht. Was denn?"

„Die Synopsis der Botanik von Leunis."

„Hahahaha! Synopsis! — ich wette, daß Sie nicht ahnen, was das heißt."

„Es heißt: Übersicht, Abriß, kurzer Begriff einer Wissenschaft."

„Mein Kompliment zu Ihrer Gelehrsamkeit. Sie haben wohl gestern oder erst heute im Heyse nachgeschlagen?"

Frau Riesel errötete und schwieg. Nein, in Streitigkeiten mit ihm konnte sie sich nicht einlassen, er war zu stark.

Wenn es keine Spielpartie gab, fuhr der Hofrat ins Theater. Kamilla sah das nicht gern, denn von dort kam er nicht nur verdrießlich, sondern betrübt und in seinen besten Gefühlen schmerzlich verletzt heim. Voll sittlicher Entrüstung aus den kleinen, voll ästhetischer Entrüstung aus den großen Theatern. Er brach in Klagen aus über alles, was er gesehen und auch über alles, was er nicht gesehen, von dem er nur gehört und gelesen, hatte.

„Vorbei, vorbei! Das Theater als Kunstgenuß, als Bildungsstätte für Hohe und Geringe ist tot. Es gibt Tragöden, aber keine Tragödien mehr; kein Drama, nur noch Schauspieler. Das Sprachrohr ist Stimme geworden, das heißt, es hält sich dafür; die untergeordnete Kunst bläst sich auf, bläst den Geist der höheren hinweg, um einen Mienen-, Gesten- oder Sprachknalleffekt hervorzubringen . . . Und das Publikum, dem Untergeordneten immer näher als dem Hohen, jauchzt den Histrionen zu. Das Publikum — eine Handvoll Masse! — ‚Die Massen sind das Unglück!' sagt Emerson . . . Ich aber bin nicht Publikum, bin ich, und will mich an meinen Dichtern erbauen, sie mir nicht in den Hintergrund drängen lassen durch Gaukeleien der Interpreten. Aus der Tragödie ist die Dichtung hinweggefegt, aus der Oper die Musik. Dafür gibt's Lärm, je wüster, je lieber . . . O, Publikum, das entzückt dem Lärm zuhört und aus denselben Leuten besteht, die vom Recht auf Stille in der Großstadt deklamieren. In der Großstadt! Zum Kuckuck! Setz dich nicht in den Bienenkorb, wenn du nicht summen hören kannst. Lug und Trug und Pflanz und Heuchelei! Wer moderne Musik verträgt, wird auch das Getöse der Arbeit, die zum größten Teil für ihn verrichtet wird, vertragen können."

Der Hofrat wetterte vernünftig und unvernünftig, kam vom hundertsten ins tausendste, von den Theatern auf die Politik, die Landwirtschaft, die Parteien, die Zeitungen, die zynische, affektierte, perverse Literatur, verachtete und verfluchte die Moden. Die Chinesinnen verunstalten nur ihre Füße, die heutigen Frauen aber . . .

„Wie kann der Nachwuchs aussehen, der aus diesen aufgedonnerten Hampelpuppen hervorgeht?" fragte der Hofrat in atemraubender Erregung. „Sie wissen es nicht? Nun, ich sage Ihnen, verkümmert und verkrüppelt Man wird das Militärmaß herunter setzen müssen, es wird lauter krummbeinige Leutnants geben und keinen Schwadronskommandanten ohne Buckel!"

Frau Riesel raffte sich endlich zu einem Einwand auf: „Ach, Herr Hofrat, die Moden wechseln heutzutage so schnell."

„Was schnell! Die Rasse hat schon ihren Text, einige Jahrgänge sind schon hin."

Immer hitziger redete er sich in den Jammer hinein, prophezeite den Untergang der Zivilisation, dem ganz Europa entgegen ging, und dem sein Vaterland, sein abgöttisch geliebtes, mit Riesenschritten entgegen stürmte. Er beschimpfte, verurteilte es und zerriß dabei sein eigenes Herz.

Am nächsten Tag sah er dann ganz elend, klein, gelb und mager aus. Kamilla empfand ein schmerzliches Mitleid, und drei Briefe wurden geheimnisvoll abgesandt. Sie waren an die Freunde gerichtet und enthielten

in zierlich gedrechseltem Stile, nur durch die Ansprache verschieden, unter strengster Diskretion, sowohl den beiden andern Herren als dem Herrn Hofrat gegenüber, die Bitte, sich heute ganz gewiß zur Partie einzufinden.

Frau Rieſels Bitte war immer erfüllt und ihr Vertrauen nie getäuscht worden.

Der Sommer war da, der Hofrat reſidierte in ſeiner Villa, und die drei Freunde hatten ihre Wohnungen in Mödling bezogen. Seit Jahren ſchon verließen ſie zugleich mit ihm die Stadt; auch ſie waren nach und nach Gewohnheitsmenſchen geworden und konnten ihre an Kämpfen reiche Tarockpartie nicht mehr entbehren.

Eines beſonders heißen Julimorgens begab es ſich, daß Kamilla in ihrer bedingungsweiſen Seelenruhe durch die Ankunft einer Botſchaft geſtört wurde. Frau Hügel — nun ſchon Frau Sektionsrat Hügel — telegraphierte aus Wien: „Um Gotteswillen, komm, muß dich ſprechen, nichts ſagen dem Onkel".

Äußerſt beunruhigt eilte ſie ſofort nach dem Bahnhofe, traf eine Stunde ſpäter bei der Freundin ein und fand ſie halb aufgelöſt vor Hitze in ihrem großen, hell tapezierten Schlafzimmer, in dem alle Rouleaux bis auf eines herabgelaſſen waren.

„Ach, daß du da biſt, Kamilla," rief ſie ihr haſtig und erregt entgegen. „Du Engel, denke dir, ſie kommen, in den nächſten Tagen kommen ſie — die Kinder, Eduard und ſeine junge Frau . . . Kamilla, wie wird der Vetter ſie empfangen, und wird er ſie überhaupt empfangen? . . . Du kennſt ihn ja, du weißt ja."

Kamilla wußte. Der Neffe, Oberleutnant Eduard Hügel, deſſen Regiment in Galizien ſtationierte, hatte ſich in die Tochter eines dortigen adeligen Gutsbeſitzers verliebt und ſie vor einem Jahre, ohne Rückſicht auf die Einwendungen des Hofrats, heimgeführt.

Die Frau Sektionsrat ſagte nicht zu viel, wenn ſie die Gründe dieſer Einwendungen höchſt abgeſchmackt nannte und ganz natürlich fand, daß ihr Sohn ſie unbeachtet gelaſſen hatte. Das blieb ihm vom Onkel unverziehen. Überſehen und überhört zu werden vertrug er nicht; kümmerte ſich blutwenig um die Familie, wollte aber ihr Orakel bleiben, wenn er auch die helle Unvernunft vertrat.

„Und was hat er gegen meine Schwiegertochter?" fragte Frau Roſa mit Tränen des Zornes in ihrer Stimme. „Daß, — man ſchämt ſich, es auszuſprechen — daß ſie von Adel iſt. Ein prächtiges Geſchöpf, wohlerzogen, ſchön, aber von Adel!"

„Es iſt eben ſein Bürgerſtolz, der . . ."

„Verſchone mich mit ſeinem Bürgerſtolz! Eitelkeit iſt's. Ihm bangt, daß eine adelige Nichte ihm nicht ſo devot begegnen würde, wie wir es tun, wir wiſſen ſelbſt nicht, warum. Aber alles hat ſeine Grenzen . . . Unterbrich mich nicht, höre!"

Sie nahm ſich ſehr zuſammen und fuhr ruhiger fort:

„Cäcilie hat keine Ahnung von der Abneigung des Vetters gegen sie und darf keine Ahnung davon haben. Sie muß ihm unbefangen entgegentreten, in ihrer ganzen Unwiderstehlichkeit . . . Er muß sie sehen, Kamilla! Und wird sie sehen, und wenn er sie gesehen haben wird, wird alles gewonnen sein."

„Muß? Wird?" Frau Riesel wäre nicht erstaunter gewesen, wenn die Freundin sich vermessen hätte, den Nil ins Marchfeld zu leiten.

„Muß! Wird! Ja, tausendmal ja! Wie ständen wir da, wenn Cäcilie nach Hause schriebe: ‚Der nächste Verwandte meiner Schwiegereltern will mich nicht kennen lernen' . . . Wir lassen uns das nicht bieten. Der Vetter schließt uns seine Tür — wir brechen ein . . . Ja, wir brechen ein . . . Sieh mich nur nicht so bestürzt an. Wir kommen ja nicht mit Hacken und Stangen. Unser Einbrecherwerkzeug ist ein Telegramm."

Sie setzte der Freundin ihren Plan auseinander, gab ihr die Rolle an, die sie bei seiner Ausführung zu spielen hätte, und erpreßte ihr endlich das Versprechen, die ihr gestellte Aufgabe zu übernehmen und so gut als möglich zu lösen.

Auf der Heimfahrt war Frau Riesel recht übel zumute. Viel öfter, als die Freundin ahnte, hatte sie dem Hofrat in aller Ehrfurcht vorgestellt, daß ein seines ganzen Wesens unwürdiges und seiner Lebensauffassung eigentlich widerstrebendes Vorurteil den Grund seiner Abneigung gegen die Heirat des Neffen bildete. Aber ihre Vorstellungen waren immer zurückgewiesen worden. Neulich erst in sehr scharfer Weise.

„Bitte, mich mit Belehrungen zu verschonen. Es handelt sich keineswegs um ein Vorurteil. Wir sind stolze Bürger, wir Hügel; wir sind nie zum Plebs herabgestiegen und haben nie zu den Feudalen hinaufgestrebt."

„Ach, Herr Hofrat," hatte sie zu widersprechen gewagt, „zu den Feudalen wird eine kleine galizische Gutsbesitzersfamilie sich nicht zählen."

Er hatte mit seiner Schweigen gebietenden Gebärde abgewinkt und sehr bestimmt ersucht, auf die Sache nicht mehr zurückzukommen.

Und in dieser selben Sache, in der mitzureden ihr verboten war, sollte sie nun handeln, sollte einen gegen ihren Herrn gerichteten Plan ausführen. Von einem Plane spricht die Freundin. Eigentlich ist es eine regelrecht angelegte Intrige. Als ihr der Gedanke kam, fuhr sie zusammen wie von einer Biene gestochen. Sie hatte viel erlebt, viel gelitten, aber in eine Intrige war sie noch nicht verwickelt worden.

Es stand viel auf dem Spiele, auch in materieller Hinsicht. Der Hofrat war der Reichste in der Familie, und so uneigennützig Frau Rosa und ihr Gatte sich selbst immer erwiesen hatten, um ihrer Kinder willen mußte ihnen daran liegen, die ohnehin sehr lauen Beziehungen zu dem Onkel nicht in Gehässigkeit ausarten zu lassen.

Ums Leben gern hätte Kamilla vermittelnd, helfend eingegriffen; aber sich an dem kühnen Plane der Freundin zu beteiligen, war das nicht eine Aufgabe, die ihre Kräfte überstieg? Sie machte schwere Seelenkämpfe durch

und war sehr echauffiert, als sie zu Tische kam. Der Hofrat beobachtete sie eine Weile mit tückischer Aufmerksamkeit und sagte dann:

„Sie sind feuerrot, was ist Ihnen denn?"

„Heiß ist mir. Ich war in der Stadt bei der Frau Sektionsrat."

„Mußten Sie gerade heut zu ihr, bei fünfundzwanzig Grad im Schatten?"

„Sie hatte mich um meinen Besuch gebeten, sie wollte mir mitteilen ... Ich fand sie so besonders erfreut, so sehr glücklich ... Sie erwartet ihren Sohn Eduard, der auf Urlaub kommt, mit seiner jungen Frau."

„So, so, so, den Sohn Eduard, den Herrn Baron."

„Wie denn Baron?"

„Er hat ja doch eine Baronin geheiratet ... Bitte, widersprechen Sie nicht, bevor ich noch ausgeredet habe ... In Spanien, meine liebe Frau Riesel ..." — der Hofrat wurde höhnisch belehrend — „in Spanien nimmt der Gatte den Adelstitel der Frau an."

„Daß es auch in Galizien geschieht, habe ich nicht gehört — wenn Sie es aber sagen, Herr Hofrat ..."

Dieser Satz kam so nett heraus, ein klein wenig spitzbübisch und dabei doch so sehr demütig, daß der Hofrat sich beinahe entwaffnet fühlte. Er sah sie sogar mit einer Art von Wohlwollen an und gestand sich, daß sie gar nicht übel gewesen sein mußte — vor zwanzig Jahren, und heute noch gut genug sei für den Major, wenn es dem einfiele, sie ihm zu entführen. Was ihm unangenehm wäre. Denn, gab er zu, ganz still in seinem Innern: „Sie ist mir zwar unausstehlich, aber unentbehrlich."

Zwei Tage später, an einem schönen, warmen Sommermorgen, saßen Frau Riesel und der Herr Hofrat auf der Veranda der Villa beim Frühstück. Ein Zeltdach aus blau- und weißgestreiftem Stoffe spannte sich über ihren Häuptern aus, und im Garten zu ihren Füßen sprudelte ein Springbrünnelein zu dem kleinen Bassin nieder, das von zahlreichen Goldfischen belebt wurde. Sein steinerner Rand war so blank wie Schnee und von den zierlichsten Blumenbeeten umgeben. Seltene Pflanzen standen auf den wie ein Teppich gehaltenen Rasenplätzen, hohe edle Bäume beschatteten die mit feinstem, glitzerndem Kies bestreuten Wege. Den Stolz des Gartens aber bildeten zwei Gruppen prachtvoller Rosen, die vom Hofrat in eigener Person gepflegt wurden wie junge Prinzessinnen. Seine Liebe zu ihnen war sehr eifersüchtiger Natur. Nur aus respektvoller Entfernung durfte die Bewunderung für sie sich äußern. Das eiserne Gitter, das den Garten umgrenzte, erhob sich hinter dichten Gebüschen, und von der Straße aus konnte man nur zwischen den Stangen der schlanken, mit hübschem Maßwerk gekrönten Pforte hereinblicken.

An diesem Morgen befand sich der Hofrat in ganz ausnahmsweise guter Stimmung und bot in dem schneeweißen Flanellanzug, den er angelegt hatte, einen erfreulichen Anblick.

Auch die Toilette Frau Riesels hatte einen Zusatz von Heiterkeit; ihre schwarze Seidenbluse war geschmückt mit lilafarbigen Passepoils und kleinen lilafarbigen Knöpfchen. Sie entsprachen dem Ring mit dem Amethyst am

vierten Finger ihrer Linken, von dem sie sich auch in ihrer bittersten Not nicht getrennt hatte. Verhungern, ja, aber mit ihrem Verlobungsring an der Hand. Zum neunundzwanzigsten Male jährte sich heute der Tag, an dem der einzig Geliebte ihn ihr dargeboten hatte, und sie beging die Erinnerungsfeier an einen der schönsten Augenblicke ihres Lebens voll seliger Wehmut, nicht nur im Innern, auch in stimmungsvoller äußerer Ausstattung.

Der Hofrat hatte schon die zweite Tasse Kaffee zu sich genommen und noch keine einzige Bosheit gesagt, als er plötzlich den Arm in der Richtung gegen die Gartentür ausstreckte und rief: „Hoho, was will der Kerl?"

Draußen stand ein Mann in Amtstracht, rüttelte am Schloß, öffnete, trat ein.

Der Hausherr fuhr in die Höhe: „Da haben Sie's! Wozu ist der Seiteneingang da? Sie halten die Leute nicht in Ordnung, das Tor war nicht abgesperrt, der erste beste Bandit rennt hier herein wie in seine Spelunke!"

Der Bandit in Amtstracht war weiter geschritten, befand sich schon unter der Veranda. Kamillas Herz stand einen Augenblick still und fing dann an mit rasender Schnelligkeit zu schlagen.

„Was will der Kerl? Wer ist der Kerl?" wiederholte der Gebieter zornig.

Jetzt galt's! Die Intrige setzte ein, die Rolle mußte gespielt werden.

„Ich glaube, es ist der Telegraphenbote," brachte Frau Riesel mit äußerster Anstrengung hervor und bekreuzte sich verstohlen.

„Gehen Sie ihm entgegen, schicken Sie ihn fort, sagen Sie ihm: Telegramme werden hier nicht angenommen."

„Das ist nicht gut möglich."

„Was, nicht gut, was, nicht möglich? Alles Vernünftige ist möglich."

„Auch alles Unvernünftige, Herr Hofrat."

„Geistreicheln Sie nicht. Gehen Sie, bitte."

Und sie ging. Aber es half alles nichts, und nach einigen Minuten lag das Telegramm geöffnet auf dem Tisch. Es lautete:

„Möchte mir erlauben, dir, lieber Onkel, meine Frau vorzustellen, wir bitten um Obdach in deiner schönen Villa, kommen ein Uhr. Eduard."

Der Hofrat trommelte in kurzen, raschen Schlägen mit der Faust auf dem Telegramm herum: „Das ist stark, das ist stark unverschämt! ‚Wir kommen' . . ." Die Empörung raubte ihm plötzlich das Gedächtnis: „Wer kommt? — Wer ist dieser Eduard? Ich kenne ihn gar nicht."

„Aber, Herr Hofrat, er ist ja der älteste Sohn Ihrer lieben Kusine Rosa, von dem wir erst neulich gesprochen haben."

„Aha, der Baronessenjäger. Hat schon profitiert von dem vornehmen Umgang, leistet schon das Seine in aristokratischer Unverfrorenheit . . . Und jetzt, bitte recht sehr, nicht schwatzen, sondern gleich abtelegraphieren. In Ihrem eigenen Namen: Herr Hofrat empfängt keine Besuche. Im Auftrag, Frau Kamilla Riesel."

„Und wohin telegraphieren?"

„Dahin, woher die Depesche kommt."

„Nach Wien? Das Telegraphenamt wird eine nähere Adresse verlangen."

„Wird, wird . . . So telegraphieren Sie an die Eltern —"

„Ach ja, ach — es geht nicht . . ."

Nun mußte Kamilla lügen und tat's beschämt, voll Selbstverachtung, mit verzweifelter Entschlossenheit.

„Die Eltern wohnen nicht mehr in Wien, sind schon auf das Land gezogen."

„Wohin?"

„Ich weiß nicht — es war neulich noch nicht bestimmt."

Der Hofrat fieberte. „So telegraphieren Sie ans Platzkommando, er muß doch gemeldet sein. Dient ja bei den Dragonern, dieser E—du—ard."

„Man müßte wissen, bei welchem Regimente."

„Ja, das weiß wieder ich nicht. Das sollten viel eher Sie wissen, die Sie ja die lebendige Chronik seiner Familie sind und Abgötterei mit seiner Mutter treiben."

„Wie sollte ich nicht. Sie hat mich ja doch in Ihr Haus gebracht. Ich verdanke ihr meine Stellung bei Ihnen."

Der Hofrat war gerecht und gescheit genug, um einzusehen, daß diese Stellung ihre Mißlichkeiten hatte, und warf halb spöttisch, halb gnädig hin: „Na, wenn Sie nur zufrieden sind."

Kamilla fühlte sich von einer milderen Luft angeweht und nahm ihren Vorteil wahr.

„Ach, Herr Hofrat," sagte sie gelassen und nachdenklich und wie ohne Zusammenhang mit dem früheren Gespräche, „da habe ich unlängst in den Gastzimmern zu ebener Erde nachgesehen, es sind wahre Schmuckkästchen, und es ist Sünd und schade, sie unbenützt zu lassen . . . Herr Hofrat — schon diesen Zimmern zu Ehren sollte man sich den Besuch eines jungen, schönen Ehepaares wünschen. Wie gut würde das hineinpassen!"

„Ins Schmuckkästchen, der Dragoner? Ja, ja, solche Wohnungen werden hergestellt, damit die Soldateska ihr Lager in ihnen aufschlagen könne!"

„Soldateska! Herr Hofrat sind doch ein begeisterter Freund des Militärs und müssen sich erinnern, daß Oberleutnant Hügel ein sehr netter Mensch ist."

„Das ist alles vollkommen gleichgültig. Ich habe ihn vergessen, mich seiner nur erinnert, um ihm meine Unzufriedenheit mit seiner Heirat kundgeben zu lassen. Er aber nimmt davon keine Notiz und kündigt seinen Besuch in einer Weise an, die es unmöglich macht, ihn abzulehnen. Wie finden Sie das?"

Kamilla bewahrte nur mit größter Mühe ihre äußere Ruhe.

Es geht schief! Es geht schief! dachte sie und beging in ihrer Verwirrung eine Ungeschicklichkeit. „Er wird gewiß nicht lange bleiben," sagte sie.

Der Hofrat lachte grimmig: „Dafür steh ich Ihnen gut. Daß die Herrschaften bei mir einbrechen, kann ich nicht mehr verhindern; erleben aber sollen sie, wie man Einbrecher empfängt."

Er entwarf im stillen einen Feldzugs- und Racheplan und gab dann seine Befehle kund: „Sie werden diese Leute empfangen. Sie nicht zu mir führen. Sie werden mit ihnen im Speisezimmer auf mich warten."

„Im Salon, Herr Hofrat. Sie kommen zu einem Onkel, der ihnen ungnädig gesinnt ist, aber zu einem Gentleman."

„Sie schwelgen wieder in feinen Unterscheidungen, na, schwelgen Sie!" brummte er, trank tief verstimmt seinen Kaffee, rauchte zur dritten Tasse ohne den geringsten Genuß seine türkische Pfeife, unterbrach Kamilla beim Vorlesen der Zeitung. „Entfalten Sie doch nicht solches Pathos dem Leitartikler zu Ehren! Jedermann weiß ja, wer uns da Moral predigt."

Der Hofrat befand sich in übelster Laune, und mit kurzem Danke wurde die Hausdame entlassen.

Sie ging auf ihr Zimmer und war sehr traurig. Er tat ihr leid, und die Freundin tat ihr leid, die eine offenbar verfehlte Unternehmung ins Werk gesetzt hatte, und sie, die sich daran beteiligte, sie selbst — was ist die Welt doch voll Wehmut! — sie selbst tat sich auch leid. Da saß sie nun, hatte ihr Gewissen mit mehreren Lügen belastet und nichts erreicht, weniger als nichts. Die jungen Leute würden die Wege, die sie ihnen bereiten sollte, verlegt finden wie mit Stacheldraht.

Schlag halb ein Uhr fuhren die unwillkommenen Gäste an der Gartentür vor. Sie kamen, Gott sei Dank, nicht im Automobil, — der Hofrat haßte nichts so sehr wie diese moderne, Mißtöne und Mißgerüche verbreitende Karosse.

Kamilla stand an der offenen Pforte, begleitet von den Dienern, die die Koffer in das Haus schaffen sollten. Sie bemerkte gleich, daß es nur zwei ganz kleine waren, wie man sie zu einem kurzen Ausflug mitnimmt, und wieder dachte sie: Gott sei Dank!

Unterdessen hatte sich der Offizier, der einen grauen Reiseanzug trug, schon aus dem Wagen geschwungen und wollte seiner Frau beim Aussteigen behilflich sein. Sie drückte nur die Fingerspitzen auf seine dargebotene Hand, hüpfte rasch und leicht auf den Boden, schritt Kamilla entgegen und sprach: „Stell mich vor! stell mich vor!"

„Ja," sagte er, „ich glaube, daß ich bei mir selbst anfangen soll. Kennen Sie mich denn noch, gnädige Frau?"

Sie sah zu dem schönen, schlanken Menschen empor und lächelte: „Kaum mehr. Sie waren fast noch ein Jüngling, als ich Sie zum letzten Male sah, und jetzt —"

„Jetzt bin ich ein alter Oberleutnant und Ehemann."

„Und ich bin seine Gattin und stelle mich Ihnen selbst vor, da er es durchaus nicht tun will. Liebe, gnädige Frau, sagen Sie mir: Grüß Gott!"

Cäcilie streckte ihr beide Hände entgegen, und in dieser Gebärde lag eine Herzlichkeit und auch etwas so respektvoll Fragendes: darf ich? daß Kamilla sich sehr zusammennehmen mußte, um nicht einer jähen Regung der Zärtlichkeit zu folgen und das liebliche Geschöpf, das ihr so zutraulich nahte, in die Arme zu schließen.

Als sie dann dem Hause zuschritt zwischen den beiden, die munter plauderten, die blühend, sorglos, voll Zuversicht waren, denen das Glück, das

ihnen aus den Augen sah, ein eigenstes, angeborenes Eigentum zu sein schien, kam eine große Ruhe über sie. Nein, nein, törichte üble Laune konnte nicht standhalten solchen Mächten gegenüber, mußte schwinden vor so viel Lebensfreudigkeit, wohltuender Wärme, Schönheit und Jugend.

Nachdem Kamilla die Gäste in ihre Zimmer geführt und sie gebeten hatte, pünktlich um ein Uhr im Salon zu sein, empfahl sie sich. Der Oberleutnant gab ihr das Geleite und flüsterte ihr rasch und leise zu: „Cäcilie ahnt nicht, daß wir unwillkommen sind, sie hätte sich sonst kaum entschlossen, mir hierher zu folgen. Das Revolvertelegramm hat Mama nach langem Studium selbst aufgesetzt . . . Mir sind alle diese Machenschaften in der Seele zuwider, und wenn meine stürmische Mutter nicht wäre, die mir am Ende immer das neue Jahr abgewinnt, ich hätte den Onkel mit seinen antidiluvianischen Vorurteilen links liegen lassen."

„Es ist doch besser nicht," sagte Frau Riesel; aber diese mannhafte Erklärung gefiel ihr sehr gut. Sehr gut auch die Pünktlichkeit und die einfache Kleidung des Ehepaares, das eine kleine Weile später im Salon erschien.

Er trug seinen, allerdings sehr eleganten Reiseanzug, sie zu ihrem hellgrauen Rock aus feinem, englischem Stoff eine gestickte weiße Batistbluse. Und der Rock war nicht eben sehr faltenreich, aber kein Sack, und der graue Seidengürtel, der die runde, schmiegsame Taille umschloß, war nicht stramm gespannt, und die Schuhe an den edelgeformten Füßen hatten niedrige Hacken. Wenn böser Wille den Hofrat nicht durchaus blind machte, mußte er der Toilette der jungen Frau Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er durfte auch kein Wort des Tadels über die Frisur sagen. Da war nichts Falsches dabei, da war nicht viel Kunst angewendet. Die reichen dunkelbraunen Haare einfach zurückgestrichen, bildeten einen schweren, flachen Knoten am Hinterhaupte, wölbten und wellten sich aus eigenem Reichtum und nach eigener Weise über der klaren, mädchenhaften Stirn.

Die Holde, die Hohe! dachte Kamilla. Alles reizvoll an ihrer anmutigen Erscheinung und ganz unwiderstehlich der Ausdruck ihrer von samtschwarzen Wimpern beschatteten Augen. Hat man je so dunkle Augen ein so helles Leuchten ausstrahlen gesehen? Es ist ja sonniger Tag, der hervorbricht aus tiefer, geheimnisvoller Nacht.

„Sollten wir dem Onkel nicht vor Tische unseren Besuch machen?" fragte die junge Frau.

„Er hat Sie bitten lassen, ihn hier zu erwarten."

„Ich bin neugierig, ihn kennen zu lernen. Mama sagt, daß er eigen ist, und ich habe Menschen, die eigen sind, sehr gern."

Kamilla und der Oberleutnant wechselten einen besorgten Blick. Cäcilie war ans Fenster getreten, sah in den Garten hinab, bewunderte die herrlichen Rosen, und Frau Riesel gab zu verstehen, daß sie große Lieblinge ihres Züchters und Pflegers wären und daß er sie gern loben höre.

Es schlug ein Uhr. Im Speisezimmer ließen die Schritte der Diener sich vernehmen. Beide Flügel der Tür wurden geöffnet, eine Stimme meldete: „Es ist serviert."

Der Hofrat ließ warten.

Der Fanatiker der Pünktlichkeit war einmal selbst unpünktlich. Ein böses Vorzeichen, das Unheil ahnen ließ. Mit Recht, denn als er eintrat, schien ein Strom kalter Luft mit ihm ins Zimmer gekommen und fahles, gelbes Licht sich darin zu verbreiten.

Kamilla zitterte, aber die jungen Leute gingen dem Hausherrn unbefangen entgegen. Eduard verbeugte sich und sprach:

„Verzeih unseren Überfall, lieber Onkel, ich habe dem Wunsche nicht widerstehen können, dir meine Frau vorzustellen."

Der Hofrat brummte etwas zum Glück ganz Unverständliches, nahm die Hand nicht, die Cäcilie ihm bot, stand steif und stachelig wie eine Distel und sprach gletschereisig: „Ich habe die Ehre, Frau Baronin."

Cäcilie errötete. Der Onkel kam ihr nun doch mehr „eigen" vor, als sie es gern hatte. Allerdings glaubte sie nur an einen Scherz, der ihr nicht gefiel, auf den sie aber eingehen wollte.

„Ah — nun muß ich also sagen: Herr Hofrat," sprach sie mit etwas erzwungener Munterkeit. „Und wenn ich schon einen Titel haben soll, bitte ich um den, der mir gebührt. Ich bin Frau Oberleutnant."

Der Hofrat hatte bisher an ihr vorbeigesehen und nur bemerkt, daß sie größer war als er. Jetzt faßte er sie ins Auge, prüfend, scharf, ungut. Aber dieser Ausdruck milderte sich, verwandelte sich in ein unwillkürliches und darum unbesiegbares Wohlgefallen. Er kämpfte dagegen. Umsonst, umsonst! Wurde sich seiner Ohnmacht bewußt, und das Unerhörte geschah — auf seinem Gesicht erschien ein Anflug von Verlegenheit. Und da auch die gescheitesten Leute in der Verlegenheit um die Herrschaft über ihre geistigen Kräfte kommen, äußerte er seine Bedenken gegen eine Verbindung zwischen Bürgerlich und Adelig, mit der Tür ins Haus fallend, seltsam hastig und recht verworren. Fühlte sein Ungeschick und hätte viel darum gegeben, gar nichts oder etwas anderes gesagt zu haben.

Cäcilie hörte ihm ratlos staunend zu. Sie wußte nicht, ob man einen Onkel, der gar so eigen ist, ernst zu nehmen hat oder nicht.

Der Ruf Kamillas: „Zu Tische, meine Herrschaften, zu Tische!" hatte für beide einen erlösenden Klang, und der Herr des Hauses, einmal in Unsicherheit geraten, tat, was nicht zu tun er sich vorgenommen hatte, er bot Cäcilie den Arm und führte sie ins Speisezimmer.

Frau Riesel und Eduard folgten. Er raunte ihr zu, und seine blauen Augen funkelten: „Wir sind auf dem Holzweg. Es gibt etwas. Ich werde nicht leiden, daß er sie kränkt."

„Haben Sie Geduld, nur etwas Geduld," erwiderte sie mit einem Anschein ruhiger Überlegenheit, aber sie bebte.

„Nun, etwas in Gottesnamen, man verlange von mir nur nicht zu viel."

Das Gespräch bei Tische kam bald in Fluß. Der Hofrat fühlte, daß die angeheiratete Nichte, die da an seiner Seite saß, etwas merkwürdig Sympathisches hatte.

Die ernsten Augen und der wunderhübsche Mund, der so bereit schien zu lachen, vielleicht auch — auszulachen? . . . zum Beispiel die Menschen, die Dummheiten redeten. . . Hoho, das wollte er ihr doch zeigen, daß dergleichen ihm wohl einmal zufällig passieren könne, Wiederholungen aber nicht stattfänden.

Zuerst ließ er sich vom Leben in der Garnison erzählen, und sie tat es mit gutem Humor und berief sich alle Augenblicke auf das Zeugnis ihres Mannes. Er stimmte oft zu, berichtigte aber auch oft und rückte eine Großtat oder Guttat von ihm, die sie in allzu helles Licht gestellt hatte, in die richtige Beleuchtung.

Auch von ihrem Leben zu Hause erzählte sie, von dem Gute, das nicht groß war, und das ihr Vater selbst verwaltete. Ihr älterer Bruder nahm ihm schon einen Teil der Arbeit ab, und seitdem sie geheiratet hatte, machte ihre jüngere Schwester sich der Mutter nützlich bei der Führung des Haushaltes.

Das alles klang nicht gerade feudal, und mit Genugtuung dachte der Hofrat: Sind halt freiherrliche Krautjunker und stehen in der Bildung so hoch wie ihre Hühner.

„Recht schön, recht schön der Sommer auf dem Land. Was macht man aber im Winter, wenn es nichts zu tun gibt in der Wirtschaft?"

Nun, ein paar Monate wurden in Lemberg zugebracht; man unterhielt sich dort recht gut und konnte trotzdem den Augenblick kaum erwarten, in dem es hieß: heimwärts! heimwärts! Wir fahren nach Hause. „Und dort hatten wir wieder Arbeit und Freude genug und die schönen Leseabende. Papa liest gern und gut vor."

Der vorlesende Papa war dem Hofrat ein Dorn im Auge. Er setzte die Inquisition schärfer fort:

„Und was pflegte er vorzulesen, der Herr Baron?"

„Pflegte?" wiederholte sie. Auf ihrem Gesichte stand die Frage: Wollen Sie mich zum besten haben? und sie sprach ernst und entschieden: „Er las alte und neue Klassiker und auch Modernes."

„Mit Auswahl."

„Mit nicht allzu strenger."

Der Hofrat ließ ein langgedehntes, mit Abscheu und Verachtung geladenes: „S – o?" ertönen, und Frau Riesel erschrak. O Gott, nur dieses Thema nicht! Ihr angstvoll warnender Blick streifte den Oberleutnant, der neben ihr saß. Er blieb gleichgültig und erwiderte ihren Seitenblick mit einem Achselzucken, das leicht zu verstehen war. Es hieß: Werden streiten. Sollen nur. Sie schauderte vor diesem Leichtsinn, im Grunde des Herzens jedoch entzückte er sie. Ein Erbschleicher war er nicht, dieser „E—du—ard."

Und wirklich, der Streit entbrannte. Der Hofrat sandte gegen die moderne Literatur, Journalistik, Musik, Malerei, Bildhauerei, Schauspiel- und Baukunst zuerst einzelne scharfe Pfeile, dann ganze Pfeilenbündel ab. Sie glaubte anfangs, daß er sie nur zum Widerspruch reizen wolle, was ihr ein wenig kindisch vorkam. So ging sie denn auf seine Übertreibungen nicht ein, machte bloß hie und da einen lässigen Einwand, nahm obenhin die Literatur in Schutz. Es gab neue Autoren, die sie liebte, es gab neue Bücher, die ihr gefielen.

„Ausnahmen wird es geben bis ans Ende der Welt," rief er. „Aber auch sie sind nur Reflexe, einige sogar von Lichtern, die auf falschen Wegen umherirren, und sie drohen erstickt zu werden im Wust der rastlos hervorbringenden Eintagstalente. Lessing spricht von einem großen Maler ohne Hände, wir haben geschickte Hände ohne den Maler. Aber wo ist das mit Naturgewalt hervorbrechende, schöpferische Müssen, der große Charakter, die große Seele? Wo ist die göttliche Kraft, die uns empor trägt zu den Höhen des Lebens, wo ist die Leidenschaft, die noch begeistert, indem sie tötet und zertrümmert? Die geschickten Hände, denen die Höhen unerreichbar sind, greifen in die Niederungen. Das Gebiet der menschlichen Triebe wird durchwühlt, durchforscht, mikroskopisch beobachtet und als das Allumfassende erklärt. In ihm wird untergebracht, was sich irgend denken läßt. Lauter Triebe, nichts als Triebe, alles sexual, unser Denken, unser Träumen, Grund und Ursache jedes Interesses, jeder Anhänglichkeit und Zuneigung, Eltern- und Kindesliebe, Freundschaft, Andacht, Frömmigkeit, unsere Liebe zu Bäumen, Blumen, Pflanzen — sexual. Nächstens wird uns bewiesen werden, daß Kant mit dem Ding an sich in einem sexualen Verhältnis gestanden hat."

Der Oberleutnant lachte, seine Frau lächelte, und dieses Lachen und dieses Lächeln schmeichelten dem Hofrat. Er fuhr eifrig fort:

„Wenn ich heute vor einen Buchladen trete, die Titel lese und die illustrierten Umschläge ansehe, graut mir. Mir! Andern nicht. Neulich steh ich so da und koche Galle. Neben mir aber steht ein junges Fräulein und genießt den Anblick."

„Versteht wahrscheinlich gar nichts davon."

„Ihre Augen sagen das Gegenteil. Sie haben Ähnliches schon gesehen. Wozu hätten wir die Kunstausstellungen? . . . Aber das gehört zum Ganzen, ist ein Schimmer vom Geiste dieser Zeit. Wann und wo offenbart er sich nicht? . . . Wenn ich von irgend einem Bahnhof in die Stadt fahre, frage ich mich: Geht es wirklich meinem alten, noblen Wien oder einer amerikanischen Yankee-Niederlassung entgegen? Krasse Riesenplakate schreien mich an. Wo mich früher nette, kleine Vorstadthäuser erfreuten, aus denen es förmlich sprach: ‚Sieh uns nur an, in uns wohnen Behagen und Zufriedenheit,' wendet mein Blick sich jetzt angeekelt ab von turmhohen Wohnungetümen, ordinär aufgeputzt oder herausfordernd nackt. Was sie bergen, steht ihnen auf der Fassade geschrieben. Sinnlosen Luxus und seine Geschwisterkinder, Not und Anarchie . . . So häufen sich Zeichen auf Zeichen, so steuern wir mit herrlicher Sicherheit unaufhaltsam dem Untergange zu."

Cäcilie hielt die Augen auf ihn gerichtet. Ihr Befremden wuchs. Sie konnte nicht mehr zweifeln, daß seine Reden ihm aus dem armen, verbitterten Herzen flossen. Es kommt vom Alter, dachte sie; er tat ihr leid, und sie sagte mit einem Bedauern in der Stimme: „Das glauben Sie, lieber Onkel?"

Und er, im Banne dieser jungen, schönen Augen erwiderte sehr nachdrücklich: „Das glaube ich, Frau Nichte."

Ein Aufatmen der Wonne entstieg der Brust Kamillas. Jetzt hatte die Adoption stattgefunden. Ihr aber, der dieses Glück zuteil geworden, kam es zunächst nicht zum Bewußtsein. Sie hatte sich entschlossen, den Kampf gegen den armen, alten Oheim aufzunehmen. „Und die Wissenschaft?" fragte sie, „wird die mit inbegriffen in diese allgemeine Verdammnis?"

„Respekt vor ihr und ihren Entdeckungen und Erfindungen. Sie ist unsere Wohltäterin, unsere Leuchte, unser Ruhm und Stolz — unsere Rettung kann sie nicht werden. Daß sie auf der Höhe, auf der sie jetzt steht, in untergegangenen Weltreichen schon gestanden hat, ist uns jüngst, überzeugender denn je, dargetan worden. Staatenerhaltende Kräfte sind ihr versagt, die wachsen aus einem andern Boden. Die Eigenschaften, die sie fordern, sind von sittlicher Natur, und wie es mit denen aussieht, darüber täuschen wir uns doch nicht. Oder gelingt dir das, Frau Nichte, leugnest du (Du! Kamilla atmete abermals tief und wonnig auf), daß unser Nachwuchs besonders in dieser Hinsicht das ist, was Sombart sehr höflich: ‚Minder qualifiziert' nennt?"

„Vielleicht weichen wir, wie man so sagt, nur zurück, um den Anlauf zu einem großen Sprunge zu nehmen."

„Sprünge gibt es nicht, es gibt nur Übergänge. Das solltest du wissen, junge Weisheit." Der Hofrat merkte nicht, daß ihm schon ein zweites „Du" entschlüpft war. „Freilich ändert es an der Sache nicht viel, ob wir in den Abgrund springen oder gleiten."

Cäcilie sah gequält vor sich hin: „Schade wär's um so viel Schönes, das es gibt, und um das viele Gute, das gute Menschen getan haben. Freilich geschieht auch vieles, was mir nicht gefällt, mich sogar anwidert, und schrecklich sind mir die Feindseligkeit und der Haß und das Mißtrauen der einen gegen die andern . . . Es ist ein unblutiger Krieg, aber oft grausamer als ein blutiger . . . Und so häßlich ist er, daß die Menschen seinen Anblick nicht mehr ertragen mögen und nach Frieden verlangen werden . . . Und auch in den Niederungen, von denen du gesprochen hast, Onkel, wird es ihnen nicht immer gefallen, sie werden sich nach den Höhen eines geistigen Lebens sehnen . . . Mir kommt vor, o mir kommt oft vor, daß es heute schon vielen so geht . . . und nicht mehr blind, nein, mit geöffneten Augen werden sie ihnen zustreben. Dann wird es auf Erden heller werden, als es jemals war. Die so viel gelitten haben durch all das Böse, das sie einander angetan, werden sich eines langvergessenen Wortes erinnern, des größten, das jemals an die Herzen der Menschen geschlagen hat, ihm nachleben und gut und weise und glücklich sein."

„Das Wort lautet?"

„Du weißt es so gut wie ich."

„Nun?"

„Liebe deinen Nächsten wie dich selbst."

Während sie eifrig, dabei aber doch nicht sehr sicher und oft in abgebrochenen Sätzen geredet, hatte der Hofrat kein einziges Mal gespöttelt oder widersprochen, ihr vielmehr nachsichtsvoll zugehört mit dem stillen Vergnügen, das man am Gezwitscher eines Vogels, am Gelalle eines Kindes empfindet.

Nun füllte er ihren Römer mit Rheinwein und forderte sie auf, mit ihm anzustoßen und auf das Wohl des kommenden goldenen Zeitalters zu trinken. Auch Eduard und Kamilla mußten Bescheid tun, und dann fuhr er fort, seine Überzeugungen an den Tag zu legen, wurde aber immer weniger scharf, ließ auch fremde Meinungen gelten und war am Ende des Mittagessens ein höchst liebenswürdiger Hausherr.

Als der Hofrat die Tafel aufhob, hatte er nicht um einen Tropfen Wein mehr getrunken als gewöhnlich, befand sich aber in erhöhter Stimmung. Nach einer ritterlichen Verbeugung führte er die Nichte munteren Schrittes am Arme aus dem Speisezimmer zur Veranda. Eduard und Kamilla folgten, und mit einem sanften, seligen Lächeln flüsterte sie ihm zu: „Sie hat gesiegt."

Beim schwarzen Kaffee sprach man nur noch von Rosen. Schon auf dem Wege ins Haus war dem Ehepaare aufgefallen, was für erlesene Exemplare sich im Garten befanden. Man ging hinab, bewunderte sie in der Nähe. Dann schlug der Hofrat seinen Gästen eine Spazierfahrt nach dem Föhrenwald in der Brühl und ein Gouter auswärts im Freien vor. Sie nahmen gern an. Ein Wagen wurde sofort geholt.

Das Nachmittagsschläfchen hat er rein vergessen, dachte Frau Riesel. Weil es aber ein Inkognitoschläfchen war, wagte sie nicht, ihn daran zu erinnern. Mitzufahren lehnte sie ab und bat den Hofrat, nur nicht zu spät nach Hause zu kommen zur Tarockpartie.

Ach was, die fade Tarockpartie! Die mochte einmal ausbleiben, die konnte man doch absagen. Kamilla meinte, es sei zu spät, und die jungen Leute protestierten auf das heftigste. Um keinen Preis durfte der Onkel in seinen Gewohnheiten gestört werden. Er fügte sich, wenn auch ungern, und man fuhr ab.

Kamilla winkte freundlich nach, während sie schon in Gedanken ein Telegramm an die Freundin verfaßte, das ihr die beglückende Kunde bringen sollte.

„Sieg auf der ganzen Linie, im Sturm gewonnen, beinahe verliebt!"

Wegen dieses letzten Wortes vertraute sie ihr Telegramm einem Diener nicht an, sondern trug es persönlich ins Aufgabeamt.

Die drei Freunde fanden sich rechtzeitig ein, der Hausherr nicht. Frau Riesel bemühte sich, ihn zu entschuldigen; es gelang nur halb, und das Erstaunen verwandelte sich in Entrüstung, als der Hofrat endlich erschien und nur ganz nachlässig bat, sein spätes Kommen zu verzeihen. Der Spaziergang

war sehr schön, die Nichte konnte sich von dem Föhrenwalde nicht trennen. Doch schmolz die kriegerische Stimmung der Freunde im Augenblick dahin, in dem das junge Ehepaar sich einfand. Die drei Herren wurden der Nichte, der Neffe den drei Herren vorgestellt, und Kamilla konnte sich ihren stillen Betrachtungen hingeben über die Veränderung, die sogleich mit ältlichen Herren vorgeht, wenn eine junge, reizende Frau in ihrem Kreise erscheint. Der Mürrische wird liebenswürdig, der Steifnackige ganz Geschmeidigkeit, der Eigensinnige hat kaum noch eine selbständige Meinung, wenn sie der ihren widerspricht.

„Kannst du Tarock spielen?" fragte der Hofrat seine Nichte.

„Miserabel, ja."

„Dann werde ich den Ratgeber machen. Nimm meinen Platz ein, wenn es den Herren recht ist."

Recht? Entzückt waren sie. Man setzte sich, der Hofrat rückte einen Stuhl neben den seiner Nichte, legte den Arm auf die Lehne des ihren und leitete ihr Spiel. Er war zerstreut und beging manchen Fehler, der ihm jedoch weder Spott von den Gegnern noch eine Rüge von seinem Partner eintrug. Es kam zu einer Tarockpartie, wie sie in diesem Raume noch nicht gespielt worden war. Ein abgefangener Mond, ein mißlungener Ultimo erweckten die Heiterkeit der dabei Verunglückten. Cäcilie verlor, gewann, verlor wieder, blieb immer in bester Laune, voll guter Einfälle, und dankte den großen Meistern für die rührende Nachsicht, die sie mit ihr hatten.

Das Abendessen fand gebührende Anerkennung. Nur der Hausherr hatte keinen Appetit, sah leidend und merkwürdig beklommen aus . . . Frau Riesel machte sich Gedanken . . . sollte das Scherzwort, das sie übermütig in ihr Telegramm gesetzt . . . Aber nein, um Gottes willen, nein! Was für einen lächerlichen Einfall hatte sie da gehabt. Sie verachtete sich selbst, daß sie einen so lächerlichen Einfall haben konnte.

Indessen ließen die drei Freunde ihre Geisteslichter leuchten. Das Gespräch nahm allmählich eine ernste Wendung.

Die furchtbare Schwere, mit der die Frage: Was wird die nächste Zukunft uns bringen? auf jedem lastet, der nicht völlig gedankenlos ist, kam allen zum Bewußtsein.

Der Major verkündete den Weltkrieg und war entschlossen, beim Ausbruch der ersten Feindseligkeiten wieder in Dienst zu treten. Herr der Heerscharen, die Gelegenheit gib mir, und ich will zeigen, daß ich noch etwas anderes kann als Anekdoten erzählen (was er nicht kann, dachte Kamilla) und Tarock spielen. Aber wozu wird unser Soldat heute verwendet? Kordon zu ziehen bei Festlichkeiten oder bei Pest und Cholera. Gelegte Brände zu löschen. Dazustehen wie eine Mauer, wenn der Mob einmal eingeladen wird, einen Feiertag zu halten — und losgeht — losgeht — und mitten drin steht der Soldat, wird beschimpft, verhöhnt, weiß nicht warum, kriegt Steine an den Kopf . . . weiß nicht warum . . . Seine Kameraden, sein Offizier bluten, und der Soldat" — die Stimme des Majors bebte — „hat

die Waffe in der Hand und rührt sich nicht — rührt sich nicht!" — stotterte er, „und — und — und —" Sein gewohntes Erzählerschicksal ereilte ihn, er kam nicht weiter.

„Rührt sich nicht, was auch in ihm vorgehen möge," fiel der Oberleutnant rettend ein. „Ja, ja, ich habe so etwas erlebt. Auch meine Leute standen wie Mauern. Wir hatten den Befehl: ‚Äußerste Schonung walten lassen.' Und das muß sein! weil ja fast immer bei Repressalien gar zu leicht Unschuldige getroffen werden. Und auch den anderen soll womöglich nichts geschehen. Die Strafe könnte am Ende ärger ausfallen als das Unrecht . . . Die Schramme da," er wies auf eine Narbe über dem rechten Auge, „habe ich einem der emsigen Mineraliensammler zu verdanken, die bei jedem Putsch und Streik aus dem Boden wachsen. Wenn diese Jünglinge die Stücke, die sie für ihre gelehrten Studien nicht brauchen können, in knabenhaftem Übermut wegwerfen und dabei eine Laterne oder einen Kopf treffen, wer möchte ihnen das übel nehmen? Nun, ich muß schon sagen, ich hätte meinem unwillkürlichen David sehr gern ein paar Denkzettel mit dem flachen Säbel überreicht. Aber: ‚Äußerste Schonung!' — so hab ich mich pariert."

Sich in ein gemeinsames Gespräch zu mischen, war sonst nicht Frau Rieselß Sache; jetzt aber ihrem jungen Freund gegenüber mußte ihre Bewunderung sich Luft machen, und sie sprach: „Das war groß, was Sie da getan haben, oder vielmehr nicht getan haben, war — ich wiederhole: groß!"

Der Oberleutnant hatte das unangenehme Gefühl, ruhmredig gewesen zu sein, und erwiderte trocken: „Das war Disziplin, zu der wir erzogen sind und zu der wir uns bemühen unsere Leute zu erziehen."

„Durch ein bewährtes Mittel," meinte der Gelehrte, „durch die Furcht."

„Nicht allein durch die!" rief Eduard entrüstet und kampfbereit.

„O bitte! bitte!" Der alte Herr streichelte ihm besänftigend den Ärmel mit seiner breiten, gutmütigen Hand. „Ich habe gar nichts dagegen, daß die Furcht der Soldaten vor ihren Offizieren größer ist als die vor einer wilden Rotte. Aber man nenne doch nicht Heldentum, was Furcht ist."

„Was Gehorsam ist, schöner, kluger, das Fundament aller Pflicht und Treue, jeder gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung."

„Jawohl, ich gebe Ihnen zu, daß der Gehorsam sich in mancherlei Gestalt äußert. Aber die erste darunter, die gesundeste und kräftigste, heißt: Furcht. Gönnen Sie mir doch meine Freude an ihr. Sie gehört zu unseren besten Lebensgütern. Was wäre ohne sie aus uns geworden? Sie hat den Menschen gezwungen, Waffen anzufertigen, Pfahlbauten zu errichten, Wohnhäuser zu erbauen, Städte zu gründen. Sie hat ihn an einen unsichtbaren und allvermögenden Herrn über Naturkräfte, denen die arme Kreatur hilflos gegenübersteht, glauben und um Erbarmen und Schonung zu ihm beten gelehrt."

„Verzeihen Sie," erhob sich plötzlich eine weiche und klangvolle Stimme, wurde aber sofort leiser, als die allgemeine Aufmerksamkeit sich ihr zuwandte. „Verzeihen Sie," wiederholte Cäcilie, „ich habe schon oft gehört und gelesen

daß Schrecken und Todesangst den Menschen das erste Gebet erpreßten, und das kann ja vielleicht sein, viele glauben es — ich nicht, ich glaube" — sie hielt inne und sah den Gelehrten mit einem Blick an, der um Nachsicht bat — „ich glaube, das erste Gebet ist gekommen aus einer Brust, die jubelte und jauchzte, und war ein Dankgebet . . . Warum soll der erste gewaltige Eindruck, den ein junger, zum Bewußtsein erwachter Mensch durch die Wunder empfing, die ihn umgaben, der des Schreckens gewesen sein? Warum nicht der des Entzückens und der Begeisterung? . . . Er hat ja doch die Sonne blendend schön aufgehen gesehen, und den hellen Mond, und die Sterne, und den Anblick der herrlichen Erde gehabt und ihn genossen, und ihre unerschöpflichen Gaben immer empfangen . . . Und er war jung, stark, gesund, und sein Herz war voll Fröhlichkeit. Warum soll da nicht einmal ein Gefühl heißer, brennender Dankbarkeit in ihm aufgestiegen sein und ihn ergriffen haben wie ein Sturm? . . . Warum soll da nicht ein Mann oder ein Weib oder vielleicht ein Kind auf die Knie gestürzt sein und die Hände gefaltet und gedankt haben, inbrünstig gedankt, gedankt!"

Sie brachte das befangen und immer leiser hervor, und in ihrem Tone lag eine Bitte um Hilfe, als sie sich nun an den Gelehrten wandte: „Wäre das nicht möglich?"

Er war äußerst galant, verneigte sich und sagte: „Warum nicht, meine Gnädigste?"

Auch die anderen pflichteten ihr bei; nur der Hofrat, bis zur völligen Selbstvergessenheit in den Anblick seiner schönen Nichte versunken — schwieg. Alles Herbe und Harte war aus seinen Zügen verschwunden, und aus ihnen sprach eine milde Bewunderung, eine unsägliche Wehmut, eine tiefe Traurigkeit.

Der Professor hatte nach einiger Überlegung wieder das Wort nehmen wollen: „Warum nicht? Aber . . ."

Da unterbrach ihn der Großindustrielle: „Nein, nein. Kein Aber mehr! Zur Partie! Meine Herrschaften, es stehen noch zwei Zweier. Darf ich bitten, Frau Oberleutnant?"

Er bot ihr den Arm und führte sie zum Spieltische.

So wurde die Konversation im Augenblick abgeschnitten, in dem sie anfing, interessant zu werden.

Eduard und Kamilla gingen auf die Veranda, wo er seine Sehnsucht nach einer Zigarre erfüllen durfte. Nun saß er Kamilla gegenüber in einem bequemen Lehnsessel, und sie freute sich an dem Genuß, mit dem er weiße Wölkchen in die milde Luft der Sommernacht blies. Es war schon dunkel. Sie konnte ihn nicht deutlich sehen, von seiner Gestalt nur die Umrisse, von seinem Gesicht nur einen Schein, wenn die glühende Zigarre ihn darüber hinfliegen ließ. Aber sie hörte ihn fröhlich und munter plaudern von seinem Glücke, von seinen Zukunftsplänen, und seine Sicherheit, sein festes Vertrauen auf kommende bessere Tage erquickte sie. Sie wurde von vielen Gedanken, aber von fast noch mehr Gefühlen ergriffen. Seit dem Tode ihres seligen Rieſel hatte noch nie eine Stimme ihr Ohr so sympathisch berührt wie die

des Sohnes ihrer lieben Freundin. Er war ihr in kurzer Zeit teuer geworden, und daß sie etwas für ihn hatte tun können, dafür dankte sie Gott.

Am nächsten Morgen erwachte Frau Rieſel lachend. Ihr hatte geträumt, daß sie in einer fremden Gegend am Arme des Oberleutnants spazieren ging, ganz jung und schlank, leichten Schrittes und schwebend. Sie wiegte sich ein wenig in einem heiteren Nachgefühl, kniete dann nieder auf ihren Betschemel und verrichtete voll Andacht ihr Morgengebet.

Sie hatte eben gelacht; nun weinte sie, ohne sich einer besonderen Veranlassung bewußt zu sein. Ihr kamen die Tränen inbrünstig, warm, unsäglich erquickend.

Eine halbe Stunde später hatte sie ihr Tagewerk schon begonnen und das Decken des Frühstückstisches auf der Veranda überwacht.

Es war schwül, und im Westen stiegen schwere Wolken auf. Vielleicht stellt der langersehnte Regen sich endlich ein. Die Dürre beginnt unerträglich zu werden, die Bäume, der Rasen sind staubbedeckt. Hinabblickend sah Frau Rieſel etwas Schneeweißes aus dem Laubgang schlüpfen und sich gegen das Rosenbeet hinbewegen. Es ist der Hofrat. Die Schere in der Hand, die Tasche mit dem kleinen Werkzeug umgehängt, tritt er an seine Lieblinge heran. Nun beginnt die Pflege. Die Kelche werden mit Bürstchen von Ungeziefer befreit, die welken Blumen entfernt, die Schößlinge abgeschnitten. O schrecklich! — jetzt hat er sich vergriffen, hat eine Madame Charles Druski an langem Stiele vom Stamme getrennt, und nun eine Gloire de Dijon, eine la France, eine Coupe d'Hébé . . . Nein, was für Wunder man doch erfahren kann in der Alltäglichkeit. Der Hofrat, der das Verkürzen eines ohnehin kurzen Rosenlebens einen Frevel nennt, begeht ihn selbst an den erlesensten Exemplaren. Nun hat er einen prachtvollen Strauß zusammengestellt und flattert damit dem Hause zu, vergnügt wie eine Lerche.

„Guten Morgen, Frau Rieſel!" ruft er ihr entgegen, „eine Blumenvase bitte, die große, die vieux Saxe aus dem Salon!"

Die vieux Saxe, das Erbstück des Großvaters, die hinter Glas im Eckschrank residiert und bisher von keiner Hand außer der des Hofrats berührt werden durfte?

Ja, ja, die war gemeint und stand, köstlich anzusehen und mit märchenhaften Rosen gefüllt, auf dem Tische, als die Gäste sich einfanden.

Der erste Blick der jungen Frau fiel auf sie, und sie stieß einen Ruf der Bewunderung aus.

„Sie haben das gern, ich weiß," sagte sie. „Ihre kleinen Seelen duften und schweben dem, der sie versteht, wonnig entgegen. Jede in ihrer Art . . . Von diesen Coupe d'Hébé drei an einem Stiele, welche ist die schönste? Die, die man gerade ansieht. Diese Madame Charles Druski — die Vestalin unter den Rosen — trägt den Schnee weißer Wölkchen auf ihren glanzumsäumten Blättern . . . Und Souvenir de la Malmaison, die reizendste von allen. Findet Ihr nicht auch? Ihr melancholisches Rosa, das in der ganzen Welt der Rosen seinesgleichen nicht hat, gleitet so leise hinüber in die

Stille der Farblosigkeit. Erinnerung an die Idylle in einem Heldenleben, ich liebe dich!" Sie stand auf und küßte die Rose.

Halb gerührt, halb gequält blickte der Hofrat zu ihr empor; die Bewegung seines kleinen, grauen Schnurrbartes verriet, daß seine Lippe zuckte. Mit etwas umflorter Stimme brachte er den Plan vor, am Nachmittag einen längeren Ausflug zu unternehmen.

„Ich fürchte nur, daß es regnen könnte," meinte Kamilla.

Da wurde er ungeduldig: „Dürfte ‚Es'? Ja, wenn ‚Es' wollte, könnte ‚Es'. Aber ich glaube, daß ‚Es' nicht wollen wird, und, bitte, lassen Sie einen Wagen bestellen."

Frau Riesel erhob sich und mit ihr zugleich Cäcilie. Sie mußte ihren Eltern schreiben, einen großen, ausführlichen Brief über ihren Besuch in der Villa Hügel, ihnen viel, viel Böses von dem Onkel Hofrat erzählen.

„Na, mach's gnädig," sagte er und nach einer kleinen Pause mit Selbstüberwindung: „Empfiehl mich dem Herrn Baron und der Frau Baronin."

„Ich werde meinen Eltern schreiben, daß mein lieber Onkel sie grüßen läßt," erwiderte sie und verließ mit Kamilla zugleich das Zimmer.

Die Herren gingen in den Garten.

Ein feiner Regen setzte ein, der bald dichter wurde. Die kleinen Tröpfchen, die er einzeln auf die Blumen und das Gezweige gesetzt hatte, rannen ineinander, bedeckten die Beete, Wiesen, Gesträuche mit einem kühlen Schleier.

„Es ist gut," sagte der Hofrat, „es löscht wenigstens den Staub."

„Ja, den löscht es," bestätigte der Oberleutnant so harmlos, als ob er aus der Schule Frau Riesels käme. Es war völlig windstill, kein Lüftchen rührte sich, die kleine grüne Welt ringsum hielt den Atem an, schien sehnsüchtig zu warten auf etwas, das kommen und sie erquicken sollte. Und nun erhob sich in dieser Lautlosigkeit ein sanftes Rauschen, eindringlich und segensreich rieselte der Regen nieder, und was da keimte, wuchs, blühte, empfing wohlig und wonnig die Himmelsgabe. Dem Boden entstieg kräftiger, nahrhafter Duft, und welkende Zweige sahen wieder frisch und jung aus.

„Schade, daß Cäcilie nicht da ist," sagte Eduard, „sie würde behaupten, daß sie sieht, wie die Bäume und Gesträuche sich freuen und ihre Zweige und Zweiglein dem Regen entgegen heben und strecken, um seine Labe zu genießen, und wie jeder Grashalm und wie jedes Blatt und jede Blüte dankt und dankt."

Hole sie."

Er ging, kam aber allein zurück. Sie konnte sich von ihrem Briefe nicht trennen, war ja auch erst bei der fünften Seite. Der Oberleutnant schlug eine Partie Schach vor, in dessen Anfangsgründen ihn der Onkel einst unterwiesen, und beide begaben sich hinauf in das Schreibzimmer, in das Heiligtum, wie Frau Riesel diesen ernsten Raum nannte, weil er von Besuchern nur äußerst selten betreten werden durfte. Er machte mit seinen schweren Fenstervorhängen, seinen altertümlichen Lehnsesseln, den dunklen Bronzen auf Tischen und Sockeln einen düsteren Eindruck. Zwei Vitrinen aus Ebenholz bargen die Sammlung von Meisterstücken der Kleinkunst. In hohen

Schränken standen hinter Glas kostbar eingebundene Bücher und Bilderwerke, und über ihnen hingen ringsum an den Wänden Familienporträts in altmodischen Rahmen, die bürgerlichen Ahnen, auf die der Hofrat so stolz war. Roh und dilettantenmäßig ausgeführte Bildnisse eröffneten die Reihe; in Stieler-Manier gehaltene schlossen sie. Ein modernes Gemälde gab es nicht.

Beim Spiel, das nun begann, war der Schüler ganz versunken in Aufmerksamkeit, der Meister so zerstreut, daß er endlich in Gefahr geriet, es bloß zu einer Remis bringen zu können.

Knapp vor der Entscheidung klopfte es an die Tür. Freudiger Ahnung voll schnellte der Hofrat empor: „Herein!"

Sie war's. Sie kam in Begleitung Frau Rieſels, was ihn verstimmte und gegen die sich sogleich ein schnöder Verdacht in ihm regte:

„Aha! Sie kommen, um einen meteorologischen Triumph zu feiern!"

„Ich komme, um Ihre Befehle einzuholen," erwiderte sie sanft, ohne den Schatten einer Duldermiene.

„Warten Sie noch, das Wetter macht sich, wir bekommen vielleicht den schönsten Nachmittag."

„Aber warum sollen wir ihn nicht zu Hause zubringen?" fragte Cäcilie. „Ich möchte gar zu gern deine Sammlung sehen, lieber Onkel. Ich habe so viel von ihr gehört."

„Wirklich? — Durch wen?"

„Nun durch Mama."

„Ja ſ—o, ja ſ—o, durch die Mama" . . . Er überwand die kleine Enttäuschung und versprach den Wunsch der Nichte zu erfüllen. Aber erst später, man brauche Zeit. — „Also," wandte er sich an Kamilla, „wenn sie also durchaus nicht ausfahren will, dann können Sie den Wagen abbestellen."

Frau Rieſel neigte das Haupt und schritt dem Ausgange zu; Eduard eilte ihr nach, öffnete vor ihr die Tür und flüsterte:

„Gnädige Frau haben eine himmlische Geduld."

Von seiner Bewunderung getragen wie von Flügeln, schwebte sie mehr als sie ging, die Treppe hinab und begegnete in der Nähe der Gastzimmer dem alten Diener des Hofrats. Er trug die Vase mit den herrlichen Rosen und blieb lächelnd vor Kamilla stehen:

„Für die gnädige Frau Oberleutnant."

„Ja, ja, ich weiß," log sie und ließ ihre Augen halb gerührt, halb beängstigt auf den Blumen ruhen.

In dem kostbaren Rosenbukett fehlte die Malmaison.

Beim Mittagessen wurde durch die Heiterkeit Cäciliens und durch ihre lustigen Einfälle die gute Stimmung wieder hergestellt. Zum schwarzen Kaffee ging die kleine Gesellschaft in das Rauchzimmer und hatte kaum dort Platz genommen, als sich auf der Treppe und im Gange Schritte vernehmen ließen. Eine laute, wohlbekannte Stimme fragte:

„Wo sind sie? Ja so, im Rauchsalon. Josef, mein Parapluie! Betty, meinen Regenmantel!"

Die Tür flog auf, und da stand Frau Sektionsrat, dunkelrosa und hellblond, den Ausdruck eines Baby im ältlichen Gesichte.

„Die Mama!" rief Cäcilie; Eduard sprang auf, breitete die Arme aus und deklamierte:

„Aus dem bewegten Wasser steigt
Ein feuchtes Weib hervor."

Ein klassisches Zitat! — unglaublich nett für einen Oberleutnant von der Kavallerie, dachte Kamilla.

Rosa löste sich aus den Armen ihrer Kinder und ging auf den Vetter zu: „Verzeih den Überfall, aber ich konnte nicht vorbeifahren, ohne euch zu begrüßen."

Dabei sah sie Kamilla mit einem unendlich vielsagenden Blick an, und die Freundin nahm in ihrem Herzen auf, was er ausdrücken wollte: Dankbarkeit, Liebe, Verehrung.

„Regnet es noch?" fragte der Hofrat.

„Nein, es schüttet."

„Setz dich und trinke eine Tasse Kaffee."

Sie gehorchte. „Danke dir. Gern, sehr gern. Ich komme nur für einen Augenblick. Wollte nur sagen . . . Also Kinder, von den Wohnungen, die ich angesehen habe, paßt mir keine. Ich habe jetzt eine Sommerwohnung für den Herbst genommen."

„Das sieht dir ähnlich," sagte der Hofrat.

„Papa bekommt schon in vierzehn Tagen Urlaub. Wir fahren dann direkt nach Karlsbad und erwarten euch dort, und ihr bleibt bei uns, bis es wieder einrücken heißt."

„Und vorher?" fragte der Onkel.

„Bevor wir nach Karlsbad fahren, meinst du? Wir haben große Projekte," erwiderte Eduard. „Wir wollen wandern, wandern! großartige Fußtouren durch unsere Alpenländer unternehmen. Ich treibe mich lange genug in der Heimat meiner Frau herum, sie soll jetzt die meine kennen lernen."

„Dazu wäre mehr Zeit nötig, als euch zur Verfügung steht."

„O wir haben Zeit," sagte Cäcilie, „es ist ja heute erst der zwölfte Juli und morgen abends," es klang wie ein unterdrücktes Jauchzen, „grüßen wir schon die Ischler Berge."

Was bei diesen Worten in dem alten Herrn vorging, bemerkte niemand, nicht einmal sie, die ihn am besten kannte. Sie war dazu viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, war ganz erfüllt von Scham und Reue. Heute der zwölfte Juli! Ihres Vinzenz Geburtstag. Wohl hatte sie im Gebete ihres Entschlafenen besonders liebreich gedacht, aber ohne Beziehung auf diesen doppelt geweihten Trauer- und Feiertag.

„Nach Ischl wollt ihr bei dem Wetter?" brachte der Hofrat mit gequältem Lächeln hervor.

Sie aber schwelgten in Vorfreude, machten die kühnsten Pläne, erstiegen unter tausend Gefahren und Schwierigkeiten die höchsten Berge. Ihre Beschreibungen wurden so schwindelerregend, daß die Mama erklärte, sie nicht

länger mit anhören zu können. Sie stand auf und nahm allerseits herzlichen Abschied. Auch Eduard empfahl sich, aber nur für ein paar Stunden. Er wollte die Mama nachhause bringen und den Papa noch einen Augenblick sehen.

Cäcilie erinnerte den Onkel an sein Versprechen, ihr seine Sammlungen zu zeigen, und als die beiden nun einander im „Heiligtum" gegenüber saßen, ließ der Hofrat den Kunstschatz, den er in vielen Jahren zusammengebracht hatte, vor ihren Augen erstrahlen. Er machte sie aufmerksam auf kostbare kleine Bronzen, seltene Denkmünzen, Gemmen und Emails, um die ihn die kaiserliche Schatzkammer beneiden durfte. Cäcilie folgte seinen Erklärungen mit größtem Interesse. Er freute sich an ihrem ernsten Verständnis, würdigte ihr gutes Urteil, ihren Geschmack, ihm schmeichelte ihre Bewunderung der schönen Bücher in den Schränken und die Anteilnahme, mit der sie die Gemälde an den Wänden betrachtete. Ihr Blick glitt suchend umher, sie ließ ihn auf dem Schreibtisch ruhen und fragte endlich:

„Und die arme Tante? Wo ist ihr Bild?"

Er stutzte: „Wen meinst du?"

„Deine Frau" . . . erwiderte sie, betroffen über seinen Ton.

Er schwieg eine Weile. „Hat dir Mama Rosa nicht gesagt," sprach er dann plötzlich, „daß ich sehr unglücklich in meiner Ehe war?"

„Nein."

Er ließ sie nicht aus den Augen, er sah ihre Verwirrung: „Von dem, was du jetzt denkst, ist keine Spur. Meine Frau war mir treu."

„Und trotzdem . . ."

„Und hat mich trotzdem unglücklich gemacht, und ich habe ihr das vergolten."

„So habt ihr einander nicht lieb gehabt?"

„Im Gegenteil. Ich habe sie geliebt bis an ihr Ende. Sie hat mich auch lange sehr geliebt . . . Dann aber, zuletzt . . . mich gehaßt."

„Das ist fürchterlich."

„Ja."

Sein finsterer Ausdruck wurde ihr unheimlich, sie hätte ihn gern von den peinigenden Gedanken, die ihn erfüllten, abgelenkt, und wußte nicht, wie das beginnen. Teilnahmslos wollte sie nicht erscheinen und eben so wenig neugierig. So sagte sie denn nur zaghaft und leise:

„Armer Onkel."

Er sah ihre Ratlosigkeit und fand Vergnügen daran. Sie ein wenig zu quälen, freute ihn, es schmeichelte ihm, daß er die Macht dazu hatte. Jedenfalls gehörte ihm in diesem Augenblick ihr volles Interesse, und er geizte danach, es festzuhalten, sogar um den Preis von ein wenig Selbstachtung. So tat er, was er nie getan hatte, er sprach von seiner Ehe, die ein Kampf gewesen war vom ersten bis zum letzten Tag. Zwei gleich stark entwickelte Individualitäten standen einander gegenüber und rangen um das gleiche Recht, das Recht, sich zu entfalten nach dem eigenen, innersten Gesetz. Und diese Kämpfer waren zwei Liebende, und an ihnen erfüllte sich das Dichterwort: „Wir brannten, doch wir schmolzen nicht." Den Stunden heißer Zärtlichkeit

folgten Tage der Auflehnung, der Empörung: „Sei anders!“ verlangte er von ihr, sie von ihm, tadle nicht, wo ich bewundre, und wo ich bete, da spotte nicht . . . Es gab weiche Stunden, in denen die Liebe sprach: „Beuge dich, schmiege dich, verleugne dich.“ Und es geschah, aber auf Kosten der inneren Wahrhaftigkeit; es war eine Lüge und der Preis zu hoch, die Lüge rächte sich . . . Immer kleinlicher und häßlicher wurde der Streit. Aus welchen Arsenalen holten sie ihre Waffen! Wie heimtückisch wurden sie geschärft! Ein Nadelstich konnte vergiften wie ein Vipernbiß.

Es ging so weiter, bis die Krankheit kam, deren tödlichen Ausgang die Frau vor sich sah und von der sie nicht geheilt werden wollte. Nur fort, nur fort aus dem unerträglichen Leben wollte sie. Vor dem Manne verheimlichte sie ihr Leiden, und das war nicht schwer. Er war kein Ahner, kein Errater, lebte fest eingesponnen in das Netz seiner Friedlosigkeit, mit Blindheit geschlagen für das Nächste. Andere mußten ihm die Augen öffnen. Und andere waren es auch, die sie in den letzten Tagen ihres Lebens umgaben. Die Krankheit hatte ihr die Kraft der Selbstbeherrschung genommen, er mußte sehen, daß seine Nähe ihr quälend war. Sich fern halten blieb die einzige Wohltat, die er ihr noch erweisen konnte. Er tat's, er brachte es über sich. In Unfrieden gelebt, entfremdet gestorben. Wer trägt die Schuld? Sie, er, beide? Keines?

Er war in seiner Rede immer gedrängter, seine Sätze waren immer kürzer geworden. Manchmal kam es ihm: Warum erzähle ich ihr das alles? Dann sah er sie an und — erzählte weiter. Sie hörte ihm mit so gespannter Aufmerksamkeit zu, so voll innigsten Mitgefühls, schüttelte nur manchmal den Kopf und sagte mit leisem, schüchternem Tadel: „Das versteh ich nicht.“ Aber auf die Frage: „Wer trägt die Schuld? er? sie? keines?“ antwortete sie ernst und durchdrungen: „Keines.“

„Du absolvierst also?“ Ein herbes Lächeln überflog sein Gesicht. Die bösen Geister des Unmuts und der Verdrossenheit regten sich. Nun war ihm doch leid, daß er gesprochen hatte, und wieder dachte er selbstquälerisch: Wozu? Warum? . . . Eine Erklärung schien ihm nötig, eine Entschuldigung vor ihr und vor sich selbst. „Du solltest nur wissen,“ sprach er mit erzwungener Gleichgültigkeit, „warum bei mir kein Bild von meiner Frau zu finden ist.“

Sie erriet, was in ihm vorging. Der alte Mann war ihr ehrwürdig geworden, weil er so viel gelitten hatte: „Bereue nicht, daß du mir dein Vertrauen geschenkt hast.“

„Nein, nein — wenn's auch überflüssig war. Findest du nicht?“

„Gewiß nicht, es ehrt mich ja.“

Er schwieg, vermied, sie anzusehen, hielt die Augen auf ein Fenster gerichtet, an dem die Regentropfen in langen Fäden, lichte Streifen bildend, niederglitten.

Cäcilie geriet wieder in Ratlosigkeit. Sollte sie das Schweigen unterbrechen? Von gleichgültigen Dingen reden war ebenso unmöglich wie ein Zurückkommen auf das frühere Gespräch, und die Stille begann peinlich zu werden.

Da schlug die große Renaissanceuhr auf dem Kamin die Stunde an.

„Sechs Uhr," sagte die Nichte mechanisch, und der Onkel fragte ungläubig: „Wirklich, schon sechs Uhr?"

Jawohl, und da kam denn auch Eduard und entschuldigte, wie der Hofrat fand, sehr unnötigerweise sein langes Ausbleiben. Er hatte den Papa zu Hause gefunden und ihn nicht sogleich wieder verlassen können. Ein heller Freudenglanz war bei seinem Eintreten über das Gesicht seiner Frau geflogen. Er schloß sie in die Arme und küßte sie:

„Morgen um diese Stunde sind wir weit fort."

Zur Partie kamen die drei Herren heute zu früh. Und dann war wieder so ziemlich alles wie gestern und wie es morgen sein wird und übermorgen und alle die armen noch kommenden farblosen Tage im Zeichen der alten Tyrannin Gewohnheit. Das innerhalb der vier Mauern. Und — außerhalb? Der Widerstreit, in dem der Hofrat stand mit seiner Zeit, hatte ihn noch nie mit solcher Bitterkeit erfüllt, er war sich noch nie so entsetzlich einsam vorgekommen.

An der Konversation beim Souper beteiligte er sich zum allgemeinen Erstaunen nur selten, und dann ohne die gewohnte Schärfe. Um so eifriger führten die drei Freunde das Redeturnier. Jeder wollte den Preis erringen, die Anerkennung und Bewunderung einer reizenden jungen Frau. Der Professor verteidigte die neue Zeit gegen die Angriffe der beiden anderen Herren und führte seine Sache, wenn auch durchaus nicht immer, mit tadellosen Waffen so geschickt, daß die Gegner sich in ihren Sätteln bedenklich wanken fühlten. In seiner Bestürzung wurde der Major, wie er nachträglich zugab, „massiv", und der Großindustrielle schleuderte dem Gelehrten im Zorn über eine schlaue und hinterlistige Behauptung die Worte zu:

„Ach was! Verschonen Sie mich! Am Ende hat noch Bakunin recht: ‚Alles zerstören und sehen, was nachwachsen wird'."

„Zu arg!" stieß Frau Riesel unwillkürlich hervor, und auch Cäcilie wünschte das Ende des Streites herbei.

Sie legte ihre Hand auf die des Onkels, neben dem sie saß. „Ich bitte dich, sprich du, was sagst du zu alledem?"

Er hatte gezuckt bei ihrer Berührung. „Nichts, was dich freuen könnte. Was nachwachsen wird," wandte er sich an seine erregten Gäste, „ist leicht vorauszusehen. Wenn der Anarchismus über unsere heutige Kultur wie ein wahnsinnig gewordener Dampfpflug über Getreidefelder hinrasen, zermalmen und zerstören, das Unterste zu oberst kehren wird, was für einen Nachwuchs bekommt, der's erlebt, zu sehen? Unendliches Unkraut, saures Gras, und hier und da, spärlich und vereinzelt, einen Halm mit einem Ährenbüschel. Da ist ein Keimchen von der Vernichtungswut unerreicht geblieben und treibt nun aus der alten Erde die alte Blüte, die alte Frucht. Ein Sämann wird kommen, die Körner sammeln, den Boden bereiten, vermutlich fern in einem andern Weltteil, und dort . . ."

„Dort," fiel der Professor ein, „werden nach dem Verlaufe einer langen Zeit wieder unabsehbare Saaten sich dehnen, fruchtschwere Felder wallen, die

wieder nach abermals langer, langer Zeit der Rost anfressen und reif machen wird zur vernichtenden Mahd. Und wieder werden gescheite Leute, vielleicht ein Staatsdiener, ein Soldat, ein Kaufherr, ein Bücherwurm beisammen sitzen und Betrachtungen anstellen über den Lauf der Welt."

„Glaube ich nicht!" rief der Major, „ich glaube an den Fortschritt."

„Auch ich; von ganzer Seele, aus allen meinen Kräften, ich möchte nicht leben, wenn ich an ihn nicht glauben dürfte," sagte Cäcilie, und der Major triumphierte, ihm war der Preis des Wortgefechtes — ihre Zustimmung — zugefallen. Der Großindustrielle jedoch fühlte sich gänzlich mißverstanden und grollte.

Es war schwül geworden im Zimmer. Frau Riesel öffnete die Tür der Altane. Der Gelehrte trat hinaus, stellte Wetterbeobachtungen an und verkündete, daß der Regen aufgehört habe, daß schon einige Sterne blinkten und daß es morgen das schönste Reisewetter geben werde.

Die Tarockpartie war vor dem Souper abgeschlossen worden, die Herren empfahlen sich, und der Großindustrielle bedauerte, daß er morgen abends nicht werde kommen können.

„Dann gibt es also keine Partie," erwiderte der Hofrat trocken, und seine treue Hausdame seufzte im stillen: Das auch noch!

Nun kam der Abschied.

Die jungen Leute nahmen ihn schon heute. Sie wollten morgen mit dem Frühesten fortfahren.

„Was heißt das Früheste?"

„Schlag sieben Uhr, und du darfst dich durchaus nicht durch uns stören lassen, wir werden abziehen, so leise wie ein paar Fledermäuse," sagte Cäcilie, und sie und ihr Mann dankten dem liebsten besten Onkel auf das wärmste für seine Gastfreundschaft und seine große, große Güte. Sie dankten auch von Herzen der teuren gnädigen Frau. Cäcilie umarmte sie, und Eduard küßte ihr die Hand.

Noch einige Abschiedsworte, Verneigungen, Händedrücke, und der Hofrat und seine Hausdame waren allein.

Er blieb eine Weile unbeweglich und ganz in sich versunken. Sein Mund hatte einen wehmütigen Zug, den Kamilla nicht an ihm gekannt. „Also morgen reisen sie," sagte er.

„Und das ist gut," erwiderte sie unhörbar leise.

Die Prophezeiung des Gelehrten traf ein, der Sommermorgen war von strahlender Pracht. Zur bestimmten Stunde hielt der Wagen vor dem Tor, und Frau Riesel, in der Toilette ihrer Halbtrauertage, überwachte die sorgfältige Unterbringung der eleganten Reiseeffekten auf dem Kutschbocke.

Das Ehepaar trat aus dem Hause. Er trug zwei Handtaschen, sie das schöne Rosenbukett.

Und nun begrüßte man einander.

„Nein, gnädige Frau, Sie schon da! Das ist doch zu viel! . . ."

„Meine Schuldigkeit," erwiderte sie gelassen, „aber bitte, sehen Sie nur, wer kommt da? . . ."

Der Hausherr war's, so fein und sorgfältig angetan, als ging's zu einem Feste.

Die jungen Leute überhäuften ihn mit liebevollen Vorwürfen.

„Onkel! So früh aufgestanden und uns zuliebe! Wir sind unglücklich, wir sind beschämt."

Er versuchte zu scherzen, er verneigte sich tief: „Frau Baronin, ich weiß, was sich gehört."

„Und ich auch!"

Im nächsten Augenblick fühlte er auf seiner Wange den festen Druck junger, frischer, Gesundheit atmender Lippen.

„Adieu! Adieu!" Sie stieg in den Wagen. Eduard folgte: „Vorwärts!"

Der Hofrat und Frau Riesel blieben vor der Gartentür stehen und blickten den Davonfahrenden nach, die sich erhoben und umgewendet hatten, grüßten und winkten.

Der alte Mann folgte mit den Augen noch eine Weile der Richtung, in der sie entschwunden waren. Dann wandte er sich dem Hause zu. Seine Untergebene folgte. „Die bleibt mir," spöttelte er, sich selbst zuleide, und bewahrte gegen sie ein feindseliges Schweigen. Die Feinfühlige ging auf in großherzigem Mitleid, verzieh alles, begriff alles, verstand alles — ach, nur zu gut! . . .

Ihr war wie einem Schwan, der einen kleinen Tintenklecks auf dem schneeweißen Gefieder davon getragen hat.

Ihm saß ein Stachel tief im Herzen.

Cäcilie sah sich noch einmal nach der Villa um.

„Der Onkel ist unbeschreiblich gut für uns gewesen," sagte sie zu ihrem Manne. „Ich habe ihn sehr lieb gewonnen. Unser Besuch hat ihn gefreut, aber wieder zu kommen hat er uns nicht eingeladen."

„Nein, es ist eigentlich merkwürdig, das hat er nicht getan."

Und sie fuhren mit sonnenhellen Herzen in den sonnenhellen Tag hinaus, den grünen Wäldern und Bergen, den schimmernden Seen, den ehrwürdigen Gletscherriesen munter und unternehmungslustig entgegen; sie blühten in Jugend und Schönheit, und kraft ihrer Liebe und Begeisterung gehörte ihnen die Welt.

Zur
Jahrhundertfeier der Grimmschen Märchen.

Von
Erich Schmidt.

Wie milde Feen im Märchen haben an der Wiege der deutschen Altertumswissenschaft auch Poesie und Vaterlandsliebe weihend gestanden, und wir freuen uns dieses Segens gerade beim Jubiläum einer unschätzbaren und unveraltbaren Gabe. Nach Herders, um nur Einen zu nennen, bahnbrechendem Vorgang hatte die Frühromantik durch Dichtung und Forschung in die Vergangenheit hineingeleuchtet; nun kam während schwerer Prüfungen unseres Volkes eine jüngere, national begeisterte Romantik empor, die an einem Orte, der nach Eichendorff selbst die prächtigste Romantik ist, in Heidelberg, ihren Sitz aufschlug. Von hier entsandten die Liederbrüder Achim v. Arnim und Clemens Brentano seit 1805 den Knaben mit dem Wunderhorn, hier breitete ihr feuriger Freund Joseph Görres 1807 den bunten Schatz „teutscher Volksbücher" aus, hier schuf sich diese frische Jugend, unter dem Zuruf auch schwäbischer und bayrischer Gesinnungsgenossen, 1808 in der „Zeitung für Einsiedler" ein eigenes bekenntnisfrohes und wehrhaftes Organ, und als gute Kameraden leisteten von Cassel her die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm Gefolgschaft.

Auch ihnen war aus der Seele gesprochen, was der adelige Märker Arnim die Sehnsucht nach dem goldenen Vlies deutscher Volkspoesie nannte, sie vor jedem anderen Genossen traten in den Dienst seiner überschwenglichen Losung: „Wir wollen allen alles wiedergeben, was in vieljährigem Fortrollen seine Demantfestigkeit bewährt hat."

Schon keimte der Plan eines weiten geselligen Unternehmens, „Der deutsche Sammler", das alle Überlieferungen und Bräuche in deutschen Landen zu einer umfassenden Volkskunde vereinigen sollte. In jener Einsiedlerzeitung schrieb Jakob Grimm, sich in Mythus, Heldensage, Märchen versenkend, das Programmwort: „In unserer Zeit ist eine große Liebe für Volkslieder ausgebrochen und wird auch die Aufmerksamkeit auf die Sagen bringen." So bilden gleich Wilhelms stilgerecht übertragenen „Altdänischen Heldenliedern" die erst 1816 ausgesandten „Deutschen Sagen" ein Glied des großen Heidelberger Ganzen, das vom Wunderhorn begeisternd und verjüngend, aber auch sehr willkürlich eröffnet worden war. Sie dagegen wollten, ganz abgesehn

von Jakobs schroffer Unterscheidung zwischen Popular- und Kunstdichtung, als Philologen und Liebhaber zugleich in treuer Andacht die Volksseele nach ihrem schönen Wort wie ein brütendes Vöglein nicht stören, die zarte Eihaut solcher Gebilde nicht verletzen. Sie unterschieden triftig die für wahr gehaltenen, an wirklichen Orten und historischen Namen haftenden Sagen von den ungebundenen Phantasiespielen der Märchen, die vorher ihren aufs schönste belohnten Eifer beschäftigt hatten; sind doch die Grimmschen „Kinder- und Hausmärchen" eine Frucht der Romantik, der in aller volkstümlichen Weltliteratur nichts an die Seite gesetzt werden kann. Auf zahllosen deutschen Weihnachtstischen liegen sie Jahr und Jahr. Wie viel ärmer wären unsre unmündigen Tage, wenn die Mutter als berufenste Erzählerin nicht aus diesem Quickborn schöpfen könnte! Darum haben auch, was keinem andern Gelehrten widerfahren ist, die Kleinen das letzte Bett der Brüder Grimm dankbar mit Kränzen geschmückt und bei der Enthüllung des Hanauer Denkmals als Rotkäppchen, Hänsel und Gretel, Aschenputtel, und wie sie alle heißen, einen lieblichen Reigen aufgeführt.

In der Sammlung von Märchen waren romanische Länder auf verschiedene Weise längst vorausgeeilt, der großen orientalischen Behälter zu geschweigen. Die Piacevoli notti des Mailänders Straparola brachten um 1550 manche volksmäßige Nummer, und der mit derbem Humor wirkende Neapolitaner Giambattista Basile, ein Liebling Brentanos, gab 1637 im Pentamerone deren fünfzig ausdrücklich, wie alte Weiber sie den Kindern erzählten. Und in Frankreich ließ gegen Ende des großen 17. Jahrhunderts Charles Perrault acht Märchen ausgehen unter dem noch immer nicht ganz aufgeklärten Titel Contes de ma mère l'oye, so die auch uns allen vertrauten vom Daumerling, Blaubart, Gestiefelten Kater, Rotkäppchen, Dornröschen . . . Er gab sie nicht in reinem, einheitlichem Stil, sondern mit ironischen Lichtern und literarischen Anspielungen, wußte jedoch wiederum den echten Kinderton zu treffen, wenn er etwa ganz einfach anhob: Il estoit une fois un Roi et une Reine qui estoient si faschez de n'avoir point d'enfans, si faschez qu'on ne sçauroit dire.

Aber diese schlichtere Bahn, von der gleich die Gräfin d'Aulnoy moralisierend und zimperlich für vornehme Kinder aus Louis' XIV. überfeiner Zeit abwich, wurde bald verlassen, seit Frankreich dem mittelalterlichen Orient „Tausendundeine Nacht" entlehnte und weiter einen ungeheuren Schwall von Contes des fées über seine Grenzen hinaus ergoß, aus dem nicht zuletzt unser Wieland durstig und gelehrig schöpfte. Der erklärte dann offen: „Ammenmärchen im Ammenton erzählt mögen sich durch mündliche Überlieferung fortpflanzen, aber gedruckt müssen sie nicht werden." So sprach er in der Zeit, da sein weimarischer Nachbar Musäus Märchen und Sagen auch aus dem Munde geschwätziger Spinnweiber einfing, um sie witzelnd, mit allerlei Blümchen und Abschweifungen, fremdwörterreich aufzustutzen und gewandt daherzuplaudern. Ein einziges Stück, „Die Chronik der drei Schwestern", haben Grimms später in freiem Auszug wiedergegeben, den sie doch für das mißlungenste ihrer ganzen Sammlung erklärten.

Dem Musäus übertreibend als einem Verfälscher feind, lobten sie dagegen mit Arnim die einfache Art, wie „Otmar", will sagen der Halberstädter Superintendent Nachtigall, oder Frau Benedikte Naubert Sagen auffrischten, und hatten ihre Lust an Hebels meisterhaftem Schatzkästlein, auch an der älteren Jugendgeschichte Jung-Stillings, die ihnen drei eingewobene Märchen gab, z. B. Joringel und Jorinde, so wie sie im Volksmund umlaufen sollten.

Zufällig im Erscheinungsjahr der Stillingschen Vita, 1777, hatte Herder auch für unser Gebiet in einem Aufsatz zu seinen Volksliedern goldene Worte gesagt (Bd. 25, 65): „Volkssagen, Märchen und Mythologien . . . sind das Resultat des Volksglaubens, seiner sinnlichen Vorstellungskräfte, wo man träumt, weil man nicht weiß, glaubt, weil man nicht siehet, und also wahrlich! ein großer Gegenstand für den Geschichtschreiber der Menschheit, für den Poetiker und Philosophen." Er hatte auch schon große wissenschaftliche Arbeit verlangt mit seinen Fragen: „Wie sind die Märchen entsprungen? wie haben sie sich verbreitet? wie anders gestaltet?" und von deutschen Provinzen mit schreckhaften Zaubergeschichten mildere mit sanften Abenteuern unterscheiden wollen. Nach einem Vierteljahrhundert fast kam er in der Adrastea (Bd. 23, 287), tiefsinnig bis zu Welträtseln der jungen Menschheit schürfend, auf den Gegenstand zurück. Mit ungerechtem Ausfall gegen Perraults „Vater Gansert" (denn eine Mutter Gans zeige den Kleinen keine Gespenster) rief er prophetisch, wenngleich überstreng: „Wer an der Heiligkeit einer Kinderseele zweifelt, sehe Kinder an, wenn man ihnen Märchen erzählet. ‚Nein! das ist nicht so,' sprechen sie; ‚neulich erzähltest du mir es anders!' . . . Wie? und diesen heiligen Horchenden wollten wir Fratzengestalten, häßliche Larven vorführen, die weder in sich noch mit der Welt Bestand haben? In sie wollten wir Phantome der Furcht und des Schreckens lagern, die sie vielleicht lebenslang nicht los werden . . . wundersam hängt unsere innigste Phantasie an diesen Jugendträumen . . . Eine reine Sammlung von Kindermärchen in richtiger Tendenz für den Geist und das Herz der Kinder, mit allem Reichtum zauberischer Weltszenen, so wie mit der ganzen Unschuld einer Jugendseele begabt, wäre ein Weihnachtsgeschenk für die junge Welt künftiger Generationen."

Hatte doch schon der volkslieder- und märchenkundige Bergmannssohn Martin Luther gesagt, solcher wundersamen Historien aus zarter Kindheit möcht' er sich um kein Gold entschlagen! Und machen wir gleich von dem urdeutschen Reformator einen weiten Sprung zu Goethe, so waren ihm gewiß am Märchenstuhl der Frau Rat außer jenen Contes des fées auch manche deutsche erklungen. Der Wertherdichter weiß, daß Kinder ein Märchen ganz unverändert am Schnürchen weg erzählt hören wollen; der jugendliche Faustschöpfer läßt sein irrsinniges Gretchen im Kerker Märchenverse singen; der alte Herr versteht es zur Freude der Brüder Grimm, ihr famoses Stück vom Gruselnlernen trefflich zu charakterisieren. Ich schweife nicht ab zu der Trias Goethischer Erfindungen, die mit dem am schwersten ausdeutbaren Lilienmärchen beginnt, oder zu Novalis' lieblicher Symbolik; ich folge nicht den in zwei Dichtarten freier oder treuer, poetisch oder satirisch angestellten Experimenten

Tiecks, der erklärte: „Wir finden das Märchen vor; jeder bearbeitet es auf eigene Weise und denkt sich etwas anderes dabei." Davon wollten die Brüder Grimm nichts wissen, noch weniger von E. T. A. Hoffmanns geistreichen Spielen oder von Freund Brentanos „Befleckung der Kinderwahrheit," wie Jakob sich schroff ausdrückt. Ungleich besser mußte ihnen trotz der verwünschten morgenblättlichen Widmung „für Kinder gebildeter Stände" Wilhelm Hauffs vor Mörikes Reichtum in Schwaben dargebotene Bescherung gefallen, wie denn noch heute Kalif Storch und Zwerg Nase die Kleinen herzlich erfreuen.

In der Einsiedlerzeitung ward 1808 das Märchen vom Machandelboom (Wacholder) abgedruckt, obwohl Arnim es eigentlich zu grausam fand, aber der Zusammenhang mit der Faustischen Kerkerszene schlug bei ihm durch. Philipp Otto Runge in Hamburg, dessen Bedeutung als Maler erst neuerdings in volles Licht gerückt worden ist, der Freund Tiecks und Brentanos, hatte „zwei plattdeutsche Döhnchen, wie sie die Kinderfrauen wohl erzählen" eingesandt und dabei betont, man dürfe nie vergessen, daß diese Dinge nicht gelesen, sondern lebendig erzählt werden. Er aber hat trotz seiner Versicherung nicht das Gehörte so aufgezeichnet, wie in unseren Tagen Wisser in Ostholstein „Wat Grotmoeder vertellt", vielmehr mit hoher Kunst Überkommenes geformt und namentlich in dem zweiten Märchen vom Fischer un siner Fru eine gewaltige Steigerung hervorgebracht, die der Volksmund nicht zu leisten vermag. Beide Stücke sind unverändert in die Grimmsche Sammlung eingegangen, mochte auch Arnim den Fischer kein Kindermärchen nennen.

Bei seinem Cassseler Januarbesuch 1812 trieb Arnim, selber schon lang auf das Sammeln „mündlich überlieferter Sagen und Märchen" bedacht, die lieben Brüder Grimm eifrig an, mit ihren immer reicher blühenden Schätzen ans Licht zu treten, und am 18. Oktober 1812 — „gerade ein Jahr vor der Leipziger Schlacht", wie Jakob im Handexemplar nachtrug — wurde das Vorwort unterzeichnet. Die Erinnerung an den teuren schönen Freund Arnim, wie er im Zimmer auf und ab schreitend, während ein Kanarienvogel sich in seinen Locken eingenistet, Märchen auf Märchen las, hielt Wilhelm Grimm fest. Dieser hatte 1811 in der herrlichen Einleitung seiner Altdänischen Heldenlieder für die vernachlässigten Märchen eine regere Aufmerksamkeit gefordert, nicht bloß ihrer Lieblichkeit wegen, sondern weil es altlebende Nationalpoesie sei.

So verfolgte der zu Weihnachten 1812 ausgegebene erste Band[1]) von rund achtzig Nummern ein doppeltes Ziel, und zunächst überwog beinah das wissenschaftliche Interesse: Jakob sagte geradezu, ihm sei das Märchenbuch gar nicht für Kinder geschrieben, obwohl es diesen zu seiner Freude erwünscht komme, seine Lust an der Arbeit beruhe auf dem der Poesie, Mythologie und Geschichte erwachsenden Gewinn. Gelehrte Anmerkungen waren deshalb beigegeben, die Brentano verdrossen und die Arnim lieber einer Zeitschrift

[1]) Einen Neudruck wird nun Panzer bringen. Vgl. Hamann, „Die literarischen Vorlagen der Kinder- und Hausmärchen und ihre Bearbeitung durch die Brüder Grimm". Berlin, Mayer & Müller. 1906. (Palästra Heft 47.)

überwiesen hätte; Vorlagen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts trotzten im wortgetreuen Druck dem Verständnis von Kindern und Laien. Und doch wollte man ein größeres Publikum durch keine zünftige Überfracht abschrecken, das Buch nannte sich ja Kinder- und Hausmärchen und war der Freundin Bettina, Clemens' Schwester, Arnims Gattin, für ihr erstgeborenes Söhnchen gewidmet.

Diese Halbheit läßt uns eher begreifen, daß der Absatz der kleinen, vorerst nicht honorierten Auflage recht langsam vonstatten ging. In Österreich ward er sogar geflissentlich gehemmt, um den Aberglauben nicht zu fördern, wie eine falsche josephinische Aufklärung wähnte; war doch schon der gesamte Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts solcher Poesie im Wege. Ja des verstockten Antiromantikers Voß Sohn Heinrich, der den Musäus viel höher stellte, fand unter Grimms Märchen nur „einige ungemein schön, die meisten aber wahren Schund". Von den Freunden spendete Görres unbeschränkten Beifall. Ihm erschienen gewiß auch diese Sammler als der Bürgerkrone würdige Bienenväter gleich den Herausgebern der Wunderhorns, die den Volksliederschwarm noch zur rechten Zeit eingefangen hätten, und er schrieb ihnen von dem Entzücken in seiner Coblenzer Kinderstube: die Frau müsse allabendlich sieben Stücke vorlesen, das ältere Mädel bringe sie unter die Gespielen, auch habe schon in den ersten Tagen ein fremder Bube nach dem Buch gefragt; kurz, „Sie haben Ihren Zweck vollkommen erreicht und in der Kinderwelt sich einen Denkstein gesetzt, der nicht zu verrücken sein wird".

Dies schöne Urteil greift aber liebenswürdig vor. Unzufrieden vom Standpunkte seiner eigenen, allzuoft bizarr ausschweifenden Willkür schalt Brentano das Ganze langweilig, einzelnes liederlich und versudelt; er sehe von neuem, wie richtig man beim Wunderhorn durch dichterische Nachhilfe verfahren sei. Das Kinderkleid solle sich doch nicht beschmiert und mit abgerissenen Knöpfen zeigen — warum nicht künstlerisch erzählen, wie Runge es vorbildlich getan? Viel glimpflicher und verständiger sprach Arnim solche Bedenken aus, die zur stärkeren schriftstellerischen Tätigkeit, zur neuen Redaktion alter gedruckter Vorlagen und zu Streichungen führten; denn er fand williges Gehör bei Wilhelm Grimm, der nun erst nicht bloß alle Verweichlichung oder Verallgemeinerung mied — das war sogleich geschehen —, sondern wirklich den Gedanken des Kinder- und Hausmärchens an der Wurzel faßte. Er ist der eigentliche Werkmeister geworden und geblieben. Während Jakob in Paris und Wien diplomatische Dienste leistete, redigierte Wilhelm ganz wesentlich den freieren oder wenn man will treueren zweiten Band von 1814. Sein ist die eingreifende und umbildende Fassung der neuen Auflage beider Teile 1819, derweil Jakob den großen Wurf seiner Deutschen Grammatik tat. Jetzt mochte Görres wahrhaft bekennen, diese Harmonie von Gehalt und Form habe in aller Literatur nichts Vollkommneres.

Etwa dreißig neue Stücke waren in dieser zweiten Ausgabe hinzugetreten, und fortan sorgte der treue Pfleger für Zuwachs, auch wo es sich empfahl für besseren Ersatz, bis in den letzten Drucken aus Grimms Lebenszeit, dem sechsten und siebenten, rund zweihundert Nummern beisammen waren. Daneben

liefen seit 1825 dank Arnims glücklicher Anregung die „kleinen" Ausgaben, die fünfzig erlesene Märchen boten und von Ludwig Emil Grimm, dem Bruder, mit hübschen Bildern geschmückt waren.

Aus Wilhelms weicherer Feder flossen die herzlichen Widmungen, die wunderschönen Vorreden, der so belesene wie feinfühlige Aufsatz „Kinderwesen und Kindersitten" mit dem heiligen Leitspruch: „Lasset die Kindlein zu mir kommen." Er durfte sagen: „Wenige Bücher sind mit solcher Lust entstanden" und beifügen: „Innerlich geht durch diese Dichtungen dieselbe Reinheit, um derentwillen uns Kinder so wunderbar und selig erscheinen." Einwürfe gegen das „Erziehungsbuch," als sei es für Kinder anstößig, wurden, lange bevor Herman Grimm eine rasch vergessene ethische Säuberung zurückwies, von den ersten Spendern durch schöne Berufung auf die Natur und auf die Bibel abgefertigt, auch mit Goethischem Einspruch wider eine unmittelbare Morallehre der Poesie: ohne Menschenzutun wachse das Sittliche gleich einer guten Frucht aus goldener Blüte.

Die Sammlung, zwar redigiert, aber ohne eigene Hinzuerfindung, sollte allen fernbleiben, die den Armen und Genügsamen derlei poetische Brosamen mißgönnten; sie sollte zugleich, aber nicht in dem von Jakob gesuchten Maße, Spuren heidnischen Glaubens der Germanen hervorholen und unsre uralte Heldendichtung beleuchten. Das Schwergewicht für diese die ersten Gedanken und Herzenskräfte verklärenden Kindermärchen, die auch Hausmärchen genannt würden, weil solche einfache Poesie beim Hause bleibe und forterbe, fiel auf alte mündliche Überlieferung weit und breit, besonders in der lieben kurhessischen Heimat. Wilhelm verewigte dankbar seine wackere, gedächtnisstarke „Märchenfrau", die Viehmännin aus Schwelm, und Ludwig Emils Stift hielt die großen Züge der Bäuerin fest. Ein alter Dragoner wurde für soldatische Schnurren mit abgelegten Kleidern belohnt. Rührend ist nach Herman Grimms Beschreibung das Handexemplar, wie ja auch Jakobs Deutsche Grammatik durch allerlei Einlagen das Ansehen eines Tagebuches gewonnen hat. Ein gesticktes seidenes Lesezeichen trägt die Widmung: „Für dein Mädchen ohne Hände Danken gern zwei Mädchenhände." Manchmal ist vermerkt: „Dortchen, im Garten", was auf mündliche Mitteilung der blutjungen Dorothea Wild, Wilhelms späterer Gattin, deutet; auch trug schon 1807 ihre ältere Schwester bei, und besonders schöne Stücke gab die „alte Marie", ein Faktotum der Wildschen Apotheke. Gelegentlich fiel dem Dortchen ein vergessener hübscher Zug erst hinterher ein, z. B. daß Hänsel und Gretel auf die Frage der Hexe „Knupper knupper Kneischen" . . . nicht bloß erschraken, sondern ihr mit den Versen vom Wind, dem himmlischen Kind, erwiderten. Von befreundeten Familien sind namentlich Haxthausens in Westfalen zu nennen, deren Verwandte Annette v. Droste-Hülshoff nachmals Uhlands Volkslieder gefördert hat; ihnen gehören die Märchen „aus dem Paderbörnschen" und angehängte Kinderlegenden.

Da es hier auf ein reines Kunstwerk, nicht auf strengwissenschaftliche genaue Wiedergabe nach dem Volksmund ankam, mußten nicht selten mehrere umlaufende Fassungen mit ihrem Besten zu einer gerundet werden, das

Rumpelstilzchen aus vier, das Aschenputtel aus drei hessischen, und beim Schneider Daumerling hatten Maingebiet, Hessen und Paderborn einander zu ergänzen. Aber man gestand offen, die Sterntaler seien nur aus dunkler Erinnerung gebucht, möge jemand das vervollständigen oder berichtigen, Arnim habe in einer Novelle diese Legende bearbeitet. Sie also betraten den abschüssigen Pfad des Wunderhorns nicht, auf dem namentlich Arnim allzuoft ausgeglitten war, sondern wahrten das sichere Gefühl für das einer Vermengung mit neuen Zutaten widerstrebende Alte und Echte.

Zur mündlichen Überlieferung gesellten sich, wie ja schon Runges Dönchen erwiesen, zahlreiche gedruckte Vorlagen bis in die jüngste Zeit. Der erste Teil von 1812 hatte auch eine französische und eine englische Nummer gebracht, die aber später wegbleiben mußten, weil nur das in der Heimat Lebende hier ein Platzrecht besaß; deshalb ward auch der Blaubart gestrichen wegen des Verdachts, er stamme von Perrault, der freilich mittelbar am Dornröschen (La belle au bois dormant) oder Rotkäppchen (Chaperon rouge) Anteil hat. Mittellateinische Gedichte sehen wir ganz frei in neue Prosa umgesetzt. Manches aus Anekdoten- und Schwankbüchern des 16. Jahrhunderts blieb in gelinder Modernisierung, anderes wurde frisch belebt oder in den Anmerkungsband gesteckt, und auf der feinen Goldwage konnte die für Zacharias Werners „Vierundzwanzigsten Februar" u. a. wichtige alte Geschichte „Wie Kinder Schlachtens spielen", wie nämlich der Bruder in unschuldiger Nachahmung sein Schwesterchen tötet, nicht über die erste Auflage hinaus bestehen. Das Drama lieferte z. B. von Ayrer her den antisemitischen „Jud im Dorn". Der ältere Hans Sachs, ihnen lieb und vertraut, gab den Brüdern Grimm zwar leider nicht sein köstliches Schlaraffenland, denn ihr Lügenmärchen von der verkehrten Welt folgt einem anderen Gedicht; aber sie trafen sich gleich Goethe mit ihm in launigen Legenden von Sankt Peter und erzählten minder drastisch seinen lustigen Knittelversen den Ursprung der Affen nach: wie zwei schwangere Weiber sich an des Schmiedes im Feuer und Löschtrog greulich verjüngter Schwiegermutter versehen. Schön, mit einer Milderung der wüsten Gruppe, wurden nach dem Schwanke des Nürnbergers, noch ohne Kenntnis der Herkunft über Melanchthon hinaus, die ungleichen Kinder Evas vorgeführt, die Gott Vater bei seinem Besuch lobend und tadelnd zu höheren oder niederen Ständen einsetzt. Rollenhagens pedantischer „Froschmeuseler" ergab doch die kecken Bremer Stadtmusikanten, und man muß einen kuriösen Sammler des 17. Jahrhunderts gelesen haben, um etwa recht handgreiflich am Märchen von den drei Spinnerinnen den Unterschied solcher plumpen Urprosa und ihrer köstlichen Verjüngung abzuschätzen. So erstreckte sich die Musterung, Garben und einzelne Ähren liefernd, immer weiter, allgemach bis zu einem späten Märchenheft Friedemund Arnims.

Die im zweiten Band 1814 keimende Stileinheit vollzog, wie wir gesehen haben, in der neuen Auflage 1819 Wilhelm Grimm. Wie kindersprachekundig mit Kleinen zu plaudern wußte, eine sehr seltene Gabe, das lehren ein paar allerliebste Briefe; so schreibt er 1817 in der Märchenzeit an ein Mädelchen bei den westfälischen Freunden: „Jetzt wird's so kalt bei uns,

die Blumen können sich vor Frost nicht mehr aufrecht erhalten und legen sich nieder, und die Blätter wollen auch nicht mehr oben an den Ästen sitzen und fallen herab; es ist aber auch kein Spaß mehr oben, und ich möchte in der Nacht selbst nicht da oben sitzen. Was dir hier für ein Wind geht! Du kannst dir's nicht vorstellen, er meint gar, man sollt ihm den Hut abtun; neulich hat er mir meinen mit Gewalt abtun wollen, aber ich hab ihn fest gehalten. Was wär's für ein Spaß, wenn du einmal zu mir kämest, ich wollte dir auch allerlei Hübsches zeigen und wollte auch zusehen, daß ich dir ein weißes Mäuschen schenken könnte, wie ich neulich eins gesehen habe. Wenn man ein schwarzes dazu tut, so meint man, es wär der Müller und Schornsteinfeger beisammen."

Manche Nummer behielt ihre überlieferte nieder- oder oberdeutsche Mundart, zu reichlich noch für ein Kinderbuch — doch wer möchte Runges wundervollen Ernst oder den famosen Buxtehuder Wettlauf des Hasen und des Swinegels schriftsprachlich umsetzen? Im ganzen aber ward ein harmonischer Stil durchgeführt, volkstümlich, nicht vulgär, kräftig, auch derb, niemals roh, kindlich, aber frei von kindischer „Titi-Tati-Sprache" nach einem Wort G. Kellers, mit echtem Edelrost ohne manierierte Altertümelei. Hier ist die deutsche Muttersprache rein, im rechten Gegensatz zu Musäus' Modewörtern; werden doch sogar die Feen zu weisen Frauen, Prinz und Prinzeß immer zu Königssohn und Königstochter, und selbst die einheimische Bezeichnung „Eltern" wird als nicht recht lebendig zugunsten von „Vater und Mutter" vermieden. Diese Prosa, manchmal von nachdrücklich wiederholten Redeversen in altvolkstümlicher Metrik unterbrochen, ließ das Wunderbarste als das Glaubhafteste erscheinen und glitt leicht in die Phantasie durch ihren ganz einfachen, nie papierenen, sondern durchweg gesprochenen Satzbau. Es werden möglichst lauter kleine Hauptsätze nebeneinander gepflanzt mit häufigem Gebrauch des simplen Bindewörtchens „und" und Meidung abhängiger Relativa; z. B. „Es war eine alte Geiß, die hatte sieben Geißlein und hatte sie lieb, wie eine Mutter ihre Kinder lieb hat," oder „Es war ein Mann, dem starb seine Frau, und eine Frau, der starb ihr Mann, und der Mann hatte eine Tochter, und die Frau hatte auch eine Tochter." Das reichliche Gespräch bewegt sich, darin dem Homer und aller alten Poesie gleich, kaum in der indirekten Rede und gibt ebenso jede innere Überlegung monologisch wieder, also: da dachte er, du mußt . . ., da sprach sie bei sich, nun will ich . . . Der Erzähler sorgt für Spannung: denke einer! . . . Was glaubt ihr wohl, daß er fand? . . . Da könnt ihr denken, wie sie über die armen Kinder geweint hat! Nachdruck wird besonders durch das Hauptmittel jeder primitiven Poesie, die bloße Doppelung, gewonnen: lange, lange Zeit; sie sang und sang; he angeld un angeld. In den sich stark einprägenden Reimformeln, z. B. „was rumpelt und pumpelt in meinem Bauch herum?", kommen zahlreiche Alliterationen und andere Klangspiele: ritze, ratze schneidet die Hexe Rapunzels Goldhaar ab, plitsch platsch kommt der nasse Frosch die Treppe herauf. Diese Redeweise, auch dem Sprichwort geneigt, ist vor allem sinnlich, bildlich, doch wie das Volkslied ohne ausgeführte

Gleichnisse und Detailschilderung. Es heißt also nur, die Königstochter sei wunderschön, bildschön, so schön, daß es nicht zu sagen ist, oder eine Hyperbel kann derlei Lobpreisung sowie den Einzelzug des wallenden Blondhaares, des kleinen Fußes überbieten: so schön, daß die Sonne selber, die doch so vieles gesehen hat, sich verwunderte, so oft sie ihr ins Gesicht schien. Man betont stark einzelne Eigenschaften, auf die es ankommt, nicht bloß durch Prägungen wie spinnefeind, bitterbös, sondern auch durch gewaltige Steigerung der Vorlage gegenüber. Hieß es im lateinischen Raparius: „es wuchs eine Rübe, ungeheurer als alle übrigen," so steht hier: „Die Sonne ging auf, und es wuchs da eine Rübe, die ward groß und stark und zusehends dicker und wollte gar nicht aufhören zu wachsen, so daß sie eine Fürstin aller Rüben heißen konnte"; schrieb Friedemund Arnim kahl: „er schaute die Prinzessin, die sah aber schlecht aus," so malt Grimm uns diese Königstochter mit den anschaulichen Worten: „Aber wie erschrak er, als er sie anblickte, sie hatte ein aschgraues Gesicht voll Runzeln, trübe Augen und rote Haare." In den Auflagen unsrer Kinder- und Hausmärchen selbst finden glückliche Versinnlichungen und Erhöhungen statt. Wie es nicht mehr farblos heißt: „mein Schneiderlein ward bös," sondern viel drastischer: „da lief dem Schneiderlein die Laus über die Leber," so hatte der Jud im Dorn von der Lerche erst nur gesagt: „Gotts Wunder, so ein Tierlein, hätt ich's, gäb viel darum," jetzt aber ruft er: „Gottes Wunder, so ein Tierlein hat so eine grausam mächtige Stimme, wenn's doch mein wäre, wer ihm doch Salz auf den Schwanz streuen könnte!"

Die Märchen sind zeitlos und ortlos, sie geben kaum einen Familiennamen und benennen oft, mit Stand, Beruf, Charakter zufrieden, ihre Leute überhaupt nicht oder greifen zu recht volksmäßigen Vornamen, wenn nicht ein äußeres Merkmal zur Bezeichnung für Sneewittchen, Allerleirauh, Aschenputtel, Einäuglein dient.

Zu dem der weiten Welt eigenen Anfang „Es war einmal" kommen besondere wie „Vor Zeiten, als Gott noch selber auf Erden unter den Menschen wandelte" oder „Als das Wünschen noch gelang," die uns doch wie jene griechischen und französischen Fabeleingänge „Da die Tiere sprachen" unnaiv anmuten könnten; auch läßt man sich gelegentlich den Übermut gern gefallen, der loslegt: „Disse Geschicht is lögenhafft to vertellen, aber wahr is se doch." Der Schluß dagegen verrinnt wohl in einfache alte Reime: „Die Katz läuft nach Haus, Mein Märchen ist aus," oder, schon für eine Runde des 16. Jahrhunderts ganz ähnlich gedruckt, „Mein Märchen ist aus Und geht vor Gustchen ihr Haus." Der Spaß „Wer's nicht glaubt, bezahlt einen Taler" hat bekanntlich einmal eine kleine mit Spreewasser getaufte Zweiflerin, das Bußgeld in der Hand, zu den Grimms geführt; am liebsten sind uns aber die Versicherungen beim Abschied: „Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch" oder mit getrostem Ernst: „Und lebten fortan herrlich und in Freuden," was eher aus dem Märchenstil in Luthers Bibelbuch eingegangen, als daraus entnommen ist.

Ohne Lehre oder Moral läßt man eine naive poetische Gerechtigkeit des glücklichen Ausgangs walten: die Bösen werden bestraft, auch grausam vernichtet im Faß mit siedendem Öl und spitzen Nägeln oder beim Tanz in glühenden Schuhen, die Guten werden belohnt und erhöht, besonders gern durch eine Heirat, die sich über alle Standesunterschiede hinwegsetzt, da der Königssohn beim ersten Anblick, ohne nach Rang und Art zu fragen, seiner Liebe sich ergibt, und die Königstochter gar oft einem niedrig geborenen Freier zuteil wird. Der Sieg mag aber ohne strenge Sittlichkeit auch der Schlauheit, ja der verschlagenen Schelmerei zufallen; wiederum kann, so wenig diesen Geschichten eine sonderliche Psychologie eigen ist, z. B. der König Drosselbart die Läuterung des Hochmuts darstellen und manches Stück gegenüber der Tücke die aufopfernde Güte verherrlichen. Erniedrigung und Erhebung der Geprüften zeigt uns das Aschenbrödel und seine Sippen; wie tief das Kinderherz dadurch gerührt wird, bestätigt Heine, der in dem zum giftigsten Witz neigenden „Wintermärchen Deutschland" jenes unvergeßliche „Du Falada, da du hangest" anstimmt und ruft:

Wie klingen sie lieblich, wie klingen sie süß
Die Lieder der alten Amme!

Wie pochte mein Herz, wenn die alte Frau
Von der Königstochter erzählte,
Die einsam auf der Heide saß
Und die goldenen Haare strählte . . .

Das sehen wir alle mit dem Auge der Phantasie, dem Auge der Liebe: Aschenbrödel samt den hilfreichen Tauben, Sneewittchen bei den sieben Zwergen, Dornröschen und den Hofstaat schlafend, gleich auf der Schwelle die Prinzeß, ihre Goldkugel als Ball emporwerfend, und dann den eklen Frosch neben ihr bei Tafel . . . Ihre ersten überwältigenden mimisch-dramatischen Eindrücke empfangen die Kleinen von den sieben Geißlein, vom Gespräch zwischen Rotkäppchen und dem als Großmutter vermummten Wolf, von dem sich vor Wut endlich mittendurch zerreißenden Rumpelstilzchen.

Unsere Märchen arbeiten reichlich mit typischen Gegensätzen: hier die Hexen, da die Feen, auf der einen Seite tückische Zwerge und Dämonen, auf der andern gute Haulemännchen, erst die zärtliche Mutter, dann die böse Stiefmutter und dazu vielleicht noch häßliche, neidische Stiefschwestern. Die Vorliebe für hilfreiche Mächte erstreckt sich von Menschen und höheren Wesen in die Tierwelt hinein mit der bündigen Versicherung: „Wir wollen es dir gedenken" nach empfangener Wohltat, auch bis zur Grausamkeit in Erfüllung einer Rachepflicht beim Sperling als ahndendem Freunde des Bruders Hund. Den Tieren, Vierfüßlern, Vögeln, Fischen, ist überhaupt ein großer Raum in dieser Märchenwelt vergönnt; aber auch der Spiegel, die Nadel, die Bratwurst werden ernst oder humoristisch belebt und mit Sprache begabt. Tier- und Menschengestalt wechseln, denn der Verwandlung, der Entzauberung, eines Königssohnes zumal, fällt eine Hauptrolle zu, die manchmal in die häufigen Wunschmärchen hineinspielt. Oft kommt es darauf an, gewisse Bedingungen mit Kunst und List, selbst gegen Tod und Teufel zu

erfüllen, dem einen Meisterdieb steht die beliebte Dreizahl von Söhnen, die ihre verschiedenen Gaben entfalten, gegenüber. Vielleicht bringt es der Dummrian am weitesten, und ein Einfältiger heißt Doktor Allwissend; die Kontraste von Klug und Töricht ziehen sich ja wie jene von Gut und Böse durch unsere Geschichten. Ein derber Volkshumor führt oft die Pritsche und trifft neckisch auch einzelne Stämme und Gewerbe, so wie er neben Schildbürgereien, neben dem Bärenhäuter, dem faulen Heinz und dergleichen Gesellen gern einen Bruder Lustig auszeichnet, sowohl hienieden als drüben bei Sankt Peter, bis er sich in seinem Wunschranzen himmelein zaubert. Denn der Frömmigkeit tut es keinen Eintrag, daß man das Jenseits manchmal scherzweise behandelt und Meister Pfriem, den alle Himmelsbewohner wie Chaucers wanton wife of Bath (Bürgers widerwärtige Frau Schnips) herunterputzenden Schuster, auch die gegen ihn aufgebotenen unschuldigen Kindlein betören läßt. Wiederum umfließt erhabener Ernst die Jungfrau Maria in der Prüfung des durch die Goldspur am Finger verratenen Mädchens, und herzrührend ist es, Gott Vater müde bei kargen Reichen, milden Armen einkehren zu sehen. Eine Fülle der Töne schallt aus diesen Märchen, die kurz und einfach oder in längerer Motivfolge aufgebaut sind.

Uhland fragte einmal auf dem Tübinger Katheder, warum im Kolleg nicht vom Aschenputtel gesprochen werden solle: „Es wurde darüber gepredigt, gepredigt von der kunstreichen Kanzel des Straßburger Münsters;" er meint Johannes Geiler von Keisersberg, der im fünfzehnten Jahrhundert mehrmals die Eigenschaften des „Eschengrüdels" geistlich ausgedeutet hat. Doch der Schwabe wollte seinerseits keine solche Allegorie pflegen, sondern gewiß dartun, wie international dieses berühmte Kindermärchen verbreitet sei, von dem neuerdings eine emsige Sammlerin an dreihundert einfachere oder in ihrem Motivgeflecht kompliziertere Fassungen aufgehäuft hat. Auch die wissenschaftliche Macht unserer Sammlung ist groß. Sie hat, zuvörderst in England übersetzt und von W. Scott mit heller Freude begrüßt, durch ganz Europa und allgemach über die weite Welt hin den Sammeleifer geschürt, und sie hat angespornt, sowohl die Natur des Märchens immer freier von Einseitigkeit wurzelhaft zu ergründen als durch Vergleichung aller erreichbaren Varianten Motivgruppen zu untersuchen. Die Märchen, diese wandelbaren Wundergeschichten ohne festen, tatsächlichen Untergrund und ohne streng logische Fassung, sind eine Urgattung der Kleinepik, die überall, von den Polareskimos bis nach Südafrika, der menschlichen Lust am Fabulieren entspringt, wobei das auch dem vollsten Unsinn geneigte Unterhaltungsbedürfnis neben dem rätselhaften Dämmer des Traums, der schaurigen oder berauschenden Zauberwelt, der primitiven mythisch-poetischen Weltauffassung sich regt. Wir wissen heut alle, daß die Brüder Grimm in ihren Märchen zu viel Mythologie, Natursymbolik, Heldensage gesucht und mit einem schönen, romantisch-patriotischen Irrtum diesen Schatz für zersprengte urdeutsche Splitter von Edelsteinen des germanischen Volksglaubens erklärt haben. Nun hat ja Wilhelm Grimm selbst in einem mehr den zünftigen Forschern gewidmeten dritten Bande, zumal in der letzten Ausgabe von 1856, der die gelehrte Sorgfalt Johannes

Voltes demnächst endlich eine ungemein vermehrte folgen lassen wird, Quellen erwiesen, Varianten nicht bloß kahl gebucht, sondern auch vortrefflich nacherzählt und den Blick auch schon über Europa hinausschweifen lassen. Aber wir wissen heut ebenso, daß die in Wilhelms Todesjahr 1859 von Theodor Benfey auf Grund der großen indischen Sammlung Pantschatantra mit gelehrtem Scharfsinn vorgetragene Behauptung, nicht nur andere Märchenschätze Asiens, sondern auch die des Abendlandes seien daraus entsprungen, zwar ein Körnchen Wahrheit enthält, doch ein von allen Seiten her unmögliches Monopol aufstellt. Freilich sind z. B. gleich der Froschkönig und der treue Johannes, das Tischlein-deck-dich und der Doktor Allwissend von Indien her auf den alten Handelsstraßen zu Wasser und zu Lande bei uns eingeführt worden, aber wir dürfen nicht gegen die Natur der ganzen Kleinepik und die vielen Zeugnisse des Altertums falsch generalisieren, sondern müssen immer zwischen Entlehnung und zufälliger Ähnlichkeit, sei es im ganzen, sei es in einzelnen Zügen, unterscheiden. Engländer, Franzosen wie Bédier, Deutsche wie v. d. Leyen und Panzer sind rüstig am Werk. Was Goethe über die Volkslieder sagte, daß alle Völker unter gleichem Himmel sich gleicher Gabe wohlgemut erfreuen, gilt mit der nötigen Abgrenzung auch hier.

Der poetische Wert der Kinder- und Hausmärchen ist ewig. Auch die fort und fort gedeihende Wissenschaft von den Märchen aller Länder und Zeiten wird stets in den Brüdern Grimm ihre Ahnherrn fromm verehren. Was den Kleinen als wundervoller Schatz gehört, was die Alten zu dem Rufe bewegt: „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit, klingt ein Lied mir immerdar“ . . ., was die Forscher in eine große Weltflora einordnen, das kann schließlich nicht schöner bezeichnet werden, als es Ludwig Uhland im Entwurf eines Vortrags getan hat: „Wenn Sie auf der Haustaffel eine Kindergruppe malerisch gelagert sehen, still aufhorchend, mit bewegten Gesichtszügen und glänzenden Augen, zuoberst aber sitzt eines der älteren Kinder, in tiefsinniger Haltung, mit halbgeöffneten Lippen geheimnisvoll redend, feierlich wie eine Sibylle, dann wissen Sie: hier wird ein Märchen erzählt. Was die Kinder so tief ergreift, das hat auch die gelehrte Forschung lebhaft beschäftigt.“

Wandertage in Hellas.

Von

Isolde Kurz.

Triest — Piraeus.

Kalt bläst der Wind aus dem Karstgebirge, zerfetzte graue Wolken ziehen über den Himmel, nur auf Schloß Miramar liegt Sonnenglanz, während wir durch den unruhigen Wellengang des Hafens von Triest ins offene Meer steuern.

Unser „Baron Beck" vom österreichischen Lloyd ist überfüllt mit Reisenden, die sich zum Orientalistenkongreß nach Athen begeben. Da die Gelegenheit so einzig günstig ist, hat meine alte Schutzherrin Pallas Athene auch mich im Handumdrehen zur Orientalistin umgeschaffen und mich mit der Kongreßkarte, vor der sich alle Riegel öffnen, auf dem „Baron Beck" eingeschifft. Zum Begleiter gab sie mir meinen alten Freund Ernestos, der mich in meiner Frühzeit die griechischen Dichter im Urtext lesen lehrte und mir schon damals den Traum von Griechenland träumen half. Als klassischer Philologe konnte er sich in aller Eile noch vor Abgang des Schiffes in den Besitz von so viel Neugriechisch setzen, als wir beide an Ort und Stelle brauchen werden.

Das Festland ist schon weit zurückgeblieben, aber meine alten Dolomiten leuchten mir noch in gesehenem Glanze, bis tief herab mit Schnee bedeckt. Gleich ungeheuren silbernen Riesenburgen stehen sie über der Küste und schauen uns noch stundenlang nach. Wie die letzte Abendsonne über ihnen versprüht, wird das Meer dunkelstahlblau mit weißen Schaumkronen. Links im Osten erscheint seltsam unwirklich der istrische Küstensaum mit dem dunklen Strich der niedrigen Bergwälder, hinter denen der Monte Maggiore aufragt, und dem Leuchtturm auf vorgeschobener Spitze; gegenüber in klarerer Zeichnung das gebirgige Ufer Italiens. Doch bevor die mit Ungeduld erwartete Küste von Dalmatien in Sicht kommt, versinkt alles in Dunkelheit.

Ein Blick in meine Kajüte hatte mir zeitig jede Hoffnung auf Nachtruhe benommen. Das Schiff war so voll, daß man unser viere in den engen Raum gepfercht hatte. Jetzt fand ich darin noch einen Turm von Hutschachteln allermodernsten Umfangs aufgebaut, jeden Zollbreit Fußboden mit Kleidungsstücken besät, und eine Luft, die nicht zu atmen war. Ich beschloß also, die Nacht auf Deck zu verbringen, und Freund Ernestos, in

dessen Kajüte die Dinge nicht viel besser standen, leistete mir Gesellschaft. Um Mitternacht wurde der Wind so stark, die Feuchtigkeit so durchdringend, daß wir uns die Lehnstühle nach dem leeren unteren Schiffsraum, der als dritte Klasse benutzt wird, bringen ließen. Dort lagen nur wenige vermummte Gestalten, die ich zuerst für Säcke hielt, in der Ecke auf Pritschen umher. Doch nach einer Stunde war auch dort der feuchtkalte Zugwind unerträglich geworden, und es blieb uns nichts übrig, als uns in unser Geschick und in unsere Kabinen zu fügen. Ich hatte noch einen Schwerttanz zwischen den aufgerichteten großen Stahlspießen der am Boden liegenden Hüte auszuführen, ehe ich auf der Leiter mein Bett erklomm.

Durch überlautes Geschäker in triestinischem Italienisch vor der Zeit geweckt, bietet sich mir der unerfreulichste Anblick: zwei Damen sind von der Seekrankheit stumm und regungslos niedergestreckt; die dritte Lärmende, die zu einer der Stillen spricht, hat sich des gemeinsamen Waschgeräts und aller übrigen Gebrauchsgegenstände in einer Weise bemächtigt, die es unmöglich und auch nicht mehr wünschenswert macht, sich derselben gleichfalls zu bedienen. Meine höfliche Bitte um etwas Platz hat eine unhöfliche Antwort und vermehrte Ausbreitung ihrerseits zur Folge. Keine Rettung, als den Ort zu räumen und mich ins Badekabinett zu flüchten, wohin mir bald eine Dame aus Berlin nachkam, die gleichfalls vor ihren Zellengenossinnen floh. Welche Aussicht auf die drei weiteren Nächte, die noch an Bord zu verbringen sind!

Der ganze Tag vergeht uns auf hoher See. Man sieht nichts als die schwarzblaue, geheimnisvolle Flut, die um das Schiff her durch den vorquellenden Schaum weißlich geädert erscheint, ein seltsamer Anblick, wie wenn farbiger Marmor flüssig geworden wäre. Um 11 Uhr nachts wird in Brindisi angelegt: viele Lichter am Kai, italienischer Hafenlärm, durchtönt vom Gesang deutscher Matrosen, dann wird eine Treppe niedergelassen, und zu unserem Schrecken ergießt sich noch ein ganzer Strom von Orientalisten in unser Schiff, die alle bis Patras mitfahren wollen, aber keine Kabinenplätze bekommen können. Eßzimmer und Rauchsalon werden zu Schlafsälen für die Herren verwandelt; wo die Damen unterkommen, bleibt ein Rätsel. Ich quartiere mich im Badekabinett ein, wo mir der Stewart auf meine Bitte ein Brett mit Kissen über die Wanne legen läßt, weil ich unter keinen Umständen mehr mit der triestinischen Huldin in einem Raum schlafen will.

Das Gute hat ein solches Lager, daß man am Morgen nicht verschläft. Ich bin in der Frühe unter den ersten auf Deck und staune die Berge von Albanien an, die sich in herrlichen Formen zu unserer Linken erheben, lichter, zarter als irgend etwas je im Süden Gesehenes, wie aus zartgrauem Duft gewoben. In Santi Quaranta wird angelegt. Hier ist schon der Orient. Eine Menge Albanesen in der bekannten malerischen Tracht kommen an Bord, ein gebundenes Lämmchen mit sich führend, das sie, wie ich fürchte, unterwegs zu verzehren gedenken, denn Ostern ist vor der Tür. Diese ganze bunte Welt wird unten in der dritten Klasse verstaut und verschwindet zunächst unseren Blicken.

Am Mittag erreichen wir die schöne Bucht von Korfu, die der stolze Pantokrator überragt. Bevor wir einfahren, erleben wir eine sonderbare Überraschung. Aus der Tiefe des Schiffes tauchen erst einzeln, dann in immer wachsender Anzahl korfiotische Bootsleute und Träger auf, die uns geräuschvoll in italienischer Sprache ihre Dienste für die Landung anbieten. Es ist, als hätte das Meer sie auf unser Schiff gespien, denn wir sind noch weit vom Land, und man begreift nicht, wo sie herkommen. Als wir uns der Einfahrt nähern, hat ihr Ansturm etwas Betäubendes und so Gewalttätiges, daß man meinen könnte, wir seien von Piraten gekapert. Erst später in Griechenland, wo der gleiche Vorfall sich vor jeder Landung wiederholte, erfuhr ich, wie es die Leute mit Hilfe der Matrosen fertig bringen, sich an einem ausgehängten Seil schon auf hoher See in den fahrenden Dampfer einzuschwärzen.

Beim Ausbooten in Korfu wird das Drängen und Schreien dieser Wilden nur immer ärger; man muß achtgeben, daß man nicht von der Schiffstreppe ins Meer gestoßen wird. Wir lassen uns zu Wagen, denn die Zeit ist knapp, in die schöne Phäakeninsel hineinführen. Die Fahrt geht zwischen üppigen Olivenhainen durch, doch scheint mir der vielbewunderte Olbaum von Korfu nicht mächtiger als der im Luccheſischen. Grüne Wiesen und Weideplätze, von Agaven umsäumt, wechseln mit dürrem Ackergelände, dessen lockere, gelbliche Scholle aussieht, als wolle sie sich in Staub auflösen. An den Rainen blüht viel stark riechender Asphodelos, der aber bei weitem nicht die Höhe des römischen erreicht. Zuerst wird beim Achilleion Halt gemacht, das wir nicht betreten können, weil die Kaiserflagge darüber weht. Darauf läßt man uns noch die Aussicht von Gasturi bewundern, und dann geht es im Trab nach der Spitze einer Landzunge, die von einem dort aufgestellten alten Geschütz Canone heißt. Von hier aus zeigt man die Bucht, wo der Stromgott den vom Schwimmen erschöpften Odysseus freundlich ans Gestade rettete und wo dann die königliche Jungfrau Nausikaa sich des Verstürmten erbarmte. Das reizende, ganz mit Zypressen bewachsene Felseninselchen Pontikonisi (Mäuseinsel), das zwischen dem offenen Meere und einer tiefen Einbuchtung gerade Canone gegenüber liegt, galt von alters her für das Phäakenschiff, das der Meergott zur Strafe für die Rettung des Odysseus auf der Heimkehr im Angesicht aller Phäaken versteinerte. Deutsche wollen darin auch Böcklins „Toteninsel" erkennen, die so viele Vorbilder in der Natur hat und doch ganz aus der Phantasie des Künstlers entsprungen ist. Eine hesperische Scholle, dieses Korfu oder Kerkyra, wie es jetzt wieder heißt, das mich wie ein abgesprengtes, verklärtes Stück Italien anmutet. Noch sehe ich nichts, das meiner erhabeneren Vorstellung von griechischer Landschaft entspräche.

Bei einem kleinen Ausgrabungsfeld neben einer Kirche wird noch einmal haltgemacht, und wir besichtigen auch den neuen Fund, den sie schon ins Museum verbracht haben: einen grotesken archaischen Gorgonenfries, der die griechische Kunst einmal von der Seite wilder Phantastik zeigt.

Mehr will die knappe Frist uns nicht gewähren. Der „Baron Beck" hat schon das erste Zeichen gegeben, und braune Phäakensöhne, die ihren „ruderberühmten" Vorfahren Ehre machen, führen uns durch hohen Wogengang flink und sicher zu unserem Schiff zurück.

Langsam geht die Fahrt auf der schmalen Wasserstraße zwischen der langgezogenen korfiotischen Küste, die im Vorüberfahren immer neue Gestalten annimmt, und den schönen Bergen von Epiros hin. Bis wir das offene Meer erreichen, sinkt schon der Abend.

Inzwischen ist es unten, wo die Albanesen verstaut sind, lebendig und laut geworden. So lange es hell war, hockten sie schweigend am Boden und spielten Karten oder schliefen. Jetzt sind sie mit einemmal auf den Beinen und geben sich dem Genusse des Tanzes hin. Zuerst dreht sich nur ein Soldat zum rhythmischen Händeklatschen der anderen, bald aber tanzt ein ganzer Reigen junger Männer Hand in Hand, in langsamen Bewegungen, hinter denen man doch eine verhaltene Leidenschaft fühlt, zu halblautem Gesange. Alle anderen, Männer und Frauen, umstehen sie in gespannter Aufmerksamkeit, und wir Passagiere sehen unter der offenen Tür gleichfalls zu, bis uns der Brodem vertreibt, den diese zusammengekeilte, knoblauchduftende Menschheit ausströmt. Unterdessen sind die Sterne aufgegangen. Die Inseln Paxos und Antipaxos sind das letzte, was sich deutlich erkennen läßt.

Als Paxos in Sicht kam, rief eine Stimme auf unserem Schiff: „Der große Pan ist tot!" und weckte in unseren Herzen das Echo der rätselhaften Klage, die einst über diesem Wasser erscholl. In den Tagen des Tiberius, wo das alternde Hellenentum in sich selbst ersenfzte wie ein morscher Baum, der den ersten Axthieb spürt, da geschah es, daß ein griechisches Handelsschiff mit vielen Reisenden, das nach Italien wollte, plötzlich durch eine Windstille in der Nähe dieser Inseln festgehalten wurde. Es war Abend wie heute, aber die meisten waren noch wach und tranken, als man plötzlich von Paxos her eine Stimme vernahm, die den Steuermann, einen Ägypter mit Namen Thamûs, anrief. Darüber verwunderten sich alle, und Thamûs, dem die Sache nicht geheuer war, gab erst auf den dritten Anruf Antwort, worauf es mit angestrengter Stimme herüberrief: „Wenn du Palodes vorüberkommst, so melde, daß der große Pan gestorben ist." — Die an Bord befiel ein Schauder, und alle ratschlagten, ob das Gebot auszuführen sei oder nicht. Der Steuermann aber entschied, wenn der Wind günstig sei, so wolle er still an dem Ort vorüberfahren, trete aber eine neue Windstille ein, so wolle er tun, wie ihm geheißen sei. Als sie zur Stelle kamen, flaute der Wind von neuem ab, und alle Segel hingen schlaff, da rief der Steuermann Thamûs vom Hintersteven nach dem Lande: „Der große Pan ist gestorben!" Alsbald erhob sich ein gewaltiges Jammern und Stöhnen, mit Lauten des Erstaunens untermischt, nicht wie von einem einzelnen, sondern wie von einer ganzen Volksmenge. Der Vorfall, der durch die vielen Zeugen in Rom bald ruchbar wurde, verbreitete eine allgemeine Bestürzung, und selbst in das verschlossene Gemüt des sphinxenhaften Tiberius schlich das

Grauen, daß er seine Philosophen zusammenrief, um mit ihnen über die Sache zu grübeln; denn was kann es für den Menschen Unheimlicheres geben, als wenn er seine Götter sterben sieht!

Mein Herz aber gab Antwort jener Stimme auf unserem Schiff und sagte: Der große Pan ist nicht tot, der große Pan kann niemals sterben. Habe ich ihn nicht selber so manchen Sommertag am glühenden Strande des Mittelmeers im Schilficht sitzen sehen und zugehört, wie er auf seiner Hirtenpfeife den Reigen des großen Stirb und Werde spielt? Der große Pan lebt, nur daß er nicht mehr in bocksfüßigem Unverstand einhertollt mit Nymphen und Hirten. Schön und schreckhaft thront er, wie ihn Signorelli gemalt hat, den Sternenmantel um die Brust geschlagen, oben Gott und unten Tier. Die Jugend bringt ihm ihre Sehnsucht, und das Alter bringt ihm seine Leiden, alle Erinnerungen wollen zu ihm, und alle Träume suchen ihn, er aber lächelt sein unnennbares Lächeln und erwidert auf alles: Ich weiß es. Seine Augen blicken schmerzvoll, und eine tragische Glorie strahlt um sein Haupt, weil der Unvergängliche nur Vergänglichen das Leben gibt. —

Mond und Sterne auf dem Jonischen Meer. Unsere Geschwindigkeit ist jetzt so groß, daß das Wasser reißender als der reißendste Strom an uns vorüberschießt. Seine großen Wogen sind schwarzblau, von weißem Schaum übergossen. Man könnte schwören, daß sie es sind, die so wild hinrasen, nicht wir, sie fordern unwiderstehlich zum Wettlauf auf, und man kommt taumelnd am Ende des Schiffes an, indes die Welle, die eben unter uns durchgeglitten ist, schon weit zurückbleibt. So bleibt der Augenblick hinter uns mit dem, was eben noch unser war, während wir unaufhaltsam vorwärts ins Dunkle rasen.

Mehr eine Ahnung des Geistes als eine Gesichtserscheinung taucht zu unserer Linken die Insel Leukas auf mit dem Felsen, an den sich für die Alten der Liebestod Sapphos knüpfte. Wir Heutigen wissen längst, daß Sappho niemals von dem leukadischen Felsen gesprungen ist. Doch was die Forschung mit der einen Hand genommen hat, das ersetzt sie mit der anderen, indem sie der Insel Leukas jetzt die Ehre zuspricht, das homerische Ithaka zu sein. Man denkt nicht gerne frühe Gedachtes wieder um: auf der Insel, die heute den Namen Ithaka führt und auf deren Höhen ein Neryton rauscht, hat unsere Vorstellung von Kindheit an die „hochgebühnete" Wohnung des Odysseus gesucht, und es will ihr schwer fallen, sie sich anderswohin zu verlegen. Doch der Sänger selber scheint der Forschung recht zu geben, da er von der Heimatinsel des göttlichen Dulders sagt:

> Selber liegt sie im Meer am höchsten hinauf an die Feste
> Nachtwärts, aber die andern zu Licht und Sonne gewendet.

Denn in der Tat, Leukas ist die nördlichste in der Gruppe der Inseln, die Homer von den Kaphellenen bewohnt nennt.

Die Erscheinung ist vorüber. Jetzt ist nichts mehr vorhanden als der hundertäugige Sternenhimmel und die nachtschwarze Woge, die über uns hinrauscht. Auch auf unserem Schiff ist schon alles zur Ruhe. — Nur aus

den Maschinenräumen dringt Licht, und oben flattre ich noch allein als nächtlicher Schemen auf dem Verdeck in Dunkelheit und wachsender Kälte. Vielleicht daß ich heute doch in der Kajüte schlafen kann, denn unsere Zahl hat sich vermindert. Ich öffne leise die Tür. Aber die Luft, die mir da entgegenschlägt, treibt mich alsbald wieder hinaus und in das Badekabinett. Ich besteige meine Pritsche auf der Wanne und denke an den göttlichen Dulder, der vor mir diese Wasser befahren hat und der manchesmal noch viel schlechter gebettet war.

Die aufgehende Sonne findet uns im Hafen von Patras, der von Dampfern und Seglern aller Nationen bedeckt ist. In der kühlen Morgenbeleuchtung erscheint das Meer grün mit weißen Dämmen. Drüben am ätolischen Ufer erhebt sich der schönste Berg, den ich jemals gesehen habe; seine Formen sind so kühn und edel, daß er das Auge nicht losläßt. Er heißt Warássowa, aber im Altertum trug er den Namen Chalkis, der ihm besser stand. Neben ihm ragt ein zweiter, beinahe ebenso schöner, der Klókowa.

Bis ich auf Deck steige, sind unsere Reisebekannten schon alle verschwunden und mit ihnen die Mehrzahl der Passagiere, die sämtlich auf dem Landweg nach Athen wollen. Vor uns liegt jetzt der schönste Teil der Fahrt, die Umschiffung des Peloponnes, die wegen der Winde am berüchtigten Kap Matapan oder Tänaron von minder seefesten Reisenden lieber vermieden wird. Dies der Grund, warum wir nur noch wenige Köpfe an Bord sind — wenigstens scheint es so, da alle Kajüten der ersten und zweiten Klasse leer stehen. Aber was ist das für eine neue Gesellschaft, die mit einem Male die leeren Plätze auf Deck besetzt? Der Orient, den wir ganz vergessen hatten, ist aus dem Bauche des Schiffes ans Tageslicht gedrungen und macht sich breit, wo eben noch europäische Kultur geherrscht hat. Schlanke, kräftige Männer und schönäugige Frauen, in buntgestreifte Decken gehüllt, liegen auf allen Lehnstühlen und am Boden umher, ein Anblick voll Reiz, den man jedoch lieber aus der Entfernung bewundern möchte. Hätte ich nicht gesehen, mit welchen Strömen von Meerwasser die Schiffsjungen jeden Abend die Planken des Verdecks überfluten, so müßte ich mich fragen, wie der „Baron Beck" jemals wieder europäische Gesellschaft beherbergen soll. Es sind auswandernde Albanesen mit ihren Familien, die in Konstantinopel Arbeit suchen. Möge ihnen das Schicksal günstig sein. Mit welcher Genügsamkeit sie leben, haben wir schon gestern durch die große Luke des Verdecks beobachten können. Nur muß ich leider feststellen, daß das Lämmchen unterdessen verschwunden ist.

Mein Reisegefährte hat sich mit erhöhtem Eifer in Grammatik und Wörterbuch versenkt, seit in Kerkyra die ersten griechischen Laute sein Ohr erreichten. Ich suche mir den albanesenfreiesten Winkel im Schiff und bin für diesen ganzen Tag nur noch Auge.

Alles ist strahlend und tiefernst zugleich. Selbst das Meer ist noch schöner geworden, seitdem es sich das jonische nennt; die Wellenkronen heben sich in noch vollendeterer Form wie in dunklen Stahl getrieben, eine flüssige,

immer wechselnde Metallplastik. Jonische Inseln, Vorhallen des Tempels Hellas. Durchsichtig und blaßschimmernd wie Opale liegen sie da in ihrer Morgenschönheit, so fein von Form und so zart von Farbe, wie das klassische Schönheitsland Italien nichts Gleiches hat.

Für einen kurzen Augenblick ist Ithaka aufgetaucht; jetzt gleiten wir an Kephallenia hin und staunen lange das imposante Bergprofil seiner südöstlichen Spitze an, das sich von beiden Seiten in gleichgeschwungenen Bogen nach dem Meere senkt und in der Mitte in einer breiten, turmartigen Erhöhung gipfelt. Dann erscheint Zante oder Zakynthos, bei Homer die „wälderreiche", von hier aus fast kahl mit schroffer Gebirgskette und steilen Vorhügeln, und ihr gegenüber auf der eleischen Küste das Kap Chelonatas. Und nun für lange Zeit nichts mehr als Wasser und Himmel, bis die messenische Küste ins Meer heraustritt, vom Aegaleon gekrönt. Es geht der Insel Sphakteria und der Bucht von Navarin oder Pylos entgegen. Welch eine Gruppierung von mächtigen Inselmassen mit ausgewaschenen Steilküsten, die Höhlen und Felsentore bilden, von flachgewölbten grünen Inselchen, von breiten und schmalen Wasserstraßen, von phantastisch gezackten, korallenähnlichen Klippen im Meer, um die ringsher eine weiß aufblitzende Brandung wogt. In diesem Gewässer wurde 1827 die Freiheit Neu-Griechenlands geboren; vielleicht fahren wir eben jetzt über Trümmer der zerstörten Türkenflotte hin. Am Festland ragt auf steiler Höhe ein altes Venetianerkastell mit derbem Mauerwerk und Zinnen. Navarin hieß der Ort noch im vorigen Jahrhundert, aber heute wieder mit seinem alten Namen Pylos. Dort will man den Wohnsitz des alten Nestor suchen, den aber Homer mit Nachdruck an ein sandiges Gestade verlegt hat. Schon halb im Dämmerungsschleier tauchen neue Berggestalten auf, die sich nicht mehr erkennen lassen. Das Dunkel sinkt, und das Meer wird öde. Aber oben sieht mit tausend Augen der Himmel von Hellas nieder.

Hast du es denn deinem Schicksal wirklich zugetraut, kleingläubiges Herz, daß es dir vergönnen würde, im Piraeus zu landen? Sahst du es nicht bis zum Augenblick der Abfahrt lauern, wie es dir schnell noch den Plan vereitle? Und als du auf hoher See schwammst, warst du nicht darauf gefaßt, daß es sich noch als Schiffbruch neidisch zwischen dich und dein Ziel stelle? Siehe, kleingläubiges Herz, nun bist du schon in den griechischen Gewässern, und nur *eine* Nacht trennt dich noch vom Anblick Athens. Wenn dich jetzt noch etwas kränkt, so ist es nur der Gedanke, daß du zwischen Kap Malea und der Kythereinsel durchfahren wirst, ohne sie zu sehen, von den myrtoischen Wellen in tiefen Schlummer gewiegt.

Aber wohl tut es doch, jetzt endlich in der vierten Nacht wieder einmal auf einem menschlichen Lager zu ruhen und im Alleinbesitz der Kajüte zu sein.

Zwar die Albanesen, die immer ungebundener unser Schiff durchschwärmten, und deren Neugier so groß war, daß sie sogar, während wir speisten, die Köpfe durch die Fenster des Eßsaals streckten, schufen mir einiges Bedenken, denn es widerstrebte mir, die Kajütentür zu verriegeln. Aber ich schob meinen Schiffskoffer vor den offenen Ausgang, befahl meine Habe Gott und entschlummerte friedlich.

Athen.

Im Angesicht der attischen Berge bin ich erwacht. Dieses noch blauere Wasser ist der saronische Golf mit Kap Sunion und den Inseln Aegina und Salamis; wir dampfen schon dem Piraeus entgegen. Unsere Augen suchen und finden die Akropolis. Jetzt werde ich niemals mehr das Schicksal neidisch nennen.

Was ist das für ein längliches, schroffes, völlig nacktes Inselchen, das sich ganz nahe zu unserer Linken wie eine Schranke vorlegt und auf seinem vordersten, nach Athen gewandten Ende den Leuchtturm trägt? Eine innere Stimme nennt mir augenblicklich den Namen, aber mein Mund wagt ihn nicht auszusprechen, so überwältigend ist die Gewißheit dieser Nähe. Nur halblaut treten mir die Worte des Aeschylos auf die Lippen:

Ein kleines Eiland liegt vor Salamis,
Zur Landung schwierig, wo auf steilem Strand
Der reigenfrohe Pan zu wandeln liebt.

Hier an dem Felsen der kleinen Psyttaleia brach sich die ungeheure Macht des Perserkönigs, und aus den salaminischen Gewässern, die dahinter wogen, stieg ein neues und schöneres Hellas herauf.

Vor der Einfahrt in den Piraeus wiederholt sich der Überfall von Korfu: die Träger und Bootsleute kommen in Masse an Bord, bevor das Schiff anlegt. Gedränge, Geschrei, aber diesmal in griechischer Sprache, Boote, die um uns her wimmeln wie hungrige Haie. Wie werden wir uns jetzt durchschlagen? Da tönt schon aus einem Boot mein Name herauf, und ein Kommissionär schwingt mir ein Brieflein entgegen, indem er mir auf französisch zuruft, zu warten, bis er an Bord komme und uns hole. Ein gutes Zeichen zum Einstand, das uns gleich das Gefühl des Fremdseins nimmt. Aus dem Brieflein erfahre ich, daß hilfreiche Hände unseren Weg geebnet haben und daß für unser Unterkommen in der überfüllten Stadt auf das beste gesorgt ist. Wir werden mit unseren Koffern ausgebootet, im Eilschritt durch das Zollamt geführt, in einen zweispännigen Wagen gesetzt und rollen auf der Piraeusstraße nach Athen hinein. Scharfer Wind, der uns entgegenweht, unendlicher Staub auf schattenloser Straße, dürftiger Baumwuchs, harte magere Ackerscholle, deren gelbgraue Farbe sich an Häusern und Gemäuer wiederholt, das ist der erste Eindruck vom attischen Boden. Aber von oben sieht tröstlich die Akropolis herunter. Der kleine Fluß, den wir eben überschritten haben, kann kein anderer als der Kephisos sein. Dort glänzt schon eine Grabstele zwischen den Bäumen durch, und ich erkenne im Vorüberfahren den herrlichen Stier vom Dipylon. Sonst ist alles noch so verwirrend. Die fremde Sprache, an deren lebendigen Laut das Ohr noch nicht gewöhnt ist, wogt um uns her wie ein unschiffbares Meer. Nicht einmal die Aufschriften an Straßen und Läden lassen sich mit einem Blicke lesen, sie wollen entziffert sein. So erreichen wir das Hotel auf dem Omóniaplatz, wo für uns die Zimmer bestellt sind, und unsere erste Sorge ist jetzt, die Uhren vorzurücken, die gegen die griechische Zeit um fünfunddreißig Minuten nachgehen.

Der Megas Aléxandros oder Alexandre le Grand ist ein gutgeführter Gasthof zweiten Ranges, der sich über die Dauer des Kongresses mit den Preisen des ersten schmückt. Die Verständigung macht keine Schwierigkeit, denn der Portier, ein Grieche mit seltsam unveränderlichem Lächeln, wie das der Krieger vom Aeginetengiebel, spricht vollkommen deutsch, und der Zimmerkellner, der uns als zweiter in Empfang nimmt, kann einige Brocken französisch, wogegen der Ephebe, der die Stelle des Stubenmädchens vertritt, nur griechisch versteht. Hier ist Rhodus, hier heißt es tanzen. So oft ich etwas brauche, muß ich mir zuvor bei Freund Erneſtos, der selber auf dem glatten Boden des Neugriechischen die ersten Gehversuche macht, die nötigen Wörter holen, ehe ich zu klingeln wage. Dann hört der Jüngling mich mit tiefer Hochachtung an, und wenn ihn die Lachlust überwältigt, so entschlüpft er wie ein Wiesel. Die Anrede Kyría, die mich überall empfängt, ist wie ein schönes neues Kleid, in dem die Trägerin sich selbst als eine neue Person erscheint. Noch wundersamer mutet es mich an, daß mein Reisegefährte der Kyrios ist, ein Wort, das ich sonst nur in Bezug auf das höchste Wesen kannte.

Von meinem Zimmer geht der Blick über eine gerade Straßenflucht hinweg unmittelbar auf die Akropolis mit Parthenon und Erechtheion. Unter dem Fenster aber senkt sich's schwarz in eine mit kleinen Eisenbahnwagen ausgefüllte Tiefe; das ist der Piraeusbahnhof, zu dem man auf vielen Stufen von der Athenastraße hinabsteigt.

Sobald die langwierige Mittagstafel aufgehoben ist, wandern wir durch das im Festschmuck prangende Neu-Athen, dem Pallasberg entgegen. Zu verfehlen ist er nicht; in gerader Linie führt die Athenastraße auf ihn zu. Bald tut ein Platz mit byzantinischer Kirche sich auf, und gleich danach finden wir uns vor den Säulen der Stoa des Hadrian. Stünden sie irgendwo auf italienischem Boden, so würden wir gewiß nicht vorübereilen; aber jetzt zieht es uns unaufhaltsam weiter. Der Weg hebt sich schon, da wird unsere Eile durch einen sonderbaren Lärm unterbrochen. Aus niedrigen, doppelt vergitterten Fenstern werden lange Holzlöffel vorgestreckt, und Stimmen tönen aus der Tiefe: Grazia, Madama, grazia! Erstaunt stehe ich still, was diese italienischen Laute auf griechischem Boden bedeuten. Sind es Sträflinge, Kranke oder Irre, die man hier eingesperrt hält? Ich legte ein Geldstück auf einen der Löffel. Jetzt aber wurde das Geklapper der anderen betäubend, und es heulte herauf wie die Stimme von hundert Dämonen: Grazia, Madama! daß ich voller Schrecken davonlief, während mir noch die ganze Straße herauf das Geheul: Grazia! Grazia! nachfolgte. Später bestätigte sich meine erste Vermutung, die mir selber zu unwahrscheinlich erschienen war: es sind wirklich Gefangene, denen verstattet ist, auf diese Weise ihre lange Muße zu verkürzen.

Akropolis, mit was ergreifst du zuerst die Seele der Herannahenden? Sind es deine Mauern, deine nackten Schroffen, über die dich einst die Perser erstiegen, Unersteigliche? Ist es der gewaltige dorische Ernst des Parthenon, die leichte jonische Grazie des Erechtheion? Nein, es ist der Duft deiner Kamillen, den du den Wallfahrern schon von weitem entgegensendest, der unbeschreibliche, balsamische, wie ihn die Kamille nirgends sonst auf Erden aushaucht,

und der auch den Honig vom Hymettos so lieblich macht. Niemals hätte ich geglaubt, daß der Götterberg mich überraschen könne; ich hatte ihn ja so oft im Geiste durchwandelt, bevor ich ihn mit Augen sah, und kannte ihn aus Rissen und Bildern wie mein eigenes Haus. Und nun überrascht er mich doch durch den ambrosischen Wohlgeruch, der von ihm ausströmt wie von der Tafel der Unsterblichen, und durch das tiefe, satte Leuchten der Blumen, mit denen er seine nackten Flanken schmückt. Wo trägt sonst der rote Mohn ein solches seidenes Prachtgewand, dessen dunkles Feuer fast ins Schwärzliche geht? Wahrlich, auch die Stadt am Arno, die sich nach der Blume nennt, bringt nur irdische Blumen hervor; diese hier sind wert, daß die olympischen Götter sich mit ihnen kränzen.

Kyría, Kyría, sagt ein feines Stimmchen neben mir, und ein kleines atheniſches Mägdlein mit schönen dunklen Augen, das mit anderen Kindern gespielt hat, steht vor mir und überreicht mir einen Strauß. Wie ich mich zu ihr niederbücke, faßt sie mich bei der Hand und gibt mich nicht mehr frei. Aber ich lasse mir's gern gefallen, denn die kleine Anmut ist unwiderstehlich. Strahlendere Kinderaugen habe ich nie gesehen, und ihr Stimmchen ist wie Honigseim. Gleichzeitig hat ein etwas größerer Junge sich des Kýrios in ähnlicher Weise bemächtigt, und beide geben zu verstehen, daß sie uns etwas ganz besonders Schönes zeigen möchten. In ihrem Gebaren liegt so gar keine Zudringlichkeit, sondern nur das Bestreben, gefällig zu sein, sich als wohlerzogene Kinder des Hauses — denn sie wohnen ja unterhalb der Akropolis — den fremden Gästen angenehm zu erweisen, daß wir uns gänzlich bestricken lassen und mit ihnen gehen, wohin sie wollen. So schleppten sie uns voll Eifer über Gräben und Steinbrocken den steilen Burgberg gerade hinan zu einer Grotte hoch oben im Fels — irgend ein altes Heiligtum, das jetzt als Tabernakel dient — und erzählten dabei, möglichst deutlich und langsam, damit wir gut verstehen sollten, eine jedenfalls sehr wichtige Geschichte, die mir aber leider gänzlich dunkel blieb, und für die sich auch der Wörtervorrat meines philologischen Freundes noch als ungenügend erwies. Doch die kleinen Geschwister ließen sich dadurch nicht stören, sie plauderten weiter und hielten uns auch beim Abstieg immerzu mit ihren kleinen aber starken Händchen fest, als ob es ihre Pflicht wäre, uns zu behüten, daß unser Fuß an keinen Stein stieße. Ungern machten wir uns endlich von ihnen los, eine kleine Gabe zurücklassend, und sie winkten noch lange und riefen Grüße nach, während wir uns entfernten.

Am Propyläenaufgang sitzen die Phylakes oder Kustoden, die von dem Eintretenden keinen Zoll erheben. Zu allen Denkmälern, Sammlungen, Kunstschätzen von Griechenland ist der Eintritt alle Tage frei. So heilig hält dieses verarmte Volk auch heute die Gastfreundschaft.

Jetzt, wo der lebenslange Wunsch dem Ziele naht, bangt der Seele fast vor dem Augenblick der Erfüllung. Wird das sterbliche Gefäß imstande sein, so viel Glück in sich aufzunehmen? Werden wir nicht am Ende beschämt und hilflos dastehen, unfähig, all die Größe und Schönheit zu fassen? Wird nicht irgend ein unheiliger Zufall den Augenblick entweihen? Siehe, nichts

von dem allen geschieht. Die Propyläen tun sich auf mit dem kleinen Niketempel davor, das Herz sagt still und freudig: So mußte es sein! und ergreift mit Sicherheit Besitz von seinem Eigentum.

Ein ungeheures Trümmerfeld, aber was aufrecht steht, ist noch ungeheurer und übertönt mit seiner gewaltigen Harmonie die Dissonanz der Zerstörung. Athen, du Niobe, da liegen sie um dich her, alle deine Kinder, dein Schoß wird keine neuen erzeugen, er ist versteinert. Die Propyläen, der Parthenon! Übermächtig steht er auf der höchsten Erhebung der Burgfläche, der Längstgekannte, heute doch der Neue, weil die Sonne von Hellas über ihm scheint und im Hintergrund der Lykabettos die trotzige Stirn erhebt, Hymettos, Pentelikon und Parnes in weitem Bogen den Götterberg umstehen. Und dort das reizende Erechtheion mit der Korenhalle, die so leicht und luftig sich aufbaut, daß das Gebälk die schönen Trägerinnen nicht beschweren kann. Alles, wie ich es kannte, und doch so völlig anders. Keine Vorbereitung gibt einen Begriff von der Wirklichkeit. Dennoch sei die Vorbereitung gesegnet, die das Zurechtfinden erleichtert und der Seele gestattet, gleich in die Musik dieser Linien einzustimmen, ohne daß sie erst den Ton suchen muß. Die sterbliche Natur hat ohne das ihren Tribut zu bezahlen. Denn das Licht, das um all den Marmor flutet, ist überwältigend, und der reine staublose Götterwind umweht uns mit solchem Ungestüm, daß wir Mühe haben, uns seiner zu erwehren. Der Boden ist geglätteter lebendiger Fels mit kleinen Strecken von dünnem Erdreich, worauf ein wenig Gras und eine überschwengliche Fülle wilder Blumen wächst. Was gibt nur der Kamille, die sonst so bittersüß und widrig riecht, dieses zauberische Aroma? Nun möchte ich am liebsten die Augen schließen, um noch gar nichts zu sehen, und zu Füßen des Parthenon mein Haupt in die Blumen vergraben. Aber der Panathenäenfries da oben an der Cellawand erlaubt es nicht. Welch eine Herrlichkeit! Der Sturmwind, der immerzu durch die Akropolis braust, ist auch in diese stürmischen Reitergestalten gefahren; die Pferde bäumen sich, die Mäntel fliegen, es ist in allen die gewaltigste Bewegung. Nur in der Mitte steht ein Mann, den Fuß auf einen Stein gestützt, und sieht erwartungsvoll der Feierlichkeit entgegen. — Hier enthüllt sich gleich das eigenste Wesen der griechischen Kunst, die niemals einen abstrakten oder weit hergeholten Gegenstand zum Inhalt hat, sondern sich auf den Boden, den sie schmücken soll, unmittelbar bezieht, ihn feiernd und verklärend. Der Festzug, der sich zu Ehren der Schutzgöttin alle vier Jahre lebendig hierher bewegte, oben ist er in Stein von der Hand des Phidias für die Ewigkeit festgebannt. Auf dem Westgiebel, von dessen plastischem Schmuck noch Spuren erhalten sind, war der Streit Poseidons mit Athene um den attischen Boden dargestellt, und jener segensreiche Wettstreit hatte für den gläubigen Griechen wenige Schritte entfernt, beim Erechtheion drüben, in Wirklichkeit stattgefunden. Dort grünte ja damals der heilige Ölbaum, Athenes unschätzbare Gabe an das dürftige Attika, der am Tag nach dem Perserbrand schon wieder einen armlangen Schößling aus der Erde getrieben hatte; der Dreizackstoß, mit dem Poseidon sein Geschenk, den merkwürdigen, bei Südwind aufrauschenden

Salzbrunnen, hervorrief, kann man sogar heute noch sehen! Die unerschöpfliche Phantasie des Volkes sorgte dafür, daß es den Künstlern nirgends an solchen Beziehungen gebrach. Darum erscheinen ihre Werke zwar herrlich unter jedem Himmelsstrich; aber erst an der Stelle, für die sie geschaffen wurden, empfindet man ihre ganze Innerlichkeit und die glühende Liebe, die sie durchströmt.

Nicht auf der Westfront, die dem Besucher zuerst entgegenblickt, betrat der Grieche den Parthenon; der heilige Weg, der flach ins Felsgestein gehauen ist, führt an der ganzen Längsseite des Tempels hin und biegt dann links zu dem nach Sonnenaufgang blickenden Pronaos um. Der Ostgiebel besang die Geburt der Athene aus dem Haupte des Zeus, und dieser verlorenen Dichtung gehören die herrlichen sitzenden Frauengestalten im Britischen Museum an, die sogenannten „Thauschwestern" oder „Töchter des Kekrops". Keine Phantasie ist imstande, sich das Verlorene zu ergänzen und das Zerstückte, in alle Welt Zerstreute noch einmal an Ort und Stelle zu vereinigen. Die Versuche im Akropolismuseum lassen uns nur um so schmerzlicher unsere Ohnmacht fühlen. Das noch Vorhandene steht auf der höchsten Dichterhöhe. Der aufsteigende Helios der linken Giebelecke: zwei mächtige, horizontal auftauchende Arme, ein steiler Nacken, der das göttliche Haupt trägt, nichts weiter — und dann die Häupter der Sonnenrosse! Unser Kleist, als er den mit seinem Viergespann über dem Hügel aufsteigenden Peliden dichtete, muß im Traume von Phidias begeistert worden sein. Und an der anderen Ecke das Roß der untergehenden Selene, der Pferdekopf, der über den Giebelbalken blickt, mit dem stillen, menschlich ernsten Ausdruck, wie Pferde blicken können. Man fühlt die Liebe und das Verständnis für die Tiere durch, dem man so oft in der Kunst und Poesie der Griechen begegnet; nicht umsonst liefen den Todeshelden von Salamis beim Auszug aus der preisgegebenen Stadt die Haustiere mit Brüllen und Blöken bis ans Ufer nach. Im Akropolismuseum ist kaum ein Werk erschütternder als die altertümliche Giebelgruppe des von zwei Löwen zerfleischten Stieres; das niedergebrochene Haupt hat eine erhabene Tragik, aus der alles Tierische verschwunden ist. In dem unbekannten Künstler war etwas von dem Geiste, der die homerischen Gesänge und die Oresteia schuf; ja, wenn ich den Stier lange betrachte, erscheint er mir als der erschlagene Agamemnon selbst, den ja Aeschylos gern mit einem gefällten Stiere vergleicht, und über ihm das triumphierende Löwenpaar, das seine Rache sättigt. Solche Werke verscharrten die Griechen mit dem Schutt des Persereinfalls im Boden, in der Gewißheit, daß jetzt die Zeit gekommen war, noch Herrlicheres zu schaffen!

Nur von der, die alles hier oben beherrschte, von der goldelfenbeinernen Parthenos, hat sich keine Spur erhalten; die bekannte kleine Nachbildung im athenischen Nationalmuseum ist bloß ein seelenloses Spielzeug, in dem kein Hauch mehr vom Geiste des Phidias weht. Er, der die lemnische Athene so liebenswürdig machte in ihrem Ernst, mit welch majestätischem Liebreiz muß er seine heimische Göttin erst umkleidet haben, als er sie für den Parthenon schuf, die jungfräuliche, die Heldenfreundin, die doch so heimlich

mütterlich war wie keine von den anderen. Nicht kalt und streng kann sie geblickt haben, das war sie nur den Feinden Athens. Sicherlich hat ihr Mund gelächelt mit einem allverstehenden geheimnisvollen Lächeln, weil sie in die Herzen ihrer Lieblinge, ihrer Athener, schaute. Sie wandelte mit Platon unter den Platanen des Ilisos, aber sie saß auch mit beim Symposion, und wenn es die Schwarmgeister der attischen Sommernächte allzu toll trieben und der übermütige Sohn des Klinias in der Trunkenheit die eleusinischen Mysterien nachäffte, dann wendete sie die Augen zur Seite und tat, als hätte sie nichts gesehen.

Auch ihr strengeres Ich, die eherne Promachos, aus der marathonischen Siegesbeute gegossen, wer sie dort drüben auf dem noch teilweise erhaltenen steinernen Viereck stehen sehen könnte, das gebietende Auge auf die See geheftet, mit Helmbusch und Lanzenspitze, die bis nach Sunion hinüberfunkelten! Und all die anderen Herrlichkeiten in dem heiligen Raum, die kleineren Tempel, die Altäre, die zahllosen Standbilder und goldenen Weihgeschenke. Und gar das Volk selber, das mitten in diesem Glanze einfach und genügsam wandelte, denn der Grieche wollte ja nichts für sich selber, alles schenkte er seinen Göttern. Dabei war er selbst und sein Leben noch größer, als alles, was er uns hinterlassen hat.

Unter den Ruinen des Parthenon, wo die Todeswunde am breitesten klafft, da sitzen wir, während die Sonne hinter den Hügeln des Aegaleos ihren Lauf vollendet. Das Herz kann die Tatsache dieser Zerstörung nicht fassen, es nimmt sie überwältigt hin, wie den Tod eines geliebten Menschen auch. Der Parthenon, scheint es, hätte stehen müssen, so lange die Erde steht. Als im Jahre 395 Alarich auf seinem Verwüstungszug in Athen eindrang und kein Lebender mehr den Barbaren aufzuhalten vermochte, da sah man den Peliden Achilleus an der Seite der Schirmherrin selbst mit Geisterschritten den heiligen Burgberg umwandeln, so schreckhaft anzusehen wie damals, als Athene ihm die Feuerflamme aufs Haupt verlieh, um durch seinen bloßen Anblick das Heer der Troer im Banne zu halten. Beim Persereinfall hatte er es nicht nötig gefunden, sich zu erheben, denn damals trug die Erde einen Themistokles; erst nach dem Untergang der großen Hellenen mußten die Heroen sichtbar aufstehen, um ihr Erbe zu schützen. Aber auch der wilde Gote war groß und trug die Scheu in seinem Herzen und senkte angesichts der Götterburg vor dem toten Peliden den Speer. Den großen Kulturvölkern der Neuzeit war es vorbehalten, den Parthenon zu zerstören. Ein venetianisches Belagerungsheer sprengte ihn am 26. September 1687 in die Luft, und ein deutscher Offizier — schlagen wir die Augen nieder! — war es, der die Lunte anzündete. Dann begann der Venetianer Morosini mit der Plünderung, aber erst ein Brite des neunzehnten Jahrhunderts vollendete das Werk und verschleppte, was sich verschleppen ließ, unter die Nebel Londons. Wo warst du da, rettender Halbgott, und du, Schirmherrin Pallas Athene? Doch auch jetzt ist der Parthenon nicht völlig tot, noch immer spürt man etwas wie ein leises Schwellen und Atemholen, einen Rest des unverwüstlichen Lebens, das allen Griechenwerken eigen ist.

Bevor das letzte Sonnengold versprüht, mahnen die Kustoden zum Aufbruch. Nun aber hält uns außerhalb der Propyläen der entzückende Niketempel mit der jonischen Zierlichkeit seiner Säulen noch fest. Die Figuren des Frieses sind verstümmelt, ihr Siegesgesang, der den Tagen von Marathon und Salamis und Platää galt, ist für uns nicht mehr vernehmbar. Dafür tönen uns noch die herrlichen Reste der Balustrade, die sie ins Museum gebracht haben: Athene unter einem Schwarme dienender Siegesgöttinnen, die Trophäen aufstellen und Opfer rüsten; sie feiern, sagt man, die Siege des Alkibiades im Hellespont, das letzte Aufleuchten atheniſchen Kriegsruhms. Die schönste Nike rastet im Flug und bindet sich die Sandale fester — nur einen Augenblick rastet sie noch, bevor sie auf immer entfliegt.

Von dieser steilen Warte geht der Blick über die uralten Ölwälder der Kephisosebene, die heiligen Ableger jenes Göttergeschenks, nach dem Meer, das noch warm ist vom letzten Glühen der Sonne. Hier hat nach der Sage Aegeus sich in die felsige Tiefe gestürzt, als er in der Ferne die schwarzen Segel seines Theseus erkannte. Man sieht die Bucht von Phaleron und die geschweifte Linie des Piraeus, die Inseln Aegina und Salamis mit der sich deutlich ablösenden niederen Psyttaleia davor, und ganz zur Linken die lange blaue Hügelkette, die mit dem kühnen Vorgebirge von Sunion endigt. Und jenseits des Meeres über den hohen Felseninseln in noch höher geschwungenen Linien die Berge des Peloponnes. Über Eleusis, das der Aegaleos verdeckt, die isthmischen Höhen, und hinter diesen in noch fernerer Ferne eine Ahnung von der phokischen Gebirgsherrlichkeit. So unbegreiflich nahe ist das alles beisammen und erscheint uns doch so weit durch die Erhabenheit der Formen und die unerhörte geistige Perspektive. Man möchte hier einwurzeln und in Ewigkeit nichts als Auge sein. Diesem Wunsche aber macht der Phylax ein Ende, der jetzt mit höflicher Entschiedenheit herantritt und uns aus der Akropolis vollends hinaustreibt.

Unmittelbar dem Propyläenaufgang gegenüber erhebt sich ein anderer kahler und steiler Felsenhügel mit schmalen eingehauenen Stufen. Die Ahnung sagt uns, und der Bädeker bestätigt es: wir stehen vor dem Areopag. An seinem jähen östlichen Abhang nahe bei der Straße liegen mächtige Felsbrocken wild übereinandergeworfen, und unter diesen klafft im tiefsten Hintergrund eine Felsenspalte. Seid mir in Ehrfurcht gegrüßt, versöhnte Eumeniden, ihr Hochehrwürdigen, die ihr nach abgelegter Schlangengeißel unter Segenswünschen hier unten einzogt, um euch mit der nahe wohnenden Herrin Pallas Athene in den Besitz des attischen Landes zu teilen. Gerne würde ich euch innen vor der Felskluft meine Huldigung darbringen, ihr Unterirdischen, wäre der Stacheldraht um euren Bezirk für Hut und Schleier nicht zu gefährlich.

Am Areopag sind die untersten Felsenstufen weggebrochen, aber der Phylax eilt herzu und hilft uns über die schlechte Stelle hinauf. Oben ist von der alten Gerichtsstätte so gut wie nichts mehr zu sehen, kein „Stein der Beleidigung“ und keiner „der Unverschämtheit“. Ein paar Agaven schmücken das kleine, sonst nackte Felsplateau, von dem der Blick ganz unerwartet auf

das von der Akropolis nicht gesehene Theseion fällt. Freudige Überraschung! Der Theseustempel, den ich, wie oft! in meiner Kindheit mir aus einem Ausschneidebogen mit Schere und Kleister selber aufrichten durfte, hier liegt er leibhaft vor meinen Augen, und Pallas Athene verzeihe mir, wenn ich frevle, er sieht von hier oben mit seiner dorischen Säulenhalle, mit dem Dach und den doppelten Stufen genau so aus wie der von Pappe. Ganz allein steht er da, ohne Hintergrund, hell auf hellem, peinlich ödem Raum, der eigentlich keiner ist. Wie schön könnte er sein, von einem grünen Hain umgeben, ja ständen nur ein paar dunkle Zypressen neben ihm, um ihm die Schwere zu nehmen und ihn aus seiner Absonderung zu erlösen. Aber auch so wirkt der Anblick des alten Freundes unwiderstehlich, und unverweilt geht es ohne Weg den jenseitigen bedeutend flacheren Abhang des Areopags hinunter durch bescheidenes Wiesengrün mit wunderbar leuchtenden Blumen durchwirkt; zwischen niedrigem Asphodelos kriechen da Malven von so flammendem Rosarot, daß man sie für die schönsten Rosen halten könnte. Auf einmal wird alles wie ein Traum. Ein anmutiges kleines Mädchen kommt uns durch die Blumen entgegen, sie reicht mir den Strauß, den sie sich gepflückt hat, fügt dann zutraulich ihre Hand in die meine und plaudert im Weitergehen, was wir leider nicht verstehen können. So führt sie uns gegen einen Graben, der mit Mauern und einem hohen Gitter abgesperrt ist. Da stehen wir und können nicht hinüber. Das Kind läuft weg und bringt in frommer Einfalt einen Stuhl daher, der Gott weiß wo gestanden hat, den stellt sie in den Graben unterhalb des Gitters, damit wir uns seiner zum Hinüberklettern bedienen möchten; das kleine Hirn hat noch keine richtigen Höhenbegriffe. Aber jetzt ist von der Straße her unsere Not gesehen worden. Eine Schar Gassenjungen schwingt sich auf die Mauer, um uns zu Hilfe zu kommen. Der findigste unter ihnen schleppt aus einem Nachbarhause eine Leiter herbei. Sie ist zwar äußerst dünn und schwank und scheint schon einen Riß zu haben, denn da die Kyria sich ihr anvertraut, kracht sie ganz bedenklich; doch viele jugendliche Arme kommen von oben zu Hilfe, und ich erreiche über die Mauer weg sicher den Boden. Durch ein Wunder kommt auch der gewichtige Kyrios herüber, ohne daß die Leiter ganz zerbricht.

Gerührt von so viel Menschenliebe wollten wir an unsere Retter, unter denen sich auch eine alte Frau hervorgetan hatte, eine Drachme verteilen, waren aber so unvorsichtig, sie zu diesem Zweck dem Ritter von der Leiter zu übergeben, der alsbald seine Finger darum krallte und mit der Beute zu entrinnen suchte. Im Nu verwandelte sich das Idyll in einen wild dramatischen Auftritt. Die alte Frau warf sich mit der Kraft einer Erinnye auf den Burschen und rang mit ihm unter wahrhaft dämonischen Körperverrenkungen, ohne ihm doch das Geldstück entreißen zu können, mit dem er am Ende, verfolgt vom Geschrei der anderen, das Weite gewann. Nun hielt sich die betrogene Erinnye an uns, um eine neue Drachme zu erlangen; wir aber, erschrocken über das, was wir angestellt hatten, ergriffen gleichfalls die Flucht und sahen uns nicht um, bis wir die Stufen des Theseion erreichten.

Dort saßen wir lange und sahen zur Akropolis hinauf, während am reinen Abendhimmel Mond und Sterne aufzogen. Aus der Nähe wirkte die Masse des Tempels doch gewaltig und mit erhabenem Ernst, der den ersten ernüchternden Eindruck verwischte. Die Ruinen des Parthenon, die auf beherrschender Höhe thronen, haben eine luftigere Majestät; aber was der griechische Tempel in Wahrheit gewesen, das sieht man nur am Theseion, dem die Zeit beinahe nichts genommen hat. Der Goldton auf dem angebräunten Marmor gibt diesem einzigen vollgültigen Zeugen der Vergangenheit etwas besonders Ehrwürdiges, und die beginnende Dämmerung umrahmt ihn jetzt wohltuend mit ihren Schatten. Fries und Metopen sind am sinkenden Abend nicht mehr zu unterscheiden, und das Auge hat auch für diesen ersten Tag genug gesehen.

Ab und zu glitten ein paar parzenhafte alte Weiber von strenger erstorbener Schönheit an uns vorüber, schwarzgekleidet und verhüllt wie die meisten Athenerinnen aus dem Volke. Dann wollte uns ein Betteljunge belästigen, der aber gleich von einem vorübergehenden Herrn verjagt wurde, denn der Fremde steht in Griechenland unter dem immer wachen Schutze des Publikums. (Nebenbei sei hier gesagt, daß ich auf der ganzen griechischen Reise, weder in Attika noch auf dem Peloponnes, noch auf einer der Inseln, jemals einen Erwachsenen betteln sah.)

Jetzt aber nahm die Abendkühle empfindlich zu, und ein wirbelnder Staubwind trieb uns durch die aufflammende Festbeleuchtung von Neu-Athen nach dem Megas Alexandros zurück.

Der nächste Tag brachte eine ganze Reihe von Festlichkeiten und Einladungen, und es hieß nun von vornherein zwischen den geselligen Freuden des Kongresses und der klassischen Herrlichkeit wählen. So versäumten wir viele Glanzentfaltung des modernen Athen und setzten lieber unsere Wanderung unter den Ruinen des alten fort.

Der Turm der Winde, der mit anderen Werken der Spätzeit am Nordfuß der Akropolis steht, ist mehr eine Kuriosität als ein Kunstwerk, macht aber doch mit seinen acht blasenden Windgöttern einen kräftigen und dekorativen Eindruck und ist dabei völlig erhalten. Der Kustode erklärte uns in sonderbar entartetem Italienisch die Einrichtung der Klepsydra oder Wasseruhr, die er jedoch selber nicht zu verstehen schien, und zeigte die gemauerten Zuflußkanäle im Boden. Im übrigen lagen an allen Wänden Marmorköpfe, Arme und Beine lieblos aufgeschichtet, daß der Bau wie ein Beinhaus für tote Statuen aussah.

Von der römischen Agora und der Stoa des Attalus gerieten wir in ein malerisches, aber äußerst schmutziges Straßengewinkel, aus dem uns unerwartet ein Mann aus dem Volke mit dringenden, fast entsetzten Gebärden hinauswies. Wir leisteten der Warnung Folge, suchten die Stasis (Haltestelle) einer Trambahn und ließen uns zu dem antiken Friedhof vor dem Dipylon (Doppeltor) befördern.

Hier vor dem ehemaligen Haupttor der Stadt, außerhalb der Langen Mauern des Themistokles, begann die Gräberstraße. Durch ein Gittertor

läßt man uns die Ausgrabungsstätte betreten. Auf ungleich erhöhten Terrassen rechts und links von dem freigelegten Weg und noch weit das hügelige Gelände hinauf ziehen sich die Grabmäler. Die Unebenheit des Bodens gestattet keine Übersicht. Aber welche Schönheit im einzelnen! Da sind geschmückte und ungeschmückte Stelen, Reliefs und Rundfiguren, Grabkapellchen und Sarkophage. Als ersten erblicken wir den prachtvollen Stier, der schon auf der Fahrt vom Piraeus nach der Stadt zum Vorschein gekommen war, ein Bild unbändiger Kraft, und nicht weit davon auf niedrigerem Unterbau den treuen Wächter, den Molosserhund. Wie liebenswürdig von den Griechen, daß sie es nicht verschmähten, mit Tiergestalten ihre letzte Ruhestätte zu bekrönen. Die schöne Hegeso mit ihrer Schmucklade ist auch nicht weit. Auf der zweitnächsten Stele sieht man einen großen Wasserkrug, wie er zum Brautbad diente, abgebildet, das Grab einer Unvermählten bezeichnend. Auch die anmutige Wasserträgerin dort drüben ist unvermählt gestorben, ein großes Unglück, da sie nun den Danaiden Gesellschaft leisten muß. An einer Wegkreuzung befindet sich das wundervolle Reiterrelief des jungen Dexileos aus Thorikos, der um 394 vor Korinth den Soldatentod starb; hier ist er vielmehr als Sieger dargestellt, seinen gefällten Feind mit der Lanze durchbohrend, das herrlichste Urbild aller Sankt Georgs-Gruppen. Eine Menge der schönsten Stelen sind freilich ins Nationalmuseum geschafft worden, was viel zu dem zerrütteten Aussehen des Begräbnisplatzes beitragen mag.

Als wir das Grabmal der Demetria und Pamphile betrachteten, unter dem man im tiefen Schacht den Eridanos rauschen hört, ein kleines, am Lykabettos entspringendes Bächlein, das mit der großen Rhone den Namen teilt, wurden wir wieder von so einem allerliebsten Mädchenkind mit großen dunklen Augen angeredet. Wo kommen nur all die holdseligen Geschöpfe her? So liebenswürdige Kinder wie in Athen gibt es in aller Welt nicht wieder. Die Mutter, eine französisch sprechende Griechin aus besserem Stande, erlaubte der Kleinen, die gleichfalls französisch sprach, uns auf dem weitläufigen Friedhof herumzuführen. Das tat sie auch mit solchem Ernst und Eifer, daß wir uns keinen Fuß breit auf eigene Hand umsehen durften. Sie begleitete uns zu den Resten des Doppeltors und zu dem Gewölbe, wo der Eridanos unter der Erde verschwindet. Auch wollte sie wissen, daß Perikles und Aspasia auf diesem Friedhof begraben seien; von der letzteren zeigte sie sogar hügelaufwärts das angebliche Grabmal. Beim Abschied hielt sie uns zaghaft ein kleines antikes Lämpchen hin, es war nicht klar, ob sie es zeigen oder verkaufen wollte; als der Kyrios nach der Börse griff, drückte sie sich schamhaft zur Seite.

Welchen Weg von allen, die ich in Athen gegangen bin, werden meine Gedanken später am häufigsten wiedersuchen? Wohin wird die Erinnerung am liebsten und am hartnäckigsten zurückkehren außer zu dem allbeherrschenden Parthenon? Ich glaube, es wird das köstliche Halbrund des Dionysostheaters sein, der Ort, wo zuerst die Gestalten des Aeschylos und Sophokles lebendig wurden. Gleich beim ersten Besuch auf der Akropolis, als ich dort hinter dem Museum mich einen Augenblick über die breiten Quadern der kimonischen

Mauer beugte, war es tief unterhalb der zwei weißen korinthischen Säulen in Sicht gekommen, wie es sich voll Anmut in die gelindere südliche Bergflanke einpaßt. Aber ich hatte schnell den Kopf zurückgezogen, um nichts vorweg zu nehmen. Diesem Raum soll ein eigener Tag in Stille und Andacht gewidmet sein.

Mit zarter Wölbung und strahlig gerieft wie die schönste Muschel des Meeres liegt das Dionysostheater mit seinen Stufenreihen und Keilschnitten dem flachen Abhang eingebettet, mitten im heiligen Bezirk des Gottes, dem es angehört. Meer und Berge bilden den Hintergrund. Der Boden der Orchestra ist mit Marmor ausgelegt, die Stelle des Altars bezeichnet ein Mosaikviereck. Deutlich erkennt man die Zugänge, durch die der Chor eintrat. Die Bühnenwand schmückte ein wohlerhaltener Marmorfries mit Gestalten aus der Dionysosmythe, die kauernden Silene hatten die Bühne zu stützen; lauter spätere Zutat. Aber der Zuschauerraum ist noch derselbe wie in der großen Zeit der attischen Tragödie.

Wer mir sagt, daß hier nur Trümmer und Erinnerungen zu finden sind, den lache ich aus. Es gibt Dinge, die vielleicht nur deshalb dem Auge entschwinden, damit sie noch besser und von mehreren genossen werden können, aber sie sind und bleiben in der Welt. Die Zeit hat ihnen bloß die Ecken und Kanten der Tatsächlichkeit genommen. Noch immer gehen hier der „Agamemnon" und der „Philoktetes" über die Bühne; man muß nur die innere Stille haben, um sie zu sehen. Zu des Perikles Zeiten hätte mein Geschlecht mir verwehrt, dabei zu sein. Wer hindert mich heute, stundenlang hier zu sitzen im milden Sonnenschein, von Kamillen umduftet, und mir aufführen zu lassen, wonach nur meine Seele begehrt? Am liebsten möchte ich wohl die „Perser" sehen, wäre nicht der Blick auf Salamis verbaut. So will ich mir denn ein heiteres Fest bereiten und sage eine Vorstellung der „Frösche" an. Da hüpft schon der quakende Chor in die Orchéstra, und der muffige Charon rudert seinen Nachen ins Totenreich. Wie anders wirkt es an dieser Stelle, mitten unterm athenischen Publikum, wenn der feige Dionysos sich in die Löwenhaut des Herakles hüllt und dann in der Angst seinen eigenen Priester aus dem Zuschauerraum zu Hilfe ruft, der ganz vorn auf dem prächtig ornamentierten Marmorsessel sitzt; ich sitze ja selber auch darauf, ohne daß wir uns gegenseitig stören. Ich kann aber auch die Frösche wieder entlassen und mir die ewig jungen „Vögel" herbeirufen, um für eine Weile im Wolkenkuckucksheim mich aller Erdensorge zu entladen.

Der ganze Südabhang der Akropolis ist ein einziges Trümmerfeld, wo bald ein erhaltener Altar, bald eine Inschriftstele das Auge tröstet.

Man müßte Archäologe sein, um sich in diesem Chaos von gestürzten Tempeln und Säulenhallen zurechtzufinden. Wir geben die Mühe bald auf und begnügen uns mit den Resten geheimnisvoll tröpfelnder Brunnenhäuser im Felsgestein, um die der Feigenkaktus wächst, und der runden Grube, die der heiligen Schlange der Pallas als Wohnsitz diente. Auch ein Wahrzeichen Athens, das in den Geschicken der Stadt eine Rolle spielte; denn nicht eher konnte Themistokles seine Landsleute hinter die „hölzernen Mauern" führen,

als bis er durch die Priester ausgesprengt hatte, die Burgschlange sei verschwunden, zum Zeichen, daß die Göttin selbst die Stadt verlassen habe.

So kommen wir allmählich durch Gras und blühenden Asphodelos zum Odeion des Herodes Attikus, das sich schon von weitem als ein Werk der Römerzeit ankündigt, prunkhaft und leer. Eine dreistöckige Prachtfassade, Rundbogen über Rundbogen getürmt, innen ein Bühnenraum mit Säulen, Nischen, Treppen und Türen, bunte Marmorwürfel als Orchestraboden, auch das ausgebrannte ziegelfarbene Gerippe ohne Marmorbelag zeigt noch den Luxus seiner Anlage. Die Stufenreihen sind bedeutend steiler als beim Dionysostheater, gemäß dem hier steileren Felshang — sie zu erklettern ist eine kleine Bergtour. Ein stattlicher Bau, wenn er auf römischem Boden stände, aber ich kann mir nicht helfen, in die innige, heilig stille attische Landschaft bringt er wie alles römisch Empfundene einen falschen Ton.

Da wir nun doch schon in die Spätzeit geraten sind, treten wir auf dem Rückweg noch durch den an der Amalienstraße gelegenen Hadriansbogen, einen breiten zweistöckigen Torbau mit korinthischen Säulen, der Alt-Athen von dem späteren hadrianischen Stadtteil schied. Zwei Inschriften sagen uns, woran wir sind. Die eine südwärts gerichtete lautet:

„Dies ist Athen, des Theseus alte Stadt";

die andere, dem Olympieion zugekehrte:

„Dies ist des Hadrian und nicht des Theseus Stadt."

Das prahlerische Wort paßt gut zu der lauten prahlerischen Pracht, die diesen Torgang aufschloß.

Auf einer ungeheuren Fläche war der Riesentempel des olympischen Zeus mit mehr als hundert korinthischen Säulen errichtet, von denen fünfzehn aufrecht stehen; ihre Höhe und ihr Umfang sind ein beredtes Zeugnis römischen Größenwahns. Welch ein Abstand von dem heilig frommen Sinn, der den Parthenon mit seiner erhabenen Einfalt und inneren Notwendigkeit erschuf. Als das große Herz von Hellas gebrochen war und das Volk sich willig und dankbar an die Knie des gnadenreichen Imperators schmiegte, da wich auch der beseelende Hauch aus ihrer Kunst. Denkt man gar noch an die massenhaften Porträtstatuen des Hadrian, die sich der kaiserliche Fex aus allen Griechenstädten hierher stiften ließ, und an sein Riesenstandbild neben dem des Göttervaters, so freut man sich, daß die zerstörende Zeit einmal weise gewaltet hat.

Ein heftiger Wind, vor dem auch die dicken Säulen keinen Schutz gewährten, trieb uns aus dem Bezirk des himmlischen und des irdischen Zeus hinaus. Wir stiegen zum grünen Ufer des Ilisos hinunter, der wenige Schritte südlich vom Olympieion durch ein starres Felsenbette läuft und sich auf einmal mit einem Sprung als rauschende Kaskade in eine nicht verächtliche Tiefe stürzt. Dort besuchten wir auch die Kallirhoë, die „schönfließende" Quelle, die einst Athen aus neun Röhren tränkte und die jetzt bei verändertem Flußlauf unter dem Steinbette des Ilisos hervorbricht.

Gleich jenseits des Flusses liegt das Stadion, ein Riesenbau, der über fünfzigtausend Zuschauer faßt. Die „panhellenischen" Spiele, die dort während

der Osterwoche zu Ehren der Festgäste stattfanden, gaben uns die Gelegenheit, die ungeheure, hufeisenförmige Arena, die eine ganze Talmulde einnimmt und sich mit ihren Sitzreihen auf allen drei Seiten den natürlichen oben begrünten Berghang hinaufzieht, von Menschen zwar nicht ausgefüllt, aber doch besetzt zu sehen. Der weißgebliebene Raum, worin der anwesende Hof nur wie ein dunkler Punkt erschien, zeigte erst ihre ganze Größe. Stufensitze und Schranken waren zuerst durch den reichen Herodes Attikus, jenen romanisierten Griechen, der seiner Vaterstadt so viele Prunkgeschenke hinterließ, mit Marmor bekleidet worden, wozu er fast die ganzen Brüche des Pentelikon aufbrauchte. Unterdessen ist der Berg aufs neue ergiebig geworden, denn ein moderner Herodes Attikus, der reiche Grieche Averoff, hat vor einigen Jahren mit einem Millionenaufwand den Marmorbelag erneut. Die „panhellenischen" Spiele waren gut gemeint und wurden auch vom Volke mit donnerndem Jubel aufgenommen, standen aber zu dem Raum, auf dem sie vor sich gingen, in keinem Verhältnis; auch ließ uns der weiße Glast nicht lange aushalten. Lieber wandten wir uns wieder den Platanen des Ilisos zu, den gesegneten, denen noch kein Gelehrter ihre echte Abkunft von den Bäumen, die dem Platon Schatten gaben, bestritten hat.

Eine breite grüne Allee führt am protestantischen Friedhof vorüber zum königlichen Garten und dem prangenden öffentlichen Park des „Zappeion", die ganz voll sind von Duft und Vogelgesang. Indem wir uns verirren, geraten wir ganz von selbst auf eine kleine platía (Platz) ungefähr in der Mitte zwischen dem Hadrianstor und dem Dionysostheater. Dort erhebt sich in stiller Schöne das kleine Siegesmal des Lysikrates mit seinen reizenden korinthischen Kapitellchen und dem Akanthusknauf, der einst den goldenen Weihedreifuß trug. Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! Das Athen des Theseus empfängt uns wieder. —

Wenn wir nach solchen Wanderungen in den Megas Alexandros zurückkehren, so erwartet uns unter der Hoteltür der Piccolo mit einem langstieligen Wedel, mit dem er den Staub von unseren Schuhen weht, eine sehr nützliche Maßregel, die in Athen ganz allgemein ist. Ich weiß jetzt, warum bei den Alten die Gäste von den Sklaven entschuht wurden, bevor sie sich zum Mahle lagerten.

Im Hotel wird fast ganz europäisch gespeist; will man die griechischen Nationalgerichte kennen lernen, so muß man in die kleinen Restaurants gehen. Sie sind natürlich nicht jedermanns Geschmack, uns aber sagen sie zu. Wäre der Pilav[1]) nicht allzu hitzig, so könnte ich um seinetwillen dem italienischen Risotto untreu werden. Der griechische Boden spendet keine Fülle, dagegen ist, was er hervorbringt, von unerreichter Güte. Welche seiner Gaben soll ich zuerst preisen, den Honig des Hymettos oder die eleusinische Artischocke oder die Orangen von Kreta, die gar keine irdischen Orangen mehr sind, sondern aus den Gärten der Hesperiden kommen? Ich glaube, den höchsten Preis verdient das Öl mit seiner durchsichtig blassen Bernsteinfarbe, das an

[1]) Ein stark gewürztes Reisgericht.

Feinheit des Geschmacks das Luecheser- und Provenceröl weit hinter sich läßt und den Salat zu einem Hochgenuß macht. Bedenklich steht es nur um das Getränk; der Wein ist meistens zu hitzig, und das Brunnenwasser von der Insel Andros, das als Mineralwasser teuer verkauft wird, ist zwar unschädlich, aber äußerst fade. Besser geht es, wenn man sich einmal mit dem weißen Retsinato befreundet hat, einem leicht geharzten Landwein, der aussieht wie flüssiger Bernstein und an den der Gaumen sich bald gewöhnt. Ein türkischer Kaffee, der den Beschluß der Mahlzeit macht, hilft dann vollends den Durst stillen.

Ein Teil des Abends vergeht unter der vielsprachigen Gesellschaft des Megas Alexandros, die zumeist des Kongresses wegen gekommen ist.

Auch Griechen sind unter den Tischgästen, ruhige, höfliche, sehr zurückhaltende Menschen, die zum Teil selber „in Europa" gewesen sind und sich fließend deutsch oder englisch ausdrücken. Besonders das letztere klingt in ihrem Munde sehr echt, weil auch ihre eigenen Laute an das Englische erinnern Einige von ihnen haben das unveränderliche Lächeln wie unser Hotelangestellter, den ich den „Aegineten" nenne. Nicht nur bei den Gebildeten, sondern auch im Volke sieht man so gut wie gar kein Gebärdenspiel; das läßt die gehaltene Würde nicht zu. Nur eine Bewegung ist die ersten Male überraschend: das stumme Nein, das durch ein Aufrichten des Kinnes ausgedrückt wird in denselben Fällen, wo der Italiener zur Abwehr den rechten Zeigefinger schüttelt. Aber wie wird einem, wenn man plötzlich einen eleganten Herrn nach Tische eine farbige Perlenschnur mit kleiner Zottel hervorziehen sieht, um sich durch gedankenloses Hin- und Herschieben der Perlen, deren meist zwei auf einmal genommen werden, während der Verdauung zu vergnügen, ein Spiel, das bei Männern aus dem Volke ganz allgemein ist, aber in den besseren Ständen doch mehr ausnahmsweise und als Überbleibsel des ancien régime vorkommen dürfte.

An den Frauen findet man weniger die herausfordernde üppige Schönheit der Südländerin, als einen gewissen stilleren und zarteren Liebreiz, an dem die sehr glänzenden Augen und die besonders angenehmen Stimmen großen Anteil haben. Daß sie auch von der modernen Bewegung ergriffen sind, bewies mir eine Einladung der athenischen Frauen in ihr Lyzeum, der ich leider aus Mangel an Zeit keine Folge leisten konnte. Doch scheinen die orientalischen Begriffe noch im Verkehr nachzuwirken, denn es fiel mir auf, daß in Griechenland das starke Geschlecht zuerst bedient wird.

Am späteren Abend wird noch durch die beflaggte, in Festbeleuchtung glänzende Stadt geschlendert. Der Staub hat sich dann meist gelegt, und die Luft ist erquickend wie im Gebirge. Die Hauptstraßen und die von hochstämmigen Mimosenbäumen durchzogenen Boulevards sind breit, sauber, elegant, mit stolzen Marmorpalästen geschmückt und wimmeln von Menschen. Das Straßenleben gleicht dem italienischen: vor den Kaffeehäusern sitzen geputzte Herren und Damen und schlürfen Gefrorenes; die Zeitungen werden ausgerufen und an jeder Ecke lauert ein „lustros", um den Vorübergehenden die staubigen Stiefel zu wichsen, die uns im Hotel trotz aller Bitten und

Vorstellungen immer nur mit Papier abgerieben werden. (Erst bei der Abreise erfuhren wir, daß es Sitte ist, ein Zehnleptastück hineinzulegen, bevor man sie vor die Tür stellt, wenn man sie richtig geputzt haben will.) Mannigfache und reiche Männertrachten beleben das Straßenbild. Recht wunderlich nimmt sich die Fustanella aus, das steifabstehende weiße Faltenröckchen, das vom Gürtel zu den Knien reicht und mit einer kurzen dunklen Jacke mit hängenden weißen Ärmeln, mit Fez und Schnabelschuhen, worauf eine rote Kokarde, getragen wird. So europäisch sich Neu-Athen gebärdet, diese Gestalten bezeugen den Orient, ebenso wie die gelassenen Philosophen, die mitten im Straßenlärm über ihrer Wasserpfeife die Welt vergessen.

Der liebenswürdigste Zug des Volkes ist die Gastfreundlichkeit, die sich nie verleugnet. Heute so gut wie im Altertum ist der Fremde heilig. Überall, im Tram, in der Eisenbahn, in den überfülltesten Lokalen wird ihm von den Einheimischen Platz gemacht; wenn einer zögert, so erinnert ihn ein bedeutsamer Blick des Nebenmanns. Ist man in Ungewißheit über den Weg, so wird man unaufgefordert von den Vorübergehenden belehrt und geleitet. Wenn dabei die Sprache Schwierigkeiten macht, so bleiben immer mehr Menschen stehen, von denen der eine etwas Deutsch, der andere ein paar Worte Französisch oder allenfalls Italienisch weiß, diese Brocken steuern sie zusammen und bauen damit dem Fremden eine Brücke, wie es uns in Athen und Piraeus wiederholt aufs liebenswürdigste begegnet ist.

Denn obwohl der Kyrios seinem Alt-Attisch in kurzem eine ganze Menge neugriechischer Wendungen einverleibt hat, so erweist sich diese Mischung doch vorerst nicht für alle Fälle als ausreichend. Nichts Liebenswürdigeres als wie dann ein jeder sich müht ihn zu erraten, geschmeichelt, daß man ihm in der Sprache der großen Vorfahren spricht, und voll guten Willens zu helfen. Welch ein glücklicher Augenblick, wenn plötzlich in dem Gesicht des Einheimischen ein Strahl des Verständnisses aufzuckt, und sein erfreutes, verbindliches „malista![1]) malista!“ ertönt. Holdes Zauberwörtlein malista, nie werde ich deinen lieblichen Klang vergessen, das weiche l, das auf der Zunge schmilzt wie Honig vom Hymettos. Was dem Verirrten das bergende Dach, dem Schiffer das ersehnte Land, das warst mir du in jenen ersten Tagen auf griechischem Boden, gesegnetes malista!

Unter so vielen Wohlgesinnten, die Anspruch auf meine Erinnerung haben, soll auch jenes Biedermanns von Phaleron gedacht sein, der, als uns einmal in dem kleinen Kafenion dort am Meere die Lust anwandelte, von dem landesüblichen lockeren Käse zu versuchen, voll Eifer dem Wirt das Glasgefäß aus der Hand nahm und mit kohlschwarzen, seit Wochen nicht gewaschenen Fingern über die zarte weiße Oberfläche strich, um sich zu überzeugen, ob der Käse schon fest genug sei, um von den Fremdlingen mit Genuß verspeist zu werden.

Wundervolle attische Frühlingstage, sonnig und kalt, von denen jeder der schönste war. Zwar ist der Himmel von Hellas nicht so hoch und weit

[1]) Jawohl.

wie der italienische und auch selten völlig klar. Sterne und Wolken wandern niedriger. Dafür ist die fast immer bewegte Luft so rein und leicht wie im Hochgebirge; kein Wunder, daß die Hellenen den Kopf immer zum Schaffen frei hatten. Es fehlt die Pflanzenfülle außer in den öffentlichen Gärten; nur der Akanthus und die Agave begleiten uns auf unseren Wanderungen, diese aber treibt einen Blütenstengel hoch wie einen Pinienstamm. Und wie soll man aufhören, die wilden Blumen zu preisen, dieses nie gesehene durchsichtige Blau der Cyane und das Sonnengold der Ringelblume, von dem dunklen Seidenglanz des überall verstreuten Mohns ganz zu schweigen. Es ist die durchscheinende Feinheit des seidigen Gewebes, was ihren Farben diesen unsagbaren Schmelz gibt. Immer hatte ich gedacht, wenn ich bei den griechischen Dichtern einen Blumennamen fand, daß die Blumen von Hellas viel viel schöner gewesen sein müßten, als alle anderen, weil ihre Namen so märchenhaft lieblich klingen. Und siehe, es war keine überschwengliche Einbildung, sondern reine Wirklichkeit, nur daß sie heute noch eben so schön sind wie in jenen goldenen Tagen, denn dieselbe Sonne lockt sie ja aus demselben Boden hervor.

Nicht immer kann man auf die Akropolis pilgern; es gibt auch Tage, wo man den mykenischen Goldschmuck und das Triptolemosrelief im Nationalmuseum sehen oder auf den Nymphenhügel steigen will, wo jetzt die Sternwarte steht, und auf die nur durch eine Senkung davon getrennte Pnyx, deren hochgemauerte Stufen an manche stürmische Sitzung erinnern, oder auf den gleichfalls nahegelegenen Musenhügel, der sich seit der Spätzeit nach dem langweiligen Philopapposdenkmal nennt. Aber auch von dort sucht das Auge immer zuerst wieder die Akropolis. Am schönsten stellt sie sich wohl beim Aufstieg auf den Lykabettos dar, wo ihre vollkommene Tafelgestalt ganz klar heraustritt: wie ein großer geschmückter Altar erhebt sich da die Götterburg unter dem blauen Himmel. Aber auch in einer Abendstimmung vom Philopappos aus gesehen bleibt sie mir unvergeßlich, wie sie schon vom goldflimmernden Zwielicht entkörpert dastand, nicht mehr sie selber, sondern ein Traum von ihr. Man kann sich schon die Zeit nicht mehr vorstellen, da man diesen Anblick noch nicht kannte; man mag an die nicht denken, da er nur noch Erinnerung sein wird.

Doch ganz Attika ist von Göttlichkeit durchtränkt, und von unseren attischen Wanderungen will ich jetzt erzählen.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß.

Von
August Fournier.

(Schluß.)

König Friedrich I. von Württemberg.

War man dem König von Preußen in Wien mit viel Sympathie entgegengekommen, so hatte Friedrich I. von Württemberg von vornherein nicht darauf zu rechnen gehabt. Daß er einer von den Napoleon ergebensten Rheinbundfürsten gewesen war, spielte dabei weniger mit als der Ruf einer argen Tyrannei, mit der der übrigens grundgescheite Fürst sein Land regierte und namentlich seine Bauern zu Zwecken seiner Jagdleidenschaft unerhört mißbrauchte [1]). Sein feindseliges Verhalten gegen seinen Sohn, den ungleich sympathischeren Kronprinzen Wilhelm, dazu sein unförmliches Äußere und der Ruf widernatürlicher Neigungen taten das übrige, um ihn ganz und gar unbeliebt zu machen. Schon in Linz hatte sich die Bürgerwehr geweigert, bei seiner Durchfahrt auszurücken, was dann auf seine Beschwerde untersucht und mit einem Mißverständnis entschuldigt wurde. In Wien konnte die Polizei eine Woche, nachdem er — bedeckten Hauptes, was man ihm verargte — in die Residenz der Habsburger eingezogen war, dem Kaiser mitteilen, daß die allgemeine Stimmung wider ihn sei [2]). Mit Eifer erzählte man sich allerlei Anekdoten über ihn und reichte eine englische Karikatur herum, die den dicken König darstellte, wie er, außerstande, seinen Hosenknopf zu erblicken, auf dem die Landkarte von Württemberg gezeichnet war, ausrief: „Wie unglücklich bin ich, daß ich mein Land nicht übersehen kann!" [3]) Bald wußte man alle seine Lebensgewohnheiten. So z. B. daß auf ein Zeichen seine vier Kammerdiener zur gleichen Zeit in sein Schlafzimmer treten mußten, wo er oft schon um 7 Uhr das Bett aufsuchte, um damit sein

[1]) Graf Münster schrieb vom Kongreß an den Prinzregenten von England (25. Oktober 1814), es seien so bizarre Akte der Tyrannei, daß, wenn er sie aufzählen wollte, Seine Hoheit ihm nicht glauben würde. (Archiv Hannover.) Stein nannte ihn „scheußlich von Gestalt, durch seinen Stolz, seine Feigheit, sein äußeres Leben".

[2]) Zum Vortrag vom 6. Oktober 1814.

[3]) Zum Vortrag vom 8. Oktober 1814.

Fernbleiben von den Festen zu entschuldigen[1]). Auch sein wenig höfliches Wesen war bald bekannt. Es waren außer den Ehrenkavalieren, den Souveränen, die in der Hofburg wohnten, auch Edelknaben (Pagen) zur persönlichen Dienstleistung zugeteilt worden. Als einmal der König einem dieser jungen Adelssprossen, einem Baron Beck, zurief: „Bring er mir ein Glas Wasser," antwortete das Bürschchen: „Majestät, ich bin Baron Beck, und mein Kaiser sagt Sie zu mir." Der Page wurde darauf (in allen Gnaden) seiner Dienste enthoben und die Neuigkeit mit Behagen in den Salons herumerzählt[2]).

Angesichts dieser Stimmung, die ihm nicht verborgen blieb, war es nicht zu verwundern, daß sich der König in Wien nicht sehr wohl fühlte, was man übrigens auch auf Rechnung des Einflusses setzte, den sein Günstling und Generaladjutant Baron Dillen auf ihn nahm. Geärgert hatte ihn schon, daß der Schriftsteller Jasmund, der den württembergischen Dienst auf eine ihm mißfällige Art verlassen hatte, in der Begleitung Steins nach Wien gekommen war und Metternich sich weigerte, ihn auszuweisen. Und verstimmt war er auch, weil sein Land gegen das neue Königtum Hannover im Range zurückstehen mußte. Noch im Oktober soll er häufig über dies und anderes nach Stuttgart geschrieben haben, mit dem Befehl, die Briefe sofort zu verbrennen[3]). Einer davon fiel aber der Wiener Polizei in die Hände. Er war vom 7. Oktober 1814 datiert, an seinen Vertrauten, den Staatsminister von Mandelsloh, gerichtet und erging sich über die bevorstehende Ordnung der Dinge in Deutschland, die seiner absoluten Herrlichkeit Gefahr zu drohen schien. Der Brief zeigt aber auch, daß — was nicht vielen bekannt gewesen sein dürfte — dieser Monarch sogar poetischen Regungen nicht unzugänglich war. Denn am Schlusse hieß es:

„Es sammle sich der Wolken Dicke,
Doch wird die Sonne sie zerstreuen,
Und dann der blaue Himmel wird
Dem Auge sichtbar sein."[4])

Friedrich teilte nicht die Neigung der übrigen Herrscher, sich in Wien, auf den Spaziergängen usw. möglichst inkognito zu bewegen; er wollte stets als König angesehen sein, was das allgemeine Urteil auch nicht zu seinen Gunsten beeinflußte. Um nun wenigstens die adeligen Kreise einigermaßen für sich zu stimmen, versöhnte er sich mit seinem Bruder Ferdinand, der in der Wiener Aristokratie eine hervorragende Rolle spielte, und erklärte sich

[1]) Zum Vortrag vom 2. Oktober 1814. Auch daß für sein Embonpoint ein Ausschnitt in den Speisetisch gemacht worden war, wußte man sofort.

[2]) Zum Vortrag vom 15. Oktober 1814. Weniger glücklich kam ein anderer Edelknabe weg, der bei Maria Paulowna, der Erbherzogin von Weimar, in Dienst stand und unter anderem ihr Taschentuch in Verwahrung hatte. Eines Tages hatte er es ihr zu bringen, als die Herzogin bei Tisch saß. Er übergab es ihr in der Hand und — erhielt es auf einem Teller zurück.

[3]) Zum Vortrag vom 9. November.

[4]) Interzept. In demselben Schreiben entbot er, der deutschen Angelegenheiten wegen, den Legationsrat Feuerbach nach Wien, der auch bald hier eintraf.

bereit, ihm alle schuldig gebliebenen Apanagen auszuzahlen. Auch suchte er sich, als er vor der Zeit Wien verließ, Ende Dezember, durch immense Trinkgelder (60000 Gulden) an die Hofdienerschaft und Geschenke an die Hofchargen ein gutes Andenken zu sichern. Die Organe der Polizei wollten einige Tage vor seiner Abreise auf seinem Schreibtisch ein Dokument wahrgenommen haben, Klagen der verschiedenen Stände seines Volkes enthaltend, und man nahm an, daß es bei seinem raschen Entschluß, Württemberg eine Verfassung zu geben, mitgewirkt habe[1]). Andere wieder meinten, und fanden ihre Meinung in Berichten aus der Umgebung des Kronprinzen bestätigt, daß „der unerwartete Staatsakt" des Königs als gegen seinen Sohn und Nachfolger gerichtet anzusehen sei, der für seinen Regierungsantritt eine Konstitution in Aussicht genommen hatte. Sollte Friedrich sich damals beeilt haben, weil er sich keiner langen Zukunft mehr versah? Nach der Ansicht der damals berühmten Wiener Ärzte hatte er bei seiner Körperfülle und seiner wenig rationellen Lebensweise nur noch ganz kurze Zeit zu leben. Es wurden aber doch noch fast zwei Jahre daraus.

Kronprinz Wilhelm von Württemberg.

Vater und Sohn haßten sich, und die Briefe, die der zweite an vertraute Personen nach Stuttgart schickte und von dorther empfing — sie fielen zum Teil der Wiener Polizei in die Hände — sind Urkunden dieses Hasses. Natürlich stand Wilhelm auch in einem ganz anderen politischen Lager als der König. In früheren Jahren hatte er nie, wie sein Vater, zum unbedingten Anhang Napoleons gehört und sich auch geweigert, eine Ehe in dessen Sinne einzugehen[2]). Jetzt erfuhr man, daß er vom Freiherrn vom Stein beeinflußt werde, dem Gegner selbständiger Souveränitäten in Deutschland, der — wie es hieß — durch ihn auf die Großfürstin Katharina und durch sie auf den Zar wirkte[3]). Denn daß er der Erkorene der Herzogin-Witwe von Oldenburg und mit ihr heimlich verlobt war, war nicht lange verborgen geblieben und bald auch den österreichischen Behörden bekannt geworden, die bis dahin eine Ehe der Großfürstin mit Erzherzog Karl für wahrscheinlich gehalten hatten. Der Prinz verkehrte nicht sehr viel in den Hofkreisen und in der großen Gesellschaft, blieb am liebsten unerkannt und ging im Frack ins Theater, um nicht in die Hofloge eintreten zu müssen[4]). Das ziemlich allgemeine Urteil über ihn, so weit es in der Wiener Aristokratie zum Ausdruck kam, lautete, er habe Geist, sei ein guter Soldat, aber ein Kritikus, etwas boshaft und neidisch und, was das Gemüt anbelange, ungefähr seinem Vater gleich.

[1]) Zum Vortrag vom 22. Januar 1814.

[2]) Zum Vortrag vom 16. Oktober 1814: „Er erklärte, nur eine deutsche Fürstin heiraten zu wollen, und soll sich die Freiheit genommen haben, in jener Zeit selbst in Paris zu sagen: „Je ne veux pas une femme de votre pagerie." (Tascher de la Pagerie.)

[3]) Zum Vortrag vom 21. Dezember 1814.

[4]) Zum Vortrag vom 26. September 1814.

Vielleicht wäre dieses Urteil glimpflicher ausgefallen, wenn man nicht von jener Verlobung mit der Schwester des Zaren gehört hätte, die um seinetwillen den Erzherzog ausschlug, nachdem Wilhelm seine Ehe mit der Tochter des Königs von Bayern in wenig delikater Weise gelöst hatte. Dazu wollte man noch wissen, daß er nebenher für die Aufmerksamkeiten anderer Frauen selbst jetzt nicht ganz unempfänglich blieb. Auch daß er seit Jahren schon an eine Stuttgarter Beamtentochter gefesselt war, die ihm wiederholt Vaterfreuden bereitet hatte, hat der Klatsch aufgestöbert [1]).

Aus des Prinzen Benehmen gegen den bayrischen Hof ergab sich, daß ihm sein Schwager, Kronprinz Ludwig, bittere Feindschaft entgegentrug, die in Wien bekanntlich einmal hart an ein Duell heranführte. Weniger bekannt dürfte sein, daß ein Blindekuhspiel der hohen Herrschaften den nächsten Anlaß dazu gab. Als nämlich der Bayer dabei die schöne Julie Zichy zu fassen kriegte, warf ihm der Württemberger vor, er sei bei diesem Fang nicht blind genug gewesen. Ludwig entgegnete, jener habe ihm stets nur unangenehme Dinge zu sagen, und begehrte Widerruf. Da ein solcher nicht erfolgte, forderte er Wilhelm zum Zweikampf heraus, der am nächsten Morgen im Prater stattfinden sollte. Der Württemberger fand sich pünktlich ein, nicht aber der Bayer, sondern ein Brief des Fürsten Wrede, der die Angelegenheit gütlich beilegte [2]). Fortan vertrug man sich, so gut es der Groll zuließ, der eigentlich erst viel später zum Schweigen kam, als die von Wilhelm verlassene erste Frau, Karolina Augusta, Kaiserin von Österreich wurde.

König Max Joseph von Bayern.

Der Zwist, der durch die Trennung der Ehe Wilhelms von Württemberg mit der bayrischen Königstochter — „einer zwar in den äußerlichen Reizen von der Natur etwas vernachlässigten, jedoch in den geistigen Eigenschaften desto vortrefflicheren Prinzessin," wie es in einem Bericht heißt — zwischen den beiden regierenden Häusern entbrannt war, zog auf dem Kongreß noch weitere Kreise. Da z. B. Stein für den Verlobten der Großfürstin Partei nahm, ward er noch mehr als bisher als Gegner des bayrischen Königshauses angesehen, und selbst des Kronprinzen Ludwig, obwohl ihm dieser politisch bisher nahe gestanden hatte. Nun nahm Stein, wie bekannt, auf Görres' „Rheinischen Merkur" Einfluß, und es fehlte darin nicht an kritischen Bemerkungen über den bayrischen Kronprinzen, die dieser wiederum Stein vorrückte, bis schließlich Cottas „Allgemeine Zeitung" im Auftrag Bayerns einen scharfen Artikel gegen den Freiherrn brachte, der mit seinen deutschen Einheitsplänen längst die Abneigung des Königs Max auf sich geladen hatte. Dazu störte auch die sächsische Frage die notorisch gute Laune des jovialen Fürsten, dessen Vorliebe für derbe Redensarten bald allgemein bekannt war, und daß er dabei von den Heimlichkeiten der Diplomaten so wenig erfuhr, ärgerte ihn nicht minder. Im Oktober sagte er einmal zu einem

[1]) Zum Vortrag vom 16. Oktober 1814.
[2]) Zum Vortrag vom 12. Oktober 1814.

Manne seines Vertrauens: „Wir leben ja hier sehr scharmant, wissen aber nicht, was endlich daraus noch werden wird. Jetzt macht es das österreichische Ministerium mit uns, wie ehedem das französische: man sagt uns nichts“ [1]). Davon blieb ihm ein gewisses Mißtrauen gegen Metternich, dem er dessen anfängliche Parteinahme für Preußen sehr übel nahm und schwer vergaß. Noch im Februar meinte er von ihm, er habe zwar Geist und Begabung, Anmut und Feinheit, dürfe aber nicht glauben, daß alle anderen Menschen blind seien [2]). Max Joseph sah in der Erwerbung Sachsens durch Preußen einen „gegen die Unabhängigkeit Bayerns gerichteten Zug“ und sprach sich sehr bestimmt für die alte Dynastie aus, der er, wie er sagte, mit 40000 Mann zu ihrem Rechte verhelfen wollte, wenn er nicht allein zu schwach dazu wäre [3]). Nur in Frankreich, das ebenfalls von vornherein für Sachsens König eintrat, sah er einen Rückhalt. Da ihm aber eine direkte Annäherung an diese Macht auf eigene Faust nicht tunlich erschien, so fragte er einmal auf einem Balle den Vertreter Spaniens, Grafen Labrador, ob er häufig Talleyrand sehe, und sagte, als die Frage bejaht wurde, er möchte ihn wohl auch gern öfter sehen, wage es aber nicht. „Übrigens,“ fuhr er fort, „mache ich Ihnen mein Glaubensbekenntnis: ich bin der Familie Bourbon ergeben“ [4]). Das Schicksal Sachsens ließ ihn auch einmal vernehmlich sagen: „Wir haben Napoleon gestürzt, weil er andere Fürsten nicht auf ihren Thronen ließ. Machen wir es besser, wenn wir Sachsen teilen?“ [5]) Und im Dezember, als er sich einmal mit den Monarchen von Österreich, Preußen und Rußland zusammenfand, rief er in die Diskussion: „Nun, wir alle haben frühere und größere Sünden auf uns geladen, als mein lieber Schwager“ [6]) (König Friedrich von Sachsen hatte seine Schwester, Marie Amalie, geheiratet).

Auf den, dem er seine Krone verdankte, kam Max Joseph ungern und selten zu reden. Einmal hat er sein gedacht, als er in Melk die schöne Kirche lobte. Als man ihm sagte, daß das auch Napoleon getan habe, erwiderte er, der hätte eine Münchener Kirche höher gestellt, doch auch „recht oft gelogen“ [7]). Herber verfuhr er mit Murat. In einem Gespräch mit dem Prinzen Leopold von Sizilien ereiferte er sich über ihn: „Natürlich muß man diesen Spitzbuben fortjagen. Doch das wäre nicht genug, hängen müßte man ihn. Wer hätte den Galgen mehr verdient als er. Ich kenne alle seine Streiche (fredaines); mich muß man über ihn befragen. Das ist ein Verbrecher, wie es nie seinesgleichen gab“ [8]).

[1]) Zum Vortrag vom 28. Oktober 1814.
[2]) Zum Vortrag vom 28. Februar 1815.
[3]) Zum Vortrag vom 7. Oktober 1814.
[4]) Interzept: Dalberg an Jaucourt in Paris, vom 8. Oktober 1814. Houssaye, „1815“, I 126, zitiert nur den ersten Teil des Gesprächs nach einem Memoire La Besnardières.
[5]) Zum Vortrag vom 21. Oktober 1814.
[6]) Zum Vortrag vom 14. Dezember 1814.
[7]) Zum Vortrag vom 3. Oktober 1814.
[8]) Zum Vortrag vom 7. Oktober 1814.

Seine Abneigung gegen eine landständische Verfassung für Bayern blieb in Wien nicht unbekannt. Man erfuhr auch, daß er, als Anselm Feuerbach im letzten Sommer seine Schrift „Über deutsche Freiheit und Vertretung deutscher Völker durch Landstände" veröffentlicht hatte, den Verfasser zu sich entbot und ihm bittere Vorwürfe darüber machte, weil er damit revolutionäre Ideen in Umlauf bringe. „Sie müssen wissen," sagte er ihm, „daß ich Stände nicht liebe" [1]). Feuerbach wurde ja auch, wie bekannt, aus München entfernt und zum Gerichtspräsidenten in Bamberg ernannt. Für eine Reichskonstitution war der König natürlich noch weniger gestimmt. Als ihm im Februar 1815 eine solche Urkunde — wahrscheinlich war es der Humboldtsche Entwurf — vorgelegt wurde, warf er sie, nachdem er eine halbe Seite davon gelesen hatte, im Unmut unter den Tisch [2]). Die Politik hatte ihm in Wien reichlich Zeit übrig gelassen, sich für die Sammlungen der Stadt zu interessieren. Er kaufte auch eine kostbare Mineraliensammlung, gab viel Geld für „Malereien" aus, und hinterließ eine gute Erinnerung.

Friedrich VI. der Däne.

So wie den Wittelsbacher hatte man in Wien auch den König Friedrich VI. von Dänemark mit großem Wohlwollen empfangen, schon seines Schicksals wegen, das ihn gelegentlich sogar um seine Fortexistenz als Herrscher der Dänen bangen ließ. Denn auch er hatte die Bundesgenossenschaft mit Napoleon zu büßen. Ende Oktober äußerte er sich einmal in dieser Art zum Fürsten von Ligne, er sei wahrhaftig wie der Vogel auf dem Zweige [3]). Es war die Zeit, in der ein Tauschprojekt Dänemark-Hannover erörtert und von mancher Seite für ausführbar gehalten wurde. Jordan z. B., Geheimer Rat des preußischen Ministeriums und von Hardenberg geschätzt, sprach sich damals über die allgemeine Lage zu einem der Vertrauten Hagers aus und wie „in Ansehung Rußlands eine große Sicherheit dadurch zu erreichen wäre, wenn Seeland englisch und der Sund und die Ostsee durch den Tausch von Hannover und Dänemark dem englischen Einfluß untergeben würden" [4]). Und im Salon des Baron Pufendorf, eines früheren Mitgliedes des Reichshofrates, sprach man von demselben Tausch als von einer „tüchtigen Nase für Kaiser Alexander" [5]). Der alte Thugut dagegen, Österreichs einstiger Minister,

[1]) Interzept: Jouffroi, dem Feuerbach die Szene mit seinem König selbst erzählt hatte, an Friedrich Wilhelm III. Stuttgart, 3. Februar 1815. Man wollte übrigens bei der württembergischen Regierung wissen, es sei im Kabinett Montgelas ein Verfassungsentwurf entstanden und nach Wien geschickt worden (doit être envoyé).

[2]) Zum Vortrag vom 23. Februar 1815.

[3]) Zum Vortrag vom 28. Oktober 1814: „Je n'entre-vois ni mon sort futur, ni la justice rendue à mes sentiments, à ma conduite et aux cruels embarras, dont je fus tourmenté. Je suis vraiment comme l'oiseau sur la branche."

[4]) Zum Vortrag vom 28. Oktober 1814. Einige Tage später äußerten sich einige „Herren vom preußischen Bureau", Hannover müsse ganz hinaus aus Deutschland, Dänemark dafür herein; „kommt das Haus Dänemark nach Hannover, so würde sich bald alles geben".

[5]) Zum Vortrag vom 27. Oktober 1814.

der als Privatmann in Wien lebte, erklärte den Tauschplan für unausführbar, und er behielt recht; er wurde nicht ernst verhandelt. Dem König Friedrich blieb sein Land, wenn auch stark durch den Verlust Norwegens reduziert, für das in dem kleinen Lauenburg, wofür man Schwedisch-Pommern an Preußen hingeben mußte, kein Ersatz gesehen werden konnte. Doch mehr hat der König in Wien nicht zu erreichen vermocht.

Friedrich VI. war nicht eben schön von Gestalt und Antlitz mit seinem Albinokopf, die meisten fanden ihn häßlich. Dazu soll er zeitweilig einen guten Trunk geliebt haben. Aber er hatte ein höchst liebenswürdiges Wesen, und als er Wien verließ, konnte Alexander von Rußland mit Recht zu ihm sagen: „Ew. Majestät nehmen alle Herzen mit fort", worauf jener mit ebensoviel Recht die bekannte Antwort gab: „Aber leider keine einzige Seele." Er war in Wien weit über die Aristokratenkreise hinaus populär geworden. Das kam von seinen abendlichen Wanderungen durch das Wiener Volksleben, auf denen ihn nur sein Ehrenkavalier, Graf Metternich, begleiten durfte. Sie erstreckten sich weit in die Vorstadt hinaus, wo denn auch bald ein süßes Mädel sich „Königin von Dänemark" nannte, was ihr von der Polizei mit Ernst verwiesen wurde. Ob es Friedrich schließlich doch gelang, wie er sehnlich wünschte, ein Nonnenkloster zu besichtigen, ist aus den Akten nicht zu entnehmen [1]).

Obgleich Friedrich VI. zu den Österreich wohlgesinnten Fürsten gehörte und sich mit Metternich von Anfang an gut verhielt, stand er doch mit seiner Umgebung unter unausgesetzter Beobachtung, so daß er einmal darüber klagte, von dem ihm zugewiesenen Kammerherrn v. Steigentesch (dem Dichter) und einem vertrauten Kammerdiener Müller fortwährend belauscht zu werden. Und er bot doch so wenig Anlaß zu Mißtrauen.

Großherzog Karl von Baden.

Er gehörte zu den unzulänglichsten Figuren des Kongresses, den er nur als gute Gelegenheit auffaßte, sich angenehm zu zerstreuen, bis er sich bei seinen nächtlichen Exkursionen mit dem Kammerjunker Bornstedt eine Erkältung holte. Sein eigener Minister, Baron Hacke, der durch Verwandtschaft und Bekanntschaft in Wien viel Umgang hatte, viel erfuhr und manches erzählte, sagte von ihm zu einem Vertrauten mit Zeichen des höchsten Mißmutes, sein Herr sei zu nichts weniger tauglich als zum Regieren, und es wäre gut, wenn er abträte [2]). Bei diesem schroffen Urteil über den eigenen Souverän mochte der Umstand mitgespielt haben, daß der Großherzog sich fast nur durch General Sensburg beeinflussen ließ, an den alle Minister und Stellen ihre Berichte abzugeben hatten. Der Vertraute wußte, wie er erzählte, in dem General die Hoffnung auf einen österreichischen Orden zu erwecken und meinte ihn dadurch ganz für Österreich gewonnen zu haben. Tatsächlich soll, wie Hacke Dalberg mitteilte, der Großherzog dem Kaiser Franz

[1]) Zum Vortrag vom 6. Oktober 1814.
[2]) Zum Vortrag vom 28. Oktober 1814.

von der deutschen Kaiserkrone gesprochen, Franz aber geantwortet haben, er wolle sie nicht, gestatte aber auch nicht, daß ein anderer sie nehme[1]). Sensburg verriet dann seinerseits dem Vertrauten — ohne wohl dessen Beziehung zur Geheimpolizei zu kennen —, sein Herr wünsche sich sehnlich das Großkreuz des Stephansordens. Aber daraus wurde nichts. Was aus Berichten und Interzepten hervorgeht, zeigt bei diesem Fürsten eine grauenhafte innere Hohlheit, die nach außen als Abneigung gegen jegliche Geschäfte bemerkbar wurde. Er soll auch, wenn der Polizeirapport richtig ist, von Metternich nie eine Einladung erhalten und sich darüber beklagt haben[2]). Nach einem Hardenbergschen Entwurf aus dem April 1814 über die Neuordnung Deutschlands, der den alliierten Mächten mitgeteilt worden war, hätte Baden den Breisgau mit 400000 Seelen an Österreich abzutreten gehabt. Der Zwist dieser Macht mit Preußen wegen Sachsens störte den Plan, und Alexander I., der Schwager Karls, konnte zu dessen Gunsten intervenieren. Gleichwohl äußerte der Großherzog sich einmal in den kritischen ersten Tagen des neuen Jahres in der Weinlaune: „Wenn der Krieg ausbricht, werde ich mich zu Österreich halten, obgleich ich vorher sehe, daß ich dadurch meine Schwester (die Zarin) aufopfere. Denn Alexander wird eine so gute Gelegenheit, sie loszuwerden, nicht versäumen. Allein ich kann nicht anders, besonders sobald Frankreich mit Österreich ist“[3]).

Herzog Karl August von Weimar.

Goethes fürstlicher Freund verdiente wohl, daß sein Aufenthalt auf dem Kongreß zum Gegenstand einer besonderen Darstellung gemacht würde[4]). Von seinen politischen Plänen, deren Horizont sich vor dem Kongresse weithin, über das ganze Sachsen, erstreckt hatte, soll hier, da die Polizei nicht viel davon erfuhr, auch nur wenig die Rede sein. Er schränkte sich in Wien auf das Projekt eines Direktoriums über die thüringischen Lande ein, stieß aber auch damit bei Gotha auf Widerstand, und hat dann im Januar, als es sicher war, daß ein Stück Sachsens dem Königlichen Hause bleiben werde, nur noch „ein Abwechseln der beiden Wettiner Linien beim künftigen Deutschen Bunde“ empfohlen, „da die katholische immer nach dem Süden neigen würde“[5]).

[1]) Zum Vortrag vom 14. Oktober 1814.

[2]) Zum Vortrag vom 28. Dezember 1814.

[3]) Zum Vortrag vom 3. Januar 1815. Es war bei einem Souper beim badischen Oberstlandmarschall. Sensburg war dabei, und vielleicht derjenige, der das Detail mitteilte.

[4]) Hoffentlich bleibt Baron Egloffstein, der bereits in der „Deutschen Rundschau“ von 1908 von des Herzogs politischen Bemühungen vor dem Kongreß erzählt hat, seiner Absicht treu, dessen Auftreten in Wien zu schildern.

[5]) Siehe bei Rühl, Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens, I 352, den Brief v. Gersdorffs, des Ministers Karl Augusts, an den preußischen Finanzrat Stägemann. Dazu gibt es eine Denkschrift an den Zaren vom 11. Januar 1815, worin der Herzog, der schon im September die Großherzogswürde für sich begehrt hatte — er hat sie wirklich erreicht —, „wenigstens abwechselnd mit dem jedesmaligen Chef des albertinischen Hauses Sitz und Stimme im ersten Rat des Deutschen Bundes“ wünschte. (Weimarer Staatsarchiv.)

Er schränkte seine Ziele hauptsächlich deshalb ein, weil seine russische Schwiegertochter sich für eine Vergrößerung des weimarer Landes auf Kosten Sachsens bei ihrem Bruder Alexander nicht verwenden wollte. Karl August, der ursprünglich der Anschauung gewesen war, das sächsische Land dürfe nicht an Preußen fallen, sondern müsse den Wettinern erhalten bleiben, wich nun davon ab und suchte sich mit Friedrich Wilhelm zu verhalten, um aus dem preußischen Anteil sächsischen Bodens eine Ausdehnung seines Territoriums zu erreichen, wie sie Hardenberg im April für ihn vorgesehen hatte. Der Zeitpunkt dieser Umkehr wird vielleicht dort zu suchen sein, wo er sich von einer Kollektivschrift der sächsischen Herzogtümer zu Gunsten des Königs von Sachsen ausschließt [1]). Oder dort, wo er seine frühere Ansicht von der Vortrefflichkeit eines deutschen Kaisertums in den Händen des habsburgischen Hauses im Stiche läßt. Dann erklärte er im Vertrauen, man wäre in Preußen „ein Esel", unter so günstigen Umständen, da Österreich ohne Geld keinen Krieg führen könne, in der sächsischen Frage nachzugeben, und meinte dazu, auch der Wiener Hof sollte zugreifen und sich den erzgebirgischen Teil von Sachsen nicht entgehen lassen [2]). Das war wohl, als man über ihn rapportierte, er stecke immer bei der Oldenburg und beim König von Preußen und habe in dem preußisch-sächsischen Schauspiel eine der ersten Rollen inne [3]).

Karl August gab sich aber in Wien nicht bloß als Politiker, sondern als ein Fürst, der noch andere Interessen hatte. Und wenn es auch zur Legende gehört, daß er die Wiener erst auf die Bedeutung ihrer Ambraser Sammlung aufmerksam gemacht habe, so ist doch richtig, daß er sich mehr als ein anderes fürstliches Haupt um die geistigen Schätze Wiens bekümmert hat: das kaiserliche Naturalienkabinett, insbesondere die mineralogische Abteilung, fand an ihm einen rückhaltlosen Bewunderer, und auch die Bestände der Hofbibliothek wußte er gebührend zu bewerten. Nur meinte er, sie seien nicht entsprechend würdigen Händen anvertraut („das Bibliothekspersonal ist bei Gott scelerat, da denkt kein einziger" [4]). Gegen dieses harte Urteil kann man einwenden, daß damals der berühmte Slawist Kopitar und der Kupferstecher Adolf Bartsch an der Bibliothek Stellungen hatten. Übrigens wurde dem Herzog sein Interesse an den Wiener Sammlungen von der Bevölkerung, die auf diese Dinge sehr stolz war, hoch angerechnet. Und daß er bei der großen Schlittenfahrt im Januar von den Souveränen der einzige gewesen war, der das Schlittenrecht (seine Dame zu küssen) in Anspruch nahm, machte

[1]) „Le duc de Weimar qui s'était toujours si fortement prononcé n'a pas voulu s'y joindre", heißt es in einem Polizeirapport.

[2]) Zum Vortrag vom 27. Januar 1815.

[3]) Zum Vortrag vom 6. Februar 1815. Einmal taucht in den geheimen Berichten die Notiz auf, auch Goethe, der von Wien fern geblieben war, sei zur diplomatischen Arbeit herangezogen worden, was aber durch nichts zu erhärten ist. Zum Vortrag vom 22. März 1817: „Goethe hat die Note des Herzogs von Weimar in betreff der deutschen Angelegenheiten geschrieben." Eine Anfrage beim Großherzogl. Geheimen Haupt- und Staatsarchiv in Weimar ergab einen negativen Bescheid.

[4]) Zum Vortrag vom 27. Oktober 1814.

ihn dem leichtlebigen Völkchen nur noch sympathischer[1]). Viel mehr wußte die Wiener Polizei nicht von ihm zu erzählen. Er aber hat in seinen Briefen an die Herzogin daheim mancherlei mitgeteilt, was ihn in wichtigen Dingen gut unterrichtet zeigt. Man darf ihn politisch nicht überschätzen. Sein Trachten ging im Grunde doch nur auf Vermehrung seines Landbesitzes und auf Erhöhung seiner fürstlichen Geltung. Übersehen aber darf man ihn noch weniger. Das Kongreßbild wäre nicht vollständig ohne ihn.

Talleyrand.

Der Minister Frankreichs kam mit einer ausführlichen, von ihm selbst mit Hilfe des ihm unentbehrlichen La Besnardière verfaßten Instruktion nach Wien, die sich sowohl gegen Alexanders polnische Pläne als auch gegen Friedrich Wilhelms Absichten auf Sachsen und überdies wider Murats Fortexistenz auf dem Throne von Neapel wandte, das ebenso wie Toskana und Parma der Familie Bourbon wieder gewonnen werden sollte. Es ist bekannt und oft geschildert worden, daß er sofort gegen die präliminaren Beratungen der vier ehedem alliierten Mächte Österreich, Preußen, Rußland und England protestierte, obgleich solche Beratungen im Pariser Frieden, den er selbst unterzeichnet hatte, vorgesehen waren, und daß er sich nur den Beschlüssen des vollen Kongresses fügen zu wollen erklärte. Dabei hat er eine Theorie vom Kongreß im althergebrachten Sinne vertreten, die mit der Auffassung Metternichs, Castlereaghs und Humboldts durchaus kontrastierte. Diese meinten, die Wiener Zusammenkunft sei wegen der gleichzeitigen Anwesenheit der Monarchen und ihrer Minister an einem Ort bloß als ein wertvoller Behelf zur schleunigeren Erledigung der Geschäfte anzusehen und habe mit den Förmlichkeiten früherer Kongresse, auf die Talleyrand verwies, nichts gemein. Dieser erreichte dann zwar, daß außer ihm und dem Vertreter Spaniens auch noch die zwei übrigen Unterzeichner des Pariser Friedens: Portugal und Schweden, in ein Achter-Komitee für allgemein europäische Angelegenheiten aufgenommen wurden, das unter Metternichs Präsidium mit Gentz als Protokollführer tagen sollte und auch tatsächlich Sitzungen hielt; er konnte es aber nicht hindern, daß jene „Vier" die sächsische und die polnische Frage der vertraulichen Unterhandlung unter sich vorbehielten[2]). Da lesen wir dann in den Polizeirapporten, daß er sich noch Wochen lang — anders als er dies seinem König darstellte — recht vereinzelt gefühlt habe. Jedenfalls hat er sich erst zu voller Geltung gebracht, als die Vier in ihren Sonderverhandlungen über jene beiden Fragen uneins wurden und England und Österreich der drohenden

[1]) Zum Vortrag vom 26. Januar 1815.

[2]) Die Auffassung Sorels im VIII. Bande seines Werkes „L'Europe et la Révolution" (S. 387): „Talleyrand hatte seitdem (30. September 1814) Zutritt zu allen Konferenzen und seine Isoliertheit war vorüber," ist unhistorisch. Der walachische Agent Bellio schrieb auf eine von Gentz empfangene Mitteilung hin am 3. Oktober an den Hospodar: „Gestern sind die Bevollmächtigten der vier Mächte aufs neue zusammengetreten und übereingekommen, an ihrer ursprünglichen Bestimmung und dem Gange, den sie sich vorgezeichnet, nichts zu ändern." (Interzept.) Und so war es.

Haltung Rußlands und Preußens gegenüber seine Unterstützung annahmen. Seitdem galt er in der öffentlichen Meinung von Wien als der bedeutendste unter den anwesenden Diplomaten, mit dem sich an Ansehen nur noch Wilhelm von Humboldt messen könne[1]). Die Geschichtschreibung wird dieses Urteil nicht ohne einige Einschränkung hinnehmen.

In der Zeit, als Metternich und Hardenberg noch zusammenhielten und jener selbst zur Aufopferung Sachsens bereit war, da sprach Talleyrand sich recht erbittert über ihn aus. Denn der österreichische Minister hatte sich zwar für den leichtmöglichen Fall, daß der König von Preußen in der polnischen Frage nicht mit seinem Kanzler ging, den Weg zu Frankreich — hinter dem Rücken Talleyrands — offen gehalten, monatelang aber keine Miene gemacht, ihn zu betreten. „Dieser Mensch", sagte da Talleyrand, „erscheint mir nicht als der erste Minister des Hauses Österreich, denn er entthront die Mitglieder der kaiserlichen Familie eins ums andere, schließlich auch noch seinen Herrn" (Il finira par son maître même). Ein andermal meinte er: „Metternich wird noch die Hand dazu bieten, die Schwester seines Monarchen ihrer legitimen Erbschaft zu berauben[2]). Das stand in demselben Rapport, worin es hieß, die Preußen bezeichneten es als das größte Unglück, das Deutschland und Österreich treffen könnte, wenn Metternich, wie das Gerücht ging, das Portefeuille niederlegen wollte. In der Zeit der politischen Isolierung der Franzosen, im Oktober, erschien das Haus ihrer Mission in der Johannesgasse der Polizei „wie ein verschlossenes Kastell", und es gelang nur „angestrengten Bemühungen" der Polizei, daraus „einige Schriften zu interzipieren". Damals arbeitete Talleyrand häufig nur mit seinem Sekretär Rouen, mit dem er auch speiste, und klagte dem Fürsten von Ligne gelegentlich, daß der König von Preußen mit ihm schmolle, der Kaiser von Rußland ihm nichts sage und der Kaiser von Österreich ihm ausweiche[3]). Und er hielt damals auch nach anderen Seiten mit abfälligen Äußerungen nicht zurück. Bei den weitgehenden Ansprüchen Alexanders I. auf Polen schien es ihm, „als hätte man mehr den Erfolgen als den Grundsätzen Napoleons den Krieg gemacht; man dürfe nicht einen Koloß stürzen, nur um einen anderen aufzurichten"[4]). Und zu Beauharnais: das Diner gehe wohl bald zu Ende, er fürchte nur, es werde Kanonenkugeln zum Nachtisch geben[5]). Unterdessen suchte er bekanntlich an die kleineren deutschen Staaten heranzukommen: an Baden, Hessen und andere, deren Vertreter er zu sich einlud. „Wir gehen nicht gerne

[1]) „Im Publikum wird nur von zwei eminenten Personen als zwei Athleten gesprochen, die einander gegenüber stehen, Talleyrand und Humboldt. Die übrigen Gesandten werden wenig genannt und scheinen wenig Effekt zu machen." (Zum Vortrag vom 9. Februar 1815.) „Talleyrand und Humboldt stehen einander gegenüber wie die großen Widersacher und Sprecher. Die übrigen Kongreßbesucher scheinen mehr sekundäre Rollen zu spielen." (Zum Vortrag vom 8. Februar 1815.)

[2]) Gemeint war die Erzherzogin Therese, die Gemahlin des Prinzen Anton von Sachsen. (Zum Vortrag vom 2. November 1814.)

[3]) Zum Vortrag vom 18. Oktober 1814.

[4]) Interzept: Loewenhjelm, der Gesandte Schwedens, nach Stockholm, 26. Oktober 1814.

[5]) Zum Vortrag vom 3. November 1814.

hin," sagten sie, „denn es macht bei Österreich, Preußen und Rußland Aufsehen"[1]). Aber sie gingen doch. In diesen Wochen notgedrungener Zurückgezogenheit war ihm ein Tonkünstler, den er aus Paris mitgebracht hatte, ein wertvoller Hausgenosse geworden. Das war der Kompositeur Neukomm, ein Schüler Haydns und der Lehrer der damals in Wien vielgefeierten Sängerin Milder, ein Salzburger von Geburt, der ehedem längere Zeit in Wien gelebt hatte, und Talleyrand dürfte ihn wohl auch wegen seiner Kenntnis der Wiener Verhältnisse mit sich genommen haben. Die Polizei überwachte ihn denn auch sofort, überzeugte sich aber rasch von seiner gänzlichen Harmlosigkeit. Es kam nun vor, daß der Minister manchmal zwei Tage hindurch daheim kein Wort sprach; da ließ er Neukomm in seinem Salon stundenlang auf dem Klavier spielen, schrieb dabei oder saß still vor sich hinsinnend[2]).

Seine politische Charakterlosigkeit war, wie seine Geldgier, in Wien vielen wohlbekannt, und es zirkulierte eine Karikatur, die ihn mit sechs Köpfen zeigte, deren jeder „Vive" schrie, aber jeder etwas anderes leben ließ: „Vive la République", „Vive l'Égalité", „Vive l'Empereur" usw. Jetzt meinte er sich der Welt des alten Europa dadurch zu empfehlen, daß er sich als selbstlosen Anwalt der Legitimität einführte und nebenbei für sich geltend machte, wie Napoleon ihm schon vor sieben Jahren mißtraut habe, worauf ihm einmal Ligne erwiderte, er (Ligne) habe ihm schon vor zwanzig Jahren nicht getraut[3]). Der leise mit tiefem Organ sprechende Mann mit den steinernen Zügen im Antlitz war, von seinem Klumpfuß ganz abgesehen, keine anziehende Erscheinung. So sehr man auch Geist und Witz an ihm bewunderte, so mochte ihn doch niemand. Schon daß er alles, was er sagte, immer als etwas Bedeutendes hingestellt wissen wollte, mißfiel. Auch Alexander konnte ihn nicht leiden, wie die Bagration verriet[4]). Daß er die Idee hatte, Napoleon von Elba durch einen Gewaltstreich zu entfernen, erfuhr die Wiener Polizei durch Chiffons aus Dalbergs Papierkorb. Talleyrand wollte auch mit Castlereagh und Metternich darüber gesprochen und jenen bereits für den Plan gewonnen haben, während der Österreicher noch widerstrebte, wie er seinem König meldete. Es waren aber nur Gespräche ohne Form und Folgen. Zu ernsten Verhandlungen ist es darüber gar nicht gekommen; Talleyrand selbst entschloß sich nicht dazu und sprach dann die Meinung aus, der Souverän von Elba sei ohnehin bereits ein toter Mann[5]). Es war dies eines von verschiedenen

[1]) Zum Vortrag vom 1. November 1814.

[2]) Zum Vortrag vom 26. Oktober 1814.

[3]) Zum Vortrag vom 22. Oktober 1814. Le Pce de Ligne a dit à Talleyrand: „Vous jouez à présent un bien grand rôle, vous êtes le roi de France et Louis XVIII doit danser comme vous le voulez, sans quoi il s'en trouverait mal." Talleyrand répondit: „Prince, il y a 7 ans que j'étais soupçonné par Bonaparte." „Quoi", répondit le prince vivement, „7 ans, et moi, il y a 20 ans que je vous soupçonnais."

[4]) Zum Vortrag vom 4. November 1814.

[5]) Siehe hierüber meinen Napoleon I., III 307. Jahrzehnte später, am 13. März 1851, schrieb Metternich aus Brüssel an Lord Londonderry, der seinerzeit als Lord Stewart, Gesandter Englands und Bruder Castlereaghs, an dem Kongreß teilgenommen

unzutreffenden Urteilen, die er damals in Wien mit überlegener Miene von sich gab.

Inzwischen hatten sich im November und Anfang Dezember die Dinge auf dem Kongreß, der Uneinigkeit der Vier wegen, derart verwirrt, daß sich am 3. Januar 1815 Österreich und England mit Frankreich alliierten, das damit wieder vollwertig geworden war, und es bleibt das große Verdienst Talleyrands, die günstige Konjunktur aufs geschickteste ausgenutzt zu haben. Geschaffen, wie er seinem König einreden wollte, und wie man in Frankreich heute noch zu glauben scheint, hatte er sie nicht[1]). Nun aber setzten sich Metternich und der Engländer kräftig dafür ein, daß auch er in die fortan regelmäßigen Beratungen der vier Mächte über Sachsen und Polen als Repräsentant der fünften Großmacht aufgenommen wurde, worauf dann das Komitee „der Fünf" zu dem bekannten Vergleich gelangte. In den vorausgehenden Wochen des Januar sagte Talleyrand einmal etwas hochmütig zu dem Deutschamerikaner Vollmann über die anderen: „Sie haben weder den Mut, sich offen zu verfeinden, noch Verstand genug, sich zu verständigen"[2]). Man war aber längst schon auf dem Wege, sich zu einigen, und von den „Kanonenkugeln zum Dessert" wollte niemand etwas wissen. Talleyrand hatte den Verstand der anderen unterschätzt. Und ebenso ging es ihm mit der Lebenskraft Napoleons. Der Mann von Elba war noch keineswegs tot, sondern verließ plötzlich seine Insel. Anfänglich wußte niemand in Wien, wohin er sich gewandt haben mochte, und darüber kam auch Talleyrand in Unruhe. Zwar trug er, wie immer, seine kühle Überlegenheit zur Schau und meinte, das sei zwar ein Meisterstreich des Korsen, er habe ihn jedoch erwartet und auch dem König davon geschrieben[3]). Aber das war nicht die Wahrheit. Seine Berichte an Ludwig XVIII. enthalten nichts von solcher Voraussicht. Dagegen meldet ein Polizeirapport dieser Tage (12. März): „Die Ruhe, die der Herzog von Benevent auch jetzt zur Schau trug, war nur eine scheinbare; da er aber viel Gewalt über sich hat, merkte man ihm nichts an." Tatsächlich war man dahinter gekommen, daß er, als er am 8. März nach Preßburg gefahren war, dort der Prinzessin von Lothringen,

---

hatte: er könne mit bestem Gewissen versichern, daß damals „weder offiziell noch vertraulich, noch in irgend einer Form, die etwas anderes gewesen wäre als der Ausdruck eines individuellen Gedankens, über eine Versetzung Napoleons, sei es nach St. Helena oder anders wohin, verhandelt wurde". (Konzept in Plaß. Durch die Güte Hans Schlitters.)

[1]) Seine Bemühungen, unter der Hand die kleinen Staaten und einzelnen Männer von Einfluß zu gewinnen, hatten nur eine vorbereitende Wirkung gehabt. Gentz schreibt im November ein Memoire über die Notwendigkeit einer Verbindung Österreichs mit Frankreich und einen Brief an Schwarzenberg, der auf Metternich drücken sollte (s. unten). Die Entscheidung brachte aber doch die Hartnäckigkeit des Zaren, die Talleyrand nicht zu erschüttern vermochte, und der Stimmungswechsel in England, auf den er keinen Einfluß hatte.

[2]) Interzept: Vollmann an Frau Reinhard in Paris: „Ils n'ont ni le courage de se brouiller ni l'intelligence de s'entendre." 24. Januar 1814.

[3]) Zum Vortrag vom 11. März 1815.

wie ein anderer Rapport erzählt, seine große Aufregung eingestanden und Zweifel über den französischen Kriegsminister Soult geäußert hatte[1]). Auch dieser Zweifel war nicht gerechtfertigt. Denn Soult wurde zwar nachher der Generalstabschef Napoleons, im Komplott mit ihm oder seinen Anhängern hatte er aber keineswegs gestanden. In die Irre ging Talleyrand vollends damit, daß er aufs bestimmteste annahm, Napoleon werde sich nach Italien gewendet haben, was ihm seines Herzogtums Benevent wegen noch besondere Sorge machte. Hier beschämte ihn ein kleiner Sekretär im Dienste der Kaiserin Maria Louise. Der wußte nämlich, daß man bei Grenoble einen größeren Truppenkörper sammle, und setzte voraus, daß es Napoleon ebenfalls wisse und darum dorthin marschieren werde, wie es auch wirklich geschah. Als es dann bekannt geworden war, daß er in Cannes ans Land gegangen sei, wurde Talleyrand ruhiger und prophezeite nun, „daß dieser Mensch, der nicht in einer Tragödie enden wollte, in einer Posse enden wird“[2]). Es war keine Posse, sondern ein blutiges Drama, das in den nächsten Monaten zu Ende gespielt wurde, und Talleyrand selbst hatte bange Zeiten durchzuleben. Wußte er denn nicht, wie es in Frankreich stand, und hatte er die Stimmung in der Armee nicht gekannt, die sich sofort Napoleon zuwandte und die man erst auf Schlachtfeldern bekämpfen mußte? Die Wiener Polizei war da aus ihren Interzepten genauer informiert. Sie wußte z. B., daß am 25. Februar, eben als Napoleon sich zur Abfahrt von Elba rüstete, am Louvre folgendes Pasquill angeschlagen worden war:

Warum ist der König in Gamaschen?
Weil es im Februar kalt ist.
Was wird er im Mai tun?
Er wird in Strümpfen gehen. (Il sera en bas.)[3])

Nun war Ludwig XVIII. schon im März „herunter“, und es half nichts mehr, wenn Talleyrand jetzt dem Zaren darüber Vorwürfe machte, daß er im Vorjahr Napoleon auf Elba belassen hatte[4]). Es gab nun wieder einen Kaiser der Franzosen, wenn auch nur für hundert Tage.

Zu Ende Januar, als bereits allgemein der Gedanke an Krieg unter den einst Verbündeten aufgegeben war, ging eines Abends bei Talleyrand das Gespräch um das Ergebnis des Kongresses. Da sagte er ein zutreffendes Wort. Einer gedachte der Vertreter des Malteserordens, und wie unzufrieden sie seien, und der Hausherr erwiderte: „Recht so, jeder muß ein wenig unzufrieden fortgehen, jeder irgendein Opfer bringen. Aus diesen Opfern erwächst der Zusammenklang aller, das allgemeine Wohl“[5]).

---

[1]) Ebenda.

[2]) Zum Vortrag vom 13. März 1815: „Que cet homme, n'ayant par voulu finir par une tragédie finirait par une farce.“ In Wien erzählte man sich auch, er habe zum König von Preußen gesagt, er fürchte nichts von der Landung Napoleons, denn sie schaffte nur die Gelegenheit, ihn hängen zu lassen. Man müsse ihn nur erst haben, erwiderte der König. (Ottokar Thon. Ein Lebensbild. Herausgegeben von Therese Böhlau. Aufzeichnung vom 21. März 1815.)

[3]) Zum Vortrag vom 14. März 1815.

[4]) Zum Vortrag vom 15. März 1815.

[5]) Zum Vortrag vom 28. Januar 1815.

Hardenberg und Humboldt.

Fürst Hardenberg, der preußische Staatskanzler, galt auf dem Kongreß für den fleißigsten Staatsmann. Und dieses Urteil, das unwidersprochen blieb, war gerechtfertigt. Schon im April, noch in Paris, hatte er bereits einen umfassenden Plan der Neueinrichtung Europas ausgearbeitet und im Sommer einen Verfassungsentwurf für die deutschen Staaten aufgezeichnet, den er dann in Frankfurt mit Stein und Solms-Laubach durchsprach. Kurz, er kam gerüstet, wie kein anderer, nach Wien und war dann auch hier rastlos tätig, er und Humboldt und die preußischen Räte[1]). In jenem Plane vom April hatte er, außer Sachsen, noch ein umfangreiches Territorium vom Herzogtum Warschau für Preußen gefordert (über 1 300 000 Einwohner), denn er hielt, wie bereits gesagt, große Stücke auf den Besitz polnischen Landes, etwa wie später Bismarck, der einmal zu General Fleury, dem Adjutanten Napoleons III., sagte: „Lieber sterben, als unseren Besitz in Posen in Frage stellen lassen." Mit dieser Anschauung und solchen Forderungen stand Hardenberg ganz auf seiten Metternichs, der seinerseits vor allem die von Alexander angestrebte polnische Erwerbung möglichst eingeschränkt wünschte. Und als der Zar von solcher Einschränkung nichts hören wollte, äußerte Hardenberg im Kreise seiner Beamten unverhohlen seine Unzufriedenheit mit dem, was er „russische Anmaßungen" nannte[2]). Nachdem dann Hardenberg von Metternichs Politik abkommandiert worden war und es einen Augenblick schien, als ob Alexander I. sich doch zu Zugeständnissen herbeilassen wollte, da erklärte sich der Kanzler bereit, um der beanspruchten polnischen Gebiete willen und um den Zusammenhang mit Österreich nicht völlig zu verlieren, von Sachsen etwas nachzulassen. Da war es aber, wo Humboldt, der Gesandte in Wien, dessen wertvolle Unterstützung der schwerhörige Kanzler nicht entraten konnte und der Preußen mit auf dem Kongreß vertrat, sich von ihm trennte, an der Erwerbung von ganz Sachsen festhielt und den Zar, bei dem er hoch in Geltung stand, sei es selbst oder durch Steins Vermittlung, zu bestimmen suchte, von seinen polnischen Forderungen nicht abzugehen[3]). Fürst Adam Czartoryski sekundierte, und Alexander beschränkte seine Konzessionen

[1]) Eine Stichprobe aus den täglichen Detektivberichten über den Kanzler vom 14. Oktober stellt fest, daß er von 8½—10 Uhr vormittag mit Jordan gearbeitet, von 12—2 den Besuch seines Königs empfangen, dann mit Münster, Linden, Graf Hardenberg und Humboldt bei Metternich konferiert und nach einem Diner bei Humboldt von 8—10 Castlereagh in Geschäften bei sich gesehen habe. Das Tagebuch erwähnt nur den Besuch des Königs, das Diner bei Humboldt und daß der Geheime Staatsrat Béguelin bei ihm gewesen sei, den der Vertraute mit Castlereagh verwechselt haben mochte.

[2]) Zum Vortrag vom 21. Oktober 1814.

[3]) Die Beweise hierfür werden anderswo zu liefern sein. Daß auch Metternich bis tief in den November hinein Hardenberg noch nicht aufgab, zeigt Gentz in dem bereits angeführten Schreiben vom 21. an Schwarzenberg, worin er Klage darüber führt, „daß der Fürst Metternich noch auf hundert schwache Palliativmittel denkt, um unserer unvermeidlichen Trennung — ich sage Trennung, nicht Bruch — von Preußen zu entgehen." Schwarzenberg möge „eine bestimmte und kategorische Sprache führen". (Original auf Schloß Worlik. Gütige Mitteilung des Fürsten Karl Schwarzenberg.)

derart, daß Preußen auch weiterhin auf ganz Sachsen bestand und für dessen König eine Entschädigung am Rhein in Vorschlag brachte, der vor allem England nicht zustimmte[1]).

In diese kritische Zeit — oder noch vorher — könnte Hardenbergs Demissionsgesuch gefallen sein, das abzulehnen Knesebeck dem König geraten haben soll. Hier war es, wo auch Stein sich wieder von Hardenberg entfernte und Solms-Laubach, Steins Satellit, den Kanzler einen „beschränkten Kopf" nannte, was er gewiß nicht war. Hardenberg klagte dann bei dem Bankier Arnstein darüber, wie unangenehm ihm der Wiener Aufenthalt täglich gemacht werde; eine Klage, die übrigens auch Humboldt hören ließ, bei dem sie aber auf die gescheiterte Absicht zurückgeführt wurde, Hardenberg zu ersetzen[2]). Als dann im Dezember Metternich sich endlich doch von Hardenberg trennte und nun nur noch eine kleinere Hälfte Sachsens an Preußen gelangen lassen wollte, fanden sich die beiden preußischen Staatsmänner wieder zusammen. Nur daß jetzt, nachdem Alexander doch etwas größere Zugeständnisse machte, Hardenbergs Geltung überwog[3]).

Die polizeiliche Überwachung Hardenbergs führte im Oktober zu einer Entdeckung, die jedoch aus zu trüber Quelle kam, als daß sie schlechthin

---

[1]) Zum Vortrag vom 3. Dezember 1814. Dalberg sagte zu **: „Der russische Kaiser werde jetzt von Czartoryski, Baron Stein und Capodistrias regiert; die Russen seien furios über ihren Kaiser, der von drei Nichtrussen regiert werde." Zum Vortrag vom 6. Dezember: Graf Ossulinski zu **: „Der Zar arbeite täglich zwei bis drei Stunden mit Czartoryski." Zum Vortrag vom 4. Dezember 1814: „Das preußische Kabinett wirkt unmittelbar auf Rußland, indem es zwar für seinen Teil zurückzutreten scheint, dessenungeachtet aber alles Mögliche aufbietet, damit Rußland dem Wunsche, Polen zu besitzen, nicht entsage. Bis zu diesem Augenblicke hat daher die Humboldtsche Partei, zu welcher alle Kabinetts- und Staatsräte gehören, die Oberhand. Hardenberg ist ziemlich friedlich gesinnt." (Hebenstreit von Karl Müller.) Es waren nicht alle Staats- und Kabinettsräte der Humboldtschen Ansicht. Von Jordan z. B. meldet ein Bericht, er sei durchaus dagegen gewesen. Auch von Jacobi-Kloest ist das Gleiche bekannt. Andere Rapporte halten daran fest, daß es zwei preußische Parteien gebe, eine radikale und eine moderierte. (Zu Vorträgen vom 2. Dezember 1814 und im Januar) Rapporte vom 24. und 29. November 1814 melden aus dem preußischen Lager, „daß an der jetzigen Spaltung hauptsächlich Herr v. Humboldt schuld sei, weil er den Kaiser von Rußland immer zu bestimmen suche, auf Polen nicht Verzicht zu tun, welches dann die natürliche Folge hat, daß Preußen die sächsischen Länder in Besitz erhalten will." Man wollte übrigens schon Ende September wissen, Humboldt und Hardenberg „ständen nicht gut zusammen". (Zum Vortrag vom 30. Oktober 1814) Humboldt zog sich durch diese seine Haltung übrigens auch den Ärger Karl Augusts zu, der am 17. November 1814 an seine Gemahlin nach Hause schrieb, „ce fichu Chinois de Humboldt" sei der Urheber und Beförderer alles Üblen, das Preußen tue, während Hardenberg in der Sache Sachsens nachgeben wolle. „Hardenberg voudrait céder par rapport au Roi de Saxe, mais Humboldt empêche tout." (Weimarer Staatsarchiv.)

[2]) Zu Vorträgen vom 17. und 25. November 1814.

[3]) Zum Vortrag vom 29. Dezember 1814: „Graf Skarbek erzählte, die Polen seien durch die Entfernung Humboldts sehr deconcertiert". Dagegen wußte die Gräfin Rechberg zu erzählen, Humboldt habe Hardenberg durch den König zwingen lassen, „die gewissen Papiere mit den Privatbilletts vorzulegen" (d. i. die vertrauliche Korrespondenz mit Metternich). (S. oben.)

Glauben verdiente. Ein Vertrauter, ein Italiener, meldete eines Tages, „der preußische Minister" habe von Eugen Beauharnais hunderttausend Dukaten in Empfang genommen; der Vertreter Sardiniens, Graf S. Marsan, habe davon gesprochen. Hager unterbreitete die Mitteilung ohne eine weitere Bemerkung dem Kaiser, gab aber zugleich Auftrag, über die Person jenes „preußischen Ministers" ins klare zu kommen. Zwei Wochen später schwor der Berichtleger — offenbar nicht „höheren Standes" —, es sei Graf (!) Hardenberg gewesen, der die 100000 Zechinen von dem Fürsten Boernais (!) angenommen habe, und berief sich wieder auf die sardische Mission[1]). Natürlich konnte von dem Grafen Hardenberg, dem Gesandten und Vertreter Hannovers, keine Rede sein. Aber auch der Fürst kam für Beauharnais wohl kaum in Betracht. Sein Name erscheint in dessen Korrespondenz mit seiner Gemahlin gar nicht, und es bestand wohl auch kaum eine Veranlassung, nahezu eine Million Mark an ihn zu wenden. Eugen hatte in Paris ein „Etablissement" vertragsmäßig zugestanden erhalten, hatte dazu das Ehrenwort Alexanders und kräftige Versprechungen Metternichs. Wozu sich noch um Hardenberg bemühen? Doch wie die Sache auch sei, interessant ist jedenfalls die gemeldete Beteiligung S. Marsans an dem Klatsch. S. Marsan kannte Hardenberg von Berlin her, wußte wohl auch, daß dessen Vermögensverhältnisse nicht immer die geordnetsten waren, und notiert einmal in Wien am 13. Oktober, als er dort gespeist hatte, die Bemerkung in sein Tagebuch, daß der Kanzler zweitausend Gulden täglich ausgebe[2]). Im übrigen fehlt der Sache jede nähere Beglaubigung. Etwas besser begründet ist eine andere Angelegenheit gleicher Art. Der Vertraute, der zur Beobachtung des Fürsten Radziwill aufgestellt war, meldete am 25. Oktober: „Am 24. kamen die zwei Hofjuden des Kaisers Alexander, welche ihm (Radziwill) einen Sack mit Geld überbrachten. Es kam noch der Sekretär des Fürsten Czartoryski, der (russische) Staatsrat v. Ott und Fürst Rohan. Als dieser wegging, gab er (Radziwill) Befehl, daß man niemand mehr vorlassen möchte, und arbeitete dann bis 4 Uhr. Um 4½ Uhr fuhr er zum Fürsten Hardenberg (!) zum Speisen, nahm aber den von den Juden erhaltenen Geldsack mit und ließ ihn dort." Der Zar fuhr am Abend desselben Tages, nach jener stürmischen Unterredung mit Metternich, nach Ofen, wo er den von seinem Kanzler entfernten König von Preußen von dessen Politik zurückbringen will. War das Geld für Hardenberg bestimmt? Etwa ein Geschenk Alexanders? Wenige

[1]) Im Rapport vom 8. Oktober (irrtümlich Settembre) steht: „Il cosi detto Principe Beauharmais ha guadagnato il ministro di Prussia con cento mila zecchini (il tutto derubato all' Italia, ben s'intende, e facenti parte de' 24 millioni seco condotti quando parti per la Baviera) e questo é il soggetto del discorso tenuto giovedi dal ministro sardo a me." Im späteren Bericht heißt es: „E il Conte Hardenberg che ha preso di certo li 100 milla zecchini dal Principe Boernais, ne parlai tutt' oggi col segretario di S. Marzan, e tutti convengono, quindi riguardo questo come cosa d'evangelio." Zu den Vorträgen vom 9. und 27. November 1814.

[2]) Rinieri, Corrispondenza dei Cardinali Consalvi e Pacca, LIX. Er ist gewissenhaft genug, unter einem anzuführen, daß er selbst an jenem Tage in drei Robbern Whist 962 Gulden verspielt habe.

Tage nachher merkt der Kanzler in seinem Tagebuch die Dotation mit Neuhardenberg durch seinen König an. Möglich, daß der Zar ihn zu gleicher Zeit beschenken und ihn wohl auch für seine Pläne günstiger stimmen wollte. Das Tagebuch erwähnt übrigens den Besuch Radziwills am 24. nicht, während es die Anwesenheit Steins bei Tische verzeichnet. Man ging seitens der Polizei der Sache nicht weiter nach, und ihre Papiere sprechen nicht mehr von dergleichen.

Metternich.

Von dem leitenden Minister Österreichs ist vorher schon so oft die Rede gewesen, daß nach den Aufzeichnungen der Polizei nicht mehr allzu viel zu sagen übrig ist. Wie er den Kongreß auffaßte, wie er zu Alexander I. stand, wie er sich zu Hardenberg und in der sächsischen Frage, zu Talleyrand und Castlereagh verhielt, wie seine galanten Beziehungen die Politik berührten, wurde bereits erwähnt, und was außerdem in den Papieren des geheimen Dienstes steht, ist eigentlich nur deshalb interessant, weil man daraus nichts weniger als den Eindruck gewinnt, als handle es sich hier um den Staatsmann, der bald nachher an die erste Stelle in Europa treten und sie viele Jahre hindurch behaupten sollte. Vor allem merkt man es den Rapporten an, und sie spiegeln es wider, daß der Minister reichlich Feinde und Gegner, insbesondere in der österreichischen Aristokratie, hatte. Daß er seinerzeit einen der ihrigen, Philipp Stadion, zur Seite gedrängt und sich auf dessen Platz gesetzt, daß er die Kaisertochter mit dem gehaßten Emporkömmling verheiratet und diesen so lange auf seinem Thron erhalten hatte, konnten sie ihm nicht verzeihen, die Stadion, die Schönborn, die Starhemberg, die Colloredo und so manche andere. Und daß er jetzt die Krone der Wettiner den Preußen zu opfern bereit war, die damit an Österreichs Nordgrenze heranrückten, machte ihm auch die hohen Militärs, Schwarzenberg voran, zu Gegnern, und daß er neue Männer seines Vertrauens, wie Mercy und Handel, ins Auswärtige Amt berief, schuf ihm selbst in seiner nächsten Umgebung Unzufriedene, die unfreundlich über den Chef sprachen[1]). Ob er — etwa Ende Oktober — wirklich in seiner Stellung gewankt hat, wie das Gerücht wissen wollte, läßt sich nicht erweisen. Allerdings berichtet Talleyrand seinem König, Franz I. habe hinter dem Rücken des Ministers seinen vertrauten Freund, den Grafen Sickingen, zu ihm und zu Wrede geschickt, damit die polnische Frage eine Zeit hindurch, während des Ausflugs der Souveräne nach Ungarn, unentschieden bleibe. Aber fallen ließ der Kaiser seinen ersten Ratgeber nicht, mit dem er gerade in der polnischen Frage vollkommen übereinstimmte, den er erst kurz vorher zum Fürsten erhoben hatte und dessen Sturz nur den Wünschen Rußlands entsprochen hätte, das in seinen weitgehenden Plänen zu bekämpfen auch Franzens Meinung war[2]). Und dazu kam, daß es an Ersatzmännern fehlte.

[1]) Die Berichte nennen sogar Hudelist, den ersten Staatsrat, unter den Malkontenten.

[2]) Im Dezember (11.) 1814 schreibt Karl August an die Herzogin Luise: „Der Kaiser hat Vertrauen zu ihm, aber sonst niemand." (Weimarer Staatsarchiv.)

Denn von Stadion, dem einzigen, den man zu nennen wußte, behauptete der alte Thugut, daß er an Fähigkeiten des Geistes weit unter Metternich stehe[1]). Von anderer Seite wurde Stadions Bigotterie bemängelt, die damals am Wiener Hofe noch keine Empfehlung war. Freilich war Metternich durch die sächsische Sache in schwere Verlegenheit — er selbst bezeichnete es drastischer — gebracht worden, aber da kam Hardenbergs Abschwenken in der polnischen Frage, das ihn früherer Verpflichtungen, die übrigens noch nicht förmlich eingegangen waren, überhob, und stützte seine Position[2]). Von einer späteren Unsicherheit der Stellung Metternichs, im Dezember, von der Hardenberg an Gneisenau und der Mecklenburger Plessen nach Hause schreiben, ist in den Berichten nicht die Rede.

Kein Zweifel, Metternich gab mancherlei Anlaß zu ungünstiger Kritik. Derselbe Mann, der während des letzten Herbst- und Winterfeldzugs als einer der eifrigsten Arbeiter gelten konnte, wurde, heimgekehrt, lässig in seinem Dienst, wie er es, nach dem Zeugnis von Humboldt und anderer Diplomaten, schon vor dem großen Krieg gewesen war[3]) (und wie er es, zu seinem und Österreichs schwerem Nachteil, auch in seinen späteren Jahren wieder geworden ist). Seine ewigen Weibergeschichten und allerlei Tändelei, die viel Zeit kostete, und dazu eine etwas saloppe Geschäftsbehandlung, lieferten reichen Stoff zu abfälligen Bemerkungen[4]). Dazu kam anderes. Man nahm es ihm z. B. schon übel, daß er das erste Diner, das er gab, auf einem Service servieren ließ, das ihm von Napoleon geschenkt worden war[5]). Damit brachte man dann den Vertrag mit Murat und Metternichs ehedem zärtliches Verhältnis zu dessen Frau in Verbindung, mit dem man seine nachsichtige Politik gegenüber dem König von Neapel erklären wollte. Das waren nun französische Ausstreuungen und nichts weiter, namentlich in der ersten Zeit, als der Minister, von einigen persönlichen Freunden abgesehen, nur bei den Preußen Verteidiger fand, die seine ablehnende Haltung gegen Talleyrand rühmten und das Zusammenstehen ihres Vaterlandes mit Österreich — Metternichs Idee seit 1804 — als Basis des europäischen Gleichgewichts erklärten. Später verlor er natürlich auch diesen Anhang, während seine heimischen Gegner ihn, als er sich von Hardenberg trennte und in der sächsischen Frage den Kurs änderte, der Unbeständigkeit ziehen. Doch das

---

[1]) Zum Vortrag vom 28. Oktober 1814: „Metternich hat dreimal mehr Kopf als Stadion." Daß Thugut zu Rate gezogen wurde, scheint sicher. In einem Rapport von ** vom 27. September 1814 hieß es schon: „Graf Sickingen des Kaisers Vertrauensmann) kommt fleißig referieren zu Baron Thugut." Zum Vortrag vom 29. Sept. 1814.

[2]) Vgl. meine Studie „Österreich und Preußen im 19. Jahrhundert", S. 17.

[3]) Gebhardt, W. v. Humboldt als Politiker, I 388.

[4]) Schon im September machte sich Philipp Stadion unter Freunden darüber lustig, daß man in der Staatskanzlei die Vorakten von 1812 und 1813 nicht finden könne. (Zum Vortrag vom 16. September 1814.) Später hieß es, selbst Hudelist und Gentz müßten warten, während der Minister Stunden bei der Sagan verseufze. Zum Vortrag vom 1[illegible]. Oktober 1814.

[5]) Es sei ihm, sagte man, als Opfergabe für die neue Iphigenie gegeben worden. Zum Vortrag vom 11. Oktober 1814.

war Gerede Unkundiger. Auch wollte man erlauscht haben, daß sich einzelne kleinere Souveräne beklagten, er ließe es ihnen gegenüber an Devotion fehlen, spreche sitzend mit ihnen und dergleichen mehr.

Ernster aufzufassen war die Kritik, die, wie unterschiedliche Rapporte melden, sein früheres politisches Verhalten — und nicht bloß bei seinen Widersachern — gefunden hat. Daß er nicht rechtzeitig über die polnische Angelegenheit ein Abkommen getroffen habe, sei ein Fehler gewesen, hieß es, und sei zu verurteilen. Man wußte eben in weiteren Kreisen nicht, daß Alexander I. einem solchen Ansinnen stets ausgewichen und erst nach dem Pariser Frieden mit Forderungen hervorgetreten war, die Metternich nicht annehmen durfte und die er in London vergeblich zu ermäßigen getrachtet hat. Hardenberg bezeugt es. Dieser schrieb am 29. März 1815 an Gneisenau: „Rußland allein ist schuld, daß wir uns nicht in Paris und London vereinigten; es steigerte täglich seine Bedingungen“ [1]). Auffällig ist nur, daß auch Capodistrias, der auf dem Kongreß immer höher in der Gunst des Zaren stieg und mit zur Führung der Geschäfte ausersehen war, den gleichen Vorwurf gegen Metternich erhoben haben soll[2]). Eher ließ sich hören, was die Preußen tadeln wollten: daß er nicht schon beim Eintritt Österreichs in die Koalition seine Bedingungen gestellt habe. Aber hätte sich Alexander im September 1813, nachdem seine Truppen bei Kulm in erster Linie zum Erfolg beigetragen hatten, zu mehr verstanden, als daß man über Polen seinerzeit im gütlichen Einverständnis verfügen werde, wie es im Teplitzer Vertrag hieß? Und hatte Metternich die Möglichkeit gehabt, die Reichenbacher Formel — daß Warschau aufgeteilt werde — dort gegen ihn aufrecht zu halten? Und konnte Österreich, eben als man zu dem entscheidenden Schlag gegen Napoleon ausholte, um dieser Frage willen sich von den Alliierten trennen?

Andere Vorwürfe, die dem österreichischen Minister gemacht wurden, betrafen seinen Charakter im allgemeinen. Und hier begegnet man, wie bekannt, ganz maßlosen Urteilen. Stein z. B. sieht im Gegensatz zu ihm in Stadion den guten Genius Österreichs, und Karl August rühmt in seinen vertrauten Briefen an die Gemahlin die „vernünftigen Österreicher“, die Metternich „Leichtfertigkeit, Winkelzügigkeit, Kurzsichtigkeit und Kenntnislosigkeit“ vorwerfen[3]). Es waren wohl die Österreicher, mit denen der Herzog zumeist verkehrte, der Erzherzog-Palatin Josef und die Kaiserin Maria Ludovica voran, die so urteilten und dabei gegen den Minister auf der Seite Alexanders standen. Auch Czartoryski weiß, daß die Kaiserin von Österreich wider Metternich war. Von all diesen ungünstigen Urteilen wird man ein starkes

[1]) S. hierüber meine Studie „Zur Vorgeschichte des Wiener Kongresses“ (Historische Studien und Skizzen, II 298 ff.) und „Der Kongreß von Châtillon“, passim.

[2]) Zum Vortrag vom 20. Februar 1815: „Qui avait laisser échapper le moment de s'entendre soit avant de passer le Rhin, soit à l'entrée de Paris.“

[3]) Wien, 11. Dezember 1814: „Les Autrichiens censés, et les Archiducs — Johann gehörte nicht dazu — à la tête, sont convaincus que ce sont la légèreté, la finasserie, les petites vues et l'ignorance de leur . . . Prince Metternich qui ont totalement gâté les affaires.“ (Weimarer Staatsarchiv.)

Stück zu des Ministers Gunsten wegstreichen müssen, um schließlich zu dem zu gelangen, was Humboldt schon bald nach seiner Ankunft als Gesandter in Wien über ihn gesagt hatte: „Mit ausgezeichneten Talenten und sehr achtungswerten Eigenschaften des Charakters verbindet er eine Leichtigkeit, von Grundsätzen abzusehen, die allein durch das Privat- und politische Leben gerecht leiten können“ [1]). Solche Grundsatzlosigkeit scheint allerdings auf dem Kongreß zu Metternichs Wesen gehört und z. B. den Grafen Senfft einmal zu der Äußerung verleitet zu haben, mit Stadion als Minister würde wenigstens „ein anständiger Mensch“ ans Ruder kommen [2]). Senfft war Sachse. Sprach er so, weil Metternich damals Sachsen aufgegeben hatte? Oder meinte er es anders? In früherer Zeit war über den Minister verbreitet worden, er sei gegen Geld nicht ganz unempfindlich. Napoleon spielte in der berühmten Dresdener Unterredung mit ihm darauf an, und Graf Brühl schrieb vorher, im Mai 1813, an den preußischen Major v. Vegesack aus Karlsbad: „Minister Metternich soll durch glänzende Auszeichnungen und durch Geld zu gewinnen sein“ [3]). In den Polizeiberichten und in den Interzepten des Kongresses begegnet nichts, was in diesen delikaten, damals übrigens durchaus nicht unerhörten Dingen gegen den Fürsten spräche. Darin wird wohl erzählt, daß Genua Geld für seine Unabhängigkeit aufzuwenden geneigt war, sein Vertreter Brignole große Summen zu diesem Zweck verfügbar gehabt, aber auch, daß er bei Metternich kein Gehör gefunden und sich dann an die Engländer gewandt habe [4]). Das ist die einzige derartige Notiz in den Polizeipapieren. In der Korrespondenz der Frankfurter Deputierten soll allerdings eine Summe von 10000 Dukaten (etwa 95000 Mark) mit dem Namen Metternich, den die Dechiffrierung ergab, zusammenhängen [5]). Doch ist, die richtige Entzifferung vorausgesetzt, wahrscheinlicher, daß der Vater des Ministers für Dienste erfolgreicher Vermittlung diese Summe von der Stadt Frankfurt als Geschenk erhielt, die für den Lenker der Regierung einer Großmacht — man vergleiche Talleyrands Millionen — auch gar nicht ansehnlich genug gewesen wäre. Übrigens hat Metternich am Schluß des Kongresses von Kaiser Franz eine nennenswerte Entschädigung für Mehr-

[1]) Gebhardt, a. a. O. I 482.

[2]) Zum Vortrag vom 2. November 1814: „On reviendra à Stadion. Au moins celui-ci est honnête homme.“

[3]) Polizeiakten 1813, Nr. 1398.

[4]) Zum Vortrag vom 29. September 1814: „Brignole, der genuesische Geschäftsträger, soll 2 Millionen eigens zu dem Geschäft, und zwar vorzüglich um F. Metternich zu bestechen, erhalten haben, und die Wechsel sollen in einigen Tagen zur Disposition des Brignole sein. F. Metternich hat sich gegen Brignole nicht günstig erklärt und ihm gesagt, daß es schon eine ausgemachte Sache sei, daß der König von Sardinien das genuesische Gebiet erhalten solle. Lord Castlereagh soll ihm keine kategorische Antwort erteilt haben; von einem anderen englischen Geschäftsträger, ni fallor Lamb, hoffet Brignole günstige Verwendung.“ Er hoffte umsonst. Genua wurde mit Sardinien vereinigt.“

[5]) S. Schwemer, Geschichte der Stadt Frankfurt (1814—1866), I 129.

auslagen erbeten und erhalten [1]). Baron Peter Meyendorff, der später, nach 1827, russischer Geschäftsträger in Wien war, schrieb über ihn: „Er hat seine Stellung nicht mißbraucht, um sich zu bereichern. Sein Einkommen beträgt nicht mehr als hunderttausend Gulden Silber, und eine halbe Million schuldet er den Rothschilds, obgleich er, seitdem er im Amt ist, mehr als für zwei Millionen Geschenke in Gütern, Diamanten usw. von verschiedenen Souveräns erhalten hat" [2]). Daran hat es wohl auch auf dem Kongreß nicht gefehlt, und daran nahm die Welt jener Zeit keinerlei Anstoß.

Man wird aber, so mannigfach die Vorwürfe auch sind, die von verschiedenen Seiten gegen ihn erhoben wurden, Metternichs Verdienste um Österreich auf dem Kongreß nicht zu gering einschätzen dürfen. Denn schließlich war es ja so, und mit durch sein Verdienst, wie Joseph de Maistre es aus der Entfernung sah, als er am 2. Februar 1815 aus Petersburg nach Hause schrieb: „Österreich ist unbegreiflich. Aus einem Abgrund erhob es sich mit einem Sprung bis in die Wolken. Es war wenig angebracht, ihm Findigkeit (finesse) abzusprechen. Man muß sehr viel davon besitzen, um solche Erfolge mit einem geringeren Einsatz, als ihn die anderen wagten, zu erringen" [3]). Der neue blutige Ernst der Dinge vollends, der mit Napoleons Wiederkehr nach Frankreich den Männern des Kongresses vor Augen gerückt worden war, hat, wie auf Alexander, so auch auf Metternich seine Wirkung nicht verfehlt. Es will scheinen, daß er durch ihn über so manche Mängel und Fehler hinausgehoben wurde, die ihm kurz vorher noch angehaftet hatten, und geeigneter gemacht, seine große Rolle in der Politik Europas zu spielen.

Gesellschaftliche Zirkel.

Der Kongreß war aus einem geplanten Besuch fremder Souveräne entstanden, des Kaisers Alexander I. und des Königs Friedrich Wilhelm III., die ihn dem Kaiser Franz gleich nach der Schlacht bei Leipzig in Aussicht gestellt hatten. Da hatte man denn bereits Monate vor Beginn der politischen Verhandlungen bei den kaiserlichen Hofämtern große Vorbereitungen getroffen und ein Programm der Feste und geselligen Darbietungen festgestellt, mit denen man die hohen Gäste zu unterhalten gedachte. Dieses Programm

[1]) Der Kaiser Franz wäre auch in diesem Punkte kaum nachsichtig gewesen. Seine Abneigung gegen Gentz rührte namentlich von dessen leidiger Gewohnheit her, von allen Seiten Geld anzunehmen; und Metternich ist es wohl deshalb nicht gelungen, dessen Beförderung zum Staats- und Konferenzrat während des Kongresses durchzusetzen, was er, nach Angabe der Polizeiberichte, versucht haben soll. Gentzens Verhalten wurde vielfach in der Gesellschaft, besonders im Kreise der Gräfin Fuchs, sehr abfällig beurteilt, die er noch kurz vorher einen „reinen Engel" genannt hatte und als seine Freundin ansah. Die Gegner Metternichs würden sich den Vorwurf der Geldannahme nicht versagt haben, wenn er gegründet gewesen wäre.

[2]) „Porträts aus dem Nachlaß P. Meyendorffs". Baltische Monatsschrift 1910, S. 299.

[3]) Correspondance diplomatique, II 40.

war allerdings nur für einige Wochen berechnet worden und wurde auch im Oktober und November 1814 — immer in der Meinung, der Besuch werde Wien bald wieder verlassen — in rascher Folge durchgeführt. Es war eine fast ununterbrochene Kette von Hofkonzerten, Theatervorstellungen und Redoutes parées, Hofjagden, militärischen Schaustellungen, Hofbällen, Kammerbällen, Spazierfahrten, Karoussels, kurz, was das Oberstthofmeisteramt an derlei Zerstreuungen für königliche Gäste nur immer auf seinem traditionellen Register hatte. So kam es, daß gleich in der ersten Zeit eine Überfülle von Festlichkeiten die politischen Besprechungen begleitete, die später, als die Souveräne Wien immer nicht verließen, weil die wichtigsten Geschäfte stockten, nicht mehr leicht eingeschränkt werden konnte. Um nun dem Hof, der seine Gäste — und es waren ihrer nun sehr viel mehr geworden, die man gar nicht geladen und auf die man ursprünglich nicht gerechnet hatte — beherbergte und verpflegte, die Sorge für ihr Vergnügen einigermaßen zu erleichtern, begann nebenher auch die Wiener Gesellschaft, die erste und die zweite, wie die Abstufung zwischen dem hohen und dem niederen Adel mit seinen bürgerlichen Freunden damals lautete, sich gastfreundlich zu erweisen. Und dazu gesellten sich dann auch noch — ziemlich spät — die fremden Minister und Diplomaten, die, die empfangenen Einladungen erwidernd, gleichfalls ihre Salons öffneten. So wurden Vergnügen und Genuß allgemein und stets in Fülle geboten. Schon zu Beginn hatten die Fürstin Bagration und die Herzogin von Sagan, die seit Jahren offenes Haus hielten, Gäste von verschiedener politischer Schattierung bei sich gesehen. Dann erschlossen sich die Häuser der österreichischen Aristokratie: die von Johann und Karl Lichtenstein, die der Zichy, Eszterhazy, Fuchs, Goëß, Fürstenberg, Colloredo, Hatzfeld, zu Ende des Jahres auch des Fürsten Schwarzenberg. Sie bewirteten Fremde und Einheimische, wurden aber nicht selten von den Bankiers, die jetzt allerdings reichen Profit machten, während der heimische Adel nur Opfer brachte, den Arnstein, Eskeles, Geymüller a. a. an Pracht der Feste in den Schatten gestellt. Insbesondere das herrliche Palais des Grafen Fries (heute Pallavicini), der auch einem Bankhaus vorstand, zog viel politische Welt an sich, so daß es hieß, man wisse dort am besten, was vorgehe[1]). Auch der alte Fürst von Ligne sah in den bescheidenen Räumen seiner Stadtwohnung manches illustre Haupt bei sich. Einzelne Gäste führte er während des schönen Herbstes in sein Haus auf dem Kahlenberg, von dem man auf die Stadt herab und hinüber sah nach dem Schloß des Grafen Cobenzl, das jetzt einem Baron Pfaffenhofen gehörte und auch viel fröhliche Geselligkeit beherbergte.

Bald sonderte sich das Ganze für den Alltag in bestimmte Koterien. Daß die Preußen sich mit Vorliebe bei Arnstein und Eskeles aufhielten, wo sie täglich ein- und ausgingen, lag an den Hausfrauen, die selbst — zwei Itzigsche Töchter — aus Preußen stammten und mit Leidenschaft an ihrem Vaterland hingen. Das ehemalige Mitglied des Wiener Reichshofrates, v. Pufendorf, einer der genauesten Kenner des alten deutschen Reichsrechts,

[1]) Zum Vortrag vom 11. Oktober 1814.

sah seine ehemaligen Kollegen und sonst alles bei sich, was sich für deutsche Verfassungsfragen alten Stils interessierte und daran Anteil hatte [1]). Hofrat Gentz wandte viel Geld für seine feine Tafel auf und hatte für sie eine erlesene Klientel von Diplomaten und Wiener Aristokraten, in deren Mitte er seit Jahren ausschließlich verkehrte. Auch bei Thugut fanden sich immer einige Besucher ein. Natürlich hatten die Engländer ihr Hauptquartier bei Castlereagh, die Franzosen bei Talleyrand, doch hielt der Brite auch für die internationalen Kreise sein Haus offen; im Karneval wurde an jedem Dienstag dort getanzt. Hans von Gagern, der Vertreter des Hauses Nassau-Oranien, versammelte zu sumptuosen Mahlzeiten die Delegierten der deutschen Kleinstaaten bei sich, die Fürstin Fürstenberg die Mediatisierten, während die Alldeutschen preußischer Färbung, die „Tugendbundisten", wie sie die Polizei nannte, unter Karl Müllers, des Lützowers, Vorsitz eine kleine, aber ausdauernde Tafelrunde beim Kameel in der Bognergasse, bei den zwei Löwen in der Kärntnerstraße oder in der kleinen Landskrone gründeten. Sie hatten den Glauben, der damals noch keine Wissenschaft war, Deutschland könne nur unter Preußen geeinigt werden. Die hohen Herren der Politik trafen sich, wenn sie sich dem offiziellen Zwang entziehen wollten, im Gasthof „zur Kaiserin von Österreich", damals dem vornehmsten der Stadt, oder im Restaurant im Augarten, wo man gute Küche fand.

Entsprechend dem politischen Gewicht ihres Herrschers entfalteten insbesondere die Russen eine reiche Gastlichkeit. Graf Rasumowsky lud in seinen prächtigen Palast auf der Landstraße die große Gesellschaft ein — selbstverständlich voraus die russische. Er soll sogar, wird berichtet, sein Haus dem Zaren zum Geschenk gemacht haben, das dann allerdings bald darauf, in der Sylvesternacht, großenteils ein Raub der Flammen wurde. Zum Ersatz mußte Graf Stackelberg, der Botschafter, der schon im Oktober wiederholt Bälle gegeben hatte, seine Gastlichkeit erhöhen. Übrigens gab es auch bei Fürst Repnin, bei Baron Bühler, dem preußenfreundlichsten der russischen Diplomaten, bei Staatsrat v. Ott und Anderen Geselligkeit für ihre Landsleute und sonstige Gäste. Die Polen fanden sich bei Graf Skarbek in Nußdorf, bei Stadnicki, Sapieha, Lanckoronski, Sieminski und bei der alten Fürstin

[1]) Zum Vortrag vom 29. Oktober 1814: „Bei Pufendorf ist der Zentralpunkt von allen Plänen und Bearbeitungen der mediatisierten Reichsglieder und minderen Mitglieder des vormaligen Deutschen Reiches entgegen und wider die Könige und Souveräne des aufgelösten Rheinbundes und gegen die preußischen Pläne. Diese Faktion ist sehr zahlreich und sehr tätig: sie hat ihre Spione bei allen Höfen, in allen Häusern" (Rapport von **). Zum Vortrag vom 18. Oktober 1814: „Bei Pufendorf, wo durch Graf Solms, somit indirekt durch Fürst Hardenberg und Baron Stein, man alles weiß, was in den Kongreßkonferenzen vorgeht." (Derselbe.) Das war wohl kaum richtig, denn in dieser ersten Zeit leidlicher Eintracht herrschte tiefe Verschwiegenheit über den Hergang in den vertraulichen Konferenzen. Ein anderer Konfident bemerkte ausdrücklich, man erfahre gar nichts von den Verhandlungen. Auch ** sagt übrigens in seinem Rapport: „Daß man gegenwärtig in den Häusern so viel weiß oder zu wissen glaubt, von dem Gang des Kongresses, ist nicht anders möglich, höre ich sagen. Die Souveräne selbst schwätzen das meiste."

Lubomirska, der Tante Czartoryskis, ein. Dieser selbst war für seine nationalen Freunde wenig sichtbar. Prinz Heinrich Lubomirski vermittelte den Verkehr zwischen ihm und ihnen. Diejenigen Polen, die diese Kreise nicht besuchten, hatten heimliche Konventikel, die sie meist bei Stryczewski bei verschlossenen Türen hielten. Die Italiener trafen sich in Kaffeehäusern — die Venezianer bei der „Krone" — oder in der vornehmen Konditorei am Michaelerplatz. Die Portugiesen machten sich durch leichtfertige Diners bekannt, bei denen auch Talleyrand erschien, um seiner Leidenschaft für hohes Spiel zu fröhnen.

Von den heimischen Salons pflegten namentlich die der Fürsten Schönborn, Colloredo, Starhemberg, ganz besonders aber die Koterie der verwitweten Gräfinnen Pergen, Cobenzl und Hatzfeld den politischen und nichtpolitischen Klatsch. „Bei der alten Wittib Pergen-Groschlag", schreibt * * am 7. November 1814, „versammeln sich die Abende die Damen Schönborn, Colloredo, Landgräfin Fürstenberg, Groschlag, Chotek, Hoyos, Cobenzl, Callenberg, Fürstin Batthyányi. Männer kommen wenige, außer Graf Callenberg, Künigl, Gambeck, Graf Bentheim, Herr von Spaen (der Vertreter Hollands). Jene alten Damen pflegen besonders alle Anekdoten von den auswärtigen Souveränen und derselben Suiten zusammenzutragen und über Fürst Metternich zu medisieren und zu kritisieren" [1]). Aber auch andere als Metternich kamen in diesen Altweiberkränzchen nicht gut weg. Bei der Hatzfeld z. B. hieß es: „Nichts wäre so unschicklich, als wenn beim Fest in Schönbrunn die Kaiserin Marie Louise erschiene. Sie wird gewiß erscheinen wollen. Unser Kaiser sollte doch ja seine väterliche Gewalt eintreten lassen, es verbieten und diesen Skandal verhüten." Nun fiel es der Exkaiserin gar nicht ein, sich an irgendeinem Fest beteiligen zu wollen. Sie lebte zurückgezogen in ihrem Schönbrunner Schloßflügel, umgeben von den letzten Resten ihres früheren Hofstaates, zu denen sich ihr neuer Oberststallmeister Graf Neipperg gesellte, der fast täglich aus der Stadt hinauskam. Wenn auch die fremden Souveräne der „Herzogin von Parma", wie sie nunmehr hieß — sie war es noch gar nicht —, wiederholt Besuche machten und sie selbst den Damen ihre Visiten erwiderte, so wurde doch niemand dem kleinen Abendzirkel zugezogen, den Neipperg mit seinen geselligen Talenten belebte. Er machte sich dadurch und durch manchen nützlichen Dienst bald so beliebt, daß die Fama schon jetzt von zärtlichen Beziehungen sprach [2]).

Das Volk von Wien, das anfangs den Kongreß und die fremden Gäste mit Freuden begrüßt hatte, klagte schließlich — die Gastwirte, Theaterdirektoren, Kunsthändler und Wohnungsvermieter allenfalls ausgenommen — über den endlosen Aufenthalt der auswärtigen Souveräne, die erst im Mai die Stadt verließen. Große Kosten waren dem heimischen Hofe aufgelaufen,

[1]) Zum Vortrag vom 8. November 1814.

[2]) Die neuesten, von Gachot, „Marie Louise intime", II, mitgeteilten Briefe der Exkaiserin an ihre Freundin, die Marschallin Lannes, enthalten das Geständnis ihrer Neigung für den Grafen, die sich aber noch lange nicht intim gestaltete. Vgl. den Briefwechsel beider im Septemberheft 1902 der „Deutschen Rundschau".

und höhere Besteuerung war eine notwendige Folge. Man hatte ein neues Anlehen aufnehmen müssen, zu dessen Verzinsung u. a. die Erwerbsteuer um fünfzig vom Hundert gesteigert wurde. Als dann im Januar die bekannte prächtige Schlittenfahrt der Fürstlichkeiten an den Augen der Wiener vorüberzog, riefen ein paar Vorlaute unter ihnen: „Da fahrens hin mit unsere fufzig Prozent“ [1]). Es war allmählich durchgedrungen, daß der Kaiser von Rußland mit seinem Widerstand gegen die Einschränkung Polens hauptsächlich Schuld an der langen Dauer des Kongresses trage [2]). Das waren aber doch nur wenige einigermaßen Unterrichtete, die davon wußten. Die Masse der Fernstehenden im Publikum machte, als die politischen Geschäfte für lange Wochen zum Stillstand kamen, während die Vergnügungen in raschem Wechsel allen sichtbar fortgingen, diese für jenen verantwortlich und meinte, die viele Lustbarkeit hemme das Werk der Politik und verhindere seinen Abschluß. Das war nicht richtig. Man „amüsor“ sich allerdings, wie Rahel Varnhagen, die mit ihrem Manne auch da war, es nannte, im reichsten Maß; aber die Ansicht, die auch heute noch hier und dort in Geltung steht, man sei vor lauter Spaß nicht zum Ernst gekommen, ist nicht haltbar und muß verabschiedet werden. Es wurde inmitten des bunten Treibens doch so reichlich gearbeitet, daß Europa jahrzehntelang im Frieden leben konnte.

[1]) Zum Vortrag vom 25. Januar 1815. Dabei blieb es aber nicht. Als am 26. Januar in der Kärntnerstraße von einigen Polizeisoldaten eine Steuerexekution vorgenommen wurde, kam es zu einem förmlichen Auftritt, und dabei hörte man: „Auf diese Art müssen wir alles bezahlen, und beim Kongreß wird nichts gemacht. Bleiben diese Fremden noch drei Monate, so ist der Kurs auf 500. Sie kaufen unser Gold, fressen uns auf und spotten unser. Man sollte sie zum Teufel jagen.“

[2]) Zum Vortrag vom 28. Februar 1815: „Die Behauptung Polens, die als die Ursache der Verzögerung aller Kongreßverhandlungen angegeben wird, wurde ihm zur hohen Schuld angerechnet“ (Stimmungsbericht).

Persönliche Erlebnisse im Feldzug gegen Rußland 1812.

Der Verfasser dieser Aufzeichnungen, Ernst Wilhelm v. Baumbach, war als dritter von fünf Söhnen des Landrats Ludwig v. Baumbach aus der Tannenberger Linie und dessen Gattin Sophie Christine, geb. v. Wangenheim, zu Nentershausen (Regierungsbezirk Cassel) im Jahre 1791 geboren. Im württembergischen Militärdienst machte er die Feldzüge 1812, 1813, 1814 und 1815 mit und starb 1860, vermählt mit Luise Freiin van der Hoop, als Generalleutnant und Gouverneur von Stuttgart. Die folgenden Erinnerungen sind einer für die eigene Familie bestimmten, nicht veröffentlichten Darstellung des Feldzuges entnommen, die er auf Grund seiner persönlichen Eindrücke und der Mitteilungen seines Freundes Wildermuth niedergeschrieben hat.

Fridolf v. Baumbach,
Hauptmann und Batteriechef im 2. Rhein. Feldartillerie-Regiment Nr. 23.

Im Januar 1812 erhielt der König von Württemberg den Befehl, die zum Ausmarsch bestimmten Regimenter auf den Kriegsfuß zu setzen, was bei uns jungen Militärs große Freude erregte. Ich war damals nicht viel über zwanzig Jahre alt, Oberleutnant und Adjutant des Infanterieregiments Nr. 1 Prinz Paul und stand in Ludwigsburg in Garnison.

Zu Ende Februar sammelte sich das Truppenkorps in der Gegend von Heilbronn, und der Kronprinz übernahm den Oberbefehl. Die Infanterie kommandierte Generalleutnant v. Scheler, die Reiterei Generalleutnant v. Wöllwarth, die Artillerie Oberstleutnant v. Brand. Chef des Stabes war Generalmajor v. Kerner. Die Infanterieregimenter 1 und 4 bildeten die 1. Brigade unter Befehl des Generalmajors v. Hügel.

Nachdem der König in der Gegend von Oehringen Revue gehalten und Abschied von uns genommen hatte, brach das Korps am 11. März auf, um in vier Kolonnen über Mergentheim, Marktbreit, Wiesenheit, Neusaß, Staßfurt, wo wir auf Fähren über den Main setzten, nach Coburg zu marschieren. Von da nahm es seinen Weg über den Kahlert, einen Gebirgs-

paß des Thüringer Waldes, nach Saalfeld, Rudolstadt und Leipzig, wo mein Regiment am 26. März eintraf und in der Stadt einquartiert wurde.

In Rudolstadt nahm ich Urlaub nach Weimar, um meine Schwester Sophie zu besuchen, welche Hofdame bei der damaligen Herzogin war. Ich freute mich sehr, vor einer so großartig angekündigten Weltbegebenheit wenigstens ein Glied meiner Familie zu sehen. Ich wurde bei Hofe gnädig aufgenommen und zur Tafel gezogen. Die Erbprinzeß, Großfürstin Maria Paulowna, gab mir ein in russischer Sprache abgefaßtes, offenes Empfehlungsschreiben an ihre Landsleute mit, von dem ich jedoch nie Gelegenheit fand Gebrauch zu machen. Es wurde mir auf dem Rückwege in Kowno mit meiner ganzen übrigen Habe geraubt.

In Leipzig erhielt das württembergische Korps die Bestimmung, als 25. Division der großen Armee zu dem III. Armeekorps zu stoßen, zu dem noch die Divisionen Ledru und Ragout zählten. Am 4. April brachen wir gegen die Oder auf, wo wir am 14. im Lebuser Kreis Quartiere bezogen. Bis zum Eintritt in den preußischen Staat waren wir überall freundlich aufgenommen worden. Auch hier konnten wir nicht gerade über schlechten Empfang klagen; aber wenn der Haß der Bevölkerung vor allen die Franzosen traf, so war doch auch den Württembergern ihre Aufführung 1806 und 1807 in Schlesien, wo sie unter dem Befehl des durch seine Raubsucht berüchtigten Generals Vandamme standen, nicht vergessen worden.

Außer einer Revue vor dem Korpskommandanten Marschall Ney fiel zunächst nichts Bemerkenswertes vor. Am 3. Mai bezogen wir recht gute Quartiere in Frankfurt an der Oder, und acht Tage später brachen wir nach der Weichsel auf, wo wir am 21. diesseits Thorn eintrafen.

Die Gegenden Polens, die wir durchzogen, machen den Eindruck der Fruchtbarkeit, ihr Anblick aber war ebenso traurig wie der ihrer Bewohner. Tannenwälder wechseln mit Sandflächen ab; selten, daß die Eintönigkeit der Landschaft durch einen Berg unterbrochen wird. Kleine Seen finden sich oft; ihre Ufer jedoch sind flach und von keinem frischen Grün belebt. Außer den Edelhöfen sieht man nichts als elende, mit Stroh bedeckte Hütten; und wenn man auch in den Städten mehr Zivilisation antrifft als auf dem Lande, so herrscht überall doch die größte Unreinlichkeit. Der höhere Adel hat wohl einen Anstrich von Bildung, aber auch bei ihm geht neben dem Luxus die Roheit einher. Der Handel liegt ausschließlich in den Händen der Juden; auch sind sie die Besitzer der Wirtshäuser und Schnapskneipen, treiben alle Handwerke, sprechen durchgängig mehr oder weniger Deutsch und waren, trotz ihres Hanges zum Übervorteilen, von großem Nutzen für uns. Besonders widrig war mir die Unterwürfigkeit der Landleute. Eine Bitte wurde selten anders als auf den Knien liegend vorgebracht.

Das Land wurde nichts weniger denn als befreundet behandelt; es war nicht wohl möglich, in Feindes Land ärger zu hausen, als von der großen Armee in Polen und Altpreußen geschah. An der Weichsel angelangt, bekamen wir den Befehl, uns auf dem Wege der Requisition auf 25 Tage mit Lebensmitteln zu versehen. Es erhielt demnach jedes Regiment seine Herde

Schlachtvieh und eine Menge mit Brot, Mehl, Furage usw. beladener, elender Vorspannwagen. Bei dieser harten, vom Kaiser selbst angeordneten Maßregel, die, soweit wir in Betracht kamen, unser Oberst nach Möglichkeit zu mildern suchte, konnte es nicht ausbleiben, daß sich Mißbräuche einschlichen, daß Hohe und Niedere sich Erpressungen aller Art erlaubten, daß bei der gewaltsamen Wegnahme von Lebensmitteln Plünderungen und Betrügereien geschahen und schließlich die Disziplin gefährdet ward.

Am 26. Mai kamen wir nach der Festung Thorn, am 2. Juni nach Strasburg und am 5. nach Lebau. Hier zeigte sich bereits ein so großer Mangel an Furage, daß die Kavallerie auf grünes Futter gesetzt wurde. Am 14. Juni trafen wir in Gerdauen ein, am 17. in Goldapp, wo wir zum letzten Male einquartiert wurden. Am 20. vereinigte sich das ganze Armeekorps im Lager bei Kalwari. Wir hofften, hier einige Tage zu bleiben, mußten jedoch schon am 21. abends nach dem Niemen aufbrechen, wo wir am 23. bei Dobelin eintrafen. Waren die Märsche bis Kalwari anstrengend gewesen, so war es der von da bis an den Niemen noch weit mehr. Kaum daß man am Tage einige Stunden anhielt, um abkochen zu lassen. Da jedoch das Schlachtvieh nicht folgen konnte, so fand auch keine regelmäßige Austeilung von Lebensmitteln statt, und wir waren genötigt, den eisernen Vorrat von Zwieback und Mehl anzugreifen. Hierzu gesellten sich eine große Hitze, schlechtes, oft ganz ungenießbares Wasser und tiefe Sandwege, die oft stundenlang durch dichte Tannenwälder führten, wo kein kühles Lüftchen die ermatteten Menschen und Tiere erquickte. Die Folge war, daß unsere, in Kalwari noch ganz vollzählige Infanterie auf diesem beinahe unausgesetzt drei Tage und drei Nächte dauernden Marsch den sechsten Teil ihrer Leute zurückließ. Hier kam es auch vor, daß wir eine große Strecke durch einen auf beiden Seiten brennenden Wald marschieren mußten, was besonders für die Munitionswagen eine böse Aufgabe war, die einzeln im Galopp durchfuhren.

Unser Armeekorps rückte am 24 Juni an den Niemen, defilierte am 25. vor dem Kaiser über die geschlagenen Brücken und marschierte über Kowno nach Kormelo. Am 26. gelangten wir in der allgemeinen Bewegung gegen Wilna bis Skoruli, am 27. in einem sehr anstrengenden Marsch bis Jewe. Die Truppen waren so erschöpft, daß ihnen am 28. ein Rasttag gegönnt wurde. Am 29. ging das III. Armeekorps bei Kiergaliki auf einer Bockbrücke über die Wilija. Die bisherige heiße Witterung änderte sich plötzlich, ein heftiger Landregen fiel ohne Unterlaß fünf Tage lang, kühlte die Luft empfindlich ab und verdarb die schlechten Wege noch mehr. Die württembergische Division hatte die Nachhut und erreichte erst um 3 Uhr morgens das Lager bei Suderwa. Sie war am Tage zuvor um 4 Uhr morgens abmarschiert, also 23 Stunden unterwegs gewesen. Ich war vorausgeschickt worden, um das Lager für die Brigade abzustecken, aber eine Menge Leute war zurückgeblieben. Viele von denen, die sich bis ins Lager schleppten, sanken vor Erschöpfung in dem grundlosen Boden um. Mehrere starben vor Entkräftung. Es war so schwer, in dem Ort Unterkunft zu finden, daß selbst

der Kronprinz nebst dem ganzen Generalstab mit einer Scheune vorlieb nehmen mußte. Meine monatlichen Rapporte im Format von mindestens sechs Quadratfuß mußte ich in einem Schweinestall, vielfach gestört durch den von allen Seiten eindringenden Regen, beim Schein einer dicken Kirchenkerze in der Nacht abfassen.

Am 1. Juli marschierten wir nach Gedrojuzani, am 2. nach Maliäti. Hier, wo wir an einem Walde vier Tage lang lagerten, wurde ein Spital für die Leichtkranken errichtet, während die Schwerkranken nach Wilna gebracht wurden. Unsere Infanterie zählte bereits über 700 Kranke.

Wir erreichten am 6. Juli Zulandsee, am 9. Juli Kotukiski, 10. Dawunari, 11. Liboni, 12. Janolani, 13. Driswiäti und am 14. das Lager von Raskimosi, wo wir bis 19. Juli stehen blieben. Auf diesen Märschen hatten wir zwar nicht mit den Russen, die sich überall zurückzogen, wohl aber mit Ungemach aller Art zu kämpfen. Magazine waren nicht vorhanden, das Fleisch des abgetriebenen Schlachtviehes erregte Ekel, und Brot fehlte beinahe ganz. Was die Russen übrig gelassen hatten, reichte zu unserem Unterhalt nicht aus; deshalb mußten Requisitionskommandos seitwärts detachiert und von Raskimosi wieder 500 Kranke nach Wilna gesandt werden. Ohne einen Schuß getan zu haben, war unsere Infanterie auf zwei Drittel des Bestandes zusammengeschmolzen.

Am 19. Juli marschierten wir nach Okoloki, am 20. lagerten wir bei Bonachon, am 21. bei Kruki, am 22. bei Disna, am 23. bei Bononija und am 24. bei Kasmirowi, gegenüber Polozk. Am 25. erreichten wir Uswicha, am 26. Dubischa. Am 27. betraten wir das Schlachtfeld von Ostrowno, dessen Anblick von der Hartnäckigkeit des Kampfes zeugte, und bezogen, nach einem Nachtmarsch, zwei Stunden vorwärts Witebsk ein Lager. Von da brachen wir am 29. nach Falkowiski auf, gelangten am 30. nach Krasinski, und 31. in das Lager von Liosna.

In zwölf Tagen hatten wir ohne Rasttag 36 deutsche Meilen zurückgelegt. In der brennendsten Hitze führte der Weg oft stundenlang durch dichte Wälder. Der quälendste Durst konnte selten gestillt werden, denn, traf man einen Brunnen, so war er von den Vorausmarschierenden geleert oder verunreinigt, kam man an einen See, so hatten die hineingerittenen Pferde ihn weithin in Schlamm verwandelt. Ein großer Übelstand war der immerwährende Kampf zwischen den einzelnen Heeresabteilungen, die einander drängten und abzuschneiden suchten. Für die Verpflegung war nicht besser gesorgt als früher. Was allenfalls noch vorhanden, zehrten die Avantgarden auf, die stets die mehr begünstigten Franzosen bildeten, während uns seit Überschreiten des Niemen fortwährend das Los der Nachhut traf. Der Mangel an Lebensmitteln war so groß, daß man für ein Pfund schlechten Brotes gern einen Taler, für die Flasche sauren Wein 6—8 Gulden bezahlte. Bei unserer Ankunft im Lager von Liosna starben nach ärztlichem Zeugnis drei Mann Hungers. Die Ruhe, die wir genossen, hatte auf die Truppe nicht die erhoffte Wirkung, sie war zu schnell auf die anstrengenden Märsche der letzten zwei Monate gefolgt. Die schlechte Verpflegung, die große Hitze bei

Tage und die kühlen, oft kalten Nächte erzeugten neue Krankheiten. Die Spitäler in dem kleinen Liosna waren bald überfüllt. Bei einer Revue, die Marschall Ney am 5. August über unsere Infanterie hielt, fand er sie um die Hälfte ihres Standes vermindert. Viele Leute wurden von einer großen Niedergeschlagenheit ergriffen, und es kamen häufig Selbstmorde vor, namentlich bei jungen Leuten höherer Stände, deren viele kurz vor dem Ausmarsch auf besonderen Befehl des Königs den Regimentern als gemeine Soldaten zugeteilt waren.

Am 9. August traf der französische Generalleutnant Graf Marchand in Liosna ein, um an Stelle des erkrankten Kronprinzen das Kommando über unsere Division zu übernehmen. Er bewies sich als ein rechtlicher, artiger Mann, der sich die allgemeine Liebe und Achtung erwarb.

Am 11. August verließen wir das Lager bei Liosna und marschierten über Ljubawitschi nach Chomino, wo wir am 14. früh den Fluß überschritten, mit dem Befehl, der Kavallerie unter Murat auf der Straße nach Smolensk zu folgen. Bei dem altpolnischen Grenzstädtchen Ljädi stieß die Vorhut auf Kosaken, die sich nach Krasnoi zurückzogen. Hier kam es zum Zusammenstoß. Wir mußten unseren Marsch sehr beschleunigen; das Gefecht war aber zu Ende, als wir ankamen, und wir sahen nur noch, wie der Kaiser, an einem großen Feuer stehend, die eroberten Kanonen an sich vorbei fahren ließ. Wir biwakierten hier und marschierten am 15. bis Lubnjä. Am 16. vormittags erreichten wir die Höhen von Smolensk.

Das III. Armeekorps stand auf dem linken Flügel der Armee, und unsere Division lehnte sich an den Dniepr. Von unserer Stellung aus erblickte man nichts als die Kuppeln der Kathedrale der Altstadt, einen Teil des Flusses und die auf seinem rechten Ufer sich erhebenden Anhöhen. Am 17. August vormittags wurde ein vorwärts liegendes Hospitalgebäude besetzt und eine Erkundung der Vorstadt Krasnoi unternommen, welche man stark besetzt fand. Der allgemeine Angriff begann um 2 Uhr nachmittags. Die leichte Brigade rückte gegen ein rechts von der Altstadt befindliches Gebüsch vor, mußte aber einer bedeutenden Übermacht weichen. Die Brigade Hügel erhielt nunmehr den Befehl, die Vorstadt mit Sturm zu nehmen. Wir rückten in geschlossener Kolonne von der Anhöhe herab und wurden, in der Ebene angekommen, von einem tüchtigen Feuer aus einer in unserer linken Flanke auf dem Flußufer aufgefahrenen Batterie empfangen. Dies veranlaßte General v. Hügel, vorwärts Abstand zu nehmen. Der Angriff wurde mit großer Unerschrockenheit ausgeführt, und wir sahen uns bald im Besitz einer großen Kirche, die uns einigen Schutz vor dem Artilleriefeuer gewährte und als Stützpunkt bei dem weiteren Angriff auf die Vorstadt diente. Wir drangen bis an einen Bach vor, der, in einem tiefen Tal herabfließend, die Vorstadt senkrecht durchschnitt, mußten aber, von dem bedeutend verstärkten Feind rasch verfolgt, bis an die Kirche zurückweichen. Auf dieser Strecke dauerte das Gefecht mit wechselndem Erfolg den ganzen Nachmittag hindurch. Einmal sogar waren wir genötigt, die Stellung hinter der Kirche aus Mangel an Munition zu verlassen, nahmen sie jedoch schnell wieder. Die Grenadiere

unter ihrem braven Hauptmann v. Herwig zeichneten sich ganz besonders aus. Als das Gefecht in den Gärten gerade am heftigsten war, schickte mich deshalb General v. Hügel zu dem Hauptmann, um ihm zu sagen, daß er mit seinem Benehmen sehr zufrieden sei und dies dem Könige melden werde. Während sich die Grenadiere in dem durchschnittenen Gelände decken konnten, diente ich bei Erfüllung meines Auftrages zu Pferde ganz frei den auf 50—60 Schritt entfernten Russen zur Zielscheibe, und ich konnte in der Tat von Glück sagen, daß ich mit heiler Haut davon kam. Gegen 10 Uhr abends endigte das Gefecht. Wir hatten den Bach zwar besetzt, der Feind stand aber jenseits so nahe, daß auf der Straße die beiderseitigen Schildwachen nur durch ein brennendes Haus getrennt waren und die Patrouillen öfters aufeinander stießen. Ich hatte die Vorposten ausgestellt und war im Begriff, zum Regiment zurückzureiten, als der General v. Scheler und später auch Graf Marchand eintrafen, um unsere Stellung zu besichtigen, so daß ich erst um 11 Uhr zur Ruhe kam. Beim Eintreffen im Biwak, das mein Regiment neben der großen Kirche bezogen hatte, traf ich einen Freund, Oberleutnant Rüdt von den Grenadieren. Ich nahm an seinem Feuer Platz, und wir sprachen von den Begebenheiten des Tages. Sein Vordermann war geblieben, und ich äußerte, daß er jetzt wohl Hauptmann werden würde. Er erwiderte: „Heute er, morgen vielleicht ich!" Seine Worte sollten leider nur zu wahr werden. — Die Russen hatten ihre Schwerverwundeten nicht alle fortschaffen können, und auch wir waren außerstand, uns ihrer anzunehmen, da das ärztliche Personal mit unseren Verwundeten vollauf zu tun hatte. Die ganze Nacht hörten wir ihr Wimmern und Stöhnen, und erst gegen Morgen konnten wir aus der eingetretenen Stille schließen, daß die Ärmsten ausgelitten hatten. Nach Mitternacht stiegen große Feuersäulen in der Stadt auf, deren Ursache wir nicht kannten; erst am anderen Tage wurden wir inne, daß sie den Abzug der Russen bezeichnet hatten, die von da ab jeden Ort, den sie verlassen mußten, in Brand steckten. Obgleich ziemlich abgestumpft durch das vielfältige Elend, dessen Zeuge ich seit sieben Wochen war, blieb mir diese Nacht doch lange im Gedächtnis.

Mit dem ersten Morgenrot traten wir unter die Waffen, überschritten den Bach und rückten ungehindert bis an den Kai vor, der sich dem Dniepr entlang zog und bis wohin uns die Häuser der Vorstadt die Aussicht auf den Fluß entzogen hatten. Hier erblickten wir auf einmal vor uns die brennende hölzerne Brücke und die auf dem jenseitigen Ufer liegende Vorstadt. Ein schmales Tor führte rechts in die Altstadt. Einzelne Russen durchwateten den ungefähr 100 Meter breiten und etwa vier Fuß tiefen Fluß und entdeckten uns so eine Furt. Das 2. Bataillon des Regiments Herzog Wilhelm, von dem tapferen Oberst v. Baur angeführt, erhielt den Auftrag, ihnen auf demselben Wege zu folgen und den jenseitigen Stadtteil mit Sturm zu nehmen. Trotz eines heftigen Feuers aus den dem Ufer zunächst befindlichen Häusern wurde der Brückenkopf ohne Aufenthalt genommen und der Feind bis gegen die Höhe zurückgetrieben. Da er aber hier bedeutende Verstärkungen erhielt, wurde das schwache Bataillon genötigt, sich eiligst in

die Verschanzungen zurückzuziehen. Während dies jenseits vorging, erhielt unsere Brigade den Befehl, ebenfalls die Furt zu durchwaten, das Bataillon von Herzog Wilhelm aufzunehmen und die Vorstadt zu behaupten. Nach einem mörderischen Gefecht waren auch wir genötigt, uns auf die Verteidigung des Brückenkopfes zu beschränken, den wir, durch zwei Kompagnien Portugiesen unterstützt, gegen die wiederholten Angriffe der immer stärker werdenden Russen mit Erfolg behaupteten. Der übrige Teil unserer Infanterie besetzte die Vorstadt Krasnoi vom Kai abwärts bis an den Bach und unterhielt mit dem Feind ein lebhaftes Gewehrfeuer über den Fluß. Endlich wurde auch eine unserer Fußbatterien mit großer Anstrengung auf den Stadtwall über den Fluß gebracht, und das Gefecht dauerte auf diese Weise bis gegen Mittag. Da gerieten die größtenteils hölzernen und durch die Russen mit Brennmaterial gefüllten Häuser durch feindliche Granaten in Brand, der so schnell um sich griff, daß wir genötigt wurden, den Brückenkopf zu verlassen. Sechsmal hatte ich, jedesmal dem heftigsten Feuer ausgesetzt, die Furt durchritten mit dem Auftrag, Meldung über unsere Lage an General v. Scheler zu erstatten. Aus dem Brückenkopf führte ein gewölbter Torweg nach dem ungefähr 60 Schritt weit entfernten Fluß, hinter dessen hohem Ufer man eine kleine Strecke hinreiten mußte, um an die Furt zu gelangen. Die Russen wußten, daß wir nur diesen Ausweg hatten, und richteten daher vorzugsweise dorthin ihr Feuer. Man war davor nach Erreichung des Ufers bis auf ungefähr die halbe Flußbreite geschützt, dann begann die Gefahr von neuem. Ich erhielt zum siebenten Male den Auftrag, hinüberzureiten, um zu melden, daß wir des Brandes wegen den Brückenkopf verlassen mußten, und brachte die Antwort zurück, wir sollten uns außerhalb der Verschanzung halten. Die Schwierigkeit war, sie durch den einzigen Ausweg, auf den die Russen ein vereinigtes Feuer richteten, zu verlassen. Wir zogen die Leute von den Wällen zurück, sammelten sie unter dem Torweg und eilten nun hinaus, um das Gefecht in den Gärten zwischen dem hohen Ufer und einer etwa 150 Schritt entfernten Häuserreihe fortzusetzen; da wir jedoch genötigt wurden, hinter das Ufer zurückzugehen, trat ein höchst kritischer Augenblick ein. Es blieb uns nur die Wahl, ins Wasser zu springen, uns gefangen zu geben oder die Russen von neuem anzugreifen. Wir wählten das letztere. Ich bat General v. Hügel, mir die Führung einer Kompagnie zu geben, deren Offiziere alle tot oder verwundet waren, und befahl einem Tambour, Sturm zu schlagen. Dies elektrisierte unsere Leute. In einem Augenblick hatten wir das Ufer erstiegen, von dem die Russen nur noch wenige Schritte entfernt waren. Durch unseren unerwarteten Angriff überrascht, wichen sie bis an die Häuser zurück, die teilweise schon zu brennen anfingen. Was noch nicht brannte, zündeten wir an und bildeten so eine große Feuerwand zwischen uns und dem Feind, so daß das Gefecht auf diesem Punkt ein Ende nehmen mußte. Abwärts des Flusses dauerte es noch bis in die Nacht fort.

In dem Augenblick, als unsere Leute den Wall verließen, war mein Freund Rüdt, von einer Kugel in den Kopf getroffen, gefallen. Nachdem alles abgebrannt war und die Verschanzung wieder betreten werden

konnte, betteten wir ihn auf der Stelle, auf der er gefallen war, zur ewigen Ruhe.

Gegen Abend wurden wir durch Franzosen abgelöst und gingen durch die Furt auf das andere Ufer zurück, wo wir in der Vorstadt Krasnoi biwakierten. Unser Regiment hatte von 500 Mann die Hälfte an Toten und Verwundeten verloren. Zwei Hauptleute und ein Leutnant waren gefallen, ein Major, ein Hauptmann und vier Leutnants verwundet. Von diesen starben drei in Folge der Verwundung. Der Brand des Stadtteils auf dem rechten Ufer breitete sich immer mehr aus, und der gräßlich schöne Anblick dauerte die ganze Nacht.

Bis zum Morgen wurden zwei Brücken über den Dniepr geschlagen, auf denen wir am 19. August früh 4 Uhr den Fluß passierten, um den Russen den Berg hinauf über die noch rauchenden Trümmer der schönen Stadt auf der Petersburger Straße zu folgen. Zwei Stunden später kam der Befehl, die Straße nach Moskau einzuschlagen. Wir stießen bald auf eine Nachhut, die hinter einem Bach mit waldbewachsenen Ufern Stellung genommen hatte, den linken Flügel an den Dniepr gelehnt. In der Mitte und an dem rechten Flügel lagen zwei Dörfer, von denen eins auf Befehl des Königs von Neapel von unserem Leibchevauxlegers-Regiment angegriffen wurde. Die russische Nachhut zog sich bald darauf zurück. Die Division Ragout folgte auf der großen Straße, indessen wir links derselben vorgingen. Während der sich entwickelnden Schlacht, von den Franzosen Gefecht bei Valutina Gora genannt, kam die württembergische Division mit Ausnahme der Brigade Stockmayer nur in Kanonenfeuer, und hatte wenig Verluste. Hingegen hatten unsere Leute Entbehrungen aller Art in diesen vier Schlachttagen zu ertragen. Wir lebten eigentlich von nichts anderem, als dem, was wir in den Trümmern und Schutthaufen fanden.

Die Nacht vom 19. auf den 20. August brachten wir auf dem Schlachtfeld zu, mitten unter Toten und Verwundeten, und marschierten am 20. eine Stunde weit vorwärts, um neben der Straße ein Lager zu beziehen.

Nach der Schlacht von Smolensk war jedermann gespannt auf die weiteren Operationen. In der Armee hegte man allgemein umsomehr den Wunsch, daß der Kaiser anhalten und die Eroberung der russisch-polnischen Provinzen vollenden möchte, als bekannt war, daß Macdonald bei Riga und die Korps, die gegen Wittgenstein an der Düna und gegen Tormasow in Wolhynien stehen geblieben waren, keine Fortschritte gemacht hatten. Man fürchtete, daß unsere Rückzugslinie gefährdet werden möchte, wenn es diesen Korps nicht mehr möglich sein sollte, dem sich immer mehr verstärkenden Feind die Spitze zu bieten. Es wurde jedoch weitermarschiert. Am 22. überschritt Murat den Dniepr auf der Moskauer Straße bei Solewjewa. Wir folgten am 23., die drei Armeekorps, die ganze Kavallerie und die Garde marschierten in gedrängter Kolonne auf der Hauptstraße. Eine unerträgliche Hitze, ein ungeheurer Staub und Wassermangel verursachten die größte Qual. Die Marschstörungen zwischen den einzelnen Truppen, die alle demselben Ziel zustrebten, vermehrten die Beschwerden auf das empfindlichste. Die

Einwohner waren auf mehrere Stunden weit in die Wälder geflohen, nachdem sie oder die Kosaken die Ortschaften angezündet hatten; Juden, die wir in Polen noch angetroffen hatten und durch die man für Geld bekommen konnte, was in der beschränkten Lage nur immer möglich war, gab es nicht mehr, da sie im eigentlichen Rußland nicht wohnen dürfen. Auf der Straße fanden wir daher wenig zu leben und mußten wieder zu den Requisitionskommandos unsere Zuflucht nehmen, die die Wälder durchstreiften und die dort verborgenen Vorräte aufsuchten, wobei sie öfters mit den Bauern in Kampf gerieten. Von Smolensk ab nahm der Krieg vollkommen den Charakter eines Einfalles von Barbaren an. Auf 5—6 Stunden rechts und links der Straße bezeichneten abgebrannte Dörfer, entweihte Kirchen und Greuel aller Art den Marsch der Armee.

Bei Dorogobusch verließen wir den Dniepr, der nicht weit von da auf einer mit Wald bewachsenen Hochebene seine Quellen hat. Fast täglich hatte unsere Kavallerie mit der russischen Nachhut Gefechte zu bestehen, und nachdem die Armee am 29. August rückwärts Wjäsma in schönen reifen Fruchtfeldern, und am 1. September unweit der kleinen Stadt Gschatsk gelagert, erschien am 2. ein Tagesbefehl des Kaisers, der uns eine große Schlacht ankündigte, zu der wir uns vorbereiten sollten. Dies war sehr nötig, denn wir waren sehr erschöpft: man hatte im eigentlichen Sinn das Unmögliche gefordert, um das Mögliche möglich zu machen. Von Valutina Gora bis Gschatsk hatten wir wieder ein Drittel der Infanterie verloren. Sie zählte nur noch 1456 Mann vom Oberst abwärts, also ungefähr ein Sechstel ihrer ursprünglichen Stärke. Es wurde deshalb für nötig erachtet, als Vorbereitung zu der bevorstehenden Schlacht, jede der drei Brigaden auf ein Bataillon zu vermindern. Hierdurch wurden mehrere Offiziere überzählig, die nun der Division in einiger Entfernung folgten, um den entstehenden Abgang zu ersetzen. Den Oberbefehl über diese Hand voll Leute übernahm der General v. Hügel, unter ihm kommandierte Oberst v. Stockmayer. Das Kommando des zweiten, aus unserer Brigade zusammengesetzten Bataillons erhielt Oberstleutnant v. Schmidt vom Regiment Kronprinz.

Ich war eben beschäftigt, angekommene Briefe aus dem Vaterlande auszuteilen, als mir der General v. Hügel sagen ließ, er wünsche, daß ich die Adjutantenstelle bei diesem Bataillon übernehmen möchte, und mir zugleich eine lettre d'annonce übersandte, nach der mich der Kaiser für mein Benehmen in der Schlacht von Smolensk zum Mitglied der Ehrenlegion ernannt hatte.

Am 3. September hatten wir in der Nacht den ersten Frost, der unseren schlecht gekleideten Soldaten sehr fühlbar war. Am 4. marschierten wir vorwärts. Murat besetzte nach einem hartnäckigen Gefecht Gridnewo, wo der Kaiser sein Nachtquartier nahm.

Die Russen hatten ihre Stellung auf den Höhen hinter dem Flüßchen Kalotscha genommen, dessen tief eingeschnittene Ufer den rechten Flügel und das Zentrum von Borodino bis zur Einmündung der Kalotscha in die Moskwa, an die sich der rechte Flügel anlehnte, beinahe unangreifbar machten. Von Borodino aufwärts entfernte sich der linke Flügel von den Ufern der Kalotscha,

erstreckte sich bis Utiza und hatte das Dorf Semenowskoje in seiner Mitte. Der Zugang zu den sanft ansteigenden Höhen dieses Teiles der Stellung war durch tiefe Schluchten und Gebüsch erschwert. Hinter Borodino auf einer Anhöhe, über die die Straße führt, war eine erste Verschanzung, links derselben eine zweite und links vorwärts von Semenowskoje waren drei weitere Verschanzungen aufgeworfen und stark mit Artillerie besetzt. Die zweite Schanze war die größte und beherrschte den Zugang zum linken Flügel vollkommen. Ungefähr 2000 Schritt vorwärts hatten die Russen auf einer kegelförmigen Anhöhe hinter dem Dorf Doronino eine Schanze aufgeworfen, um den linken Flügel zu verstärken.

Am 5. September näherte sich die französische Armee der russischen Stellung. Nachmittags erhielt das I. Armeekorps den Befehl, unter Mitwirkung des V. das Dorf Doronino und die Schanze zu stürmen. Sie wurde gewonnen und mehrmals wieder verloren. Am Ende aber blieben die Franzosen im Besitz, und die Russen zogen sich in ihre Hauptstellung zurück. Am 6. abends rückten die verschiedenen Armeekorps in die für den folgenden Tag gegebene Schlachtordnung ein. Am 7. in aller Frühe verfügte sich der Kaiser in die am 5. eroberte Schanze und erteilte seine letzten Befehle an die versammelten Marschälle und übrigen Befehlshaber. Um 3 Uhr trat die Armee unter die Waffen und vernahm die bekannte Proklamation des Kaisers.

Die Anordnungen für die Schlacht waren im allgemeinen folgende: Eugen, der sich auf dem linken Ufer der Kalotscha befand, sollte Borodino und das russische Zentrum angreifen. Davoust und Ney, bereits auf dem rechten Ufer befindlich, waren bestimmt, gegen den linken Flügel vorzurücken. Die Garden, Junot und ein Teil der Reservekavallerie bildeten die Reserve, und Poniatowski sollte die linke Flanke umfassen. Die Schlacht begann um 6 Uhr mit einer gewaltigen Kanonade, während die Truppen nach der gegebenen Disposition vorrückten. Zwei Divisionen des I. Armeekorps griffen ein vor den Schanzen des russischen linken Flügels liegendes Gehölz und diese Schanzen selbst an. Zu gleicher Zeit entspann sich rechts zwischen unserer und der russischen Kavallerie ein Gefecht mit wechselndem Erfolg. Nachdem die erste Schanze nach einem hartnäckigen Kampf gewonnen worden war, besetzte sie das 57. französische Infanterie-Regiment, und das I. Armee-Korps zog sich links zum Angriff der zweiten Schanze. Marschall Ney, der ursprünglich bestimmt war, Davoust zu unterstützen, befand sich somit in der fechtenden Linie und befahl einen erneuten Angriff der Reiterei auf die vorrückende feindliche Infanterie, der aber durch die russische Kavallerie vereitelt wurde, worauf die Infanterie die Schanze angriff. In diesem Augenblick kam unsere Division an. Das kombinierte Jägerbataillon eilte in die Schanze, um die Franzosen, welche sehr gedrängt wurden, zu unterstützen. Was vom Feinde eingedrungen war und nicht flüchtete, wurde niedergestochen. Mein Bataillon erhielt Befehl, sich rechts von der Schanze in Linie aufzustellen, und war im Begriff, ihn auszuführen, als Dragoner und Husaren auf uns einstürmten, aber mit Verlust zurückgewiesen wurden, worauf wir die

befohlene Aufstellung nahmen, den linken Flügel an die Schanze gelehnt. Auf unserem rechten Flügel stellte sich eine württembergische reitende Batterie auf.

Nachdem wir kurze Zeit hier gestanden hatten, kam der König von Neapel in seinem theatralischen Anzug und bestieg das Parapet der Schanze, von wo aus man einen großen Teil des Schlachtfeldes übersehen konnte. Von dort begab er sich zu der Batterie. In diesem Augenblick erhielt unser Leibchevauxleger-Regiment Befehl, russische Infanterie, welche von neuem gegen uns anrückte, anzugreifen. Staub und Rauch verhinderten uns, die Gegenstände deutlich zu erkennen; wir sahen aber, daß unsere Reiter zurückkehrten und daß ihnen Kürassiere in weißer Uniform und schwarzen Küraſſen folgten. Anfänglich glaubten wir, es seien Sachsen, welche ähnlich gekleidet am Morgen der Schlacht an uns vorübergezogen waren und Schillers Lied „Frisch auf Kameraden" gesungen hatten. Auch Murat rief uns zu, nicht zu schießen; aber das Mißverständnis wäre ihm beinahe teuer zu stehen gekommen, denn er geriet in das Gedränge der Reiterei und hatte kaum Zeit, sich in den Haken zu retten, den wir schnell durch Zurücknahme der rechten Flügelkompagnie bildeten, um unsere Flanke gegen die erkannten russischen Kürassiere zu schützen. Sie eroberten die Batterie und verfolgten die Chevauxlegers bis zu dem in Reserve stehenden Regiment, wurden von diesem aber geworfen. Unser Feuer, dem sie auf kurze Entfernung ausgesetzt waren, verursachte ihnen einen bedeutenden Verlust. Ein Kürassier, dem sein Pferd erschossen worden war, suchte sich zu Fuß zu retten. Er wurde jedoch von einem Grenadier eingeholt und zu uns gebracht. In großer Aufregung machte er Zeichen, die wir nicht verstanden. Zufälligerweise befand sich ein Unteroffizier beim Regiment, der etwas russisch verstand und uns übersetzte, daß der Kürassier verlange, totgeschossen zu werden, weil er die Schande, von einem Infanteristen gefangen worden zu sein, nicht ertragen könne.

Kurze Zeit nachher formierte sich die russische Infanterie zu einem neuen Sturm, weshalb unser Bataillon auch in die Schanze rücken mußte. Dieser Angriff, bei dem Generalleutnant v. Scheler einen zum Glück nicht gefährlichen Schuß in den Hals erhielt, wurde ebenfalls abgeschlagen.

Davoust befand sich in heftigem Gefecht um die zweite Schanze; auf dem rechten Flügel war Poniatowsky Meister des Dorfes Utiza und schlug sich mit wechselndem Glück in einem vorwärts gelegenen Gehölz; auf dem linken Flügel hatte Eugen das Dorf Borodino gewonnen und war mit dem größten Teil seiner Truppen über die Kalotscha gegangen.

Es war 8 Uhr. Die Russen hatten Verstärkung erhalten und griffen uns von neuem an, weshalb Ney gleichfalls um Verstärkung bat. Wir konnten nur mit der größten Anstrengung den Feind aufhalten, bis endlich die Division Friant des I. Armeekorps ankam. Nach ihrem Eintreffen zog sich Davoust weiter links und nahm die Trümmer des schon vor der Schlacht von den Russen abgebrannten Dorfes Semenowskoje in Besitz, während die Division Ragout in die zweite Schanze rückte. Dabei blieb es. Die Russen zogen sich auf eine dominierende Anhöhe zurück und beschränkten sich auf ein sehr heftiges Kanonenfeuer, das uns in der wenig Schutz gewährenden

Schanze nicht wenig belästigte. Wir suchten uns durch Niederlegen hinter den schwachen Wall etwas zu decken. Während wir hier lagen, blieb eine über die Brüstung herabrollende Granate neben dem Hauptmann v. Löffler und mir liegen. Die Gefahr war groß und dringend, da sprang ein Soldat des Regiments auf, packte die brennende Granate und warf sie über die Böschung, wo sie gleich darauf platzte. Ich bedaure, den Namen dieses treuen Soldaten vergessen zu haben. Er wurde zur goldenen Verdienstmedaille eingegeben, kam aber um, bevor ihm die Freude über diese wohlverdiente Auszeichnung werden konnte.

Beide Teile waren sehr ermüdet. Besonders mein Regiment hatte Mangel an allem, da ihm am 8. von der französischen Garde das Schlachtvieh geraubt worden war. Unsere Soldaten waren so hungrig, daß sie gierig über die wohlgefüllten Brotsäcke und Branntweinflaschen der toten und gefangenen Russen herfielen. Ich gab für ein Stückchen schwarzen Zwieback und einen Schluck Branntwein einem Soldaten einen Albrechtstaler. Besonders hartnäckig war der Kampf in unserer Schanze und deren Nähe gewesen. Der Boden war bedeckt mit toten Menschen und Pferden. Selten mag ein Gefecht mit so großer Tapferkeit und Ausdauer geführt worden sein.

Der Verlust der Württemberger bestand in 5 toten und 40 verwundeten Offizieren und in 587 Unteroffizieren und Soldaten, also ungefähr in dem vierten Teil der zur Schlacht ausgerückten Mannschaft.

In unserem Lager blieben wir zwei Tage lang stehen. Es gebrach uns hier an allem. Stroh gab es nicht, und die aus Büschen errichteten Baracken gewährten nur geringen Schutz gegen einen feinen Regen und die in ganzem Umfang eintretende Herbstwitterung. An Lebensmitteln war großer Mangel, und wir waren schon hier genötigt, zu Pferdefleisch unsere Zuflucht zu nehmen, woran es nicht fehlte, denn auf dem Schlachtfeld stand eine Menge verwundeter Pferde. Die herumliegenden Gewehre dienten uns zur Feuerung.

Nach Beendigung meiner Dienstgeschäfte suchte ich am anderen Tag nach der Schlacht an einem elenden Feuerchen auszuruhen, da hörte ich auf einmal meinen Namen nennen und erblickte den Hauptmann v. Starck von den westfälischen Jägern, welche nicht weit von uns nur durch ein Gebüsch getrennt lagerten. Starck, der Bruder meines nachherigen Schwagers, hatte gehört, daß Württemberger neben ihm ständen, und war gekommen, mich aufzusuchen. Groß war die Freude des Wiedersehens nach langer Trennung und glücklich überstandenen Gefahren. Sie machte jedoch bald materiellen Gefühlen Platz, und wir befragten uns gegenseitig nach Mitteln, um unseren Hunger zu stillen. Da fand es sich denn, daß er ein Stückchen Fleisch und ich ein wenig Brot hatte, wovon wir uns ein unter den damaligen Umständen köstliches Mahl bereiteten.

Mein schon in Gschatsk gefühltes Unwohlsein hatte ich in der Aufregung der letztverflossenen Tage wenig beachtet. Es nahm aber immer mehr einen ruhrartigen Charakter an und nötigte mich, den Dienst als Adjutant an Wildermuth zu übergeben. Am 9. ging ich mit dem Hauptmann v. Löffler zurück, um die in einiger Entfernung der Armee folgenden Offiziere und bei

ihnen die Mittel zu einer besseren Pflege aufzusuchen. Unser Weg führte uns über das Schlachtfeld. Es bot sich uns ein gräßliches Schauspiel dar. In der Ausdehnung einer halben Quadratmeile war der Boden mit Toten und Sterbenden bedeckt. An manchen Stellen, besonders bei den Schanzen, lagen die Leichen von Menschen und Pferden gehäuft, zwischen ihnen Trümmer von Waffen und Heergerät aller Art. Den schrecklichsten Anblick aber boten die Verwundeten. Die Häuser der rückliegenden Dörfer hatten nicht Raum genug zu ihrer Aufnahme, viele der Ärmsten legten sich daher außen an die Häuser hin, um wenigstens vor dem Wind geschützt zu sein. Sie blieben es aber nicht vor dem Regen, der uns am Tag nach der Schlacht empfindlich belästigte. Viele Verwundete, namentlich russische, wurden gar nicht verbunden und blieben verlassen auf dem Schlachtfeld liegen. Man hat noch elf Tage nach der Schlacht solche gefunden, die durch Nagen an toten Pferden ihr elendes Leben zu fristen suchten. Mehrere der an der Straße liegenden Dörfer, in denen eine Menge Verwundete untergebracht worden war, brannten ab, und die Unglücklichen, die nicht fliehen oder gerettet werden konnten, kamen elend in den Flammen um. Wir sahen mehrere Brandstätten, wo die verbrannten Körper noch in Reihen so lagen, wie früher die Verwundeten auf den Böden der Zimmer. Andere waren wohl den Flammen entronnen, aber entsetzlich verstümmelt und krochen herum, nach Nahrung zu suchen.

Bei uns war besser gesorgt worden. Die Verwundeten hatten alle verbunden und in ein rückliegendes Dorf gebracht werden können. Auch hier brach Feuer aus, doch gelang es durch große Anstrengung und Geistesgegenwart der Ärzte, die Gefahr des Verbrennens von den Verwundeten abzuwenden.

Unweit der großen Abtei Kolozkoi, die gleichfalls in ein Spital verwandelt worden, trafen wir den Hauptmann v. Sattler, der sich uns anschloß. Da aber alle rückliegenden Dörfer mit Verwundeten angefüllt waren, gingen wir wieder vorwärts gegen Borodino. Nicht weit davon links der großen Straße fanden wir in einem Schlößchen, Selosplenzki, ein württembergisches Kavalleriedepot und hinlänglich Raum für uns und unsere Leute. Ich hatte die Ruhr in hohem Grade; zum Glück besaß ich durch den vor der Schlacht bewirkten Verkauf meines Pferdes die Mittel, mir bei den Marketendern der in der Nähe befindlichen Hospitäler Lebensmittel und namentlich Kaffee zu kaufen, der mich allein während der acht Tage, die wir hier blieben, von der fatalen Krankheit heilte.

Gegen den 20. September kam ein französischer Offizier zu uns und erzählte, daß die Russen Moskau angezündet hätten. Dies erschien uns zwar wenig glaubhaft; da ich aber meine Kräfte soweit wieder erlangt hatte, daß ich reisen konnte, machten wir uns auf den dreißig Stunden langen Weg nach der Stadt, in der wir am 26. September eintrafen und die Erzählung des französischen Offiziers leider bestätigt fanden. Wir erfuhren, daß am 14. in der Nacht an mehreren Orten Feuer ausgebrochen sei, was man dem Zufall zuschrieb. Es hatte sich aber mit einer Staunen erregenden Schnelligkeit ausgebreitet und

schließlich war kein Zweifel mehr gewesen, daß es sich um absichtliche Brandstiftung gehandelt hatte. In der Nacht zum 15. hatte das Feuer bedeutende Fortschritte gemacht und war am 16. infolge eines starken Windes fast allgemein geworden. Moskau sollte einem vom Wind bewegten Feuermeer geglichen haben. Mit der Feuersbrunst hatte die Plünderung gleichen Schritt gehalten. Generale, Offiziere und Soldaten waren, durch die Not getrieben, in den Straßen umhergeirrt, um den Flammen die Beute streitig zu machen. Sie waren in die Keller eingebrochen, hatten sich durch gierigen Trunk berauscht und waren dann hervorgekommen, um jede Abscheulichkeit zu verüben und sich viehischen Lüsten hinzugeben. Die Wohnungen waren erbrochen, jeder Winkel, jedes Behältnis durchsucht worden, Kirchen, ja selbst die Grüfte der Toten waren nicht verschont geblieben. Das schrecklichste Schauspiel hatten die russischen Spitäler geboten, in denen die Schwerverwundeten zurückgelassen worden waren. Die wenigen, denen es gelungen war, sich vor dem Feuer zu retten, waren dem Hunger und Elend erlegen. Mehr als zehntausend Verwundete hatten auf die schrecklichste Weise den Tod gefunden. Die Feuersbrunst hatte vom 16. bis 18. gedauert, hatte sich am 19. vermindert und war am 20. erloschen. Neun Zehntel der Stadt und mehr als die Hälfte der Kirchen waren ein Raub der Flammen geworden. Der Kreml, ein Teil der von fremden Kaufleuten bewohnten Häuser und mehrere Vorstädte waren unversehrt geblieben. In dem abgebrannten Teil standen nur die Mauern der steinernen Gebäude (zwei Drittel der Häuser hatte aus Holz bestanden) mit ihren Rauchfängen, die von weitem wie hohe isolierte Säulen aussahen. Vom 20. ab war auch eine gewisse Ordnung in der Stadt eingetreten. Marschall Mortier war zum Gouverneur ernannt worden, alle unversehrten Gebäude hatte man besetzt und Spitäler eingerichtet. Nur den in und um Moskau stehenden Truppen war erlaubt worden, Abteilungen zum Aufsuchen von Lebensmitteln in die Ruinen der Stadt zu schicken. — Als Sattler und ich in Moskau ankamen, nahmen wir in der ersten auf unserem Wege liegenden Vorstadt Besitz von einem Palast des Fürsten Apraxin. Das Gebäude war zwar abgebrannt, ein Teil der unteren gewölbten Räume jedoch unversehrt geblieben.

Von außen sah es ganz zerstört aus, und Schutthaufen erschwerten den Eingang. Das gewährte jedoch den Vorteil, daß wir in unseren Gewölben nicht belästigt wurden, die durch Abbrennen der oberen Stockwerke angenehm erwärmt worden waren. Auch ein Hintergebäude hatte das Feuer verschont. Wir fanden hier Instrumente zu einem vollständigen Orchester. Nach den Ruinen zu schließen, mußte der Palast äußerst prachtvoll gewesen sein. Er hatte dem Marschall Lefèvre zur Wohnung dienen sollen, wie der mit Kreide angeschriebene Name zeigte. Wir machten aus unserem Schlupfwinkel täglich Exkursionen, in der Absicht, uns mit Lebensmitteln zu versehen und Nachricht von unserer Division einzuziehen. Diese war nach dem Brand durch die Stadt marschiert und in einem nahe gelegenen Dorf untergebracht worden. Einige Tage nach unserer Ankunft in Moskau wurde ihr ein Teil der vom Feuer verschonten deutschen Vorstadt angewiesen, wohin wir uns auch begaben.

Unter den wenigen zurückgebliebenen Einwohnern zeichnete sich ein lutherischer Geistlicher als gebildeter Mann aus, der uns in mancher Beziehung nützliche Dienste leistete. Kaffee, Wein und Gemüse hatten wir zur Genüge, sogar Kartoffeln, ein damals in Rußland seltenes Gewächs; auch schossen wir uns hin und wieder in dem nahe bei Moskau gelegenen Wildpark einen Braten. Ein widriger, durchdringender Brandgeruch lagerte über Moskau. Tausende von Krähen erfüllten die Luft mit ihrem abscheulichen Gekrächz, und man konnte stundenlange Strecken in der Stadt znrücklegen, ohne auf etwas anderes als Aschenhaufen, Schutt und tote Menschen zu stoßen. Dies hinderte mich aber nicht, öfters in diesem Feld der schrecklichsten Verwüstung umherzuwandern, teils um die Merkwürdigkeiten, die das Feuer verschont hatte, zu besichtigen, teils um mich für den Winter mit Kleidung und Pelz zu versehen. Aus den Magazinen war zwar das Beste genommen, dagegen hatte die kaiserliche Garde in und vor dem Kreml einen Markt von erbeuteten Sachen eröffnet, wo man für Geld allerhand Brauchbares haben konnte. So lebte die Armee in den rauchenden Trümmern Moskaus in mancher Beziehung im Überfluß, nur Fleisch und Fourage mangelten täglich immer mehr. Das Fehlende mußte in täglichen kleinen Gefechten von den bewaffneten Bauern der Umgegend erkämpft werden. Auch war nicht zu verkennen, daß die Begeisterung für die Rettung des Vaterlandes in den Herzen der Russen aller Stände immer höher emporloderte, daß die Geistlichkeit den Haß des Volkes zu heißer Glut anblies und der Kampf immer mehr die grauenvolle Gestalt des wütendsten Religionskrieges annahm. Russische Parteigänger umschwärmten das Heer von allen Seiten und beunruhigten seine Verbindungen auf eine sehr fühlbare Weise. Selbst die ganz nahe an Moskau liegenden Truppen waren vor ihren Streifereien nicht sicher. Die Lage wurde immer gefahrvoller, und auch im Rücken gestalteten sich die Verhältnisse immer ungünstiger. Da auch die angeknüpften Verhandlungen mit den Russen ohne Erfolg blieben, wurde die Armee in Moskau und Umgegend zusammengezogen. Der Rückzug sollte angetreten werden. Am 18. Oktober hielt der Kaiser im Kreml eine Parade über das III. Armeekorps ab. Er ernannte den Generalleutnant von Scheler zum Grafen des französischen Reichs und zum Kommandeur der Ehrenlegion, verlieh auch sonst noch Orden. Unter anderem erkundigte er sich auch, wie viele Jäger noch da wären, welche die Schlacht von Eckmühl mitgemacht hätten. Es waren deren noch drei. Niemand verstand es wie er, durch Fragen, Belobungen und Belohnungen die Herzen der Soldaten zu gewinnen und sie in den schwierigsten Lagen zu den höchsten Leistungen zu begeistern.

Am 19. Oktober brach die ganze Armee gegen Kaluga auf, nur die junge Garde und 4000 unberittene Kavalleristen blieben unter Mortier vorläufig in Moskau zurück. Zu der württembergischen Division waren am Tag vor dem Ausmarsch 1000 Genesene aus den rückwärtigen Spitälern gestoßen, so daß sie wieder 2300 Mann stark wurde. Die Armee sollte, unter Umgehung der russischen Stellung bei Tarutino, über Borowsk und Malo Jaroslawez Kaluga erreichen und eine durch fruchtbare, nicht verwüstete Gegenden führende Rückzugslinie nach Smolensk gewinnen.

Unser Armeekorps bildete bei diesem Marsch die Nachhut und folgte langsam der Hauptarmee, die die Pachra bei Gorki überschritt und sich nach Vereinigung mit dem Korps Murat rechts nach Forminskoie wandte, um die neue Straße nach Kaluga zu gewinnen. Am 23. erreichte das Heer Borowsk, die Vorhut Malo Jaroslawez. Am 24. früh griffen die Russen die Stadt an — sie waren ebenfalls von Tarutino aufgebrochen. Das Gefecht dauerte den ganzen Tag, und die Franzosen blieben Herren der Stadt; trotzdem erschien es unmöglich, ohne Hauptschlacht, deren Verlust unser Untergang gewesen wäre, die Straße von Kaluga nach Smolenks zu erreichen. Nur der Weg über Moschaisk und Wjäsma nach Smolenks blieb übrig, eine Strecke über 40 Meilen, auf der alles verwüstet war! Am 26. wurde der Marsch angetreten, am 29. stand die Armee auf der großen Straße zwischen Moschaisk und Gschatsk vereinigt. Unsere Division erreichte im Verband des III. Armeekorps über Rudnewo am 25. Borowsk. Am 26. wiesen wir einen Angriff von der Seite von Moskau her, das Mortier am 23. geräumt hatte, ab. Es war indessen unverkennbar, daß sich die Kosaken, durch die auf der Straße zurückgelassenen Spuren unseres kläglichen Zustandes ermutigt, weit dreister benahmen, als zu Anfang des Feldzuges. Übrigens feuerte die württembergische Artillerie bei dieser Gelegenheit ihren letzten Kanonenschuß in diesem Feldzuge ab. Der Zustand der Armee war tatsächlich ein erbärmlicher. Ungefähr 600 mit ermatteten Pferden notdürftig bespannte Geschütze und unermeßliche Züge von Wagen, Karren, Kibitken und Droschken erschwerten ihren Marsch. In jedem unbedeutenden Engpaß verursachten sie Stockungen und ermüdeten die Truppen unnötigerweise. Vom General bis zur Marketenderin herab wollte keiner die Beute, die er in Moskau gemacht hatte, im Stich lassen, und der strenge Befehl des Kaisers, das Gepäck zu vermindern, wurde auf alle Weise umgangen. Die Märsche gegen Kaluga und zurück nach Moschaisk auf den schlechten Seitenwegen hatten sich als sehr verderblich erwiesen. Das schöne Wetter beim Abmarsch von Moskau änderte sich am 22. Oktober. Ein feiner, kalter Regen fiel, verschlechterte die Wege noch mehr und führte für die Artillerie große Verluste an Pferden herbei. In Borowsk mußte der württembergische Reservepark aufgelöst werden. Die Munitionswagen wurden zerstört und die Pferde an die Kanonen gespannt. Trotzdem mußten schon am folgenden Tag zwei Zwölfpfünder aus Mangel an Pferden zurückgelassen werden.

Ich hatte mich, dem allgemeinen Beispiel folgend, in Moskau so gut als möglich für den vorauszusehenden Rückzug eingerichtet und den Überresten des 2. zusammengesetzten Bataillons angeschlossen, bei dem mein Freund Wildermuth den Dienst als Adjutant versah. Jeder von uns nahm zwei Soldaten zu sich, und der Korporal Rösch und seine Frau bildeten den Rest der kleinen Familie. Der Mann war unbedeutend, die Frau ein wahrer Dragoner, uns aber in der damaligen Lage von unendlichem Nutzen. In der Garnison hatte sie stets Händel mit anderen Weibern, was ihr öfters Strafen zuzog; mit dem Beginn des Feldzuges traten aber ihre Lichtseiten hervor. Mit viel natürlichem Verstand und einem kräftigen, gesunden Körper

begabt, sorgte sie als Marketenderin unermüdlich für Offiziere und Soldaten. Ein männliches Seitenstück war der Bediente Wildermuths, der Soldat Geiger. Roh und händelsüchtig hatte er schon oft den Stock fühlen müssen; in den Zeiten der Entbehrung war er aber ein wahrer Schatz für seine Kompagnie und voll treuer Anhänglichkeit an meinen Freund und mich.

Auf dem Marsch von Borowsk nach Moschaisk fingen die Nächte an empfindlich kalt zu werden, und mit dem Eintreffen auf der verheerten Hauptstraße wuchs das Elend in einem hohen Grad. Die von Moskau mitgenommenen Vorräte waren aufgezehrt und auf der Straße alles verwüstet. Von Gschatsk an bestand unsere Nahrung daher in Fleisch gestürzter Pferde, von denen täglich Tausende an Erschöpfung und Hunger umkamen. Gebrach es an Zeit zum Abkochen, so wurde ein Stück Pferdefleisch an die Säbelspitze gesteckt und über dem Feuer geröstet. Hatte ich dazu ein Stückchen vom schwärzesten Brot, das nur selten mit Geld aufzubringen war, und ein wenig Salz, so glaubte ich ein Göttermahl gehalten zu haben.

Der Weg führte uns über das Schlachtfeld von Moschaisk. Die Toten, deren Verwesung durch die Kälte zurückgehalten worden war, bedeckten nach wie vor den Boden, auf dem man so verzweifelt gekämpft hatte. Dieser gräßliche Anblick machte aber wenig Eindruck auf uns. Hart geworden durch viele Leiden und fortwährendes Elend, hatten wir nur noch das Gefühl der Selbsterhaltung, das uns antrieb, in stumpfer Gleichgültigkeit vorwärts zu eilen. In Moschaisk und dem Kloster Kolotskoi fanden wir noch viele Verwundete, von denen der größte Teil der sehr zweifelhaften Großmut des Feindes überlassen werden mußte. Nicht besser erging es den meisten von denen, die mitgenommen wurden. Sie unterlagen bald, oft auf die grausamste Weise von ihren eigenen Landsleuten verlassen, die lieber die Beute aus Moskau retten, als diesen Unglücklichen beistehen wollten. Das entsetzlichste Los war aber den russischen Gefangenen vorbehalten. Wer von ihnen aus Ermattung zurückblieb, wurde in der Regel von der Wache erschossen oder erschlagen. An ihre Verpflegung war nicht zu denken, fand doch die Eskorte selbst kaum etwas zu leben. Man schleppte ihnen gewöhnlich in die Scheunen, in die sie nachts eingesperrt wurden, einige gestürzte Pferde, von denen sie kümmerlich das Dasein fristeten. Viele starben in diesen Nachtlagern, und nicht selten fand man, daß der Hunger die Überlebenden zu dem fürchterlichen Entschluß getrieben hatte, ihre gestorbenen Kameraden anzunagen.

Am 1. November traf das III. Armeekorps in Wjäsma ein und nahm rechts von der Stadt eine Stellung hinter dem Flüßchen gleichen Namens ein. Hier blieb es am 2., um nach Eintreffen der Korps von Eugen, Poniatowski und Davoust die Nachhut der Armee zu übernehmen. Diese drei Korps gerieten jedoch bei Federowskoje mit den Russen in Kampf, während die über die Uliza vorgeschobene Vorhut unseres Korps von der Kavallerie des Generals Uwarof angegriffen wurde. Dieser Angriff wurde jedoch von dem provisorischen 1. württembergischen Bataillon und dem Rest unserer Reiterei zurückgewiesen und dadurch der Rückzug des I., IV. und V. Korps durch Wjäsma gesichert.

Am 4. November setzte die Armee ihren Marsch fort. Die Nachhut lagerte bei Semlewo, nachdem sie fortwährend durch Kosakenschwärme beunruhigt worden war. Am 6. kam das III. Armeekorps bis Dorogobusch. In der Nacht vom 4. zum 5. nahm die Kälte zu, und in der vom 6. zum 7. fing es so heftig an zu schneien, daß in kurzer Zeit die Erde mit fußhohem Schnee bedeckt war. Die Straße wurde so glatt wie ein Spiegel. Der unbedeutendste Engweg, die geringste Anhöhe verursachten den größten Aufenthalt. Die abgematteten, nicht geschärften Pferde konnten nur mit unendlicher Anstrengung der Mannschaft Kanonen und Wagen fortbringen. Diese standen verlassen zu Hunderten am Wege. Die Straße war mit in Moskau geraubten Gegenständen übersät, von denen nur Kleidungsstücke Wert hatten. Jeder bedeckte sich mit dem ersten besten, was ihm einigen Schutz vor der Kälte gewährte. Die Zahl der Nachzügler vermehrte sich stündlich, und die Armee bestand schließlich nur noch aus einer verwirrten Masse von Menschen aller Waffengattungen und Nationen.

Am Morgen des 7. November schied ich von Wildermuth, um nach Smolensk vorauszugehen und, je nach den Umständen, Anordnungen für unser weiteres Fortkommen zu treffen. Wir hatten beschlossen, uns von dort an nicht mehr zu trennen, sondern gemeinsam zu ertragen, was uns das Schicksal bescheiden würde. Der treue Freund teilte beim Abschied ein Restchen getrockneter Feigen mit mir, die er seit Moskau für den schlimmsten Fall aufbewahrt hatte. Ich nahm zwei Soldaten und drei Pferde mit. Der Schnee fiel in dichten Flocken, so daß man nur auf kurze Entfernung sehen konnte. Trotz aller Anstrengung war es nicht möglich, an diesem Tag den Dniepr zu erreichen; es blieb daher nichts übrig, als in dem großen Tannenwald, in dem wir den ganzen Tag marschiert waren, einen möglichst guten Lagerplatz zu suchen, und erst andern Morgens überschritten wir den Dniepr und schlugen die Straße nach Smolensk ein. Das Schlachtfeld von Valutina Gora, welches wir zu durchqueren hatten, glich einem großen Kirchhof. Es war mit den Trümmern der Schlacht und halbverwesten Leichnamen bedeckt, die unter dem Schnee kleine Hügel bildeten. Man hatte sich nicht einmal die Mühe gegeben, sie aus dem Weg zu räumen; Fuhrwerke, Pferde, alles war über sie hinweggegangen. In der Vorstadt von Smolensk angekommen, stieß ich auf die Garde, die im Begriff war, über die Brücke zu marschieren. Ich hoffte, im Anschluß an diese Truppe in die Stadt gelangen zu können; die Wache wies mich jedoch zurück, weil auf Befehl des Kaisers jedem einzelnen Militär der Eintritt in die Stadt verboten sei. Ich sah mich daher genötigt, in den Trümmern der Vorstadt, die wir drei Monate früher mit stürmender Hand genommen hatten, eine Unterkunft zu suchen. Kaum daß ich an einer Mauer Schutz vor dem schneidenden Nordwind finden konnte. Nach und nach versammelten sich einzelne um mein Feuerchen, darunter mehrere Württemberger. Der Rest eines Hundes, den ich von einem französischen Offizier erbeutet hatte, diente uns und ein wenig mitgebrachtes Stroh meinen Pferden zur kärglichen Nahrung. Mein Bärenfell breitete ich auf dem Schnee aus und legte mich, mit einem abgetragenen Mantel

zugedeckt, zur Ruhe. Vor dem Einschlafen wurden die Zügel der Pferde um den Arm geschlungen, um ihrer nicht beraubt zu werden. Am anderen Morgen lag der Schnee hoch auf mir, das Feuer war erloschen, und um mich herrschte öde Stille. Die Ermattung hatte alle in tiefsten Schlaf versenkt. Bald waren wir jedoch zum Aufbruch gerüstet, und diesmal gelang es uns, durch das offene Tor einzutreten, da die Wache vor der Kälte Schutz gesucht und den Eingang ohne Aufsicht gelassen hatte. Nach einigem Suchen fanden wir das württembergische Hospital, in dem wir uns einer herzlichen Aufnahme, warmer Zimmer und einer für die Verhältnisse herrlichen Kost erfreuten. Bei dem Versuch am Tage zuvor, in die Stadt zu gelangen, sprach ich mit einem der alten Schnurrbärte der Garde. Er erzählte mir, daß in Paris ein Unternehmen, die Regierung des Kaisers zu stürzen, stattgefunden habe, aber mißlungen sei. Bei der Armee machte diese Nachricht gar keinen Eindruck.

Mein Freund Wildermuth hatte am 10. November die Erlaubnis erhalten, vorauszugehen, da das 3. provisorische Bataillon so zusammengeschmolzen war, daß einem Hauptmann das Kommando übertragen wurde. Am 11. kam er in Begleitung zweier Soldaten, des Korporals Rösch und dessen Frau an das Tor, wurde aber auch nicht eingelassen und mußte den größten Teil der Nacht gleichfalls an der Stadtmauer zubringen. Erst gegen Morgen gelang es ihm, in die Stadt zu kommen. Ein Pochen am Fenster und die wohlbekannte Stimme des Einlaß Begehrenden weckten mich aus dem Schlaf. Groß war unsere Freude, denn in den wenigen Tagen der Trennung lagen so viel Gefahren, daß man wohl fürchten konnte, einander nicht wiederzusehen.

Die württembergische Artillerie brachte noch 11 Kanonen nach Smolensk, von denen jedoch 8 dort zurückgelassen werden mußten. Die Reiterei war gänzlich aufgelöst, und die 1500 Mann Infanterie waren zwischen Moskau und Smolensk auf 700 zusammengeschmolzen.

Am 13. begann eine Division der Garde und des VIII. Armeekorps den weiteren Rückzug. Am 14. folgte der Kaiser mit dem Rest der Garde. Auch das württembergische Hauptquartier setzte sich an diesem Tag mit dem 1. und 2. provisorischen Bataillon in Marsch, während das 3. bei Marschall Ney blieb. Allen nicht eingeteilten Offizieren wurde es überlassen, für ihr Fortkommen nach Minsk, das zum Sammelplatz bestimmt war, selbst zu sorgen. Die Kälte, die am 13. auf 18 Grad gestiegen war, ließ am 14. glücklicherweise nach, doch blieb sie immer noch sehr empfindlich.

Aus den Trümmern der Armeekorps hatte sich eine Menge Vereine gebildet, aus 6—10 Mann bestehend, in der Absicht, den Weg zusammen fortzusetzen und die vorhandenen oder aufgefundenen Hilfsmittel als Gemeingut zu betrachten. Jede dieser Gruppen hatte ein oder mehrere kleine Pferde, um die Bagage oder Lebensmittel zu tragen, und wo die Pferde fehlten, hingen die Menschen Küchengeräte und Lebensmittel selbst auf den Rücken. Diese kleinen, Zigeunerbanden gleichenden Gesellschaften stießen alles, was nicht zu ihnen gehörte, von sich. Deshalb marschierten auch alle Mitglieder

der Familien aufgeschlossen, um nicht im Gedränge getrennt zu werden. Wer seine Gesellschaft verlassen hatte, um den bekümmerte sich niemand mehr, und er war in der Regel verloren. Ohne Mitleid wurde er von jedem Feuer, aus jedem Zufluchtsort vertrieben und das Recht des Stärkeren in vollem Maß ausgeübt. Es wurde wenig oder gar keine Rücksicht mehr auf Rang genommen. Alle gesellschaftlichen Bande waren zerrissen, alle Waffenbrüderschaft, jedes Gefühl von Menschlichkeit und Mitleid in dem instinktmäßigen Trieb der Selbsterhaltung untergegangen. Es gehörte eine kraftvolle Seele und unerschütterlicher Mut dazu, diesem fürchterlichen Jammer zu widerstehen. Man mußte sein Herz gegen jedes Gefühl von Erbarmen und Mitleid verschließen, wenn man nicht selbst zugrunde gehen wollte.

Der Verlust von Minsk und die Notwendigkeit, den Russen einige Märsche abzugewinnen, zwangen, den Rückzug unverweilt fortzusetzen. Der Kaiser verließ Orscha am 20. abends, am 21. folgte die Armee. Auch Wildermuth und ich waren am selben Tage in der Frühe mit unserer kleinen Karawane, Rösch, dessen Frau und vier Soldaten, aufgebrochen, die Straße nach Borisof einhaltend.

Am 23. November marschierten wir bis Kochanof und kamen am 24. nach Bobr, wo wir die Reste des 7. württembergischen Infanterie-Regiments antrafen, das in dem Gefecht bei Borisof so viel gelitten hatte. Am 25. begegneten wir dem Kaiser. Er war zu Pferd, in einen grünen, mit goldenen Schnüren besetzten Pelz gekleidet und trug eine Mütze von gleicher Farbe. Wir biwakierten nicht weit von einem großen Dorf. Es schneite stark und fing an, wieder empfindlich kalt zu werden. Am 26. frühmorgens brachen wir nach Borisof auf, durchschritten einen Teil der Stadt und wandten uns hierauf rechts in der Richtung nach Studjänka. Ungefähr zwei Stunden von letzterem Dorf führte der Weg um einen kleinen zugefrorenen See herum. Vor uns gingen mehrere Leute über ihn, um abzukürzen. Wir hielten das Eis für fest und folgten ihnen. An der Spitze der Karawane befand sich Wildermuth, ich schloß den Zug. Als Wildermuth zehn Schritt vom Ufer entfernt war, brach das Eis unter ihm und einigen Franzosen mit Packpferden. Die Franzosen verschwanden unter dem Wasser, von Wildermuth ragten nur Kopf und Brust heraus, und von seinem polnischen Schimmel sah man nur noch die schnaubende Nase. Das kräftige Tier raffte jedoch alle Kräfte zusammen und erreichte in einigen Sätzen das jenseitige Ufer. Links vom Weg in dem Dorf Nowij-Stachof fanden wir eine Scheuer und angebaute Fruchtdörre, wo sich Wildermuth, dem die Kleider am Leib angefroren waren, trocknen konnte, indessen ich im kurz zuvor verlassenen Dorf mit einem Pistolenschuß ein Schwein erlegte. Nachmittags hörten wir den Kanonendonner von Oudinots Angriff auf die Stellung jenseits der Beresina. Die Nacht verging ruhig. Am 27. brachen wir vor Tag auf und gingen gerade auf die Brücken los. Der Andrang war aber so groß, daß wir den Versuch, heranzukommen, aufgaben.

Mit dem Oberst Missani, Kommandant des 2. Bataillons unseres Regiments, den wir zuvor getroffen hatten, beratschlagten wir die weiteren

Schritte. Er und ich stimmten dafür, in einem nahen Ort Obdach zu suchen, da wir beide uns nicht wohl befanden. Zu unserem Glück bestand jedoch Wildermuth darauf, in der Nähe der Brücke zu bleiben und einen günstigen Augenblick abzuwarten. Wir wählten in der Nähe des Dorfes eine kleine mit Gebüsch umgebene Vertiefung, wo uns das Holz eines naheſtehenden Kreuzes zur Feuerung diente. Von Zeit zu Zeit sah einer von uns nach, ob man noch nicht über die Brücke kommen konnte. Bei der argen Kälte und dem heftigen Schneegestöber wurde uns die Zeit sehr lang. Erst gegen Mitternacht konnten wir uns mit unseren Pferden durch das Chaos von Wagen und Menschen durcharbeiten und die Brücke überschreiten. Da es unmöglich war, in dem Dorf noch einen Platz zu finden, blieb uns nichts anderes übrig, als in einem nahegelegenen Gebüsch den Tag abzuwarten. Wir zählten bis zu seinem Anbruch die Minuten, denn wir lagen in Schnee und konnten kein Feuer anmachen. Nach dieser schlecht zugebrachten Nacht wendeten wir uns nach dem ungefähr eine Stunde rechts der Straße gelegenen Dorf Kostuki. Von Studjänka näherte sich indessen das Gefecht immer mehr der Brücke, deren Zugang Victor am 28. besetzt hatte und die Artillerie der Russen aus einem Gehölz beschoß; ihr Feuer brachte die Masse der Nachzügler, die vor den Brücken zusammengedrängt war, zur Verzweiflung. Alles stürzte sich gegen sie. Wie im Wahnsinn trieben sich die Menschen umher. Mit Säbelhieben bahnten sich viele einen Weg und stießen alles vor sich zu Boden. Die Wagen fuhren gegeneinander, stürzten um und versperrten den Weg. Die hingefallenen Menschen und Pferde wurden erbarmungslos zertreten, und mitten unter diesem grausigen Lärm hörte man kaum ihr Geschrei und ihre Flüche. Viele wurden in den Fluß gedrängt, andere sprangen freiwillig hinein in der Hoffnung, sich schwimmend zu retten. Nur wenigen gelang es, das andere Ufer zu erreichen, die meisten wurden vom Treibeis fortgerissen. Jeder Schuß richtete in dieser gedrängten Masse fürchterliche Verheerung an. Oberst Missani hatte sich von uns getrennt. Wir machten jenseits eines Sumpfes auf einer Wiese Halt, wo große Heuhaufen standen, und setzten mit Einbruch der Nacht unseren Marsch nach Sembin und, da es dort sehr voll war, weiter bis in ein Dorf fort, wo wir den Tag abzuwarten beschlossen, um nicht in die Hände der Kosaken zu geraten. Die Furcht davor war nicht unbegründet, denn wir fanden später, daß ein russisches Streifkorps am 29. das unweit entfernte Städtchen Pleschtscheniza überfallen und beinahe den verwundeten Marschall Oudinot gefangen genommen hätte.

Seit dem Übergang über die Beresina war der Mangel an Lebensmitteln weniger fühlbar, dagegen vermehrten sich die übrigen Leiden auf eine furchtbare Weise: die Kälte stieg am 3. Dezember und erreichte am 7. 26 Grad, später sogar 30. Das Kopfhaar war mit Reif bedeckt und wie gepudert; am Bart hingen lange Eiszapfen, und sogar in den Augenwimpern setzte sich Eis an. Der Schnee knisterte unter den Füßen der Menschen, und die Luft hatte den Anschein, mit lauter Feuerfunken angefüllt zu sein. Es war sehr gefährlich, Branntwein zu trinken, da er zwar augenblicklich anregte, aber Erschlaffung und Neigung zum Einschlafen folgen ließ. Bei der großen

Kälte führte dies bei vielen zu einem schnellen Tode. Wer hinfiel und sich nicht alsbald aufraffte, war verloren. Er war noch nicht tot, so zogen ihn die Nächsten aus, um sich mit seinen Lumpen zu bedecken. Charakteristisch ist folgender Zug: Ein Grenadier sah seinen Obersten vor Ermattung niedersinken und eilte hinzu, den Leichnam zu entkleiden. Da richtete sich der Oberst auf und stammelte: „Peste, je ne suis pas mort.“ Ehrerbietig trat der Grenadier zurück und erwiderte kalt: „Eh bien, mon colonel, j'attendrai.“

Die Straße wurde so glatt wie ein Spiegel, so daß jeden Tag Bagage- und Artilleriewagen stehen bleiben mußten. Mit untergeschlagenen Armen und tief verhüllten Gesichtern gingen Generäle, Offiziere und Soldaten in dumpfer Betäubung nebeneinander her. Ein jeder hatte das erste beste, was er gefunden, umgehängt, um eine Hülle mehr gegen die Kälte zu haben. Von Disziplin war keine Rede mehr, alle Häuser und Scheuern wurden niedergebrannt, auf jeder Brandstätte lagen ganze Haufen von Toten, schlichen noch Lebende wie Gespenster unter ihren gefallenen Kameraden umher, bis auch sie hinsanken und starben. Mit nackten Füßen, vom Frost geschwollen, hinkten noch manche auf dem Wege bewußtlos fort; andere hatten die Sprache verloren, und viele waren in eine wahnsinnige Betäubung geraten, in der sie freiwillig ins Feuer hineinkrochen und wimmernd verbrannten.

Mein Anzug bestand in einem Uniformfrack, mit einem kurzen Pelzrock darüber, den ich mir in Moskau hatte verfertigen lassen, und einem schlechten blauen Mantel, halbverbrannten Beinkleidern und zerrissenen Kommißschuhen. Auf dem Kopfe trug ich eine, ebenfalls von Moskau mitgenommene, blaue baumwollene Zipfelkappe und eine früher sehr schöne, mit Silber besetzte, jetzt aber ganz schmutzige, leichte Mütze von blauem Tuch, welche ich in Leipzig gekauft hatte. Wäsche hatte ich seit Orscha nicht gewechselt, auch hatte sich das Ungeziefer auf eine höchst lästige Weise vermehrt. Nicht weniger davon litt Wildermuth, und nicht besser war er gekleidet. In diesem Aufzuge kamen wir am 9. nachmittags nach Wilna, die Kosaken dicht hinter uns. Ich war so schwach, daß mich in der letzten Stunde Wildermuth und mein Bursche führten. Der zweite Soldat, den ich bei mir hatte, war den Tag vorher verschwunden.

Unser Hauptquartier hatte ein Haus in der Vorstadt Minsk im Besitz, neben diesem war das Depot, in das mich Wildermuth brachte. Hier, in einem großen Zimmer zusammengedrängt, stand oder lag eine Menge Offiziere auf dem Boden umher. Der Hauptmann Graf zur Lippe, später General, bot mir ein Glas Punsch an; ich trank es so heiß wie möglich hinunter und schlief alsbald, auf dem Boden liegend, ein. Nach einigen Stunden wachte ich auf, noch sehr schwach, aber hell in meinen Begriffen. Der Punsch schien eine Krisis hervorgebracht zu haben. Ich kroch in dem Saale umher und fand den Oberst von Missani, der mir sagte, daß ich einen Platz in einem Kurierwagen bekommen könne, der zu seiner und des Prinzen Hohenlohe, jetzigen Fürsten von Kirchberg, Disposition gestellt worden sei. Generalleutnant von Scheler erteilte sehr freundlich seine Erlaubnis, gab mir jedoch den Rat, bei meinem schlechten Gesundheitszustand in dem Spital zu bleiben, welches er möglichst mit allen Bedürfnissen habe versehen lassen. Um keinen

Preis wäre ich jedoch hierauf eingegangen; ich fühlte noch so viele Seelenstärke in mir, neuen Entbehrungen und Gefahren zu trotzen, die doch bald ein Ende nehmen mußten. Bis an den Niemen waren nur noch drei Tagemärsche, und für mein Fortkommen war ja einstweilen gesorgt.

Das württembergische Reserveinfanterie-Regiment, ungefähr 1400 Mann stark ausmarschiert, war von Smorgoni bis Wilna auf 60 Mann zusammengeschmolzen. Dieses kleine Häufchen eskortierte am 10. unser Hauptquartier, an das sich alles anschloß, was von uns noch fortkommen konnte.

Das Schicksal der Zurückgebliebenen war schrecklich; für die Spitäler wurde in den ersten 6—8 Tagen nach unserm Abmarsch gar nicht mehr gesorgt. Tote und Lebende blieben untereinander liegen, und nur die große Kälte errettete die Einwohner Wilnas vor ansteckenden Krankheiten, welche die in den Straßen und Gebäuden umherliegenden Tausende von Leichnamen unfehlbar verbreitet haben würden. Erst im April 1813 wurden die in den Spitälern gewesenen Offiziere und Soldaten in das Innere von Rußland abgeführt.

Ungefähr zwei Stunden von Wilna führt bei Ponari die Straße über einen, an und für sich unbedeutenden, Berg, dessen Abhang aber so glatt geworden war, daß unser mit vier Trainpferden bespannter und von zwei Trainsoldaten geführter Wagen unmöglich hätte hinaufkommen können. Zum Glück hatten wir uns dem Wagen des Generals v. Kerner angeschlossen, der vom Grafen Scheler den Auftrag erhalten hatte, voraus in das Vaterland zu eilen, um dem König mündlich unser Schicksal zu berichten. General v. Kerner hatte einen Juden als Wegweiser mitgenommen, der uns einen ganz mit Schnee bedeckten Seitenweg links den Berg hinaufführte. — Was von württembergischen Soldaten noch übrig war, schlug ebenfalls diesen Weg ein, und so kamen wir endlich wieder auf die Straße und erreichten am 11. abends Kowno. Hier war es noch ziemlich ruhig, so daß wir uns am andern Tag, den 12., in einer Restauration erwärmen und ein ordentliches Mittagessen einnehmen konnten, das erste seit langer Zeit. Aber schon in der folgenden Nacht, als wir bereits über den Niemen gegangen waren und in einem Edelhof Unterkunft gefunden hatten, traf die Nachricht ein, die Kosaken seien uns auf dem Fuße gefolgt und wir nicht mehr sicher vor ihnen. Dies veranlaßte uns, noch vor Tag aufzubrechen, und nach mancherlei Widerwärtigkeiten langten wir in Stalupönen an, dem ersten preußischen Städtchen. Hier übernachteten wir seit sieben Monaten zum erstenmal wieder in Betten. Das Ungewohnte mochte der Grund sein, daß ich trotz großer Ermattung schlecht schlief. Am anderen Morgen kaufte ich mir für meinen letzten Dukaten ein Hemd, was eine große Wohltat war. Ein höchst angenehmes Gefühl war es, im warmen Wirtszimmer aus anständigem Geschirr Kaffee zu trinken und Milchbrot zu essen. Der Eindruck, den diese, in einem ganz gewöhnlichen Wirtshause zugebrachte Nacht auf mich machte, war so tief, daß ich noch jetzt das Bett, die Stube, in der wir frühstückten, und das Kaffeegeschirr malen könnte.

Teils mit Post, teils mit Vorspann setzten wir unsern Weg über Gumbinnen, Insterburg, Wehlau, Friedland, Eylau, Mehlsack nach Elbing fort, überall freundlich aufgenommen. Die Franzosen hatten sich keines so guten Empfanges zu erfreuen, die Preußen verhehlten nicht mehr die Erbitterung, welche sie gegen ihre Unterdrücker im Herzen trugen.

Die württembergische Division wurde in Thorn unter die Befehle Junots gestellt, der das VIII. Armeekorps, die Westfalen, kommandierte. Er wies unsere Division Inowrazlaw zum Sammelplatze an, und Graf Scheler gab mir den Befehl, in Thorn zu bleiben, um alles, was von uns dort noch eintreffe, nach Inowrazlaw zu instradieren.

Am 10. Dezember verließen die so gesammelten Reste unserer Division dieses, etwa zehn Stunden von Thorn auf der Straße nach Posen gelegene Städtchen; die Offiziere, welche nicht bei der gesunden Mannschaft eingeteilt worden waren, reisten für sich. Die Kranken wurden in einen Transport vereinigt, der seinen Weg über Frankfurt an der Oder, Leipzig, Gotha und Würzburg nach dem Vaterlande nahm. — Freund Wildermuth befand sich bei diesem Transport, während wir am 11. unsern Weg nach Posen fortsetzten. Dort wurde uns freigestellt, über Glogau und Dresden oder über Frankfurt a. d. Oder und Leipzig nach der Heimat zu reisen. Ich wählte letzteren Weg, weil ich die Absicht hatte, von Eisenach aus die Heimat zu besuchen, und mein Freund Schenk begleitete mich. Wir nahmen den Weg über Berka, und es wurde bereits Nacht, als wir durch tiefen Schnee den Stangenpfad nach Nentershausen hinunter stiegen.

Ich fand meine gute Mutter allein in ihrem Zimmer. Die Freude dieses Wiedersehens ist nicht mit Worten zu beschreiben. Wir blieben drei Tage lang in Nentershausen und reisten dann, ohne Aufenthalt, über Meiningen und Würzburg nach Heilbronn, wo mein Regiment neu errichtet wurde. Schenk begab sich zu den Seinigen nach Ludwigsburg. Wildermuth aber kam erst am 23. Februar zurück.

Die Mälarpiraten.

Von

Sigfrid Siwertz.

(Schluß.)

Sechstes Kapitel.

Harte Zeiten.

Eine Regenzeit war angebrochen. Die Nächte waren schon lang und dunkel. Manchmal heiterte es sich ein bißchen auf, und ein Bündel gewaltiger Lichtblitze schoß aus der hellen Stelle hervor wie die Strahlen, die über dem Altar daheim in der Kirche von dem Gottesauge ausgingen. Aber sowie die Jungen nur die Gerätschaften zum Trocknen hinausgestellt hatten, setzte der Regen mit erneuter Kraft ein, und alles war dumpf und schimmelig, und sie konnten der Nässe wegen kein Feuer im Walde machen.

Wenn man wenigstens gewagt hätte, die Segellappen zu hissen und das Boot zu irgend einer Sommervilla treiben zu lassen, um all die Fische zu verkaufen, die man bei dem für den Fang günstigen Wetter heraufgezogen hatte und die nun unten im Schiff lagen und verfaulten. Aber es war ganz ausgeschlossen, jetzt während des Tages an Land zu gehen. Sie waren mehreremal nach irgend einem kühnen Coup verfolgt worden und nur mit knapper Not entkommen. Der schwarze Unglücksrumpf und die schimmelfleckigen Segel waren schon in allen Sommerfrischen, Fischerhäuschen, Strandhütten und Herrenhöfen bekannt, und sie warteten nur auf einen trockenen Tag, um die Windrose wieder mit neuer Farbe zu übermalen, die sie in einem Bootsschuppen gefunden hatten.

Endlos lang dehnten sich die trostlosen Dämmerstunden. Kam dann endlich die wirkliche Dunkelheit durch die Regenschleier heran, dann war die Zeit der Knaben gekommen, und die Segel schossen in die Höhe. Wie ein Gespensterschiff sauste die Windrose ohne Laterne und Lichter durch die kohlschwarze Nacht.

Georg saß am Steuer. Der Regen prasselte auf den Ölrock, aber hier draußen in der Gefahr und Spannung war ihm doch ein bißchen leichter ums Herz. Es hieß mit dem Fernglas vor den Augen dasitzen und den rechten Weg finden. Georg hatte schon die Instinkte des Seemanns und vollbrachte jeden Augenblick das Unmögliche. Er sah, was niemand sehen, wußte, was niemand wissen konnte. Ein Seezeichen tauchte aus der Dunkel-

heit auf einige Faden Entfernung auf, aber immer auf der rechten Seite. Wie? warum? Ja, weil, wenn das Zeichen auf der anderen Seite gewesen wäre, es ihr Tod hätte sein können. Das ist ein zureichender Grund . . .

Man mußte den Kurs der Dampfboote berechnen und beizeiten ausweichen. Noch schlimmer war es, wenn man kreuzenden Seglern begegnete. Einmal, als Georg unten in der Kajüte war und bei einem Zündhölzchen einen Blick auf die Seekarte warf, schrie Erik, der am Steuer eingeschlafen war, plötzlich auf: die Windrose rieb sich an dem Bug eines schwarzen vorbeifahrenden Schoners. Georg gelang es, sich davonzumachen, indes die Männer dort oben an Deck hin und her liefen und in ihrem singenden Finnisch Drohungen ausstießen . . . Es waren harte Zeiten!

Ums Morgengrauen, wenn die Jungen Beutezüge an den Strand gemacht, gegessen und einen Schlupfwinkel gefunden hatten, krochen sie in die Koje. Wenn wir jetzt aufwachen, dachten sie, dann ist der Regen vorbei, und die Sonne scheint. Aber jeden Morgen goß es wieder ebenso hoffnungslos.

Schließlich wurde Georg ganz verzweifelt. Und in einer stürmischen, eiskalten Nacht, als die Windrose in der Nähe der Bucht zu ihrer eigenen Stadt lag und Fabian ihn durch eine umständliche Beschreibung reizte, was für ein Gefühl es wäre, an einem gedeckten Tisch Beefsteaks zu essen, sich dann ein reines Nachthemd anzuziehen und in ein trockenes, warmes Bett zu legen, riß er plötzlich das Steuer herum und fuhr gerade auf den Sund zur Stadt zu.

Lange lagen die Knaben stumm da und kreuzten vor dem Hafen hin und her. Ja, da war ihre Stadt, da sah man den Mast von Malermeisters Evelyn mit den niedlichen Wimpeln! Diese schwarze Ecke über dem Waldessaum war ein Mühlenflügel. Da schimmerte der hohe Giebel der Schule, gespenstisch weiß im Licht einer einsamen Laterne . . . Es dauerte nicht mehr lange, dann ging die Schule wieder an . . . Und sieh da, dort war der Zinkturm am Haus des Bürgermeisters! Und dorten in der Straßenöffnung konnte Georg sein eigenes Fenster sehen . . .

Die Windrose schoß mit raschen, kleinen Schlägen auf die Brücke zu. Georg dachte: Geht es so leicht? Sind wir wirklich wieder daheim? Soll ich wirklich in einer halben Stunde in meinem Bette liegen?

Aber da ertönte plötzlich aus der Dunkelheit eine heisere Stimme, die die des Schutzmanns Blom sein konnte: „Hallo, ihr dort! Nicht an der Dampfschiffbrücke anlegen!"

Da fühlte Georg, wie weit er noch nach Hause zu seinem warmen Bett hatte. Viele hundert schwere Meilen. Er riß das Steuer heftig herum, und wieder flohen sie hinaus in die Dunkelheit der großen, brausenden Bucht.

Gegen Morgen hörte es endlich auf zu regnen, wenn sich die Sonne auch noch bis zu Mittag fernhielt. Da kam sie, aber herbstklar und kalt, so daß man nicht recht davon auftaute. Der Abend war glashell und frostrot, so als leuchtete es über Schnee, und später in der Dunkelheit hingen die Sterne nadelscharf da und zitterten in dem schneidenden Wind.

Die Knaben saßen durchfroren da, die Beute einer dumpfen Erbitterung, die sich jeden Augenblick in Schimpfworten und Schlägen entlud.

„Im roten Licht halten!“ schrie Georg, der unten in der Kajüte vor der Seekarte saß. Erik war am Steuer. Die Segel standen hoch und schwarz gegen die Sterne. Die fernen Ufer lagen nur wie blasse Bänder am Horizont. Die Wellen kamen aus einer Dunkelheit und verschwanden in eine andere. Zischend, gluckend, stöhnend kamen sie wie endlose Scharen lüsterner Raubtiere durch die Nacht herangejagt.

Der Leuchtturm war weit weg, und Erik mußte mit dem eiskalten Feldstecher an den schmerzenden Augen dasitzen, um den Schein zu unterscheiden. Traulich rot, still leuchtete das kleine Lämpchen in dem engen, runden Gesichtsfeld des Fernglases, in dem die eine aufwärts gewandte Ankerschaufel vorn am Kiel zuweilen, wenn die Wellen sie hoben, wie ein riesengroßes Blatt emporschoß . . .

Das rote Lämpchen war der einzige Strahl der Güte, der klugen, liebevollen Menschenfürsorge in der brausenden, wilden Nacht. Der Schein wurde für Eriks müde Augen matt . . . Er schimmerte wie eine kleine rote Nachtlampe in einem warmen Schlafzimmer . . .

. . . Erik war krank, er hatte ein wenig Fieber, und seine Mama hätschelte ihn. O, wie war das doch schön, ein bißchen Fieber zu haben und geherzt und geküßt und so mollig in die blaue Decke eingewickelt zu werden! Wie lieb Mama lächelte, und wie leise sie ging, und wie weiche, schöne Hände sie hatte, und wie gut ihr Haar duftete . . .

. . . Plötzlich erstarrte sein ganzes Wesen. Sie war ja tot . . . tot . . . Sie war irgendwo dort draußen in der wilden, schaurigen Nacht . . . Erik ließ das Glas sinken und starrte in den schwarzen vorbeitreibenden Gischt, so als erwartete er, ihr bleiches Antlitz auftauchen zu sehen . . .

„Im roten Licht halten!“ Es war Georg, der abermals durch die Luke rief. „Kurs halten!“

Der Leuchtturm hatte drei Lichtrayons in der Bucht, weiß, rot und grün von Backbord nach Steuerbord gerechnet. Glitt man aus dem roten Licht, konnte man jeden Augenblick auffahren. Erik war in den weißen Schein verfallen und mußte also wenden. Langsam bog die Windrose wieder in das rote Feld, dessen kleines Dreieck in dem strahlenden Punkt zusammenlief, wo man die einzig mögliche Passage in die nächste Bucht hatte.

Da strahlte plötzlich weiter unten auf der Leeseite eine Lichtmasse auf, deren Widerschein über die Wellen bis zur Windrose spielte.

Fabian riet auf eine heimkehrende Segelregatta; aber Georg, der das Glas genommen hatte, behauptete, die Lichter seien auf dem Strande zwischen den Bäumen. Da mußte irgend eine festliche Veranstaltung sein.

„Steuern wir hin!“ rief Erik.

„Ja, aber das Wasser ist hier voll Klippen,“ meinte Georg.

„Darum scheren wir uns nicht,“ entgegnete Fabian, wie ein Nachtschmetterling vom fernen Lichtschein angezogen.

„Nun meinetwegen,“ murmelte Georg. „Mag es gehen, wie es will!“

So fuhren sie bei jagendem Mitwind weiter. Georg nahm das Steuer, grimmig starr mit zusammengebissenen Zähnen. Jeden Augenblick konnten die Bretter unter ihnen knacken. Aber einerlei, dachte er. Mag es kommen, es ist doch auf jeden Fall ein Ende. Er saß da und zählte die Minuten. Jetzt kommt es, jetzt . . . . jetzt . . . . Aber die Windrose stürzte nur in der Finsternis vorwärts.

Die Lichter verschwanden plötzlich hinter einem Wäldchen, und sie fuhren gerade auf das schwarze Land los. Da öffnete sich eine Bucht. Der Anker senkte sich, so daß es im Klüs sprühte, und die Segel fielen wie herabgeschossen.

Die Jungen schlichen sich über knisterndes Renntiermoos, kletterten über eine Steinhalde und sprangen über einen morschen Zaun.

Wieder kamen die Lichter zum Vorschein, zwischen den Säulenstämmen eines hohen Tannenhains, den sie im Laufmarsch passierten.

Frische, herbe Düfte von Ringelblumen und Nelken schlugen ihnen entgegen. Sie krochen auf dem Bauch durch einen kleinen, wohlgeordneten Garten mit beschnittenen Hecken, gestutzten Bäumen, Glaskugeln und Gipsfiguren auf Holzsockeln.

Vor ihnen erhob sich eine Villa mit erleuchteten Fenstern und ein kleines offenes Gartentempelchen, behangen mit farbigen Lampions in Form von Blumen und Drachen. Um den Tisch dort saß eine Menge Menschen, essend, lachend und plaudernd. Es roch bis in den Garten hinaus nach Krebsen und Dill.

Die Knaben hielten auf der Grasmatte im Schatten einer großen, dichten Fliedergruppe einen kurzen, atemlosen Kriegsrat ab. Kühner mußte man vordringen, näher an das Licht und die Menschen heran. Sie bogen die Laubranken beiseite und drangen lautlos und vorsichtig in das Gebüsch ein. Ein einziger Fehltritt, ein Flüstern, ein geknickter Zweig hätte sie verraten können. Erst an dem blau gemalten Geländer des Tempels machten sie halt; sie standen nun so nahe, daß sie eine Gespensterhand aus dem Laub strecken und den Tafelgästen auf den Rücken hätten klopfen können.

Der Tisch bog sich unter den Gottesgaben. In der Mitte erhob sich der gewaltige Familiengrabhügel der Krebsschüssel mit den Tränenweiden der Petersilie. Rings herum standen der braune Säulenwald der Pilsnerflaschen und die helle Schußlinie der Branntweingläser. Und dann der ganze bunte Archipel der kalten Speisen auf dem weißen Tuch, die herbstrote Scylla der Tomatensardinen und die felsige Charybdis des Schweizerkäses, zwischen denen die kleine Jolle der Gänseleberpastete ängstlich kreuzte. Dann der Lachs, der in allen Sorten da war: geräucherter Lachs, gebratener Lachs, eingekochter Lachs, gesalzener Lachs, Lachs in Öl . . . Rings herum leuchteten lauter runde und rote Gesichter. Man hatte die Ärmel aufgekrempelt und gewaltige weiße Servietten um den Hals geschlungen. Das war ein Geplauder und Gesumm!

„Herr Käsehändler Fritzell, können Sie sagen: Sechs Lachse in einer Lachsbüchse?“

Man lachte heftig, als der Käsehändler über die Konsonanten strauchelte.

„Oh, Oh, Oh! jetzt ist Stearin auf Frau Jonssons Einsatz getropft."

Frau Jonsson hatte ein rosa Kleid mit buttergelbem Einsatz. Man nahm allgemein an dem Kummer teil und half reiben.

„Nein, zum Kuckuck, der Schnaps wird noch kalt!"

Man trank ex, machte die Nagelprobe und genehmigte noch einen und noch einen.

Auch die Krebse verschwanden. Der Käsehändler erhob sich. Es war unklar, ob ihn der Schlag treffen oder ob er eine Rede halten würde. Er hielt eine Rede.

„Meine Damen und Herren .... alle .... sämtliche .... hier Anwesende .... Wir haben hier gesessen und haben gut gegessen .... in der schönen Natur .... hohe Berge, tiefe Täler .... Wir haben von allem gekostet, was das Haus uns bot, und es war gut und reichlich .... sat sapienti, wie der Dichter sagt. Ja, wir sind alle .... sämtliche .... froh und zufrieden, das kann ich bezeugen, einer für alle und alle für einen. Ja, so vereinigen wir uns denn .... alle .... sämtliche .... in einem Hoch auf unseren gemeinsamen Freund und Bruder, ich meine dich, Lachshändler Oskar Nikolaus Vinquist mit scharmanter Frau. Er lebe hoch!"

Den Knaben in ihrem Versteck gab es einen Ruck. Das war Vinquist, Lachshändler Vinquist, der rechtmäßige Besitzer der Windrose, der da prall und rotbackig saß und mit seinen Gästen trank und es nett fand, daß sie zu ihm gekommen waren, und nun dreimal in die Hände klatschte, zum Zeichen, daß der Kaffee und der eiskalte Punsch hereingetragen werden sollten.

Ein Dienstmädchen tauchte auf, unter einem ungeheuren Kaffeetablett schwankend. Käsehändler Fritzell und Fabrikant Pettersson benutzten die Verwirrung, um eine kleine dringliche Angelegenheit zu erledigen. Sie blieben im Schatten des Gebüsches stehen.

„Gut und teuer, aber eigentlich fast lauter Lachs, Bruder Fritzell."

„Na ja, man will den Schein aufrechterhalten."

„Schein?"

„Noch gut für ihn, daß sie Gütertrennung haben."

„Also Konkurs?"

„Früher oder später ja."

„Ich habe so etwas munkeln gehört, daß es unsicher sein soll, mit ihm Geschäfte zu machen."

„Er ist eigentlich ein großer Gauner, das ist ja allgemein bekannt."

„Ja, Gauner ist das richtige Wort .... So, das war schön."

Die Herren stürzten zum Kaffee.

Im Tempel half man der Verdauung mit Gespenstergeschichten nach, dann kam man auf das Kapitel der Krankheiten und ergötzte sich an einigen sachlichen Erörterungen über Blutvergiftungen und Austerntyphus. Allmählich glitt das Gespräch zu dem letzten Mord. Frau Vinquist schlug die Hände zusammen.

„Nein, daß so etwas in unseren zivilisierten Zeiten passieren kann .... Bitte sich doch von den Kuchen zu bedienen!"

„Danke, danke!" ....

„Ja, und so ganz in der Nähe. Man traut sich ja förmlich nachts gar nicht einzuschlafen. Bitte, nur ein paar Tropfen!"

„Er soll ja schon mehrere Wochen tot gewesen sein, als sie ihn gefunden haben. Prosit, prosit!"

„Ja, und man denke nur, der Kerl schwört, daß er unschuldig sei, wo sie doch in den Taschen des Toten einen Brief gefunden haben, in dem vor ihm gewarnt wird."

„Die Enkelin war gewiß mit im Spiel. Sie und der Mörder hatten ja ein Techtelmechtel miteinander. Es ist unbegreiflich, daß sie nicht schon längst arretiert ist. Eine Zigarre? ...."

„Danke, eine ganz leichte. Danke. ..."

„Ich kann nicht glauben, daß dieser Alfred Nyman der Mörder ist, denn Zeugen sagen ja aus, daß er und Flinta schon versöhnt waren."

„Ja, und das Mädel schwört darauf, daß alles in schönster Ordnung war und sie im Herbst heiraten sollten ...."

Georg schnappte vor Spannung nach Luft. Ein unerhörter Gedanke war ihm aufgeblitzt. Ihm wurde ganz heiß, und er hatte ein Gefühl, als ob er innerlich wieder heil werde, denn er sah nun ein Ziel ihrer Segelfahrt.

Der Hausherr erhob sich: „Na also, brennen wir's ab!"

Alle taumelten über den knisternden Kiesweg und verschwanden um die Ecke der Villa. Die Dienstmädchen wollten sich auch das Feuerwerk ansehen, und so wurde es rings um den Tempel ganz leer.

Schwitsch! Eine Rakete mit leuchtendem Feuerschwanz fuhr zwischen den Baumkronen zum schwarzen Himmel und platzte knallend.

Ausgehungert, gleichgültig gegen die Gefahr, angereizt von dem Abenteuer, erfüllt vom Mut der Verzweiflung, sprangen die Knaben über das Geländer des Tempels und stürzten sich auf die Gerichte. Krebse, Backwerk, Lachs, Punsch, Hummer, Eingemachtes, Zuckerstücke, alles stopften sie blitzschnell in den Mund, während es um die Ecke von Feuerkreiseln, Springbrunnen, Kometen, Fontänen, römischen Lichtern, Sonnen und Drachen leuchtete und prasselte.

Und Gott schützte sie. Ein kleiner, dicker Herr aus der Gesellschaft kam, um sich eine Zigarre zu holen. Er stolperte über einen Krocketreifen und erhob sich mit Schwierigkeit. Dann blieb er auf der Schwelle stehen und glotzte die Knaben an, die halberstickt vom Essen dastanden, ohne ein Glied zur Flucht zu rühren.

„Ei was .... sieh da! .... hat Vinquist schon so große Söhne," murmelte der kleine Herr .... „Nehmt euch nur ordentlich von der Champignonomelette, Jungens, die ist famos .... Teufel, ruppig seht ihr übrigens aus."

Er taumelte wieder fort.

Fabian raffte eine Weinflasche und eine Faust voll Zigarren zusammen,

Erik verbarg eine Torte in seiner Bluse, und Georg stopfte einen Lachsschwanz in die Hosentasche. Dann stürzten sie wieder zum Garten hinaus, wo Fabian es nicht unterlassen konnte, mit dem Fuß auf einen kleinen dicken Gipsmann mit Flügeln auf dem Rücken zu treten; dann ging es wieder durch den Wald und über den Zaun und hinunter zur Windrose, die sich draußen auf der dunklen Bucht wie ein schwarzer Vogel auf- und niederwiegte.

Georg nahm Kurs auf Tollerö. Er ließ die anderen schlafen und saß die ganze Nacht allein am Steuer. Er erwog hin und her, was er tun solle. Von Zeit zu Zeit lächelte er und atmete tief auf, wie man es tut, wenn ein Schmerz nachläßt.

Es ging flott vorwärts, und gegen Morgen verankerte er sich vor Löffärken. Er zog die Segel ein, vor Müdigkeit schwankend wie ein Betrunkener, und fiel dann wie betäubt auf seine Pritsche.

Gegen zwölf Uhr erwachte er schon, vor Eifer, seine Absicht zu verwirklichen. Als er sich aber vorn am Mast in dem kleinen zersprungenen Spiegel ansah, überlief es ihn am ganzen Körper kalt. Wie konnte er dem Grafen unter die Augen treten, so wie er war? Er wusch und rieb sich, daß ihn die schwieligen Hände fast schmerzten, und versuchte, die ärgsten Löcher seiner Kleider mit etwas feinem Segelgarn, das an Bord war, zu flicken. Hierauf nahm er sein Matrosenmesser und schnitt sich das Haar, das so lang geworden war, daß es ihm auf die Schultern hing, zog Fabians Schuhe an, die noch am ehesten brauchbar waren, und schrieb alsdann auf einen Zettel Papier, daß er vor dem Abend wieder da sein werde.

Georg wanderte über die Landstraße, die ein Stück oberhalb Flintas Haus vorbeiführte. Aber er kam nur langsam vorwärts, denn jedesmal, wenn er jemand begegnete, sprang er in den Wald und versteckte sich. Er war wie ein Nachttier geworden, scheu vor dem Licht und den Menschen. Und je näher er dem Schlosse kam, desto mehr schwand auch sein Frohmut. Was würde der Graf sagen? Würde er nicht furchtbar böse werden und ihn hinauswerfen, vielleicht gar den Gendarm holen lassen?

Jetzt tauchte das Schloß auf. Georg klopfte das Herz bis in die Halsgrube, und er schlug sich wieder in die Büsche. Da lag er lange, ohne sich zu rühren. Endlich erhob er sich, kam aber nicht weiter als bis zur nächsten Waldbiegung.

Er spähte durch das Laub. Diese lange, gerade Allee sollte er hinuntergehen und dann mitten in dem klaren Sonnenschein über das große Sandrondel . . . . Er, mit all seinen Flicken und Löchern . . . . Und dann sollte er in das Vestibül treten und mit einem Bedienten sprechen.

Plötzlich machte er kehrt und begann, was das Zeug hielt, auf Flintas Haus zuzulaufen. Aber dann wandte er sich wieder um und ging mit halbgeschlossenen Augen und großen Schritten gerade auf das Schloß zu. Die Füße brannten ihm, denn Fabians Schuhe waren viel zu eng, aber er kam doch ein gutes Stück in der Allee vorwärts. Da mußte er wieder stehen bleiben, denn draußen auf dem Kiesplatz sah er Leute.

Ich warte, bis es dunkel wird, dachte Georg, legte die Schuhe ab und

setzte sich mit dem Rücken gegen einen Baum. Und er fing Mücken und riß unreife Preiselbeeren aus und betrachtete einen kleinen Ameisenhaufen, der sich zwischen den Grashalmen hinzog, und grübelte über sein Leben nach.

Zu seinen Füßen blühte die Königskerze hoch und aufrecht. Diese Blume habe ich nicht in meinem Herbarium, dachte er. Aber dann lief ihm ein kalter Schauer über den Rücken. Was hatte er eigentlich fortab noch mit einem Herbarium zu schaffen? Es war aus mit Zeugnissen und Prämien und allem, was geordnet und heimisch war. Jetzt war er weit draußen in der Welt, unter wilden Blumen, die wucherten, starben und verdarben. Es wurde so einsam und wunderlich um ihn in der Dämmerung, daß er sich keinen Rat mehr mit den großen, dunklen Bäumen und dem tieftraurigen Himmel wußte. Aber dann fielen ihm wieder Alfred und Wilhelmina ein. Die haben es schlimmer als ich, dachte er. Die haben es viel schlimmer ....

Endlich wurde es Abend, und Georg schlich sich wie ein Bettler zum Schloß, zwei knurrende Rüden hinter ihm drein. Er verbeugte sich tief vor einem Bedienten, der auf der Küchentreppe stand und mit einer Magd schwatzte.

„Ja, ich möchte nur fragen, ob es vielleicht möglich wäre, ein Wort mit dem Herrn Grafen zu sprechen?"

„Was soll es sein? Herr Graf sind verreist gewesen und erst heute zurückgekommen . . . Es sind Gäste da zur Entenjagd . . ."

„Ja so . . . ja dann . . ."

Georg kehrte um und wollte demütig seiner Wege gehen. Aber dann dachte er wieder an Alfred und den Kerker und den Scharfrichter, und zum zweitenmal näherte er sich dem Bedienten, der die zweifelhafte Erscheinung erstaunt musterte.

„Ja, aber es ist etwas riesig Wichtiges. Es ist wegen Flinta."

Der Bediente prallte zurück und eilte die große Treppe hinauf. Und nun kam der Graf barhaupt im Frack mit einer weißen Aster im Knopfloch. Er war rot und ungeduldig und hatte sein Jagdgewehr in der Hand. Der Bediente nahm eine Laterne und beleuchtete Georg.

„Was zum Teufel ist das für ein Individuum?" schnarrte der Graf.

„Ach ja, bitte, ich bin es nur . . . der Professor . . . den Herr Graf in diesem Sommer zu Mittag eingeladen haben . . ."

„So so . . . ja gewiß . . . aber wie siehst du aus, Junge? Du wirst doch nicht gar dem alten Flinta den Garaus gemacht haben?"

„Ich möchte so gern mit dem Herrn Grafen allein sprechen . . ."

„Allein? Was? Na, allons!"

Der Graf nahm dem Bedienten die Laterne ab und ging, wie er war, auf eine Laube im Garten zu. Georg sah das Gesicht des Grafen an, das ihm in dem flackernden, unsicheren Laternenlicht alt und vergrämt vorkam. Er begriff plötzlich mit einem Schauer, welchen Schmerz er diesem Manne zufügen würde.

„Na, rück also heraus, mein Alter. Dort oben warten zwei Landeshauptleute und ein Minister auf mich."

Georg stand am Eingang, in seiner Herzensangst bereit, beim geringsten Zeichen zu entfliehen. Er erzählte alles, was er gesehen und gehört hatte. Er, Georg selbst, war es, der diesen Brief, in dem er vor Alfred warnte, geschrieben hatte, und er hatte die schwimmende Leiche lange vor allen anderen gesehen. Aber wer an jenem Abend, als sie herangesegelt kamen, um Flintas Haus herumschlich, das war nicht Alfred, das war Baron Justus, und er hatte sie beim Lagerfeuer so unheimlich angestarrt.

Der Graf fuhr auf. Er tastete in dem raschelnden wilden Wein nach einer Stütze.

„Und nun meinst du, du gottverlassener Esel, daß mein armer, guter, närrischer Vetter ein Mörder ist! Nimm dich in acht, daß ich nicht meine Hunde auf dich hetze."

Georg waren die Tränen nahe. „Verzeihen Sie, lieber Herr Graf, aber ich meine nur, es ist doch so schrecklich, sich zu denken, daß dieser Alfred es vielleicht gar nicht getan hat."

Der Graf beruhigte sich. Er nahm wieder die Laterne. „Komm!"

Sie schritten durch den dunkeln Gartengang, der nach Fallobst und feuchter Erde roch, schlugen dann einen schmalen Pfad zwischen den gepfählten Bohnen ein und blieben vor dem offenen Fenster der Gärtnerwohnung im Lampenschein stehen.

„Mutter Hanna!" rief der Graf leise.

Mutter Hanna kam auf den Vorplatz, klein und gleichsam vom Alter zusammengefaltet. Sie knixte tief mit wackelndem Kopf und schwätzte freundlich und bekümmert.

„Ach du Herrjemine, ist es der gnädige Herr Graf selbst, der uns die Ehre erweist?"

Der Graf hielt die Laterne so, daß sein Gesicht nicht zu sehen war. Seine Stimme war ganz ruhig.

„Grüß Gott, grüß Gott, liebe Mutter Hanna. Sie sind es doch, Mutter Hanna, die im Sommer den Pavillon aufgeräumt hat, nicht wahr? Ich möchte nur wissen, ob Ihnen irgend etwas Besonderes aufgefallen ist, ob der Herr Baron irgendwie . . . zerstreut war . . . besonders unruhig . . . oder vielleicht Äußerungen gemacht hat . . . die merkwürdig waren . . ."

Mutter Hanna nestelte an ihrer Schürze und knixte noch einmal.

„Ja bitte, ganz wie Herr Graf befehlen."

Die Stimme des Grafen war noch immer ruhig und freundlich, doch schien es Georg, daß die Laterne in seiner Hand ein wenig zitterte.

„Ich befehle gar nichts, liebe Mutter Hanna. Sagen Sie es nur, wie es ist."

„Ja . . . da muß ich schon sagen . . . und das habe ich auch schon zu Lena oben in der Küche gesagt . . . denn sie pflegt mir manchmal mit einem Schälchen Kaffee aufzuwarten, wenn der Herr Graf nichts dagegen hat . . . ja, habe ich gesagt, so wie der gnädige Herr Baron damals war, als die schlimme Hitze kam und der ganze Kohl uns verbrannte . . . ja, so ist er noch nie gewesen. Aber das wird wohl am Wetter liegen, habe ich gesagt, denn

eine so unchristliche Hitze hat es schon seit anno dreiunddreißig nicht gegeben, wo ich eingesegnet worden bin. Aber wie dann der Regen gekommen ist, gnädiger Herr Graf, und die Luft wieder kühl war, da war all das weg, und er ist jetzt wieder ganz gut und sitzt bei seinen Büchern und spukt nicht in der Nacht herum.

Georg hatte sich bis jetzt ein wenig abseits gehalten. Ein gerader, schwarzer Schatten von der Laterne schwankte auf der weißen Hausmauer auf und nieder wie das Zünglein einer Wage. Es ging um ein Menschenleben. Georg konnte nicht schweigen.

„Ja, aber hat er nichts von Flin . . .?"

Der Graf packte ihn am Arm.

„Komm!" murmelte er hart und nahm den Weg an der Pumpe vorbei und durch den Birkenhain, wo man Hufgetrampel hörte. Die Pferde, die dort weideten, kamen aus der Dunkelheit hervor, um gestreichelt zu werden. Dann bogen die beiden in einen lehmigen Parkweg ein, der von schwarzen Linden besäumt war, und nun schimmerte der Lichtschein aus dem Pavillon. Der Graf blieb stehen und löschte die Laterne aus.

„Hat er dich damals beim Feuer aus der Nähe gesehen, so daß er dich wiedererkennen wird?"

„N—n—nein, das glaube ich nicht," murmelte Georg ängstlich.

„Dann komm mit, aber halte den Mund. Verstanden!"

Die Fenster des Pavillons waren offen, und die Nachtschmetterlinge umschwärmten die zwei zuckenden Gartenleuchter auf dem Tisch. Der Bienenzüchter saß vor einem aufgeschlagenen Buch und hatte eine halbgeleerte Kognakflasche neben sich. Der Graf klopfte ihm freundschaftlich auf den Rücken.

„Guten Abend, guten Abend, lieber Justus. Komme heute eben aus Deutschland zurück. Wollte doch sehen, was du treibst."

Georg konnte sich nicht genug über den unbefangen fröhlichen Ton des Grafen wundern. Aber Baron Justus murmelte nur ein trockenes Guten Abend und sah gar nicht vom Buche auf, offenbar ärgerlich über die Störung.

Der Graf setzte sich auf die Tischkante und baumelte mit dem einen Bein. „Ich habe dir etwas mitgebracht, lieber Justus, einen neuen patentierten Bienenkorb mit Glaswänden, so daß man sehen kann, wie die Waben gebaut werden."

Der Bienenzüchter sah auf. Die Augenlider hingen bleischwer über dem starren Blick. „So, so," murmelte er stumpf.

Der Graf sprach weiter, ohne daß seine Miene etwas anderes verriet als das reinste Wohlwollen. „Nun, wie steht es mit den Bienen? Haben sie den Drohnen noch nicht den Garaus gemacht? Mit dem Honig sieht es wohl windig aus, nach diesem trockenen Sommer?"

Der Bienenzüchter trank aus einem Glas und wachte allmählich auf.

„Ich habe sie natürlich mit Kandiszucker und Honig aus der Stadt gefüttert."

Jetzt hatte der Graf das Gespräch in Gang gebracht, unterhielt es geschickt durch neue Einfälle und machte zu den ärgsten Narreteien gute Miene.

Dann fragte er ganz unversehens mit dem gleichgültigsten Gesicht von der Welt: „Ja, aber lieber Justus, was hattest du eigentlich gegen den alten Flinta?"

Georg mußte eine Stuhllehne fassen. Er war ganz verwirrt. Keine Spur von Spannung konnte er in dem Diplomatengesicht des Grafen mit dem spöttischen Lächeln und den runden Augen entdecken, die eine gewisse Ähnlichkeit mit denen des Vetters hatten.

Der Eindruck der Frage hing hier unendlich mehr am Ton als an dem faktischen Inhalt. Baron Justus erhob sich ohne jedes Zeichen des Schreckens und schlug mit der Hand auf den Tisch, wie ein Mann, der seiner Sache sicher ist. „Flinta war ein Mörder!" rief er mit dem Brustton der Überzeugung.

Georg zitterte, der kalte Schweiß drang ihm aus allen Poren, aber der Graf zündete sich eine Zigarre an und warf das Zündhölzchen zum offenen Fenster hinaus.

„Wieso, lieber Vetter, wieso?"

„Er wollte seinen Bienen keinen Honig kaufen, sondern rauchte sie mir mitten vor der Nase tot."

„Ein solcher Hallunke, lieber Justus! Du hast es ihm doch ordentlich gegeben?"

„Ja natürlich."

Der Schatten eines Nachtschmetterlings huschte riesengroß über die Decke. Der Graf schloß die Augen halb und zog an seiner Zigarre. Sein Gesicht war erloschen wie das eines Spielers, der seinen letzten Einsatz verloren hat.

„Und dann hast du ihn zum See hinuntergeschleppt?"

„Ja, warum sollte er hier auf dem Land herumliegen?"

„Nein, da hast du ja ganz recht. Aber wo hast du eigentlich die Axt? Es wäre doch höchst interessant, sie zu sehen."

„Ja, warte nur, gleich!" rief Justus lebhaft und lief hinaus. Es klang so, als hätte er einen großen Stein aus der Hofmauer gerissen, und er kam wieder hereingestürzt mit einer hocherhobenen Holzaxt und schleuderte sie triumphierend auf den Tisch, so daß die Gartenleuchter in die Höhe hüpften. Der Graf ließ seine Zigarre fallen, und Georg wich leichenblaß zurück. Aber als der Bienenzüchter die Blutflecke auf der Schneide sah und die entsetzten Gesichter der anderen, da war es, als hätte plötzlich der Blitz sein Haupt getroffen. Die Züge verzerrten sich in furchtbarer Angst, und mit einem heiseren, schrillen Schrei stürzte er hinaus in die Nacht. Der Graf sank zusammen und starrte den Axtgriff an, in den Flintas Name mit großen, plumpen Buchstaben eingeschnitten war. In sein Gesicht war eine so unbeschreibliche Müdigkeit und Traurigkeit gekommen, daß Georg ganz verzweifelt war, so als stünde er an einem Totenbett, und er streichelte die hochgeäderte, behaarte Hand und murmelte: „Lieber Herr Graf, verzeihen Sie mir, lieber Herr Graf. Sehen Sie, ich habe es auch schwer, ich bin von zu Hause durchgebrannt, und die Nächte lang gesegelt, und weiß nicht, was ich anfangen soll. Verzeihen Sie mir, lieber Herr Graf . . ."

Der Graf, der nichts gehört hatte, erhob sich und nahm die Axt vorsichtig zwischen Daumen und Zeigefinger, ganz oben am Griff. Dann löschte er die Gartenlichter und ging ins Schloß hinauf, um Leute aufzubieten und den wahnsinnigen Verbrecher suchen zu lassen.

Georg schlich trübselig nach. Doch an der Schloßecke angelangt, lief er davon und wie gejagt, so rasch er nur konnte, unter den schwarzen, raschelnden Bäumen durch die Allee. Er hatte das Gefühl, daß man ihm nachsetzte ... ein ganzes Rudel, Baron Justus und die zwei Landeshauptleute und der Bediente und der Graf und die Pferde im Birkenhain ... und ein riesengroßer, flatternder, grauer Nachtschmetterling mit zwei gewaltigen, gewölbten, starrenden Wahnsinnaugen ... Die einzigen, die ihm gegen den Teufelsspuk hätten helfen können, Alfred und Wilhelmina, die zeigten sich nicht, die waren weit, weit weg.

Als Georg endlich mit klopfendem Herzen und wunden Füßen zum Strand hinunterwankte, erwartete ihn neues Elend.

Die Windrose war ans Land gezogen, und Fabian saß brütend auf einem Stein im Dunkel unter den Erlen und lief, als er Georg sah, auf und davon. Von einer bösen Ahnung erfaßt, sprang Georg an Bord und beleuchtete mit einem Zündhölzchen Eriks Gesicht unten in der Kajüte. Der lag da und schlief in seinen Fetzen, die Wangen noch tränenfeucht, die Stirn blutig und ein Auge ganz verschwollen.

„Fabian sagt ... ich habe seine Schuhe genommen ... hat mich den ganzen Tag geschlagen," murmelte er im Halbschlummer und blinzelte mit neuen Tränen gegen das Licht.

Georg sagte nichts. Er machte sich nur, so leise er konnte, auf das Verdeck und zog die Ankerkette der Windrose auf. Dann begann er die Segel zu hissen.

Fabian tauchte aus der Dunkelheit auf. „Ich muß mit," schrie er.

Georg zog den Anker auf. „Nimm dich nur vor dem Bienenzüchter in acht, Fabian," rief Georg, „der treibt sich hier im Walde umher."

„Kommt und holt mich, kommt und holt mich!" Fabians Stimme überschlug sich.

Georg wickelte den Anker um. Die Windrose begann sich zu bewegen; und er ging zum Steuerruder und nahm Kurs auf die Bucht.

Fabian sprang über die Steine des Strandes, so daß das Wasser um seine Füße spritzte. Mehreremal fiel er. Endlich konnte er nicht weiter, der steile Fels fiel jäh zum Wasser ab. Die Windrose glitt langsam in die Dunkelheit hinaus. Georg sah Fabian nicht mehr. Da fing dieser an zu schreien. Er schrie wie ein Wahnsinniger oder eine Frau, schrill, anhaltend, mit stets neuen, verzweifelten Einsätzen. Georg ließ ihn eine Weile toben, dann wendete er und steuerte auf Fabian zu.

„Wenn du an Bord willst, mußt du zuerst durchgeprügelt werden", murmelte er.

„Ja, hole mich nur, hole mich nur, mich friert", keuchte Fabian.

Georg zog das Fockfegel ein und ließ die Schote des Großfegels locker, so daß er die Windrose sich selbst überlassen konnte. Dann holte er ein kurzes

dickes Tauende aus der Koje, legte es auf der Nagelbank zurecht und ruderte in der Jolle ans Land.

Fabian nahm seine Bastonade stumm und still entgegen, als wäre sie ein Genuß; aber als sie vorüber war, suchte er Georg in die Hand zu beißen. Da fing Georg von vorn an und schlug ihn, dort oben auf dem Verdeck der Windrose, bis er sich heulend über die Luke warf und in die Klüverschote biß.

Dann segelten sie stumm weiter in die Nacht.

Siebentes Kapitel.

Das letzte Kreuzen.

An einem Sonntag Mittag, einige Tage später, erwachten die Jungen durch Männerstimmen, anhaltendes Fußgetrappel und die Töne einer Ziehharmonika. Sie rieben sich verwundert die Augen, denn als sie sich nachts verankert hatten, war die Bucht leer gewesen, und am Strand lag keine Hütte.

Als Georg durch das Fensterventil guckte, sah er über seinem Kopf, gerade gegen die blendende Augustsonne, die Beine eines Mannes, der Polka tanzte.

Was zum Kuckuck, war die Windrose ans Land gezogen worden, während sie schliefen?

Georg lugte noch einmal vorsichtig aus. Da entdeckte er ganz nahe von der Windrose einen geteerten Schiffsbug und den geflickten Hosenboden eines Kerls, der auf der Reeling saß und eine Pfeife ausklopfte. Sie mußten doch noch in der Bucht liegen, denn Georg erkannte die Tannenwipfel über dem Bootsrand wieder.

Endlich wagte Georg sich doch aufs Verdeck. Die Windrose lag mitten in einer kleinen Flottille, die sich in der Windstille der Samstagnacht hier verankert hatte. Das Boot ihnen zunächst war ein Sandschiff, das auf der andern Seite eine gelbe Holzschute, dann ein mit Dünger beladener Prahm und weiter draußen ein breitschnäuziges holländisches Kauffahrteischiff, die Schwerter wie Schwimmflossen an den Seiten aufgezogen.

Es war unmöglich, von der Gesellschaft fortzusegeln, denn die Bucht lag spiegelglatt, ohne ein Wölkchen da. Niemand schien übrigens die Windrose zu beachten.

An Bord des Sandschiffs war großer Ball, und die Fischerboote lagen wie säugende Jungen an ihrer Seite, denn eine Menge Leute war vom Lande wie von den anderen Schiffen dazugekommen. Man tanzte so ziemlich überall auf dem Verdeck, und der Mann auf der Reeling spielte die Ziehharmonika. Doch der Held des Balles war ein Bursche, der Jonte Nyman hieß und oben auf dem Kajütendach ein Solo tanzte. Er trug eine Schirmmütze und einen schwarzen Rock mit einer roten Zelluloidblume im Knopfloch. Wenn Jonte Nyman getanzt hatte, trank er, und wenn er getrunken hatte, fing er an zu boxen und mit all seinen Schiffbrüchen zu renommieren. Der allerschlimmste war bei Lidmuiden an der holländischen Küste gewesen. Er war allein im Rettungsbot, all die anderen waren verrückt geworden und über

Bord gesprungen. Aber endlich war der Holländer dort gekommen, hatte ihn aufgefischt und ihm einen Extraschnaps gegeben. Mit dem Schiff des Holländers segelte er nun seit drei Jahren auf der Nordsee, und das war etwas anderes als diese Regenpfütze; hierher hatte der Alte nur einen Sommerausflug gemacht, mit Pfeifenton für die Porzellanfabrik.

„Will einer von euch Pottfischen mit," fuhr Nyman fort, „so sage ich nicht Nein, denn der Alte braucht einen Küchenjungen. Hol der Teufel das Süßwasser, sage ich, in so was kocht man Erbsen und wäscht Hemden, aber hat mich schon jemand in dieser Brühe segeln sehen? Hab ich je in dieser Sonnabendsuppe ein Marssegel gerefft? Nein, pfui Teufel sag ich!"

Der Schiffer mit der Harmonika machte zornige Augen, und es wäre wohl gleich zu einer Schlägerei gekommen, wenn Nyman nicht so groß und stark gewesen wäre und solche Griffe gehabt hätte, daß man sich nicht recht an ihn wagte.

Georg kroch unter Deck wie die Schnecke in ihr Haus, um nichts hören zu müssen. Er fühlte sich ganz verdonnert und niedergeschmettert. Auf dem Mälar segeln, das sollte nichts sein? Das war nur Sonnabendsuppe! Er würde sich also nicht einmal seiner Abenteuer rühmen können, wenn alles vorüber war. Georg schob die Luke zu und zog die kleinen Gardinen vor den Ventilen herunter. Er fühlte sich bei Tageslicht nicht mehr wohl. Alles wurde so gering und klein und drückend. Nein, die Nacht, das war seine Zeit! Er legte sich auf den Rücken und dachte angestrengt nach. Hatte er vielleicht nicht in Lebensgefahr geschwebt? Ja doch, und zwar mehrere Male. Waren vielleicht nicht schon massenhaft Leute im Mälarsee ertrunken? Konnte man mehr tun als Schiffbruch erleiden und untergehen? Er hätte diesem Schreihals mit seiner Nordsee und seinem Marssegel wahrhaftig gern ein paar Worte gesagt . . .

Draußen hatte sich der Sandschiffer mit Fabian zusammengetan, um gemeinsam auf den Prahlhans loszugehen.

„Was kann denn so eine Puppenjacht überhaupt kosten?"

„Tausend Kronen," warf Fabian ein.

„Teufel auch, dann müssen aber Mädchen in den Kojen sein und was Trinkbares in der Kajüte."

„Das Schiff hat fünf erste Preise bekommen, Mahagoni jedes einzelne Stück."

„Die Herren sind wohl gar aus Stockholm?"

„Ja, mein Vater ist Wurstfabrikant und Hoflieferant," sagte Fabian und zog die Jacke über seine zerrissenen Hosen herunter.

„Das kann ich mir denken," lachte der Schiffer. „Aber wenn ein Gläschen gefällig ist, meinethalben." Er schwang eine Flasche.

Fabian sprang in die Jolle. Georg stürzte herbei und hielt Erik, der eben nachspringen wollte, am Rockschoß zurück.

„Nicht an Bord gehen, da kommen wir ins Unglück," flüsterte er.

Fabian saß schon auf dem Sandschiff, nahm Schnupftabak von einem, Kautabak von einem anderen, Schnaps von einem dritten, und spie verächtlich nach der Windrose.

Jonte Nyman begann, von seinem Bruder Alfred zu sprechen, der wieder auf Freiersfüßen ging. Der Holzschiffer hatte ihn in einem Café unten an der Schleuse in Stockholm getroffen; er hatte sich eben einen Ring gekauft und gedachte zu heiraten.

Georg hörte Fabians Stimme: „Ja natürlich, Alfred Nyman! Ich war doch oben beim Grafen auf Tollerö und habe ihn vor seinem Vetter, diesem verfluchten Hanswurst, gewarnt ... ich kenne den Grafen recht gut. Ein ganz nobler Kerl ..."

Die Behauptung wurde auf dem Sandschiff mit zweifelndem Gemurmel und Gekicher aufgenommen, aber Nyman schien ganz entzückt und wollte seine Seele verschwören, daß all dies die lautere Wahrheit sei. Und dann bemächtigte er sich Fabians und bot ihm von seinem Stärksten an und lauschte fromm wie ein Lämmchen allem, was der Hallunke auskramte: eine ganze Geschichte von dem Grafen und seinem Vater, dem Wurstfabrikanten. Der Graf stand etwas wacklig, war eine Masse Geld schuldig. Eigentlich lebte er nur vom Gnadenbrod, wenn man die Wahrheit sagen sollte. Sobald Fabians Vater es wollte, lag er eines schönen Tages auf der Nase.

Georg begab sich wieder unter Deck. Er hätte sich natürlich über all das, was er von Alfred erfuhr, freuen und über Fabian ärgern sollen, der ihm die Ehre streitig machte, aber er vermochte an die ganze Sache nicht weiter zu denken. Es war ganz, als machte es ihn krank, so viele Menschen zu sehen. Er wollte nur hinaus in Nacht und Einsamkeit, er hatte nirgends anders Ruhe als beim Steuer. Wenn sich doch endlich einmal ein Wind erheben wollte.

Der Abend brach strahlend und rot an, und eine frühe Kühle senkte sich über das stille Wasser. Drüben auf dem Sandschiff begann sich eine Schlägerei zu entwickeln, denn der Schiffer, der seinen Trumpf verloren hatte, suchte einen Sündenbock, um seine verletzte Seemannsehre zu retten. Als sich der alte, schmutzige Prahmschiffer zufällig auf seine Pfeife setzte, brach das Unwetter los. Er fuhr auf und stand da und spannte seinen Rücken aus, dunkel wie eine Bronzefigur gegen den Abendglanz.

„Was zum Henker willst du hier unter uns Seeleuten, du alter verlauster Bauernklachel! Kommt an Bord und riecht nach Dünger! Glaubst du vielleicht, das ist für uns ein Sonntagsgeruch? Weg, habe ich gesagt, mir aus den Augen, habe ich gesagt! Glaubst du vielleicht, du wärst ein Seemann, he? Im Boot liegen und schlafen und sich von einem Bugsierschiff ziehen lassen, ist das auch was, he? Und immer seid ihr einem im Wege mit euren verdammten Trossen, und das Verdienst schnappt ihr einem auch noch weg, ihr Schwindler! Was? Hat mein Ohr gehört, daß du dich gemuckst hast? Hast du gesagt, du bist ein Seemann? Da hast du was dafür!"

Der Prahmschiffer bekam seinen „dänischen Schädel" und taumelte unter Fabians schrillem Gelächter Hals über Kopf in sein Schiff, und da lag er nun mit blutiger Nase und weinte und schwor fürchterliche Rache, während er sein Boot zum Prahm ruderte.

Aber der Sandschiffer fühlte sich erleichtert und setzte wieder mit seiner Ziehharmonika ein.

Gleich darauf kam ein Bugsierboot um die Landspitze, um den Prahm zu holen. Es steuerte auf das Sandschiff zu, um die Trosse zu strecken und den Prahm herumschwingen zu können. Aber während der Sandschiffer mitten in einer Polka dasaß, bekam er plötzlich einen Strahl schmutzigen Wassers in den Rücken. Aus dem Bugsierboot hatten sie einen Schlauch aus dem Maschinenraum heraufdirigiert, und jetzt spritzten die Sturzwellen über jeden einzelnen an Bord des Sandschiffs, während der Prahmsteuermann, der sich ein Tuch um den Kopf gebunden hatte, vorn im Kiel stand und jubilierend seine Spake schwang.

Der Schiffer floh in seine Kajüte und riegelte zu. Nur Nyman und Fabian hatten die Gefahr geahnt und saßen ganz trocken oben im Takelwerk, während die Leute dort unten patschnaß herumsprangen und dem Sandschiffer das Kajütenfester einschlugen, da sie durch die Tür nicht hineinkommen konnten. Dann kletterten alle in die Boote, und jeder ruderte nach seiner Seite fort.

So schloß dieser Tag.

Aber Fabian ruderte mit Nyman zum Holländer hinüber. Es dauerte lange, bis er zurückkam. Erst spät nachts hörte Georg im Halbschlummer, wie die Jolle an der Seite der Windrose landete und Fabian sich leise wie eine Katze in die Kajüte schlich und sein Lager zu ordnen begann . . .

Als Georg in der ersten grauen Morgendämmerung erwachte, war Fabian schon auf, denn sein Platz war leer. Georg rieb sich die Augen und warf die Decke zurück, verwundert und beschämt. Das war ihm noch nie passiert, daß er nicht der erste war. Er schüttelte Erik munter und guckte zur Luke hinaus.

Es war grau, kalt und stürmisch, und die Boote waren verschwunden. Er ging auf Deck.

Auch da war Fabian nicht zu sehen.

Nun, er wird wohl vorn sein und Kaffee kochen. Aber merkwürdig, wie still er ist! Georg ging beinahe ängstlich heran und hob die Luke. Kein Fabian! Hm, sollte er ans Land gerudert sein? Nein, die Jolle lag wie gewöhnlich neben der Windrose.

Da bemerkte Georg plötzlich, daß die Schotten des Focksegels mitten durch gekappt und die Segel selbst mit einem Messer kreuz und quer zerschnitten und zerstochen waren. Georg geriet außer sich und packte das Fall des Großsegels, um dieses zu hissen und zu sehen, ob es auch beschädigt sei. Aber er behielt nur ein Taustümpfchen in der Hand und wäre fast zum zweiten Male ins Wasser gestürzt, denn das Fall hatte auch seinen Schnitt und hing nur an ein paar Fäden.

An der Nagelbank war ein schmutziges Stück Papier befestigt, auf dem gekritzelt stand: „Das habt ihr für alte Rechnung. Komme reich nach Hause und lache den Rektor und euch alle miteinander aus. Fabian."

Georg verstand plötzlich. „Erik, Erik!" rief er, „Fabian ist mit Nyman auf dem Holländer durchgebrannt und hat alles zerschnitten!"

Erik schnellte wie ein Stehaufmännchen in die Höhe. „Ach," wimmerte

er. „Darum kann ich wohl auch meine Mütze und meine Schuhe nicht finden. Was soll ich jetzt anziehen?“

Die Knaben sanken nebeneinander zusammen und brüteten, das Kinn in die Hände gestützt, über das neue Elend. Aber nicht lange, so sprang Georg wieder auf.

„Ach was, wir werden schon ohne diesen Kerl fertig! Es ist eigentlich gut, ihn los zu sein! Wenn wir tüchtig anpacken, so wird es schon gehen, denn du und ich, wir sind Freunde und belügen uns nicht. Komm, fangen wir an, die Taue in Ordnung zu bringen!“

Sie mußten sich den ganzen Tag plagen. Erik nähte und flickte die Segel, die wie Zwirngardinen aussahen, und Georg splißte die Taue so fein, daß sie wieder in den Hißblöcken laufen konnten.

„Weißt du, es ist doch ein wonniges Gefühl, daß er fort ist, nicht?“

„Der wird auf dem Holländer seine blauen Wunder erleben. Da werden sie ihm die Faulheit schon austreiben.“

„Ich finde wirklich, wir haben es doch viel gemütlicher zusammen ohne diesen Galgenstrick von Fabian.“

Die Knaben waren die dicksten Herzensfreunde und sagten sich kein böses Wort.

Und so wurde es wieder Nacht, und sie hißten die Segel.

Der Mond ging rot und riesengroß zwischen den zerstreuten Tännchen eines Holzschlags auf. Die Nacht war kalt und der Wind schwach. Georg fand die Stille unheimlich und fing immer wieder zu plaudern an. Aber es wurde nichts Rechtes daraus, denn er kannte Erik in- und auswendig und wußte alle seine Antworten immer schon im voraus. Es war wie eine Art Inzucht, und das Gespräch versiegte bald.

Georg saß da und steuerte an einer ganzen Menge Landhäuser vorbei, ohne an einen Beutezug zu denken. Aber gegen Morgen begannen die Mägen zu knurren, so daß sie ans Land gehen mußten.

Sie fanden einen Weg, der in ein kleines Kirchdorf mit schlummernden roten Häuschen führte. Überall standen Obstbäume, aber Georg konnte sich nicht entschließen, über die Stakete zu klettern. Und ein ganzer Hühnerschwarm konnte quer über den Weg laufen, ohne daß er auch nur die Hand ausstreckte. Er ging nur und grübelte. Endlich sank er auf die niedrige Steinmauer vor der Kirche, und da saß er und blickte ganz stumpf ein kleines Grab an, das mit welken Blumen unter den feuchten Linden lag.

Alles war hier so still und traurig, wie wenn man da liegt und im Schlafe weint. Georg wußte nicht, was er hatte. Er war zu nichts imstande. Erik, das arme Barfüßle, mußte allein in den Pfarrhofgarten gehen, aber er war so bange und ungeübt, daß er sogleich das Hasenpanier ergriff, als er nur drei elende halbfaule Birnen in der Bluse hatte.

Auf dem Heimweg fanden sie fünf kleine Barsche in einem Fischkasten; das war ihre ganze Mahlzeit an Bord.

Die Knaben kauten unter dumpfem Schweigen. Wie es nun kam, genug, sie gerieten über den fünften Barsch in Streit, und der Zank wurde giftig

und schlug sich nach innen, weil kein Dritter da war, den man als Richter anrufen konnte. Es war wie in einem Parlament, wo keine Majorität zu erzielen ist und die Parteien sich nur gegenseitig aufreiben.

Eine angestrengte Versöhnung kam zustande, mit neuem, gemeinsamem Schimpfen auf Fabian. Aber als sie dann unten in der Kajüte lagen und auf den Schlaf warteten, der sich nicht einstellen wollte, da konnte Georg sich nicht länger halten.

„Hör mal, Erik, wir waren vielleicht doch ein bißchen zu brummig gegen ihn," murmelte er.

„Ja, denn das muß man ihm lassen, geschickt war er schon, im Aufstöbern von Fischzeug und dergleichen," antwortete Erik schwermütig aus seiner Decke heraus.

„Und weißt du, Burschi, es wäre bestimmt ein ganz schreckliches und ängstliches Gefühl, wenn es gar keine Schurken auf der Welt gäbe, denn es ist nun einmal etwas Interessantes und Spannendes mit so einem wie Fabian, bei dem man nie weiß, wie man mit ihm dran ist. Und dann hat man doch gewissermaßen das Gefühl gehabt, daß man jemand war, wenn man ihn so tüchtig ausschimpfen konnte."

„Ja, und weißt du, was er sich alles ausdenken konnte. Erinnerst du dich noch an die Farbentöpfe, Georg, die er auf der Insel fand? Und wie er uns dann lehrte, durch die Finger zu pfeifen . . ."

„Der verflixte Fabian," schrie Georg und hämmerte mit der Faust gegen das Kajütendach, „wenn man ihn doch hier hätte und ihn gehörig durchprügeln könnte!"

Er wandte sich Fabians leerem Platz zu. Ein Schauer durchrieselte ihn. Es war ja gespenstisch leer und tödlich öde an Bord. Man konnte rufen und reden, so viel man wollte, nichts antwortete. Es war ganz so, als wenn Fabian tot gewesen wäre. Etwas Unwiderrufliches war geschehen, die mythische Dreieinigkeit war gebrochen . . .

Als Georg spät am Tage erwachte, saß er nur da und dachte an all das Unheimliche, was er geträumt hatte: er konnte sich nicht einmal so weit aufraffen, sich das Gesicht zu waschen. Aber als Erik über Hunger zu jammern begann, ermannte er sich, machte die Jolle flott, ging geradewegs in das Dorf und fing hinter einer Scheune eine große weiße Henne. Er kümmerte sich keinen Pfifferling darum, ob Leute kommen und ihn beim Kragen nehmen würden. Als niemand zu sehen war, machte er kehrt und ging bedächtig wieder zum Strand hinunter. Da zündete er ein großes Feuer an und briet die Henne, ohne sich auch nur einmal hinter den Tannen zu verstecken.

Als sie sich satt gegessen hatten, zog er die Segel auf, obgleich es hellichter Tag war, und mitten in dem großen offenen Fahrwasser lag er, ohne sich vor jemand zu fürchten. Dem armen Erik wurde ganz unheimlich zumute, als er Georg so gleichgültig gegen alles sah, aber er wagte nichts zu sagen.

Der Abend war kalt und klar, und Georg hüllte sich in die Ölkleider, Decken und alles, was er hatte; aber ihn fror doch so, daß seine Zähne klappernd aufeinander schlugen.

In der Nacht waren sie wieder in die Bucht zurückgekommen, wo sie der Windstille wegen gelegen hatten und Fabian verschwunden war. Georg konnte sich selbst nicht begreifen. Nie hätte er geglaubt, daß er Fabian so schmerzlich vermissen würde. Er war förmlich wie leer und hilflos im Kopfe.

Die Segel standen leichenfahl, und der Augustmondschein leuchtete tot aus dem blauschwarzen, bodenlosen Raum, mit einem großen frostigen, irisschimmernden Ring, der von dem blauweißen Schwall einer gespenstisch heangleitenden Wolkenwelt bedroht wurde. Das Wasser platschte und sog sich an den Bootseiten fest wie ein großes glitzerndes Ungeheuer, das nur vor Ungeduld geifert, alles Warme und Lebendige zu verschlingen.

Die Jungen schmiegten sich eng aneinander. Es war, als hätten sie noch nie in diesem unheimlichen, stummen Boot gesessen, als wüßten sie nicht, wohin es sie führte. Sie fühlten sich so klein und einsam in der großen, wunderlichen Welt. Die Natur erschreckte sie, so daß sie anfingen, sich nach der Strafe als etwas Menschlichem und heimisch Warmem zu sehnen.

„Weißt du noch, im Frühling, da hatte ich solche Angst, nur weil ich eine Anmerkung in der Schule bekommen hatte," murmelte Erik traurig. „Und jetzt stelle ich es mir himmlisch vor, so recht ausgezankt zu werden."

Georg saß stumm da und dachte nach. Er fühlte beängstigt wie eine Treulosigkeit, daß er ein anderer war, seit seine Welt unheimlicher und größer geworden. Der alte exemplarische Georg Schalén war tot und begraben, und es war ein Wildfremder, der da in der Mondnacht saß und fror.

Erik streckte die Nase aus der Decke.

„Was glaubst du, daß wir kriegen?" murmelte er beinahe erwartungsvoll.

„Wir werden wohl aus der Schule ausgestoßen und in irgend eine Anstalt getan werden."

Die Jungen erwärmten sich an grausamen Vermutungen, sie schwelgten wollüstig in unheimlichen Einzelheiten. Man denke, was der Bürgermeister für ein Gesicht machen würde! Und erst die „Grammatik"! Das würde ein schönes Frage- und Antwortspiel sein. Wißt ihr, was ihr seid? Undankbare, gemeine Schlingel seid ihr. Wißt ihr, wo solche wie ihr enden? Im Gefängnis.

Georg sehnte sich danach, diese Stimmen zu hören; „Herrgott," rief er, „wenn doch ein Wind käme, so daß man nach Hause könnte!"

Es war ein langes und trauriges Kreuzen. Erst gegen abend des zweiten Tages kamen sie zu dem Sund, der in die Stadtbucht führte. Aber sie wagten sich nicht in die Stadt, so lange es hell war, sondern ankerten unter den Eichen eines bewaldeten Hügels und warteten dort. Der Boden lag voll welker Blätter, und die Sonne wärmte nicht. Erik hielt sich dicht an Georg, er war eiskalt, seine Hände zitterten, und er unterdrückte hier und da ein Schluchzen. Die Dunkelheit kam, aber noch immer zögerten sie. Dreimal kletterte Georg in die Jolle, aber immer wieder kehrte er um. Er ging zwischen zwei Bäumen auf und ab, das Kinn tief im Rock, die Hände in den Hosentaschen.

Die Nacht begann anzubrechen. Der Mond versteckte sich hinter den

Wolken, so daß es stockfinster wurde. Da begannen die Knaben, die „Windrose" in den Hafen zu rudern. So langsam ruderten sie, daß fast alle Lichter in der Stadt gelöscht waren, als sie heimkamen. Die Laternen brannten nicht, denn es stand ja Mondschein im Kalender.

Die Windrose glitt sachte an Malermeisters Evelyn vorbei, deren frischgeputztes Deckfenster einen Augenblick in dem Licht einer einsamen, traurigen Lampe oben in der Mühle aufglomm.

Auf dem Kai war kein Mensch zu sehen. Die Jungen legten an der Pfahlbrücke an. Georg verstaute die Windrose sorgsam rückwärts mit dem Anker und am Lande mit zwei Trossen, damit ihr nichts geschehen könne. Dann zog er die Segel ein und räumte so umständlich an Bord auf, daß seit den Zeiten des Lachshändlers keine solche Ordnung geherrscht hatte.

Lange standen die Knaben schweigend auf der Brücke und sahen über die Bucht hin, wo die wieder zum Vorschein gekommenen Mondstrahlen breite Silberbrücken schlugen. Georg dachte an die vielen hundert Meilen, die sie gesegelt waren, an die tausend funkelnden Wasserstraßen und die zahllosen grünen Inseln. Er griff nach Eriks Arm. „Es war doch ein Hauptspaß," flüsterte er.

Aber Erik antwortete nicht.

Dann schlichen sie sich in den Häuserschatten der leeren, mondbeschienenen Straßen. Die Stadt war so wunderlich klein geworden, fand Georg. Alles war da so traurig wie alte abgelegte Spielsachen und ausgewachsene Kleider.

Eine Zigarre leuchtete in der Dunkelheit vor ihnen auf. Die Knaben drückten sich an eine nasse Planke.

Es war der alte Lektor Borelius, der seine große Nachtrunde machte. Er ging mit der Zigarre im Mundwinkel, mit den Händen auf dem Rücken und schwieg in seinen sieben Sprachen.

Die Knaben schlichen sich unter die Ulmenhecke, die den Schulhof umgab. Sie gingen den Weg zu dem verschwiegenen Ort, wo man während der Pausen im geheimen zu lesen pflegte. Da war noch ein Kreidemännchen, das Erik gezeichnet hatte. Erik wies das Gebäude hinauf, das kalt und düster im Mondschein dastand. „Siehst du, das ist mein Klassenzimmer, das dritte Fenster von rechts. . . . Ja, dahin kommt man wohl nicht mehr."

Nie hatte Georg geglaubt, daß es ein so wunderliches Gefühl sein könnte, nicht mehr in die Schule kommen zu dürfen.

Jetzt gingen sie durch ein kleines, krummes Gäßchen. Unten vom Markt her hörte man etwas, das einem Gesang glich.

Der Markt funkelte weiß vom ersten Nachtfrost. Mitten in der Helligkeit stand Nikander, der Unverbesserliche. Er stand im Mondschein, umarmte die Gaslaterne und sang aus vollem Halse:

Es war einmal ein Jüngeling,
Der spielte schön Klavier.
So schön, daß unser Herrgott sagt:
Komm doch herauf zu mir.

Die Knaben durchfuhr es wie eine Welle der Freude und Freundschaft für den Tunichtgut, und sie wollten eben aus ihrem Gäßchen hinauslaufen, um den Unglückskameraden zu begrüßen, als eine Reihe blanker Uniformknöpfe im Mondlicht drüben an der Apotheke auftauchte. Das war Schutzmann Blom. Er kam gravitätisch heran und sagte in klagendem Ton: „Sind Sie schon wieder hier und machen Skandal!"

Nikander schlängelte sich um den Laternenpfahl.

„Ja, aber lieber Gott, Herr Blom, hier ist es doch so mäuschenstill, daß man geradezu hören kann, wie einem das Haar grau wird."

„Augenblicklich ruhig, ordentliche Leute wollen jetzt schlafen!"

„Ja, aber lieber guter Herr . . ."

Blom war unerbittlich. Er packte Nikander am Kragen. „Kommen Sie mit!"

Die Stimmen verschwanden hinter dem Rathaus, der Marktplatz lag wieder weiß und öde da.

Die Knaben waren todmüde. Aber jetzt mußten sie doch heim. Georg nahm Eriks Hand und zog ihn die Hauptstraße hinunter.

Da leuchtete der Zinkturm des Bürgermeisters mit dem Stachelkranz gegen die Tauben. Die Knaben gingen durch das Gitter, vorbei an der Maisstaude, die mannshoch, aber vom Frost zerfressen war. Georg erkletterte die weiße Küchentreppe, um an die Tür zu klopfen, während Erik anfing, die Löcher seiner Bluse und Hosen noch mehr zu zerreißen, um recht jämmerlich auszusehen.

Aber auf der Treppe machte Georg wieder kehrt und schleppte sich, mit Erik hinter ihm drein, noch einmal durch die ganze Hauptstraße zum Hafen und hinaus auf die Pfahlbrücke. Da begann er nochmals die Bootutensilien zu ordnen, stellte sie hin und her und knüpfte noch ein Tauende fest, damit die Windrose auch ganz sicher liege. Dann stand er noch lange im Mondschein, sah das Boot an und fuhr sich mehreremal mit dem Handrücken übers Gesicht. Endlich wandte er sich langsam zum Gehen, marschierte geradewegs heim zum Haustor und schlug drei donnernde Schläge. Da schrak Erik auf wie aus einem Traum und begann laut zu weinen; aber Georg setzte sich auf die Stufen und wartete.

Nun, da es ihm gelungen war, diese Schläge zu schlagen, war er ganz ruhig und dachte darüber nach, wie alles sich gestalten würde. Jetzt war also das Sommerabenteuer zu Ende. Jetzt mußte man mit der Mütze in der Hand, mit gebeugtem Nacken de- und wehmütig wieder unterkriechen. Es würde eine harte Zeit sein, eine Zeit des Ekels und der Demütigungen; denn alle, die jetzt in der frostigen Mondnacht wohlgeborgen hinter ihren Gardinen lagen und schliefen, alle die waren gegen sie und würden über sie herfallen wie böse Hunde. Aber Georg gelobte sich doch insgeheim, sich die ganze Zeit ins Fäustchen zu lachen, denn hinter all dem, was die guten Bürger sich aufgebaut hatten, lag doch immer das Abenteuer auf der Lauer. Auf die Länge entging ihm niemand. Und wenn es einmal an ihn herankam, das richtige, große Abenteuer, das kommen mußte, da fühlte er bei sich, daß er gleichsam besser dafür gerüstet sei als die andern.

Kriegsgeschichtliche Zentenarliteratur.

Von

Paul Baillen.

Die kriegsgeschichtliche Zentenarliteratur, die Hunderte von Federn jetzt in Bewegung setzt, mag sie auch den Gedenktagen von heute dienen und morgen vielfach in Vergessenheit sinken, hat doch über den Untergang des alten Preußens einige Werke hervorgebracht, die hier noch erwähnt werden sollen, weil sie bleiben werden. Die vom Großen Generalstab herausgegebene Veröffentlichung: „1806. Das preußische Offizierkorps und die Untersuchung der Kriegsereignisse" (Berlin, Mittler & Sohn, 1906) enthält die hauptsächlichsten Ergebnisse der Arbeiten der nach dem Tilsiter Frieden von König Friedrich Wilhelm III. eingesetzten Immediatkommission, die das Resultat ihrer Untersuchungen in nicht weniger als 606 Aktenbänden hinterlassen hat, sowie der Tribunale der einzelnen Offizierkorps, die als Ehrengerichte über ihre Mitglieder aburteilten. Diese Publikation ist ein Quellenwerk ersten Ranges auch für denjenigen, der aus den mitgeteilten Aktenstücken zuweilen andere Schlußfolgerungen ziehen wird als die Herausgeber. Von nicht geringerer Bedeutung, wenn auch von ganz anderer Art, ist das Werk von C. Freiherrn v. d. Goltz, dessen erste Auflage ich vor 28 Jahren den Lesern der „Deutschen Rundschau" anzeigen konnte, und das sich jetzt in einer neuen Auflage und in wesentlich erweiterter Form darstellt [1]). Für die Geschichte der militärischen Reformbestrebungen vor 1806 bleibt dies Buch immer noch die beste Darstellung. Seine Eigenart aber liegt hauptsächlich in der Betonung der sittlich-politischen Momente, womit, wie Goltz selbst am wenigsten in Abrede stellen wird, eine gewisse didaktische Absicht, eine ernste Warnung für unsere Gegenwart verbunden ist. Man hat es ihm sehr verargt, daß er die Mitschuld des Zeitgeistes, einer flachen und schwachen öffentlichen Meinung, an der großen Katastrophe so nachdrücklich hervorhebt. Mit Unrecht! Haben doch aufmerksame Beobachter schon vor dem Zusammenbruch von 1806 jene Gefahr erkannt und, wie der Deutsch-Schwede Selmar-Brinkmann, die „Aufgeklärten" verurteilt, denen „das Wort Vaterland nicht einen sittlichen, sondern bloß einen geographisch-statistischen Begriff" bedeute, und die „lieber einem Murat in Ruhe gehorchen, als den Thron Friedrichs des Großen mit höchst unbequemen Aufopferungen des wirklichen Lebensgenusses verteidigen" möchten [2]).

Aus dem trüben Dunkel solcher Niedergangsstimmungen in das helle und frohe Licht eines neu anbrechenden Tages führt uns die treffliche, zweibändige Biographie Blüchers von Generalleutnant v. Unger, die auf breitester archivalischer Grundlage Blücher als Soldaten und Feldherrn schildert (Mittler & Sohn, 1907 und 1908): im ersten Bande (1742—1811) die Vorbereitung und Erziehung unter General Bellings schwarzgrünen Husaren und in den Rheinfeldzügen von 1793 und 1794, in einem zweiten Bande (1812—1819) die Taten des Feldherrn in den Befreiungskriegen. Denn als Feldherrn, gleichen Ranges mit Gneisenau, erweist der Biograph seinen Helden. Die Form der Darstellung bevorzugt wörtliche

[1]) „Von Roßbach bis Jena und Auerstedt". Ein Beitrag zur Geschichte des preußischen Heeres von C. Freiherrn v. d. Goltz, General der Infanterie. Zweite, neu bearbeitete Auflage von „Roßbach und Jena". Berlin, Mittler & Sohn. 1906. Vgl. Deutsche Rundschau, Bd. 40 (1884), S. 476 f. und „Die wahren Ursachen der Katastrophe von 1806" von C. Freiherrn v. d. Goltz (Deutsche Rundschau, Bd. 127, S. 42 ff., 1906).

[2]) Eine Art Fortsetzung obigen Werkes bildet eine zweite Schrift von v. d. Goltz: „Von Jena bis Preußisch-Eylau. Des alten preußischen Heeres Schmach und Ehrenrettung". Kriegsgeschichtliche Studie. Berlin, Mittler & Sohn. 1907.

Anführungen aus Briefen und anderen Quellenzeugnissen, erhebt sich aber auch öfter zu Schwung und Schönheit, wie bei dem Rheinübergang vom 1. Januar 1814 und bei den Junischlachten von 1813. Der Geist des Buches ist beeinflußt von dem hohen Idealismus Blüchers und seiner Umgebung, so daß der Verfasser Ereignisse wie das französische Bündnis von 1812 vielleicht strenger als billig verurteilt.

Daß Blücher der wahre Held der Befreiungskriege ist und bleibt, für die volkstümliche Überlieferung nicht bloß, sondern auch für eine kritische Geschichtsforschung von kühlster Objektivität, zeigt die neueste Geschichte der Befreiungskriege[1]), die Generalmajor Friederich, Chef der Kriegsgeschichtlichen Abteilung II des Großen Generalstabs, verfaßt hat. Ohne Zweifel, das darf man schon jetzt sagen, ist dies Werk bestimmt, die beste Geschichte der Befreiungskämpfe zu werden — wenigstens, was die Tatsachen der eigentlichen Kriegsgeschichte betrifft, die Rüstungen, Stärke und Zusammensetzung der verschiedenen Heere, Truppenbewegungen und Schlachten. Es ist nicht möglich, z. B. die taktisch-strategische Lage am Abend der Schlachten von Groß-Görschen und von Bautzen knapper und klarer, anschaulicher und überzeugender darzulegen. Wenn das Militärische dabei entschieden überwiegt, so werden doch auch die geistigen Strömungen[2]), die Wechselwirkung von Krieg und Politik, die Charaktere der leitenden Persönlichkeiten, namentlich in ihrem Einfluß auf die strategischen Entschließungen, voll gewürdigt. Forschung und Darstellung aber stehen immer und überall unter der strengen Herrschaft einer außerordentlichen Unbefangenheit, die jedes Für und Wider mit peinlicher Sorgfalt abwägt und mit ihrem „Einerseits-anderseits" nicht oft zu scharfer Kritik, noch seltener zu einem vorbehaltlosen Lobe sich herbeiläßt.

Allein — jedermann hat die Fehler seiner Tugenden: Friederichs echt deutsche Unparteilichkeit erscheint, wie ich glaube, zuweilen doch beinahe parteiisch gegen den Freund, parteiisch für den Gegner.

Man wird es nur billigen, wenn in einem wissenschaftlich-kriegsgeschichtlichen Werke populäre Legenden keine Gnade finden, wenn z. B. der Sieg an der Katzbach auf seine richtige Bedeutung zurückgeführt, der Überschätzung der Leistungen von Freikorps und Landwehren entgegengetreten wird. Immerhin hätte auch schon hierbei die Beurteilung etwas freundlicher ausfallen können: die Landwehr verdiente Anerkennung nicht erst für Wartenburg, wo sie auch Friederich ihr nicht vorenthält, sondern schon bei Hagelberg und an der Katzbach, wie das unter anderen Gneisenaus Briefe beweisen. Mit alleiniger Ausnahme der Heldentaten Blüchers, bei deren Würdigung der Verfasser wärmere Töne findet, und dessen Elbübergang er als „die folgenreichste und entscheidendste Tat des ganzen Feldzugs" rühmt, ist die Darstellung meist eher kühl zu nennen. So hätte ich z. B. auch für Dennewitz etwas kräftigere Zeichnung, etwas lebhaftere Farben gewünscht, jene Schlacht, in der Preußen die Sachsen, Bayern und Württemberger geschlagen und den Rheinbund zertrümmert hat.

Eine andere Kehrseite dieser kühlen Unbefangenheit ist die zu nachsichtige, zu wohlwollende Beurteilung Vandammes, Bernadottes und wohl auch Napoleons.

Von Vandamme sagt der Verfasser einmal (I, 192), er habe von deutscher Seite eine zumeist falsche und ungerechte Beurteilung erfahren, hauptsächlich deshalb, „weil ihn das Geschick und der Befehl seines Kriegsherrn mehrfach mit Aufgaben betraut hatte, die nur durch das äußerste Maß von militärischer Strenge und rücksichtsloser Tatkraft zu lösen waren". Mir scheint vielmehr, man muß umgekehrt

[1]) Die Befreiungskriege 1813—1815. Bearbeitet von R. Friederich. Erster Band: Der Frühjahrsfeldzug von 1813. Zweiter Band: Der Herbstfeldzug 1813. Berlin, Mittler & Sohn. 1911 und 1912. Ein 3. Band (1814) erscheint soeben.

[2]) Hierfür verweise ich auf eine mir eben zugehende Schrift: „1813—14, Tagebuchblätter eines Feldgeistlichen, des Dr. K. A. Köhler" (Berlin, E. Runge, 1912), wo besonders das auch von Friederich (I, 132) hervorgehobene Erwachen des religiösen Sinnes durch schöne Beispiele erläutert wird.

sagen: Für gewisse Aufgaben wählte Napoleon gerade Vandamme, weil er bei ihm das „äußerste Maß von militärischer Strenge" erwarten konnte — gerade wie er die Vernichtung der Lützower dem General Fournier überließ, dem Boshaften und Grausamen, den die Spanier „el Demonio" nannten.

Bei der Beurteilung Bernadottes erkennt der Verfasser unumwunden an, daß die „Wahl des Kronprinzen zum Oberkommandierenden einer der verbündeten Armeen ein entschiedener Mißgriff war" (II, 250). Er charakterisiert dessen Wesen als ein „psychologisches Rätsel", als „eine merkwürdige Mischung von Genialität und Unfähigkeit, von Tapferkeit und ans Lächerliche grenzender Ängstlichkeit [1]), von Entschlossenheit und Entschlußlosigkeit" (II, 144). Wenn er aber gegen die Schwächlichkeit der Kriegführung Bernadottes keineswegs blind ist, so sieht er doch die Beweggründe dafür „einzig und allein in seiner Charakterbildung und in den Mängeln seiner Feldherrnbegabung" (II, 141). Politische Nebenabsichten Bernadottes und deren Einwirkung auf die Kriegführung will er schlechterdings nicht gelten lassen. Mir scheinen des Kronprinzen Gelüste nach dem Throne Napoleons auch für die Zeit vor der Leipziger Schlacht so gut bezeugt — noch jüngst durch seine in den Tagebüchern der Prinzessin Luise Radziwill mitgeteilten Äußerungen — und durch die neuesten Einzeluntersuchungen [2]) so zweifelsfrei nachgewiesen, daß auch der ablenkende Einfluß dieser Gedanken, mögen sie uns noch so phantastisch erscheinen, auf die Kriegführung nicht wohl wird bestritten werden können. Freilich, bei allen einschränkenden Bedenken gegen die „Feldherrnbegabung" des Kronprinzen, sucht Friederich dessen einzelne Maßregeln, auch bei Großbeeren und bei Dennewitz, in der Regel militärisch zu rechtfertigen; entgegengesetzte Angaben und Auffassungen, so urteilt er kurzweg, „entstammen aus nachweisbar tendenziös abgefaßten Berichten und Memoirenwerken".

Ich werde mich wohl hüten, mit dem Herrn Chef der Kriegsgeschichtlichen Abteilung II unseres Großen Generalstabs über die von ihm gewiß mit aller Sorgfalt festgestellten kriegsgeschichtlichen Tatsachen oder über deren kritische Beurteilung, wie er sie am Schluß der einzelnen Abschnitte in ausgezeichneten „Rückblicken" zu geben pflegt, in eine kriegswissenschaftliche Erörterung mich einzulassen. Allein wenn er die ungünstige Beurteilung Bernadottes, namentlich wegen seines Verhaltens bei Dennewitz, auf „nachweisbar tendenziös abgefaßte Berichte und Memoirenwerke" zurückführt, „deren Unzuverlässigkeit längst erkannt ist" (II, 192), so darf ich dieser Behauptung in ihrer Allgemeinheit doch entschieden widersprechen. Ich verweise hier als schlagendes Beispiel des Gegenteils nur auf die Berichte Pozzo di Borgos, des russischen Bevollmächtigten im Hauptquartier des Kronprinzen, der in einem ganz vertraulichen Berichte an den Grafen Nesselrode unmittelbar nach der Schlacht von Dennewitz (aus Jüterbog, 7. September) das damalige Verhalten Bernadottes in schärfster Weise verurteilt hat. Sind diese Berichte auch „tendenziös abgefaßt" und „unzuverlässig"? Pozzo di Borgo selbst hat sich gegen die Möglichkeit einer solchen Auffassung im voraus nachdrücklich verwahrt und vielmehr die beschönigenden Angaben über Bernadotte für tendenziös erklärt, mit dem Hinzufügen: „Was mich betrifft, so erkläre ich auf meine Ehre und meine Verantwortlichkeit, daß ich die Wahrheit gesagt habe" (9. Sept.)[3]).

[1]) General Friederich hat schon früher in der großen neunbändigen „Geschichte der Befreiungskriege" (Berlin, Mittler & Sohn, 1902—1906) eine „Geschichte des Herbstfeldzuges 1813" in 3 Bänden bearbeitet. Eine Vergleichung des älteren und des jüngeren Textes ergibt zuweilen interessante Verschiedenheiten. Z. B. spricht die erste Fassung an der oben angeführten Stelle von einer an Feigheit grenzenden Ängstlichkeit (I 355, 356).

[2]) Von Ullmann in der „Historischen Zeitschrift" und von v. Pflugk-Harttung in den „Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte".

[3]) Ich hoffe, diese bisher wenig und nur teilweise bekannten Berichte nach den Originalen des Petersburger Archivs demnächst in einer größeren archivalischen Publikation zur Geschichte der Freiheitskriege veröffentlichen zu können. Hier möchte ich

Auch Napoleon, mein' ich, hätte wohl etwas schärfer angefaßt werden können und angefaßt werden sollen; es ist aber, als ob soldatische Bewunderung für den „gewaltigen Schlachtenkaiser", „das unerreichte Vorbild für alle kommenden Geschlechter von Kriegern", eine rückhaltlose Kritik nicht recht aufkommen läßt. Nie wird bei Napoleon ein Irrtum in der Beurteilung der militärischen Lage, nie ein Versagen oder nur eine Schwäche der Willenskraft angenommen: der Genius erscheint ihm immer und überall in unverminderter Größe. Und wenn, wie bei der Wiederaufnahme des Kampfes am 18. Oktober 1813, der Entschluß Napoleons „vom militärischen Standpunkt betrachtet unentschuldbar" scheint (II, 348), so liegt die Ursache doch nur in Schwächen der „Charakterentwicklung", in „Eigensinn und Verblendung", in „fatalistischem Glauben an seinen Stern".

Auf die vielfach recht umstrittenen Einzelheiten bei der Beurteilung des Napoleon von 1813 — Versagte er zwischen Dresden und Kulm?[1]) War der Waffenstillstand ein Fehler oder nicht? usw. — kann hier nicht eingegangen werden. Nur ein Wort über die Gesamtauffassung sei noch gestattet.

General Friederich erklärt: „Vielleicht in keiner Periode seines Lebens ist Napoleon bedeutender gewesen als im Frühjahr und Sommer 1813" (I, 327). Und bei der sorgsam abwägenden Übersicht der Streitkräfte nach Ablauf des Waffenstillstandes urteilt er: „Die Aussichten des Sieges waren entschieden auf seiten Napoleons" (II, 34). Wie kam es nun, daß er im Herbst 1813 dennoch so völlig unterlag? Friederich hat in einem höchst interessanten Schlußkapitel des zweiten Bandes diese Frage erörtert. Er findet die „Grundursache" in der „Entstehung einer neuen Art der Kriegführung, für welche die Kulturmittel der Zeit eine feste Grundlage versagten"; d. h. in dem Auftreten von Massenheeren, die nur von einem „Großen Hauptquartier" aus durch „Direktiven" geleitet werden können — eine neue Form des Krieges, deren Verwirklichung aber 1813 in Ermangelung von Eisenbahnen und Telegraphen auf unüberwindliche Hindernisse stieß. An diesem „Anachronismus", der sich in der Führung und noch mehr in der Erhaltung der Truppen geltend machte, ging Napoleons Heer zugrunde. Friederich verkennt nicht, daß auch einzelne Maßnahmen des Kaisers sich in ihren Folgen als Fehlgriffe erwiesen und „die Wagschale des Erfolges zugunsten der Verbündeten neigen machten". Aber — wie schon angedeutet — er sieht darin mehr Folgen „gewisser Schwächen der Charakterbildung" Napoleons als eigentliche „Fehler", die ein „Nachlassen seiner großen Feldherrneigenschaften" beweisen könnten.

Im Gegensatz zu diesen Ausführungen mag es hier genügen, an das Wort eines anderen Kriegshistorikers zu erinnern, an das Urteil H. Delbrücks, der in seiner runden Art erklärt: „1813 ist unzweifelhaft der schwächste Feldzug Napoleons." (Erinnerungen, Aufsätze und Reden, 3. Aufl. [1905], S. 63.)[2])

---

zur Erhärtung der oben entwickelten Ansicht über Bernadottes Nebenansichten und deren Rückwirkung auf seine Kriegführung nur noch folgende Stelle aus einem Schreiben Pozzos vom 14. September anführen: „L'idée du prince de se montrer aux Français comme leur libérateur futur prend tous les jours plus d'empire sur son imagination ... Tous les discours, toutes les proclamations, toutes les démarches tendent visiblement à ce but ... Er spricht dann von der préférence qu'il donne constamment à ses vues personnelles, quelles qu'elles soient, sur les intérêts de la cause générale; les inconvénients qui résultent de la multiplicité des rôles qu'il veut jouer; et enfin l'impossibilité de faire à la fois une bonne guerre contre Napoléon et de conserver en même temps des ménagement pour les Français ..."

[1]) Nur ganz beiläufig möchte ich zu der Erörterung Friederichs über Kulm (II, 99 ff.) bemerken, daß neuere französische Kriegshistoriker über das damalige Verhalten Napoleons wieder sehr streng urteilen; der bekannte Fabry meint sogar, Napoleon habe, um seine Verantwortlichkeit zu decken, die an Vandamme gerichteten Weisungen später in den Akten vernichtet (Journal des Campagnes du Prince de Württemberg, 1812—1814. Paris 1907. Einleitung S. 396).

[2]) Ähnlich die Auffassung v. Pflugk-Harttungs in dem eben erscheinenden illustrierten Prachtwerk „1813—1815" (Verlag „Union").

Literarische Rundschau.

Das Buch des Lappen.

Das Buch des Lappen Johan Turi. Frankfurt a. M., Rütten und Loening. 1912.

Ein schlichtes, kunstloses Buch, reizt es doch in seltenem Maße die Phantasie. Die unmittelbare Gegenwart tritt uns entgegen; der es schreibt, Turi der Lappe, lebt noch, lebt unter Menschen, welche den Ulldas, diesen merkwürdigen unterirdischen Geschöpfen, Abgaben zahlen und Opfer bringen. Er selber kennt einen Zauberer, der Menschen heilt und ferne Diebe bezwingt, so daß sie gestohlenes Gut wiedererstatten. Auch in diesem Winter werden die von ihm anschaulich beschriebenen Lappenzüge vom Meerreich (Norwegen) nach dem Süden (Schweden) wandern, werden die halberfrorenen Kinder weinen, die „alten Leute, die über achtzig Jahre, werden kraftlos sein, daß sie die langen Tagereisen in einem Zuge nicht machen können". Es sind arme, halbheidnische Menschen, aber Turi ist ein Denker, ein Weiser. Lange hatte er über sein Volk gegrübelt, über die Unterdrückungen und Schwierigkeiten, unter denen es jetzt lebt. Da fühlte er es, wahrheitsgetreu und genau mußte er aufschreiben, wie die Lappen wären, was sie benötigten, dann — so hoffte er — würden die Norweger ihnen Gerechtigkeit zukommen lassen. Er war dazu berufen; mühsam hatte er als Erwachsener sich das Lesen und Schreiben beigebracht; er durfte Wortführer sein. „Die anderen können nicht im warmen Wald, noch weniger in der engen Hütte richtig denken, nur eben auf den Bergen kommen ihnen die klaren Worte."

Eine schwedische Malerin, Emilie Demant, lernte den Turi kennen, ermutigte ihn, lebte einen ganzen Winter in der Lappenhütte, hielt ihn zur Arbeit des Niederschreibens an. Sie ließ sich alles ausführlich mündlich erzählen, war deshalb in der Lage, Unklares zu erläutern. Kein Wunder, daß dies Lappenbuch gleich beim Erscheinen in ganz Skandinavien gelesen wurde. Auch bei uns wird es nicht nur als wertvollster Beitrag zur Lappenfrage, sondern auch wegen seiner bibelhaften Schönheit fesseln.

Der Verfasser erzählt von den Rentieren, diesem Mittelpunkt des Denkens und Trachtens der Lappen, schildert gelassen und ernst die Schrecken der Winterumzüge nach anderen Weideplätzen. Er bringt „die ältesten Berichte von den Lappen, die ein Lappe dem anderen erzählt hat; aber es ist nicht sicher, daß sie ganz richtig sind, da sie ja nie zuvor niedergeschrieben worden sind" . . . „Damals wußten die Lappen nicht, daß es einen Gott gibt, aber sie hatten doch solchen Glauben, daß man etwas anbeten solle, und wenn sie irgend etwas verehrten, so half ihnen das, und darum opferten sie den Götzenbildern aus Stein oder Holz." . . . „Die Lappen aßen Fleisch, Blut und Milch und waren groß und gesund." Jetzt sind sie kleiner und gebeugt, sie fürchten sich vor den Norwegern. — Überaus hart packt das Leben so einen Rentierhüter an: „Dann fing es an zu schneien und wurde so kalt, daß seine Kleider, die naß waren, steif ffroren. Da kroch er bei einem großen Stein zusammen. Und er hatte kein Feuer, und da erfror er." . . . „Der Lappe hat beinahe dieselbe Natur wie das Rentier," schreibt Turi, „sie sind leicht eingeschüchtert, und darum muß sich nun der Lappe da aufhalten, wo nicht ein einziger anderer Mensch lebt als der Lappe." — Es gibt zauberkundige

Tiere, so das Schneehuhn, so der Kuckuck, „der keine Zeit hat, seine Eier zu legen". Der Rabe ist der Vogel des Bösen, Wölfe hat der Teufel geschaffen, und die Noiaden, diese Zaubergeister der Natur, verwandeln in Wölfe Männer, die unschuldige Menschen getötet haben. Wölfe sind furchtbar gefährlich, können Hirten in den Schlaf lullen und Kugeln verhexen. Sie haben eines Mannes Stärke und den Sinn von neun Männern; dagegen haben die Bären, ritterliche Feinde, den Sinn eines Mannes und die Stärke von neun Männern.

Man ist den Hunden gegenüber verpflichtet, da sie sich freiwillig in den Dienst der Menschen stellten. So soll man ihnen im Alter einen guten Tod durch Erhängen bereiten, denn „am jüngsten Tage ist der Hund der erste Ankläger und danach die anderen Tiere, die in der Gewalt des Menschen gewesen sind, gegen diejenigen, die sie allzu hart haben arbeiten lassen oder ihnen schwere Bürde auferlegt und dazu sie geschlagen haben. Und das arme Tier hat keinen Mund, zu sagen, daß es nicht mehr zu ziehen vermag; und darum ist es gezwungen, so schwer zu ziehen und zu tragen, daß es ihm fast das Leben nimmt, und so, daß auch der Mensch den traurigen Laut hört, der zuweilen wie ein Seufzer ist, auf alle Fälle so ein betrüblicher Laut, der den Leuten fast durch Mark und Bein geht, wenn es nicht ein allzu hart gesonnener Mensch ist. Und daran sollen alle denken, daß sie nicht so hart gegen ihre Untergebenen sein sollen, seien es Menschen oder Tiere". Der dieses schrieb, ist ein Wolfsjäger, ein sich nie waschender Einödenmensch. Und ebenso schön und schlicht ist seine Bemerkung über Bruderliebe: „Der Bär fürchtet nicht viele Menschen, aber vor zwei Brüdern fürchtet er sich, weil ein Bruder sein Leben nicht mehr liebt als des Bruders Leben." Von den Norwegern werden die Lappen „wie ein uneheliches Kind übergangen . . . So sind viele gezwungen, zu leben ohne sich zu vermehren, unverheiratet und ohne Kinder. Aber auch hierin ist Leid, wenn der Anspruch des Körpers unterdrückt und die Liebe des Herzens vernichtet werden muß".

Selten sprechen einfache Leute über Herzensangelegenheiten, auch selten über die Natur. Geschieht es bei Turi, so findet er ausdrucksvolle Worte: „Der Bärdo-Elf (Bärdo-Fluß) ist grausig und hat jähe Klippen zu beiden Seiten; der Elf ist wie ein siedender Kessel, und die Wasserfälle schäumen, so daß der Rauch darüber steht, als sei es ein großes Feuer oder ein Schneetreiben." . . . „Wenn der Mensch gut ist, und wenn alles gut geht, dann findet er, daß der ganze Wohnplatz sich freut, und wenn es traurig für den Menschen ist, oder wenn er in Sorgen ist, dann dünkt es ihn, daß der ganze Wohnplatz weint, und alle Steine und alle Bäume und alles in der ganzen Welt und nichts von dem, was ihm früher Freude machte, erfreut ihn mehr, und die Tage sind so lang, daß sie fast niemals ein Ende bekommen." . . . „Früher Schnee im Herbst ist sehr gefährlich. Dies ist die Kampfzeit des Wetters, da pflegen die Kälte und die Wärme miteinander zu streiten, und sie gewinnen abwechselnd." . . . „Wenn die Toten ziehen, so fliegen sie in der Luft wie Vögel . . . Da saust es mit so großer Stärke, daß es dröhnt wie der allerstärkste Sturm, da beugen sich die Bäume bis zur Erde." — Er weiß, daß rings um ihn her alles lebt. „In alten Zeiten konnte alles sprechen, alle Tiere und Bäume und Steine und alles, was sich auf der Erde befindet. Und so wird auch alles zur Zeit des jüngsten Gerichtes sprechen."

Was diese einsamen Menschen oben im Norden empfinden, können viele unter ihnen herzbewegend ausdrücken. „Der Gesang der Lappen ist Joigen. Es ist eine Erinnerungskunst an andere Menschen. Einige werden in Haß erinnert, und einige werden in Liebe erinnert, und andere werden in Trauer erinnert . . . Wenn es ein wirklich tüchtiger Joiger ist, dann ist es so schön zu hören, daß die Zuhörer fast anfangen zu weinen . . . Die Burschen joigen: ‚Woia woia, nana nana, sehr sanft und anmutsvoll ist meine Liebste.' Das Mädchen antwortet: ‚Er fährt wie ein fliegender Vogel, den springenden Rentieren folgt er. Woia woia, nana nana.'"

Ihre Religion ist altheidnisch und christlich zugleich. Weihnacht ist der Höhepunkt des Jahres. Dann führt man ein „schönes, stilles Leben". Es gibt auch „Bewegungen" — religiöse Schwarmzustände, welche die Herausgeberin schildert: „Laut bekennen sie ihre Sünden, und indem sie Gott um Vergebung anrufen, umarmen sie einander unter schluchzen, seufzen und schreien in den wunderlichsten Kehllauten. Jeder hat seine eigene ‚Melodie'; aber das ganze fließt zusammen in einen grauenerweckenden Chor, der sehr nervenerregend und ansteckend ist, selbst für den nüchternen Zuhörer. Die ganze Versammlung ist unter Umarmungen in einer ununterbrochenen wiegenden Bewegung. Dieser ekstatische Zustand kann mehrere Stunden währen und hat eine große Mattigkeit im Gefolge."

Turi beschließt sein Buch mit einer Allegorie seines Volkes; sie ist von einer ergreifenden, schlichten Tragik. . . . „Wenn diese Tiere einen Hausherrn hätten, und er verstünde, wie sie litten, so kaufte er möglicherweise mehr Land für sie. Aber da sie nicht einen solchen richtigen Hausherrn haben, so bleibt für sie, unter der Qual zu leben bis an den Tod, was eine traurige Sache für den ist, der denkt und versteht. Aber der, der dieses schreibt, wünscht doch, daß die Gnade auch ihre Augen erleuchten möge wie die der anderen Geschöpfe der Erde, welche von demselben Gott geschaffen sind. Schließlich sind wir in Gottes Schoß wie das Kind auf seiner Mutter Knie, wo es seine beste Zuflucht hat."

Marie v. Bunsen.

Eine Anmerkung zu „Gottfried Keller und das Dunckersche Haus in Berlin".

Als ich den Schluß dieses anziehenden Aufsatzes las, stieß ich (S. 233) auf die Stelle: „Er ließ sich durch den Nationalökonomen Gustav Cohn, der damals am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich wirkte, versichern, daß mit der Zurückbezahlung des Vorschusses die Rechtskraft des alten Vertrages erloschen sei."

Ich habe wohl eine ungefähre Erinnerung an das, was hier berührt wird; aber ich kann nicht dazu schweigen, daß ich jemals eine Versicherung in einer Rechtsfrage gegeben haben soll, zu der ich keine Kompetenz besaß, um die mich Keller niemals ersucht hat, und die mir obendrein irrtümlich zu sein scheint. Keller kannte befreundete Juristen genug, die ihm einen besseren Bescheid zu geben fähig waren. Aber selbst ich würde, wenn ich gefragt worden wäre, meinen Zweifel ausgedrückt haben darüber, ob die Rückzahlung des Vorschusses die Rechtskraft des Vertrages aufhebt. Regelmäßig zahlt der Verleger keinen Vorschuß, hat also weniger getan als im vorliegenden Falle, und behält gleichwohl seinen Anspruch an die Erfüllung des Vertrages, den er desto entschiedener geltend machen wird (wenn er seinem Interesse folgt), falls im Laufe einer unterdessen verflossenen langen Zeit der Ruhm des Autors derart gewachsen ist, daß der Wert des Objekts um so viel größer geworden ist, wie es bei dem Novellenbande Kellers tatsächlich geschehen war (und weiterhin geschehen ist).

Jedoch nicht dieses ist hier zu erörtern. Ich möchte aus meiner Erinnerung ein paar Worte sagen über den mutmaßlichen Zusammenhang, in dem das erwähnte Mißverständnis mit den wirklichen damaligen Erlebnissen steht. In jenen Jahren sah ich Keller öfter, zumal im Zunfthause zur Meise, das er in denselben Tagen durch eine seiner „Züricher Novellen" verewigt hat. Man aß und trank hier sehr gut. Und ich brachte dorthin Freunde mit, die von außen her kamen. So besuchte mich im April 1878 ein Berliner Jurist, der selber im Dunckerschen Hause verkehrt hatte. Als ich ihn mit Keller bekannt machte, brachten sie das Gespräch sehr bald

auf dieses Haus. Da die beiden sich öfter sahen, ist wahrscheinlich auch der Verlagsvertrag zum Gegenstande ihrer Unterhaltung geworden. Davon weiß ich aber nur das eine (oder nur das eine ist mir im Gedächtnis geblieben), daß Keller mir später einmal (oder öfter) seine Dankbarkeit für den Berliner Freund ausdrückte, der ihm dazu verholfen hatte, die Rückzahlung des Vorschusses zu bewerkstelligen. Von der Rechtsfrage, die hierbei beteiligt war, wußte ich so wenig, und Keller hat mir so wenig davon gesagt, daß ich nicht recht verstehen konnte, warum Keller fremder Vermittelung bedurfte, um an Duncker den Vorschuß zurückzuzahlen. Ich erklärte es mir etwa durch die auch sonst an ihm beobachtete Ungelenkigkeit in alltäglichen Geschäften. Wie er denn manches Jahr sich erfolglos um eine andere Wohnung umgetan hat, als ihm die (landschaftlich einigermaßen seiner würdige) Wohnung auf dem „Bürgli" zu weitab lag für seine Wege in die Stadt, daß er dann im Zeltweg zuletzt eine Wohnung mietete, über die er nun mit Recht fortwährend Klage führte.

Die Erklärung, welche die richtige ist, findet sich jetzt in dem neuen Aufsatze. Der Berliner Jurist scheint mehr getan zu haben, als die Rückzahlung des Vorschusses zu vermitteln. Er hat wohl die Hauptsache getan, nämlich die Entlastung Kellers von dem Vertragsverhältnisse vermittelt. Diese Entlastung ist es, um die Keller in dem Briefe an Duncker am 16. April 1879 (vgl. S. 235) bittet. Eine Entlastung, „um für den Fall seines Todes seine Schwester vor Anforderungen gesichert zu wissen, welche nachträglich von dritter oder vierter Seite her auf Grund jenes Kontraktes von 1855 erhoben werden könnten". Wie wenig paßt zu diesem Verlangen die mir zugeschobene „Versicherung", daß mit der Zurückzahlung des Vorschusses die Rechtskraft des alten Vertrages erloschen sei. Wie begründet ist daher mein Wunsch, in der Deutschen Literaturgeschichte nicht mit dem Stigma einer solchen Windbeutelei untergebracht zu sein. Nicht einmal die Weinlaune kann ich als eine hypothetische Erklärung brauchen. Denn Keller hat sich in Briefen an andere über meine Untüchtigkeit für das Trinken beklagt.

Indessen genug davon. Es mag lieber ein Wort von dem folgen, was der dauernde Gewinn der Welt aus dieser Entwirrung des Rechtsverhältnisses war. Ich griff, als ich jenen Aufsatz gelesen hatte, in den Bücherschrank und holte daraus das „Sinngedicht" vor. Als ich es öffnete, fand ich am Schlusse des Bandes einen Brief von Kellers Hand. Mir fielen bei dessen Lektüre jene anderen Briefe ein, die vor etlichen Jahren in der „Deutschen Rundschau" erschienen, in denen er einer Dame dankt, die ihm Früchte aus ihrem Garten geschickt hatte. Hier ist nun ein Brief für eine Dame, die ihm Früchte aus ihrer Küche geschickt hatte.

„Bürgli 12 Mai 82.

Verehrter Herr Professor

In der letzten Stunde, ehe ich mich Ihrer güt. Einladung gemäß am Sonntag bei Ihnen zeigen soll, erhalte ich endlich einige lang erwartete Exemplare des sog. Sinngedichts, mit deren einem ich gedachte, meine dankbarste Erkenntlichkeit für die ebenso schön farbige als schön schmeckende Gabe der Preisselbeeren kümmerlich anzudeuten.

Ich schicke das Büchlein nun als Piqueur voraus und würde den Namen des Fräulein Schwester als des mutmaßlichen preislichen Genii jenes Preisselwerkes hineinschreiben, wenn mir der Vorname bekannt wäre, was sich aber noch nachholen läßt.

Inzwischen grüßt Ihr ergebenster

G. Keller."

Pro copia

Göttingen, November 1912. Gustav Cohn.

Weihnachtliche Rundschau.

Neuere Dichtung.

Als ein gewaltiger, festgefügter Bau steht in unserer Erinnerung der erste Teil des Romans „Stephana Schwertner", den Enrica v. Handel-Mazzetti nun zur Weihnacht in einem stattlichen Bande erscheinen läßt (München, Jos. Kösel). Da er unseren Lesern wohl vertraut ist, mag hier der kurze Hinweis darauf genügen, mit welcher Gewissenhaftigkeit die Dichterin auch für diese Ausgabe noch an ihrem Werk gearbeitet hat, wie sie, ohne den Gesamteindruck irgend zu berühren, oft durch kleine Striche die Zeichnung schärfer gemacht, hier und da eine Härte gemildert, oder durch geschickte Kürzung eine Situation vereinfacht und dadurch zu stärkerer Wirkung gebracht hat. So sind z. B. in der Kirchenszene, die dem Auszug nach Weng vorausgehen, die Gebete Alberts in eins zusammengezogen, auch der Schluß der Prangerszene läßt die retouchierende Hand der Dichterin erkennen. Und der frühe Konflikt zwischen Händel und seinem Sohn, als sie sich an der vermeintlichen Pestleiche begegnen, ist noch vermieden worden. Die allgemeine, freudige Aufnahme, die das Werk bei seinem Erscheinen in diesen Blättern fand, wird gewiß auch der Buchausgabe in reichem Maße zuteil werden, die zugleich als ein werbender Vorbote für den abschließenden zweiten Teil dienen wird.

Von dem Gipfel, den die Kunst der Handel-Mazzetti in diesem reifsten Werke erklommen hat, führen uns zwei Bändchen, die Professor Johannes Ranftl herausgegeben und mit Einleitungen versehen hat, in die ersten Anfänge der Dichterin zurück: Napoleon II. und andere Dichtungen; und: Weihnachts- und Krippenspiele (Berlin, Konrad Mecklenburg). Für den engeren Freundeskreis in erster Linie bestimmt, aus dem die meisten dieser anspruchslosen und doch so anmutigen poetischen Versuche hervorgegangen sind, erscheinen sie als bemerkenswerter Beweis für die dramatische Begabung, die auch in den Romanen der Dichterin im breiten Strom der epischen Darstellung immer wieder zum Durchbruch kommt. Den Brief des heiligen Hieronymus an Nepotian über die Pflichten des Priesters hat E. v. Handel-Mazzetti aus dem Lateinischen in flüssige deutsche Stanzen umgegossen und in sinnvoll erfundene Szenen eingelegt, aus denen die flehentliche Bitte einer Witwe um Brot für ihre Kinder ergreifend hervorbricht. Ein hübsches Festspiel „Das Haus der Gräfin Kiesel" hat die frühere Schülerin dem klösterlichen Institut von St. Pölten zum Jubiläum gewidmet und „In terra pax" zeigt unsere Dichterin bereits mit historischen Stoffen beschäftigt. Zwar dient auch dies Lob kindlicher Tugend zunächst dem Zweck, fromme Stimmung in dem Beschauer zu erwecken, doch weisen die muntere Kinderszene, in der der junge Prinz schlagfertig der Prüfung der Liselotte ausweicht, und die Charakteristik des verarmten, kranken Lafontaine bereits auf die wachsende poetische Kraft. Besonderes Interesse erweckt „Herlibergs Tod"; die Dichterin hat hier selbst den Schluß der „Armen Margaret" für die Oper bearbeitet und mit Glück dabei in Hans Sachs' Manier vierhebige Knittelreime verwandt.

Willkommene Gaben bringt uns die nimmermüde Meisterhand Paul Heyses in den „Plaudereien eines alten Freundespaares" (Stuttgart, J. G. Cotta). Bald in das Leben des Medizinalrats und der von ihm verehrten Professorin verflochten,

bald als Ersatz für eine versäumte Teestunde übersandt oder auch zur Erläuterung von Fragen benutzt, die aus dem Tageslärm in die Einsiedelei der beiden Alten dringen, entzücken uns diese kurzen Erzählungen durch die natürliche Anmut der Sprache, durch die Überlegenheit des Dichters, der, nie vom Stoffe beherrscht oder behemmt, vom ersten Moment an den Leser zur Teilnahme, zum Miterleben zwingt. Was hier erzählt wird, gehört zu jenen alten Geschichten, die doch ewig neu sind. Denn die Liebe ist ihr Thema. Doch Heyse weiß dem oft behandelten Motiv der Blutrache eine interessante Wendung zu geben, wie er den lähmenden Gedanken einer Geschwisterliebe nur wie einen gespenstischen Schatten in die von Sorge erfüllte Seele der Braut fallen läßt. Im Hinblick auf die Duellfrage weist er in zwei knapp und überzeugend erzählten Beispielen die Unausrottbarkeit des „Faustrechts" nach, solange auf Erden Liebe und Ehre nicht nur als kodifizierte Begriffe, sondern als große, leidenschaftliche Triebe lebendig sind, und den Streit, ob die Frauen das stärkere oder schwächere Geschlecht seien, schlichtet er durch den Hinweis auf höhere Aufgaben. Wegen der Grenzen und der Notwendigkeit der Nächstenliebe wird das Für und Wider in Beispielen erwogen. Und wenn endlich am siebzigsten Geburtstag des Medizinalrats die beiden vereinsamten Alten zusammen auf den Landsitz ziehen, um hier die Plauderstunden vom Mittwochstee und von der Schachpartie auf ihren Lebensabend auszudehnen, so zeigt dieses Schlußstück noch einmal den geklärten, im bunten Wechsel des Lebens die tieferen, treibenden Kräfte menschlichen Tuns aufspürenden Blick des Künstlers, der diese ganze farbenreiche Bilderreihe vor uns erstehen ließ.

Seit Ernst Zahn von den Bergen in die Stadt gezogen, seit aus dem Bewunderer der urwüchsigen schweizerischen Volkskraft der ernste, feinfühlende Beobachter der offenen und heimlichen Widerstände geworden ist, die ein starkes Naturkind in der Berührung mit der Kultur und städtisch-bürgerlichen Überlieferung zu überwinden hat, von diesem Augenblick an wuchs der Dichter mit seinen Aufgaben, und zugleich wurde er für einen weiten Teil des deutschen Volkes der beste Darsteller der vielen Konflikte, die sich aus dem Gegensatz von Stadt und Land, zwischen dem eingesessenen Patriziertum und den meist zugewanderten „kleinen" Leuten ergeben. Von dieser seiner besten Art sind auch in dem neuen Novellenbande „Was das Leben zerbricht" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) die beiden großen Erzählungen, die zuerst in der „Rundschau" erschienen sind: „Die stillen Gewalten" und „Das Leben der Salome Zeller". Dazwischen sind eingefügt Geschichten und Skizzen, die zuweilen nur mit wenigen Strichen von Begegnungen zweier Menschen erzählen, die für ein Leben entscheidend sind, von unerfüllten Hoffnungen, von befreiender Entsagung. — Ein erfreulicher Beweis für die steigende Beliebtheit des Dichters sind zwei wohlfeile, illustrierte Ausgaben früherer Erzählungen: den „Schatten" hat die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung (Hamburg-Großborstel) mit einer biographischen Einleitung von Richard M. Meyer in ihrer Hausbücherei herausgebracht, und für die Jugend hat Zahn selbst ein hübsches Bändchen „Erzählungen aus den Bergen" zusammengestellt (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt).

Neue Ausgaben.

Von dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe erhalten wir eine neue wertvolle Ausgabe durch den Inselverlag, der schon durch die vornehme, schlichte Ausstattung diesem Kleinod der deutschen Literatur ein würdiges Gewand zu geben mit Erfolg bestrebt war. Die beiden ersten Bände enthalten nur den Text, den H. G. Gräf nicht ohne Ausbeute noch einmal mit den Handschriften verglichen hat; der dritte Band erst bringt die Anmerkungen und Erläuterungen, für die Albert Leitzmann nach den bereits vorhandenen gediegenen Vorarbeiten seine eigenen reichen Sammlungen ausgeschöpft hat. Für die prächtige Ausgabe können Laien und Gelehrte den Herausgebern und dem Verlag nur dankbar sein.

Von den mit erlesenem Geschmack gebundenen, in der Weiß-Fraktur gedruckten Bänden der Goetheschen Werke im Tempelverlag liegen uns Band 1—8, 10—15 vor. Sie geben uns den Goetheschen Text (und in einem Extrabande die Erläuterungen), während die umfangreiche Ausgabe des Bongschen Verlages sich mit populären Einleitungen an das breitere Publikum wendet. Sie ist auf vierzig Teile in 20 Bänden berechnet, erschienen sind bisher dreizehn Bände. Eine ausführlichere Erwähnung verdient schon ihrer Anlage wegen die Propyläenausgabe von Goethes Werken (München, Georg Müller). Sie hat sich von der Anordnung, die Goethe selbst und in seinem Sinn die Nachlaßpfleger seinen Werken gegeben haben, frei gemacht: im Gegensatz zu Goethes Anschauung. Denn er hat die hier angewandte Anordnung nach chronologischen Gesichtspunkten mit der Begründung abgelehnt, seine Arbeiten seien „Erzeugnisse eines Talents, das sich nicht stufenweis entwickelt und nicht umherschwärmt, sondern gleichzeitig auch aus einem gewissen Mittelpunkte, sich nach allen Seiten hin versucht, und in der Nähe sowohl als in der Ferne zu wirken strebt, manchen eingeschlagenen Weg für immer verläßt, auf anderen lange beharrt". Für Schillers Werke gibt er die Möglichkeit einer solchen Anordnung zu, für seine Werke erklärt er sie für unmöglich. Wir können den Herausgebern jedoch nur dankbar sein, daß sie diesen Versuch gewagt. Die ästhetischen Reize der Anordnung nach den Bestimmungen Goethes genießen wir in anderen Ausgaben. Aber nirgends so wie hier können wir den unendlichen Reichtum des Goetheschen Schaffens erkennen. Wir sehen, wie erst ein Stoff ergriffen, vollendet, dann erst von einem neuen abgelöst wird, bis später seinem Geiste ungestüm immer neu und neuer Stoff sich andrängt, mehrere gleichzeitig aufblitzend, bis sich endlich der breite Strom des Schaffens in majestätischem Flusse ergießt. Die Schwierigkeit für die Herausgeber lag darin, in der späteren Zeit eine genaue chronologische Anordnung durchzuführen, wo Goethe an mehreren großen Werken gleichzeitig arbeitete. Sie haben einen geschickten Ausweg gefunden und in vortrefflicher Auswahl aus den Tagebüchern und Briefen aufgezeigt, wo eine Arbeit unterbrochen, eine neue eingeschoben, die erste wieder ergriffen und vollendet wurde oder Torso blieb. Wer mit Goethes Schaffen in großen Zügen vertraut ist, dem kann sich kaum etwas Reizvolleres bieten, als seine geistige Biographie in diesen nach Jahresgruppen geordneten Bänden mitzuerleben. In einem Supplementband hat der Verlag alle ihm erreichbaren Bildnisse Goethes in ausgezeichneten Reproduktionen vereinigt. Von den schönen, ernsten Leinenbänden, die mit ihrem stattlichen Format und ihrer feinen Ungerschen Type Zierden jeder Bibliothek sind, erschienen bisher siebzehn Bände und der Supplementband, von den Werken Schillers die ersten fünf Bände.

Nach Mühen und Hemmnissen mancher Art ist das seit Jahren vorbereitete Werk Hans v. Müllers, das den gesamten Briefwechsel E. T. A. Hoffmanns und die Erinnerungen seiner Bekannten umfaßt, erschienen und macht durch die Sorgfalt der umrahmenden wissenschaftlichen Arbeit und die Gediegenheit der Ausstattung dem Herausgeber und Verleger alle Ehre: E. T. A. Hoffmann im persönlichen und brieflichen Verkehr. (Berlin, Gebrüder Paetel.) Bilder und Faksimiles schmücken die vier stattlichen Bände, die für die Kenntnis des Dichters unentbehrlich sein werden, weshalb wir noch in einem besonderen Aufsatz auf das Werk zurückkommen.

Allen Freunden Hoffmannscher Poesie wird die neue Ausgabe seiner sämtlichen Werke, die in der Goldenen Klassikerbibliothek des Verlages Bong und Co. erschienen ist, willkommen sein. Denn sie hat Georg Ellinger, den bekannten Biographen des Dichters, zum Herausgeber. Es braucht daher kaum hervorgehoben zu werden, daß das Lebensbild ebenso wie die Einführungen in die einzelnen Werke nicht nur erschöpfend sind, sondern manches Neue bringen und überall den selbständigen Forscher verraten. Die Aufnahme auch der musikalischen Schriften Hoffmanns bilden einen besonderen Vorzug dieser Ausgabe.

Auch für die Werke Annettens v. Droste-Hülshoff hat derselbe Verlag einen ausgezeichneten Spezialforscher gewonnen. Der Münsterische Gelehrte, Prof. Schwering, bietet in den beiden stattlichen Bänden außer sämtlichen poetischen Arbeiten eine Anzahl Briefe und in den Einleitungen wichtige literarhistorische Nachweise.

Von der auf zehn Bände berechneten Ausgabe von Heines Werken, die Oskar Walzel mit einigen anderen Gelehrten zusammen veranstaltet (Leipzig, Insel-Verlag) liegen bisher Band 1, 2, 6, 7, 9 vor, während von der ausgezeichneten, von Eduard Castle besorgten Ausgabe von Nikolaus Lenaus sämtlichen Werken und Briefen vier Bände erschienen sind. Sie soll auf sechs Bände steigen. Die Ausgabe, zu der E. K. Weiß Titel und Einband zeichnete, verdient uneingeschränktes Lob, besonders wegen der Hinzufügung von Bildbeigaben und der Briefe. Hier zeigt Lenau noch deutlicher als in seinen Werken, daß er seinen Schmerz herzte wie ein krankes Kind und auch gelegentlich seine Wunden als Orden trug.

Als erwünschte Vorbereitung zu Hebbels Jubiläumsjahr hat sich ein Buch eingestellt: Friedrich Hebbel. Ein Lebensbuch (Berlin, B. Behrs Verlag [F. Feddersen]), das einen Auszug der Briefe, Tagebücher und Lebensbekenntnisse Hebbels bringt, und zwar so geordnet, daß sie wie eine fortlaufende Erzählung ein deutliches Bild seiner äußeren und inneren Entwicklung geben. Man lernt daraus sowohl den Dichter wie den Menschen aufs genaueste kennen, lebt sein Leben mit ihm, ganz dicht an ihn herantretend, ohne daß man dabei die belehrende und störende Stimme eines Fremden zu vernehmen hätte. Und doch: so gern man die großen Schaffer nur aus ihrem Kunstwerk kennen lernen möchte — Hebbel gerade ist einer, bei dem man die Kenntnis seines Erlebens nicht missen möchte. Er, mit seiner Überschätzung des kaltlogischen Rechnens bis zur äußersten Konsequenz, der immer sein Leben im Zusammenhang fühlte und zu verstehen suchte, will auch von uns im Zusammenhang verstanden und bewertet werden. Und dazu hilft dieses Buch in dem scheinbar objektiven und daher um so persönlicher wirkenden Zurücktreten des Bearbeiters vor dem Leben selber. Was man sich mühsam, weitläufig und zerstreuend heraussuchen müßte aus den Gesamtausgaben, ist hier aneinandergefügt und derart konzentriert, daß die Struktur des Hebbelschen Wesens hindurchscheint.

In die Wirren der „demagogischen Umtriebe" führt uns der „Lebensroman des Wit von Dörring" (Leipzig, Insel-Verlag), den H. H. Houbens Scheidekunst aus den autobiographischen Fragmenten des Helden dieses Romans herausgearbeitet hat. Ferdinand Johannes Wit, dessen Abkunft in ein Geheimnis gehüllt ist, erschien seinerzeit von einem Schimmer umgeben, der viele blendete und verwirrte. Goethe war unwillig, daß man diesen gefährlichen Abenteurer nicht lebenslänglich in Haft behielt, und Heine, der ihn unter der Hand mannigfach förderte, hätte ihn gern am Galgen gesehen. Wit stand in Verbindung mit den Gießener „Unbedingten", mit französischen und italienischen Revolutionären, er war aber auch im Einverständnis mit österreichischen und französischen Machthabern, die ihre schützende Hand über ihn hielten; es gelang ihm sogar, vertrauliche Beziehungen mit dem preußischen Demagogenverfolger Kamptz, der später die aktenmäßige Wahrheit der Witschen Memoiren behauptete, anzubahnen. Die Lust am Doppelspiel lag Wit in seinem unruhigen Blute; er verriet die Sache der Revolution und der Regierungen, immer, wie er beteuert, in dem Bestreben, größeres Unheil zu verhüten, beiden Parteien in einem höhern Sinne die Treue zu wahren und sie ohne ihr Wissen nach seiner Einsicht und nach seinen Zielen zu lenken. Zu einem solchen Unternehmen fehlte ihm schlechterdings alles; die Rechtfertigung seiner Handlungsweise, der seine Aufzeichnungen dienen sollten, mißlang ihm bei seinen Zeitgenossen, und auch die Spätergeborenen werden die angegebenen Motive nicht ernst nehmen. Als Erzähler dagegen verdient er die Bedeutung, die er als Politiker

umsonst beansprucht. Die Schilderungen seiner Flüchtlingsabenteuer, die ihn zu beständigem Maskenwechsel nötigten, und seiner Erlebnisse in deutschen und italienischen Gefängnissen besitzen ihren vollen anekdotischen Wert und zeichnen charakteristische Züge in das Bild dieser bewegten Zeit.

Einige populäre, wohlfeile Ausgaben neuerer Werke werden auf allgemeinen Beifall rechnen dürfen: von Bismarcks Briefen an seine Braut und Gattin ist eine reiche Auslese erschienen (Herausgeber Eduard v. d. Hellen); für eine Schulausgabe der „Gedanken und Erinnerungen" hat Gottlob Egelhaaf eine kundige Einleitung nebst Anmerkungen geschrieben, während Hermann Binder eine sehr gelungene Zusammenstellung dreier Erzählungen Gottfried Kellers für die Schule erläutert (Stuttgart, J. G. Cotta).

Kunstgeschichte.

An kunstgeschichtlichen Werken ist dieses Jahr vielleicht etwas weniger erschienen als in den Vorjahren; aber es ist unter dem Wenigen viel Gutes. Als ein wertvolles Vermächtnis empfangen wir Hugo von Tschudis „Gesammelte Schriften zur neueren Kunst" (F. Bruckmann, München). Der Herausgeber, Museumsdirektor Dr. E. Schwedeler-Meyer, früher langjähriger Assistent Tschudis an der Nationalgalerie, hat dem Werk, das freilich nur einen kleinen Teil von des Verstorbenen literarischer Tätigkeit umfaßt, eine lebenswarm und liebevoll geschriebene Biographie vorangesetzt, für die ihm Frau Angela v. Tschudi die Tagebücher ihres Gatten zur Verfügung stellte. Dadurch kam in die kleine Arbeit ein farbiger Abglanz von dem persönlichen Wert und Zauber, der den Verstorbenen und sein von leidenschaftlichen Impulsen diktiertes, aber stets von hohem Streben beseeltes Wirken umgab. Unter den Aufsätzen sind besonders die über „Kunst und Publikum", über „Böcklin", über „Die Jahrhundert-Ausstellung deutscher Kunst" und das „Vorwort zum Katalog der Sammlung Nemes" von einem über das Niveau der Tagesmeinungen erhabenen, bleibenden Interesse.

Adolf Philippi gibt in seinem „Begriff der Renaissance" (E. A. Seemann, Leipzig) eine historische Entwicklung des Wortes Renaissance und seiner Anwendung. Das Werk ist streng methodisch aufgebaut und mit Benützung der einschlägigen Literatur und gründlicher Eigenforschung zu einem sehr brauchbaren Buche ausgestattet, das aber auch gebildeten Laien, obwohl nicht eigentlich für diese geschrieben, manche erwünschte Belehrung geben dürfte. Ein geschmackreiches lesbares Buch gibt uns W. Worringer in seinen „Formproblemen der Gotik" (R. Piper & Co., München). Der Verfasser hat schon mit verschiedenen im gleichen Verlag erschienenen Arbeiten Aufmerksamkeit erweckt. Sein neues Werk ist in jeder Hinsicht eine bedeutende Leistung. Endlich wird hier mit dem schematischen Schulbegriff der Stile, der heimtückisch dazu angetan ist, uns die ganze Kunstgeschichte zu verleiden, aufgeräumt. Endlich wird hier in ungemein geistvoller Exegese der gesamte innere Zusammenhang des nordischen Kunstempfindens bloßgelegt, werden „die Zellgeheimnisse der Stilerscheinungen" enthüllt. Wir möchten von diesem Verfasser auch eine Geschichte des nordischen Barocks empfangen. Als neueste Ausgabe der beliebten „Klassiker der Kunst" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) liegt „Watteau" von E. J. Zimmermann vor. Der Text ist kurz und sachlich und verzichtet auf ästhetische Weiterungen; die Bilderauswahl ist reichhaltig. Mit um so liebevollerer Ausführlichkeit behandelt Max v. Boehn in Velhagen & Klasings Künstlermonographien „Lorenzo Bernini". Er weiß seinen „Klienten" mit Feuer zu vertreten und das Relief der Persönlichkeit des temperamentvollen Barockmeisters durch ein farbiges zeitgeschichtliches Milieu wirkungsvoll zu steigern. Recht erwünscht kommt eine billige Volksausgabe von Albrecht Dürers Briefen, Tagebüchern

und Reimen, herausgegeben von Hans Wolff (Voigtländers Quellenbücher Band 25). Es ist schade, daß nicht auch von den kunsttheoretischen Schriften Dürers einiges aufgenommen wurde. Nun, vielleicht werden uns auch diese noch in einer späteren Publikation vermittelt.

Die bewährtesten Führer durch kunstgeschichtlich bedeutende Städte bleiben die „Berühmten Kunststätten" (E. A. Seemann), von denen im Laufe dieses Jahres „Ulm", „Basel", „Neuyork und Boston", „London" und „Passau" erschienen sind. Diese angenehmen Bändchen eignen sich gleich trefflich als Reisebegleiter wie zur häuslichen Lektüre. Man läßt sich von ihnen ebenso gerne über Kunststätten belehren, die man noch nicht kennt, wie man sie zur Auffrischung der Erinnerung an genußreiche Reisen gelegentlich liest. Neuwirths Kunstgeschichte (Allg. Verlagsgesellschaft), ursprünglich auf zwanzig Lieferungen berechnet, schreitet, bis jetzt schon bei der 21. Lieferung angelangt, munter vorwärts.

Von dem großangelegten „Handbuch der Kunstgeschichte" von Anton Springer (E. A. Seemann, Leipzig) sind zwei der wichtigsten Bände in neuer Auflage erschienen: Adolf Philippi hat den dritten Band, der die Renaissance in Italien behandelt, und Max Osborn den neunten Band über die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts einer Bearbeitung unterzogen, die nicht nur dem Text, sondern auch dem sehr reichen Bildermaterial zugute gekommen ist. Nicht kunsthistorisch zu belehren, sondern das Kunstwerk selbst zu unmittelbarer Wirkung zu bringen, ist die Aufgabe, die die neue Michelangelo-Mappe des Kunstwart (Callwey, München) sich gestellt hat und wohl zu erfüllen imstande ist.

Ein ausgezeichnetes Werk, dem weiteste Verbreitung zu wünschen wäre, ist „Guter und schlechter Geschmack im Kunstgewerbe" von G. E. Pazaurek (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Professor Pazaurek, der rührige und weitblickende Direktor des Königl. Landesgewerbemuseums zu Stuttgart, hat sich in weiten Kreisen des Publikums durch die originelle Bereicherung, die er dem ihm anvertrauten Museum zuteil werden ließ, bekannt gemacht, nämlich durch eine „Abteilung der Geschmacksverirrungen", eine ästhetische Schreckenskammer, die er der Abteilung der als Vorbilder wertvollen Kunstgegenstände angliederte. Den Standpunkt dieses pädagogisch vortrefflich wirkenden Museums der Gegenbeispiele vertritt der energische Stuttgarter Pionier des guten Geschmacks auch in seinem ziemlich umfangreichen und glänzend illustrierten Buche, das übrigens keineswegs bloß eine Eselsbrücke für den Kunstpöbel, sondern auch ein höchst anregendes Buch für manchen ist, der vielleicht glaubt, es nicht mehr nötig zu haben. Besonders solche, die selbst künstlerisch oder kunstgewerblich tätig sind, können hier noch allerlei lernen. Einen verfeinerten Wert erhält das Werk durch den Schmuck schön ausgeführter Farbendrucke. Hebung der künstlerischen Kultur ist auch der Zweck, den die Publikation „Das deutsche Landhaus" (Westdeutsche Verlagsgesellschaft) verfolgt. In indirektem Zusammenhang kulturbildender Art darf auch Vrieslanders Album von Wiesbaden (H. Staadt, Wiesbaden) genannt werden. Eine solche geistvolle Art der Auffassung von Stadtansichten, wie sie in diesen zwanzig Handzeichnungen gegeben wird, ist eine Kulturleistung. Vrieslander, bis jetzt als pikanter Causeur exotischen Genres bekannt, hat sich hier einem neuen Gebiete zugewendet, dem er mit seinem zeichnerisch leichten, moussierenden Stil ganz neue, eigenartige Reize abzugewinnen weiß. Aus Wiesbaden, das seit einiger Zeit künstlerische Anläufe wagt, stammt auch eine Mappe mit zehn Lithographien von Martin v. Waning (ebenda). Dieser junge holländische Künstler ist erst einem kleinen Kreise von Kunstfreunden bekannt, aber in ihm hochgeschätzt. Die vorliegende Mappe, die holländische Landschaftsskizzen enthält, dürfte wohl geeignet sein, auf Wanings Namen aufmerksam zu machen. Die Zeichnungen sind flott hingesetzt mit einer sofort fesselnden Prägnanz des Ausdrucks, einem abgeklärten Geschmack und einer an Toulouse-Lautrec erinnernden Leichtigkeit und Eleganz der Strichführung.

Reisen. Naturgeschichte.

Dies Jahr hat uns ein Buch geschenkt, das in der Reihe der Berichte kühner Seefahrer und Forschungsreisender einen Ehrenplatz verdient und zugleich als der bedeutsame Abschluß der bisher derselben Aufgabe geltenden Unternehmungen erscheint: Roald Amundsens „Die Eroberung des Südpols" (München, J. F. Lehmann). Denn die beiden stattlichen, mit einer großen Fülle von Abbildungen nach Photographien und Ölgemälden, Karten und Plänen geschmückten Bände, deren äußere Ausstattung mustergültig genannt werden muß, lassen uns in Amundsen nicht nur den energischen Leiter einer antarktischen Expedition erkennen, entfalten nicht nur den reichen Gewinn, den die Wissenschaft seiner Unternehmung verdankt, sondern sie zeigen uns einen Menschen von geistiger Überlegenheit, der im sicheren Besitz aller technischen Hilfsmittel, umsichtig und ruhig im Urteil, frei von falschem Ehrgeiz und von Eifersucht, dankbar die Leistungen seiner Vorgänger anerkennt und ausnutzt, um dann, fest das Ziel im Auge, die große Aufgabe zu erfüllen, die er sich gestellt hat. Amundsen schreibt einfach und darum überzeugend. Er spricht lieber von der Arbeit als von der Mühe und Entbehrung, die sie verursacht hat. Wir folgen mit äußerster Spannung den schmalen Schlittenspuren in die unendliche Einsamkeit des ewigen Eises und glauben selbst zu wachsen an der Seite dieses Mannes, dem zähe Tatkraft und weise Voraussicht den rechten Weg gewiesen haben.

Klein und kleinlich erscheint daneben der Versuch F. A. Cooks, sich in einem umfangreichen Buch „Meine Eroberung des Nordpols" (Hamburg, Alfred Janssen) wenigstens vor dem Publikum zu rehabilitieren, nachdem die Wissenschaft längst auf seine „Ergebnisse" verzichtet hat. Es wird ihm nicht gelingen. Denn die bombastischen Schilderungen seiner Fahrt und die unermüdliche Beteuerung seiner brennenden Sehnsucht, bis zu dem „sagenhaften Punkt" vorzudringen, verraten nicht eben Selbstkritik und Beobachtungsgabe. Immerhin ist das Buch als menschliches Dokument nicht uninteressant. Cook hält sich für das tragische Opfer eines schmählichen Komplotts; der unparteiische Leser gewinnt aber eher den Eindruck, als handle es sich hier besten Falls um die Tragödie eines Phantasten, der, von quälendem Ehrgeiz getrieben, im Rausch die Tat vollbrachte, für die ihm nachher die Beweise fehlen. Wie unüberbrückbar ist der Abstand zwischen Amundsen und Cook, der ebenso wie Peary die unerschlossenen Eisfelder des Pols letzten Endes doch nur als Arena für ihre sportlichen Bemühungen ansah — und um so ehrenvoller ist es für Amundsen, wenn er es nicht versäumt, in seinem Werke auf Cooks frühere Verdienste mit Nachdruck hinzuweisen.

Eine bemerkenswerte Erscheinung auf ethnographischem Gebiete ist die von der Hamburgisch-Wissenschaftlichen Stiftung herausgegebene „Forschungsreise im Bismarck-Archipel". Eingeleitet von Thilenius, dem Direktor des Hamburger Museums für Völkerkunde, bereitet diese gefällige Darstellung eine auf sechzehn Bände berechnete wissenschaftliche Veröffentlichung von den Ergebnissen der Expedition vor. In lebendiger Weise schildert Hans Vogel, unter Benutzung von Tagebuchblättern und Briefen, den Verlauf der durchaus nicht ungefährlichen, abenteuerreichen Fahrt, die ins Bereich wilder Naturvölker führt. Nicht der geringste Schmuck des interessanten Werkes sind die zahlreichen Abbildungen und Dreifarbendrucke nach Zeichnungen des Verfassers, die in der Zeit der Kamera an so mancherlei Vorzüge des künstlerisch erzogenen menschlichen Auges erinnern.

Von Ferdinand Gregorovius' berühmten „Wanderjahren in Italien" gibt der Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig eine von H. H. Houben vortrefflich besorgte Auswahl in zwei Bänden, die wir aufs freudigste begrüßen. Denn der Geschichtschreiber des mittelalterlichen Roms war nicht nur ein großer Gelehrter, sondern auch ein Künstler. Vor den alten Bauten und Ruinen, in der Landschaft wird ihm die Geschichte lebendig, die so wenig gekannte Zeit des Ringens der Völker um den Besitz des zerfallenden Imperiums, jener Zeit, die keine klassische

zeitgenössische Darstellung fand und doch voll des größten Heldentums, der merkwürdigsten Menschenschicksale war. Von Ravenna, der Stadt Theodorichs, führt uns Gregorovius in die ewige Stadt, nach Neapel, nach Capri und in das Innere des italischen Landes, das diesem Deutschen die zweite Heimat geworden ist. In einem Nachwort gibt der Herausgeber eine kurze Biographie des Verfassers, in dessen schriftstellerischer Entwicklung neue Zusammenhänge mit der Literatur des jungen Deutschland nachgewiesen werden.

„Tierbau und Tierleben" nennt sich ein umfassendes Werk, das, auf zwei selbständige Bände berechnet, in seiner ersten Hälfte fertig vorliegt (Leipzig, B. G. Teubner). Dieser erste Band, der den Lehrer für Zoologie an der Berliner Landwirtschaftlichen Hochschule, Professor Richard Hesse zum Verfasser hat, behandelt das Tier unabhängig von der Außenwelt, den Bau seines Körpers und die Funktionen seiner Organe. Der wissenschaftliche Charakter des Werkes und die ruhige, sachliche Darstellung, die sich von allen phantastischen Abschweifungen, wie sie in der gegenwärtigen biologischen Literatur so häufig sind, frei hält, verdienen volle Anerkennung. Dabei ist das Werk so klar und populär geschrieben, daß sich auf den Leser unwillkürlich die Liebe des Verfassers zu seinem Gegenstande überträgt und er sich ohne Mühe auch zu den verwickelten Einzelfragen führen läßt. Eine ungewöhnlich große Anzahl von Abbildungen erleichtern das Verständnis und bilden nicht nur einen Schmuck, sondern einen wesentlichen Bestandteil des ausgezeichneten Bandes.

Für die Jugend.

Wenn ein Buch sich „Deutsche Märchen seit Grimm" nennt und hält, was der Titel verspricht, so bedarf es gewiß keiner weiteren Empfehlung. Und das ist bei diesem Buch der Fall, das im Verlag von Eugen Diederichs in Jena erschienen ist. Es bildet den fünften Band einer von Friedrich v. d. Leyen und Paul Zaunert herausgegebenen Sammlung der „Märchen der Weltliteratur". Was den Brüdern Grimm entgangen oder später aus den verschiedenen Provinzen des deutschen Landes ans Licht getreten ist, das hat Paul Zaunert hier mit Liebe und Sorgfalt ausgewählt zu einem reichen, sauber ausgestatteten Bande, der es wohl verdient, neben dem alten Lieblingsbuch der Deutschen einen dauernden Platz zu erhalten.

Eine empfehlenswerte Auswahl der Grimmschen Sagen bringt der Verlag von Abel und Müller in Leipzig heraus. Die sehr hübschen Bilder in Schwarz-Weiß von Otto Ubbelohde werden diese Ausgabe vor andern beliebt machen. — Nach Erinnerungsblättern hat Hauptmann Alfred von Winkler das Leben eines deutschen Reiters in der südwestafrikanischen Schutztruppe geschildert und dabei den für die Jugend richtigen Ton getroffen. Das Buch, das von der Arbeit im Frieden und den Entbehrungen und Kämpfen des Feldzugs gegen die Hereros berichtet, wird sich gewiß viele Freunde machen, zumal eine Menge Bilder die Phantasie anregen. („Im afrikanischen Sonnenbrand". Leipzig, Abel und Müller.) Der neue Band von Wilhelm Kotzdes „Jugendbuch" (Mainz, Jos. Scholz) bringt eine abwechslungsreiche Fülle von Erzählungen, Gedichten und Merkworten, unter denen wohl jeder etwas findet, das ihm gefällt.

Auch den Kindern die Zeit vor hundert Jahren vor Augen zu führen, bezweckt eine vorzügliche Sammlung des Scholzschen Verlages in Mainz. Diese sechs „Vaterländischen Bilderbücher" bringen packende Bilder von Angelo Jank und Franz Müller-Münster und stellen dar: Friedrich II. (zwei Bände). Zehn Jahre deutscher Not (1803—1812), Frühling und Freiheit (1813), Nach Frankreich hinein! (1814—1815). Eine knappe Erzählung der Ereignisse hat der Herausgeber Wilhelm Kotzde hinzugefügt.

μβ. **Aus meinem Jagdtagebuch.** Von Kronprinz Wilhelm. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1912.

Das Buch erlebt eine Auflage nach der anderen, hat in der Presse eine geradezu allseitig günstige Beurteilung gefunden. Beides geschieht zu Recht; es ist keine müßige Neugierde, will man Genaueres, Intimes über den Thronfolger erfahren. Auch in diesem Falle war der junge Prinz bisher den meisten, wie es die Tradition erheischt, als unbeschriebenes Blatt erschienen. Was auf und zwischen den Zeilen steht, hat gefallen, wirkt frisch, menschlich warm, überaus natürlich. Sein Verhältnis zu den Bauern, „liebe alte Bekannte", zu den Zigeunern, für die er viel übrig hat, zu den Treibern, sowohl den indischen Schikari wie den italienischen Gemsjägern, hat den guten kameradschaftlichen Klang, der einem auf dem Lande heimischen, vornehmen jungen Mann zu eigen sein sollte. Die Stelle über die Gleichberechtigung aller Religionen ist sehr beachtet worden, und ein jeder fühlte sich durch die Liebe zur Natur, durch die Lebensfreude, durch das Verständnis für streng-weidmännisches Jagen angenehm berührt. Daß er das Englische mit dankbarer Anerkennung lobt, haben einige ihm verdacht. Wären diese „Einige" in Indien und im Mutterlande gereist, hätten sie dort die gleiche Herzlichkeit, taktvolle Gastfreundschaft genossen, würden sie diese Stellen vielleicht nicht bemängelt haben. Die Jagdszenen werden glücklicherweise sehr schlicht, aber überraschend geschickt erzählt. Da gibt es kurze, anschauliche Farbenimpressionen; nicht einmal stören Längen, und der Abschluß jedes Erlebnisses hat meistens eine gewandte Fassung.

γ. **Deutsche Erinnerungen.** Von Sidney Whitman. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1912.

Ein treffliches Buch — das ist der Eindruck, der sich beim Lesen dieser jüngsten Gabe eines unserer besten Freunde in England immer mehr befestigt. Whitman beginnt mit einer ganz persönlichen Erinnerung — 1848 geboren, wurde er von seinen Eltern, welche wollten, daß er Deutsch lerne, mit elf Jahren 1859 dem Vitzthumschen Gymnasium in Dresden anvertraut, auf dem damals vorwiegend adelige Knaben (Ausländer) erzogen wurden. Die Unterkunft war hygienisch sehr mangelhaft, die Kost so schlecht, daß sie oft kaum zu genießen war, die Zucht streng; aber im Gegensatz zu so vielen pietätlosen Urteilen über die höheren Schulen, welche wir neulich in Grafs „Schülerjahren" zu genießen bekamen (man sollte nur auch die Berichte der Lehrer über die betreffenden Herren zur Ergänzung des Bildes holen!), berührt es wohltuend, daß hier Whitman gleichwohl auf jene Gymnasialjahre mit Liebe zurückblickt, weil er ihre Romantik empfindet, und daß er seinem gestrengen Direktor Bezzenberger Worte ehrlicher Verehrung widmet; er erinnerte ihn an Friedrich den Großen, wie er auf Camphausens Bild bei Leuthen den Krückstock schwingt, und Whitman suchte ihn, der 1866 zwei Söhne verloren hatte, einst im Ruhestande auf. An dieses persönlichste Kapitel, das voll Anschaulichkeit Schul- und Kulturbilder aus den 60er Jahren entrollt, reihen sich Betrachtungen über die Zeit vor 1870, über Kaiser Wilhelm I., über Dresden nach 1870, über den schlesischen Landadel, über Moltke, Bismarck, Lenbach, Feldmarschall Graf Blumenthal, König Karl von Rumänien, Theodor Mommsen, Prinz Heinrich VII. von Reuß, Weimar, Fürst Bülow, deutsche Sozialistenführer (Bebel, Singer, v. Vollmar) u. a. Überall erhalten wir ausgereifte, wohlwollende, aber nichts weniger als kritiklose Urteile über deutsche Verhältnisse und eine Anzahl unserer besten Männer, Urteile und Eindrücke, welche bleibenden Wert besitzen. Wenn wir ein paar Bemerkungen für eine zweite Auflage machen dürfen, welche nichts sein sollen als ein Ausdruck unserer herzlichen Dankbarkeit für ein Buch, das wir ganz vollkommen sehen möchten, so ist S. 56 nicht 1849 zu schreiben, sondern 1848, weil in diesem Jahre der Prinz von Preußen „als Flüchtling" in London war, und S. 153 möchte die Ansicht zu prüfen sein, daß Bismarck „die Kunst der Musik kaum viel zu sagen hatte". Das kann für einen Mann, der Beethovensche Sonaten am liebsten hörte, unmöglich zutreffen. Daß das unverständige Gerede von Bismarcks „Grobheit" S. 149 zurückgewiesen wird, das wird jeden erfreuen, der Bismarck persönlich gekannt und seine von Grund aus feine und vornehme Art selbst erfahren hat.

πβ. **Die Grundzüge der auswärtigen Politik Englands vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart.** Von Dr. Felix Salomon, Professor der Geschichte an der Universität Leipzig. Berlin, Carl Heymann. 1910.

Die politischen Verwicklungen der letzten Jahre haben die Aufmerksamkeit unserer Geschichtsforscher auf England gelenkt und uns mit einer Reihe trefflicher Arbeiten über englische Geschichte beschenkt, zu denen auch die vorliegende kleine, aber gehaltvolle Schrift gehört, deren Verfasser, Professor Salomon in Leipzig, den Lesern der „Rundschau" durch verschiedene Abhandlungen zur neueren Geschichte Englands bereits wohlbekannt ist. In raschen Strichen, die doch das Wesentliche scharf herausheben, zeichnet Salomon die englische Politik in ihren Grundzügen von den ersten Tudors bis zum Jahre 1910, indem er als einheitlich leitenden Gesichtspunkt die Sorge für die auf dem Gleichgewicht der Mächte ruhende Sicherheit Großbritanniens nachweist. In der Darstellung dieser Politik, die Englands Herrscher und Staatsmänner von Heinrich VIII. und dem „großen" Burleigh an bis zu Sir Eduard Grey vertreten, ist der

Verfasser um so unbefangener, als er seine Untersuchung noch vor der Marokkokrisis des Jahres 1911 niedergeschrieben hat. Vielleicht hätte er, unter dem Eindruck dieser Vorgänge, nicht zwar seine wohlberechtigte Grundanschauung modifiziert, aber doch einzelne unangenehme Wirkungen dieser „Sicherungspolitik" mehr hervorgehoben, z. B. die nur beiläufig angedeutete Tatsache, daß man „Schutzvorkehrungen" für annektierte Besitzungen hauptsächlich wieder in neuen Annexionen sucht (S. 62) — für andere Staaten unter Umständen eine recht unbequeme Schraube ohne Ende.

μ. **Bismarck, sein Leben und seine Werke.** Von Gottlob Egelhaaf. Stuttgart, Carl Krabbe Verlag (Erich Gußmann). 1911.

„Bei einer Durchsicht der Bismarckliteratur hat sich mir ergeben, daß wir recht wenig nicht zu knapp und nicht zu ausführlich gehaltene Darstellungen seines Lebens von wissenschaftlichem Werte besitzen, und außer dem monumentalen Werke von Erich Marcks, von dem aber bis jetzt nur der erste Band (bis 1848) vorliegt, eigentlich keines, das dem Leser neben einer zusammenfassenden Darstellung auch die Möglichkeit böte, sich über die Probleme und die einschlägige Literatur zu unterrichten. So habe ich es unternommen, so viel ich vermochte, ein Buch zu liefern, das dem Leser die wesentlichen Ergebnisse der Forschung in übersichtlicher, genießbarer Fassung vermitteln und ihm auch einen Einblick darein gewähren soll, wie diese Ergebnisse gewonnen worden sind." Nicht besser als mit diesen, des Verfassers, eigenen Worten könnten wir Egelhaafs, des verdienten Stuttgarter Historikers, Werk charakterisieren, das durchaus hält, was er in der Einleitung verspricht. Es ist hier nicht der Ort, über die Lösung einzelner, wenn auch noch so wichtigen Fragen mit ihm zu rechten. Auch wird Egelhaaf selbst am besten wissen, daß man bei der Beurteilung einer Persönlichkeit, in deren Händen eine Zeitlang die Geschicke Europas lagen, und unter deren Bann und Einfluß wir bis zu einem gewissen Grade heute noch stehen, auf Widerspruch stoßen wird und muß. Dazu bietet dieses große Leben auch noch zu viel an ungelösten Problemen, zu viel an Wirkungen, die noch heute in uns nachleben. Ein Weiteres kommt hinzu. Zwar fließen uns schon heute über Bismarcks Leben und Werke zahlreiche Quellen; noch immer aber werden über viele Punkte die Archive ängstlich verschlossen gehalten, und doch würde sicher weder das Ansehen Bismarcks noch des Deutschen Reiches notleiden, wenn sie sich der historischen Forschung öffnen würden. Wie manche Frage, auf die wir heute noch mühsam mit Hilfe der Kombination die Antwort suchen, auf die wir überhaupt keine sichere Antwort finden, würde dadurch gelöst, zum mindesten einer zweifelsfreieren Lösung entgegengeführt werden können. Es darf nur an die Entstehungsgeschichte des Krieges 1870/71, an den Rückversicherungsvertrag mit Rußland, an des Kanzlers Entlassung erinnert werden — Episoden aus Bismarcks Leben, denen auch Egelhaaf eine besonders ausführliche Darlegung gewidmet hat. Vorzüglich auf die beiden letzteren sei hier ausdrücklich hingewiesen, zumal Egelhaaf hier aus Quellen zu schöpfen scheint, die heute noch nicht jedermann zugänglich sind. Es wird auch dem Nichthistoriker nicht unwillkommen sein, den Ausführungen des Verfassers, die überall sich auf eine erschöpfende Benutzung der Literatur, auch der ausländischen, stützen, selbstdenkend nachzugehen, so daß auch in dieser Hinsicht Egelhaafs Buch anregend wirken wird.

γ. **Die Politik im Habsburger Reiche.** Von v. Sosnosky. Erster Band. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur (Hermann Paetel). 1912.

Dieses Werk stammt von einem früheren österreichischen Offizier, der mit Nachdruck erklärt, daß er, aus deutschem, slawischem und wallonischem Blut stammend, keiner Nationalität und keiner Partei angehöre und sich, wie seine Familie stets des Kaisers Rock getragen habe, nur als Österreicher fühle. v. Sosnosky ist auch kein eigentlicher Historiker „und noch weniger Jurist"; was er gibt, soll also nicht eigentlich ein Geschichtswerk sein, sondern ein in österreichischem Geist gehaltener „kritischer und psychologischer Kommentar" zu den politischen Ereignissen in Österreich-Ungarn während der letzten Jahrzehnte. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet ist das Werk zweifellos ein nicht wertloser Beitrag zur Kenntnis der Geschichte der jüngsten Vergangenheit; der Verfasser hat einen klaren Standpunkt, ein im Durchschnitt richtiges Urteil und, obwohl ihm fachmännische Studien nicht liegen, doch eine nicht unerhebliche Kenntnis der Tatsachen. Sein Stil läßt eigentliches Feingefühl öfters vermissen, ist aber im ganzen angenehm und klar. Die inneren Kämpfe in Österreich werden nach seiner Ansicht nur beschworen werden können durch Föderalisierung des Staats, wobei jede Nationalität kulturell und wirtschaftlich autonom wird, politisch aber dem Ganzen eingegliedert bleibt.

μβ. **Der Pandur.** Geschichte des römischen Volksaufstandes im Jahre 1821. Von Bucura Dumbrava. Regensburg, W. Wunderling. 1912.

Gerade jetzt wird „Der Pandur" wie sein Vorgänger „Der Haiduck" gewiß interessieren. Die Geschichte spielt in Rumänien vor hundert Jahren; und hat auch jedes der Donau- und Balkanvölker seine eigene Note, allen gemeinsam ist das Rassengemisch, ist der nur zu lange erlittene Druck der Türkenherrschaft, das Verlangen nach nationaler Selbständigkeit. Die lebendigen, sachkundigen Schilderungen des alten Rumänen veranschaulichen manche Zustände der Serben oder Bulgaren, und es ist ein farbiges, fesselndes, unbekanntes Blatt der Geschichte.

Vielleicht eignete sich eine andere Form besser als die des historischen Romans. Es hätte offenkundig ein Volksbuch, ein Buch für die reifere Jugend genannt werden sollen. Einige wenige Szenen wären zu streichen gewesen, der Grundton größter Gesinnungstüchtigkeit — frisch, fröhlich, fromm und frei — die fortreißenden Abenteuer, die Liebesepisoden edler, tannengerader Jünglinge und mutig-reiner Jungfrauen, die heroische Note — alles wäre für diese legitimen Bedürfnisse überaus wertvoll. Wiederum ist die Verfasserin, mit ihren gründlichen Studien ein zuverlässiger Führer, befähigt, feine, interessante Geschichtsbilder auszuführen. Es sei hier an de Vogués im vorigen Jahr, in seinem „Trois Drames de l'Histoire de Russie" erschienene, meisterhafte Skizze „Mazeppa" erinnert. Bucura Dumbrava wäre mit ähnlichen Studien eines anspruchsvolleren, wenn auch vielleicht kleineren Leserkreises sicher gewesen.

ϱμ. **Held Namenlos.** Neun Gedichte von Alfons Paquet. Jena, Diederichs. 1912.

Eine neue Lyrik sucht die Darstellung der Dinge weniger aus ihrer Erscheinung als aus dem Rhythmus der Dinge herauszuholen. Das strebt ebensowohl die ultrarealistische Großstadtlyrik Georg Heyms an, als die idealistische Großstadtlyrik Dauthendeys und Paquets. Den Merchant-adventurers der Elisabethanischen Zeit folgen in unseren Tagen diese Dichter-Abenteurer, deren eigentliches Abenteuer immer der poetische Eindruck einer sichtbaren Welt bleibt. Den Rhythmus des russischen oder chinesischen Lebens, des Dampfschiffs bei der Landung oder der Eisenbahn in voller Fahrt will Paquet, der namenlose Held all dieser gesehenen Erlebnisse, wiedergeben, oft in kühnen freien Rhythmen wie Verhaeren oder Dauthendey, weniger glücklich in locker gebauten Strophen. Häufung charakteristischer Einzeleindrücke ist das wichtigste Hilfsmittel seiner Technik:

Und es tritt
Der weise Abt hervor aus seinen Mönchen, grüßt und bietet
Das Obdach: seines Klosters Zellen, Tafeln, Bücher
Und Stille für die Tiere und die sauberen Matten
Und Honigreis, Gespräch beim Mahl und Gottesdienst,
Des Ortes Segen und Gebet, das Tausendwellenhaft, wie Wasser klar
Die kieselgleiche Seele meerwärts spüle ...

Vielleicht am glücklichsten ist dieser neue Ton da angewandt, wo die seltsame Wirkung des Längstvertrauten in fernster Umgebung das Alltägliche mit dem Schimmer einer realistischen Mythologie überschüttet:

Mit stämmigen Schloten kommen die hochgebauten
Ozeandampfer von der fernen nordwestlichen Halbinsel her
Und begrüßen die Palmenwälder mit Elefantenlauten
Und liegen im Hafen, scheinwerfend, ein Lichterheer;
Und laden die Frachten und die gebräunten Passagiere,
Abenteurer, und die kühlen Amerikaner der Welt,
Die weißgekleideten, mit den gestempelten Papieren
In der Brusttasche, und den Kuli mit seiner Halskette von Kupfergeld ...

Frühere Dichtung hat uns den sinnlichen Eindruck ferner Klimata noch greifbarer vermittelt; aber in der Kunst, die Stimmung des dichtenden Reisenden wiederzugeben, dem allmählich alles Wirkliche märchenhaft wird und nur noch das Märchenhafte wirklich erscheint, sind die Neuesten so neu wie ihre Dichtmittel — wie ihre Reisewerkzeuge!

ϱμ. **La marche à l'absolu.** Par Pierre Balsac. Paris, Larose. 1912.

Eine sonderbare Laune des Bücherschicksals hat Ludwig Tiecks anmutige, aber exzentrische Novelle „Des Lebens Überfluß" in französischer Erneuerung aufleben lassen. Der Verfasser behält den Rahmen fast ganz bei: das Mansardenleben des jungen Paares, die abgesägte Holztreppe — nur daß im Zeitalter der Frauenemanzipation die junge Frau zu sägen hat! —, den erzürnten Vater, den bedrohlichen „proprio". Neu ist der Inhalt der Gespräche — bei denen unter allerlei grotesken Zwischenspielen ein Freund hinzugezogen wird: es sind vorzugsweise Meinungen über die Wissenschaft und besonders ironisierende über die Philologie an die Stelle weitherzigerer Dialoge getreten. Die Form ist die in Frankreich so beliebte der dramatisierten Novelle. An hübschen Einzelzügen fehlt es nicht, aber an einheitlicher Färbung, wie sie der Romantiker aufträgt.

βλ. **Le Réalisme du Romantisme.** Par Georges Pellissier. Paris, Hachette. 1912.

Wie bereits der Titel des Buches anzeigt, bezweckt es den Nachweis, daß eine Scheidung zwischen Realisten und Romantikern in ihren jeweiligen Kunstformen nicht durchzuführen ist. Ganz abgesehen von der Begründung dieser Theorie, bietet Pellissier höchst feine und geschmackvolle Studien, die, durch Beispiele illustriert, von Malherbe bis zur Gegenwart ein anregendes Bild der Evolution des künstlerischen Denkens und Empfindens gibt, so wie diese sich bei den typischen Repräsentanten der französischen Literatur vollzogen hat.

βλ. **La vie politique de François de Chateaubriand.** Par Albert Cassague. Paris, Plon. 1911.

Eine geradezu unabsehbar zu nennende Reihe von Franzosen, die sich noch täglich verlängert, hat sich mit der Persönlichkeit und dem Werk Chateaubriands beschäftigt. Dennoch nimmt der Verfasser des vor-

liegenden Buches das Vorrecht für sich in Anspruch, der erste zu sein, der die politische Laufbahn Chateaubriands zu schildern versucht. Die deutsche Biographie, die vor der seinigen sich an die Aufgabe wagte, dem Politiker und Staatsmann ganz ebenso wie dem Dichter und Historiker gerecht zu werden, nennt Cassagne gar nicht und hat sie wohl auch nie gesehen. Es ist Lady Blennerhassetts Band über Chateaubriand, in Kirchheims „Weltgeschichte in Charakterbildern", 1902. Was nicht nur die Raumverhältnisse, sondern auch die immerhin beschränkte Teilnahme des deutschen Publikums für Chateaubriand in einige Kapitel zu drängen nötigte, hat der Franzose, der sich auf Lösung des einen Teils der Aufgabe beschränkt, in behaglicher Breite ausgeführt. Sein erster Band schließt 1815 und fügt dem längst Bekannten nichts wesentlich Neues hinzu. Ein zweiter Band wird bis 1848, dem Todesjahr Chateaubriands, sich mit dem viel wichtigeren Abschnitt seines öffentlichen Lebens zu beschäftigen haben, in welchem er Minister, Botschafter, dann Führer der Opposition war. Hierauf erst wird sich der Wert des Buches von Cassagne richtig einschätzen lassen. Er wird zu zeigen haben, auf welchen Wegen der Anwalt der legitimen Monarchie zum Glauben an die Republik bekehrt und der Freund von Lamennais nach seinem Bruch mit Rom wurde. Zur Beantwortung dieser Frage halten auch wir ein ausgiebiges und entscheidendes Quellenmaterial bereit, von dem zu rechter Zeit Gebrauch gemacht werden soll.

βλ. **Le Coeur d'une Reine.** Par Paul Robiquet. Paris, Félix Alcan. 1912.

Dieses Buch beschäftigt sich, wenn auch nicht ausschließlich, wie der Titel besagt, mit der kaum mehr umstrittenen Frage der Beziehungen zwischen dem Kardinal Mazarin und der Königin Anna von Österreich, der Mutter Ludwigs XIV. Da dieser bekanntlich volle 23 Jahre nach Verheiratung seiner Eltern zur Welt kam, so traten bereits Zeitgenossen in Spottgedichten und nichts weniger als intim gehaltenen Mitteilungen mit den verwegensten Behauptungen über die Vaterschaft des nachherigen großen Monarchen auf. Weder darüber jedoch noch über das breit behandelte, übrigens platonisch gebliebene Liebesverhältnis Ludwigs XIV. zur Nichte des Kardinals, Marie Mancini, weiß der Verfasser irgendwie Neues zu berichten. Wir haben uns der Mühe unterzogen, die S. 149–243 von ihm in den Noten zu seinem Text als teilweise oder ganz ungedruckt bezeichneten Briefe Mazarins nachzuprüfen. Ausnahmslos wiederholen sie nur, was den Historikern Ludwigs XIII. und der Jugend seines Sohnes längst bekannt und von ihnen auch aus derselben Korrespondenz schon veröffentlicht war. Das Verfahren Robiquets ist um so befremdender, als seine früheren Arbeiten über französische Rechtsgeschichte usw. Anspruch auf ernstere Forschung erheben. Dieses Mal hat er sich darauf beschränkt, durch eine angenehme Darstellung über jeden Mangel an neuem Stoff hinwegzutäuschen.

ζ. **Étude sur la théologie Germanique.** Suivie d'une traduction française faite sur les éditions originales de 1516 et de 1518. Par Maria Windstosser. Paris, Félix Alcan. S. A.

Die vorliegende Übersetzung der Deutschen Theologie ist berufen, französischen Lesern die Lektüre dieses bedeutsamen, tiefsinnigen und tief empfundenen Werkes deutscher Mystik zu erleichtern. Der Übertragung ist eine Einleitung vorangestellt, in welcher die verschiedenen Ausgaben des Buches und die demselben gewidmeten Monographien aufgezählt sind, das Werk selbst analysiert ist und nach den Quellen geforscht wird, aus denen der „namenlose Frankforter" schöpfte. Endlich wird ein Aperçü des Einflusses gegeben, welchen die „Deutsche Theologie" auf die Zeitgenossen Luthers sowie auf die Nachwelt geübt. Es muß als eine Lücke dieser sonst sonst so gewissenhaften Arbeit angesehen werden, daß unter den von der „Deutschen Theologie" tief bewegten Denkern Schopenhauer nicht genannt ist. Und doch hat vielleicht keiner unserer Philosophen stärker unter dem Eindruck des Büchleins gestanden als der Verfasser der „Welt als Wille und Vorstellung". Allerdings hat er aus ihm nur herausgelesen und zu seiner Doktrin verwertet, was mit deren kosmischer Tendenz übereinstimmte, seiner Lehre von der „Verneinung des Willens" im Sinne des Pessimismus entsprach. Ihm ist entgangen — und es entgeht auch der französischen Übersetzung — daß in dem Büchlein ein großartiger Zug zum Optimismus zu entdecken ist. Dem anonymen Mystiker ist das Ziel aller Wandlungen nicht allein die göttliche Vereinerleiung, welche gleichsam spielend die Welt aus sich entläßt, um sie in den leeren Begriff der Einheit zurückzunehmen. Wer mit Aufmerksamkeit das 29., 48. und 49. Kapitel der Theologia liest, der wird erkennen, daß seinem Verfasser bereits vorschwebte, was die großen Denker des Optimismus später als Bestimmung der Substanz als Subjekt und Geist, Natur und Geist, Gott und Mensch zu formulieren gewußt haben: eine Verklärung des Natürlichen und Geistigen, welche weit über die weltverneinende Mystik eines Eckart und Tauler hinausreicht.

ως. **Hans Holbein d. J.** Herausgegeben von Paul Ganz. Mit 252 Abbildungen. Band XX: der „Klassiker der Kunst". Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1912.

Das gründliche Werk eines soliden Forschers liegt vor uns. Der Verfasser ist mit seiner Materie vertraut, wozu ihm seine Stellung als Konservator am Baseler Museum, dem Wallfahrtsort der Holbein-Freunde, freilich angenehme Gelegenheit gibt. Seit Woltmann ist es eigentlich in

der Holbein-Forschung etwas still hergegangen, und man darf wohl hoffen, daß das jüngste Holbein-Werk den Anstoß zu lebhafterer Beschäftigung mit dem großen Meister gibt. Über Holbein bleibt der Zukunft noch manches zu sagen. Sind wir doch über so wichtige Fragen wie die Echtheit der Dresdener Madonna, verschiedener Erasmus-Bildnisse u. a. noch keineswegs im klaren. Der Verfasser hat es sich besonders angelegen sein lassen, die oberitalienischen Einflüsse aus der ersten Baseler Zeit des Meisters überzeugend nachzuweisen. Auch ein flüchtiger Hinweis auf eine Beziehung zu Hans Baldung ist wichtig. Was die beiden berühmten allegorischen Bildnisse der schönen Magdalena Offenburg als „Venus" und als Laïs Corinthiaca betrifft, hält Verfasser an der bisher üblichen bekannten Auffassung fest, wonach Holbein an der Offenburgerin in dem Laïsbilde eine gerade nicht galante Kritik geübt hätte. Meines Erachtens ist diese Auffassung falsch. Der schmerzliche Ausdruck in dem Antlitz der schönen Frau und die sehr deutlich redende Hand verraten alles andere eher als „gemeine Begehrlichkeit". Sie charakterisieren sehr deutlich die resignierte Klage einer zu einer Vernunftehe gezwungenen Frau. — Die Abbildungen wurden wieder sehr sorgfältig ausgeführt. Von besonderem Interesse sind darunter die nach Kopien und zum Teil nach vorhandenen Originalentwürfen wiedergegebenen Wandgemälde des Meisters, die einst in Basel, Luzern und London die Häuser schmückten.

σr. **Leitfaden der Rhythmik für den Unterricht und Selbstunterricht in der künstlerischen Komposition.** Von K. Wyneken. Berlin, Otto Baumgärtel. 1912.

Seinem großen Werke „Der Aufbau der Form beim natürlichen Werden und künstlerischen Schaffen" hat K. Wyneken jetzt einen kurzen Grundriß der rhythmischen Grundlagen des Kunstwerks folgen lassen, der weiteren Kreisen einen Ersatz für das, immerhin schwer zugängliche, Originalwerk bieten soll. Freilich, der Genuß, den das Studium des Hauptwerkes jedem bietet, dem es ernstlich um die Erkenntnis der künstlerischen Phänomene zu tun ist, kann durch nichts ersetzt werden, und jeder, der in die inneren Zusammenhänge der grundlegenden Tatsachen einzudringen wünscht, wird nach wie vor zum Originalwerke greifen müssen. Trotzdem wird auch dieser Abriß, der sich durch außerordentliche Präzision und Knappheit auszeichnet, allgemein willkommen sein und namentlich angehenden Künstlern, die sich über die Grundgesetze ihrer Kunst zu unterrichten wünschen, gute Dienste leisten. Anton v. Werner hat dem Buche Worte warmer Empfehlung mit auf den Weg gegeben und nachdrücklich betont, daß auch für den schaffenden Künstler eine mathematische Fundierung des künstlerischen Schönheitsbegriffes, wie sie Wyneken unternommen hat, von der höchsten Bedeutung ist. In der Tat weist das Studium der Architektur und der Ornamentik in ihrer Gesetzmäßigkeit gebieterisch darauf hin, daß der Begriff der Schönheit nicht ausschließlich Sache unseres willkürlichen individuellen Empfindens sein kann, sondern daß ein Gesetz mit unwandelbaren Größenverhältnissen, wie z. B. die des Durchmessers zum Kreise oder des Major zum Minor des goldenen Schnittes für ihn maßgebend sein muß: und eine spätere Zeit wird Wyneken den Ruhmestitel nicht verweigern, daß er sich zuerst einer wirklichen Lösung dieser so wichtigen und schwierigen Frage durch Aufstellung exakt-mathematischer Sätze genähert hat. Von dem außerordentlichen Nutzen, den der bildende Künstler, der Kunstgewerbler und Kunsthandwerker bei der Ausübung seiner entwerfenden Tätigkeit aus der Wyneken zu verdankenden Aufstellung des nötigen Zahlenmateriales und der von ihm in lichtvoller Weise entwickelten Hauptregeln für dessen Verwendung ziehen wird, soll hier ganz abgesehen und nur das hervorgehoben werden, daß gerade in der zur Form- und Zuchtlosigkeit neigenden Gegenwart, die stellenweise sogar die Loslösung von aller Form als ein künstlerisches Glaubensbekenntnis zu proklamieren scheint, der Wert und die Bedeutung der Form, der Gesetze, die uns die Natur selbst vorgeschrieben hat, gar nicht hoch genug eingeschätzt und nachdrücklich genug betont werden kann. Dem echten Künstler bedeutet die Regel keinen Zwang, sondern eine Entfaltung seiner eigenen Natur, einen adäquaten Ausdruck des ihm angeborenen Instinktes, und schon Goethe hat ihre hohe Bedeutung in den bekannten Worten gewürdigt: „So gibt der Künstler, dankbar gegen die Natur, die auch ihn hervorbrachte, ihr eine zweite Natur, aber eine gefühlte, eine menschlich vollendete zurück. Soll dies aber je geschehen, so muß das Genie, der berufene Künstler, nach Gesetzen, nach Regeln handeln; die ihm die Natur selbst vorschrieb, die ihr nicht widersprechen, die sein größter Reichtum sind, weil er dadurch sowohl den Reichtum der Natur als auch den Reichtum seines Gemütes beherrschen und brauchen lernt. Es ist nicht die Frage, ob die echten Regeln jemals gefunden und befolgt worden sind, sondern man muß kühn behaupten, daß sie gefunden werden müssen."

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. November zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Aakjaer. — Die Kinder des Zorns. Eine Gesindegeschichte Von Jeppe Aakjaer. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Dänisch-Isländischen von Erich Holm. Leipzig, Georg Merseburger. 1912.

Amundsen. — Die Eroberung des Südpols. Von Roald Amundsen. Die norwegische Südpolfahrt mit dem Fram 1910—1912. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen ins Deutsche von Pauline Klaiber. Mit 340 Abbildungen, 8 Vierfarbendruckbildern nach Ölgemälden von Prof. Lehmann und 15 Karten und Plänen. Zwei Bände. München, J. F. Lehmann. 1912.

Arendt. — Kinderhändler. Recherchen und Fürsorgetätigkeit vom 1. September 1911 bis 1. September 1912. Von Schwester Henriette Arndt. Stuttgart, Heinz Clausnitzer. O. J.

Bapst. — Les origines de la guerre de Crimée. La France et la Russie. De 1848 à 1854. Par Edmond Bapst. Paris, Librairie Ch. Delagrave. 1912.

Barsch. — Von Einem, der auszog. Ein Seelen- und Wanderjahr auf der Landstraße. Roman von Paul Barsch. Neue, wohlfeile Volksausgabe. Fünfte Auflage. Schweidnitz, L. Heege. O. J.

Bartels. — Shakespeare und das englische Drama im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Von Adolf Bartels. München, Georg D. W. Callwey. O. J.

Bernard. — Le Maroc. Par Augustin Bernard. Avec cinq cartes hors texte. Paris, Félix Alcan. 1913.

Billroth. — Wer ist musikalisch? Nachgelassene Schrift von Theodor Billroth. Herausgegeben von Eduard Hanslick. Vierte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1912.

Bock. — Die Oberwälder. Roman von Alfred Bock. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1912.

Boehn. — Lorenzo Bernini. Seine Zeit, sein Leben, sein Werk. Von Max von Boehn. Mit 84 Abbildungen, darunter 6 Tonbilder. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1912.

Boetteher. — La femme dans le théâtre d'Ibsen. Par Friedericke Boettcher. Bibliothèque de philologie et de littérature modernes. Paris, Félix Alcan. 1912.

Bonus. — Religiöse Spannungen. Prolegomena zu einem neuen Mythos. Von Arthur Bonus. Jena, Eugen Diederichs. 1912.

Conrad. — Der Nigger vom „Narzissus". Roman von Joseph Conrad. Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Englischen von Ernst Wolfgang Günther. München, Albert Langen. O. J.

Cartault. — Les sentiments généreux. Par A. Cartault. Paris, Félix Alcan. 1912.

Chapuisat. — Mme de Staël et la police. Épisodes. Par Édouard Chapuisat. Avec des documents inédits et une planche hors texte. Genève, Librairie Kundig. 1912.

Dalmer. — Der Erbsohn des Peter Anselm Vergetshuber. Roman von H. Dalmer. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1912.

Danösen. — Maruschka. Roman von Lydia Danösen. München, Albert Langen. O. J.

Dante. — Dantes Gedichte von zweifelhafter Echtheit. Neu übertragen und mit Originaltext versehen von Richard Zoozmann. Leipzig, Xenien-Verlag. 1912.

Dauthendey. — Die Heidin Geilane. Die Kiliastragödie. Von Max Dauthendey. München, Albert Langen. O. J.

Deledda. — Liebe. Roman von Grazia Deledda. Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Italienischen von E. Müller-Röder. München, Albert Langen. O. J.

„Die gelbe Gefahr". Der fliegende Tod. Von einem deutschen Offizier. 4. Auflage. Wiesbaden, Westdeutsche Verlagsgesellschaft. O. J.

Driault. — La question d'Orient depuis ses origines jusqu'à nos jours. Par Édouard Driault. Préface de M. Gabriel Monod. Cinquième édition, refondue. Paris, Librairie Félix Alcan. 1912.

Droste-Hülshoff. — Annette von Droste-Hülshoff. Sämtliche Werke in sechs Teilen. Herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Julius Schwering. Mit einem Bildnis der Dichterin in Gravüre und einer Faksimilebeilage. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong und Co. O. J.

Dürer. — Albrecht Dürers Briefe, Tagebücher und Reime. Herausgegeben von Dr. Hans Wolff. Mit 12 Abbildungen nach Werken Dürers. Voigtländers Quellenbücher, Band 25. Leipzig, R. Voigtländer. 1912.

Ehrencron-Kidde. — Mieze Monbergs große Tage. Von A. Ehrencron-Kidde. Leipzig, Georg Merseburger. 1912.

Ehrmann. — Scherzi. Von Alfred von Ehrmann. Berlin, Schuster und Loeffler. 1912.

Faesi, Korrodi. — Das poetische Zürich. Miniaturen aus dem achtzehnten Jahrhundert von Robert Faesi und Eduard Korrodi. Zürich, Verlag des Lesezirkels Hottingen. 1913.

Falke. — Die Stadt mit den goldenen Türmen. Die Geschichte meines Lebens. Von Gustav Falke. Berlin, G. Grote. 1912.

Fischer. — Herzog Ludolf. Historischer Roman von V. A. Fischer. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1912.

Franze. — Das höchste Gut. Führer auf den Pfaden der Vollendung. Von Paul Christian Franze. Berlin, Leonhard Simion Nachf. 1912.

Freytag. — Gustav Freytag. Briefe an seine Gattin. Berlin, Wilhelm Borngräber. O. J.

Frimmel. — Ludwig van Beethoven. Von Theodor v. Frimmel. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. 16.—20. Tausend. Berlin, Schlesische Verlagsanstalt. O. J.

Gerhard. — In der Jodutenstraße. Roman von Hans Ferdinand Gerhard. Berlin, G. Grote. 1912.

Giraud. — Maitres d'autrefois et d'aujourd'hui. Essais d'histoire morale et littéraire. Par Victor Giraud. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1912.

Gjems-Selmer. — Schwesterchen. Eine Erzählung für die ganze Familie. Von Aagot Gjems-Selmer. Leipzig, Georg Merseburger. 1913.

Glück. — Stecken und Stab. Roman von Lina Glück. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1912.

Goethe. — Lettres choisies. 1765—1832. Traduites par A. Fanta. Avec une préface de Arthur Chuquet. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1912.

Gomperz. — Griechische Denker. Eine Geschichte der antiken Philosophie. Von Theodor Gomperz. Zweiter Band. Dritte, durchgesehene Auflage. Leipzig, Veit und Co. 1912.

Gräf. — Goethe über seine Dichtungen. Versuche einer Sammlung aller Äußerungen des Dichters über seine poetischen Werke. Von Prof. Dr. Hans Gerhard Gräf. Dritter Teil: Die lyrischen Dichtungen. Erster Band. (Des ganzen Werkes siebenter Band.) Frankfurt a. M., Rütten und Loening. 1912.

Grisar. — Luther. Von Hartmann Grisar S. J. Drei Bände. Dritter Band: Am Ende der Bahn. Rückblicke. Erste und zweite Auflage. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. 1912.

Gubernatis. — Probo, principe della pace. Drama storico in tre atti in versi. Di Angelo de Gubernatis. Firenze, successori le Monnier. 1912.

Haendcke. — Entwicklungsgeschichte der Stilarten. Ein Handbuch von B. Haendcke. Mit 12 farbigen Einschaltbildern sowie 348 Abbildungen im Text. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1913.

Handel-Mazzetti. — Napoleon II. (nach Victor Hugo) und andere Dichtungen. Von Enrica v. Handel-Mazzetti. Mit einer Einleitung von Professor Dr. Johann Rainfl. Berlin, Konrad W. Mecklenburg. 1912.

Handel-Mazzetti. — Weihnachts- und Krippenspiele. Von Enrica von Handel-Mazzetti. Mit einer Einleitung von Prof. Dr. Johann Rainfl. Berlin, Konrad W. Mecklenburg. 1912.

Hango. — Aus Ruh und Unruh. Neue Gedichte von Hermann Hango. Wien, Gerlach und Wiedling. 1912.

Hebbel. — Neue Hebbel-Dokumente. Herausgegeben von Dietrich Kralik und Fritz Lemmermayer. Berlin, Schuster und Loeffler. 1913.

Heine-Kalender für das Jahr 1913. Herausgegeben von Eugen Korn. Leipzig, Xenien-Verlag. 1912.

Henkelmann. — Auf dem Frankenstein. Roman von Karl Henkelmann. Darmstadt, Heinrich Schrotb. 1912.

Herbertz. — Die philosophische Literatur. Ein Studienführer von Prof. Dr. Richard Herbertz. Stuttgart, W. Spemann. 1912.

Hershey. — The essentials of international public law. By Amos S. Hershey. New York, The Macmillan Co. 1912.

Hesse. — Umwege. Erzählungen von Hermann Hesse Berlin, S. Fischer. 1912.

Hewlett. — Italienische Novellen von Maurice Hewlett. Aus dem Englischen übertragen von Margueriti und Ulrich Steindorff. Autorisierte Ausgabe. Tauchnitz-Bibliothek, ausgewählte englische Werke in deutscher Übertragung. Band 1. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. O. J.

Heyse. Jugenderinnerungen und Bekenntnisse. Von Paul Heyse. Zweiter Band: Aus der Werkstatt. Fünfte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta. 1912.

Hoechstetter. — Das Herz. Arabesken um die Existenz des George Rosenkreutz. Von Sophie Hoechstetter. Dresden, Karl Reißner. 1913.

Höffner. — Die Treue von Pommern. Eine Erzählung aus Pommerns alten Tagen. Von Johannes Höffner. Mainz, Jos. Scholz O. J.

Hügel. — Eternal life. A study of its implications and applications. By Baron Friedrich von Hügel. Edinburgh, T. and T. Clark. 1912.

Huldschiner. — Der Tod der Götter. Ein Buch der Mysterien. Von Richard Huldschiner. München, Albert Langen. O. J.

Hungerland. — Weisen aus dem Morgendämmer. Das Verdener Liederbuch. Gedichte von Dr. Heinz Hungerland. Bremen, Niedersachsen-Verlag Carl Schünemann. 1912.

Jastowski. — Philosophie des Vegetarismus. Eine philosophische Grundlegung und eine philosophische Betrachtung des Vegetarismus und seiner Probleme in Natur, Ethik, Religion und Kunst. Von Friedrich Jastowski. Berlin, Otto Salle. 1912.

Jean Paul. — Weisheit Jean Pauls. Minden, J. C. G. Bruns. O. J.

Jegerlehner. — Petronella. Roman aus dem Hochgebirge. Von Johannes Jegerlehner. Berlin, G. Grote. 1912.

Kant. — Immanuel Kants Werke. Band II: Vorkritische Schriften. Herausgegeben von Dr. Artur Buchenau. Berlin, Bruno Cassirer. 1912.

Kaufmann. — Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert. Von Georg Kaufmann. Volksausgabe: Erstes bis achtes Tausend. Berlin, Georg Bondi. 1912.

Kaus. — Der Fall Gogol. Von Otto Kaus. Schriften des Vereins für freie psycho-analytische Forschung. Nummer 2. München, Ernst Reinhardt. 1912.

Kopisch. — Allerlei Geister. Gedichte und Erzählungen von August Kopisch. Ausgewählt von Leo Freiner. Zeichnungen von Rolf v. Hoerschelmann. München, Martin Mörike. 1913

Kotzde. Deutsches Jugendbuch. Begründet und herausgegeben von Wilhelm Kotzde. Mit Bildern von Emil Heinsdorff. Vierter Band. Mainz, Josef Scholz. O. J.

Kotzde. — Vaterländische Bilderbücher. Herausgegeben von Wilhelm Kotzde: Friedrich der Große. Zwei Bände. Mit Bildern von Franz Müller-Münster. — Zehn Jahre deutscher Not (1803–1812). Mit Bildern von Angelo Jank. — Frühling und Freiheit (1813). Mit Bildern von Angelo Jank. — Nach Frankreich hinein 1814–1815). Mit Bildern von Angelo Jank. Mainz, Jos. Scholz. O. J.

Langhein. Rat einmal Rätsel mit Bildern von M. Langhein. Mainz, Jos. Scholz. O. J.

Lie. — Maisa Jons. Roman von Jonas Lie. Neue durchgearbeitete Ausgabe. Leipzig. Georg Merseburger. 1912.

Lieblein. — Der Letzte seines Geschlechts. Die Geschichte einer Jugend. Von Severin Lieblein. Einzig autorisierte Übersetzung von Pauline Klaiber. Leipzig, Georg Merseburger. 1912.

Lilieneron. — Krieg und Frieden. Erinnerungen aus dem Leben einer Offiziersfrau. Von Adda Freifrau von Liliencron. Mit einem Bildnis. Berlin, R. Eisenschmidt. O. J.

Lang. — Neue Gedichte. Von Siegfried Lang. Basel, Benno Schwabe und Co. 1912.

List. — Deutsch-mythologische Landschaftsbilder. Von Guido List. Zwei Teile. Zweite, stark vermehrte Auflage mit zahlreichen Illustrationen und zwei Kartenbeilagen. Leipzig, E. F. Reinacker. 1912.

Lobsien. — Jodute. Ein Kampf um Lübecks Freiheit. Von Wilhelm Lobsien. Mainz, Josef Scholz O. J.

Meisel-Heß. — Geister. Novellen von Grete Meisel-Heß. Leipzig, Dr. Sally Rabinowitz. 1912.

Meyer. — Die deutsche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. Von Richard M. Meyer. Volksausgabe. Erstes bis zwölftes Tausend. Berlin, Georg Bondi. 1912.

Meyer. — Nietzsche. Sein Leben und seine Werke. Von Richard M. Meyer. Mit zwei Bildnissen. München, C. H. Beck. 1913.

Meyers Historisch-geographischer Kalender. 1913. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1912.

Molo. — Ums Menschentum. Ein Schillerroman. Von Walter von Molo. Erster Teil. Berlin, Schuster und Loeffler. 1912.

Müller-Münster. — Dornröschen, Hänsel und Gretel. Bilder von F. Müller-Münster. Mainz, Jos. Scholz. O. J.

Münch. — Der Schneider von Breslau und andere Geschichten. Von Wilhelm Münch. Mit bibliographischem Nachruf von Adolf Matthias. Mit Bildnis des Verfassers. München, C. H. Beck. 1913.

Münz. — Österreichische Profile und Reminiszenzen. Von Sigmund Münz. Wien, Deutsch-österreichischer Verlag. 1912.

Noailles. — Le maréchal de Guébriant. (1602 à 1653.) Épisodes de la guerres de trente ans. Par Vicomte de Noailles. Paris, Perrin et Cie. 1913.

Oßwald. — „Komm." Ein Tierbilderbuch. Von Eugen Oßwald. Mainz, Jos. Scholz. O. J.

Oßwald. — Rings umher. Ein Bilderbuch von Eugen Oßwald. Mainz, Jos. Scholz. O. J.

Ostwald. — Die Philosophie der Werte. Von Wilhelm Ostwald. Leipzig, Alfred Kröner. 1913.

Palante. — Les antinomies entre l'individu et la société. Par G. Palante. Paris, Félix Alcan. 1912.

Pestalozzi. — Wie ein böser Maulwurf den schlauen Fuchs überlistete. Lustige Geschichten in Versen von Heinrich Pestalozzi. Bilder von Ernst Tablor. Zürich, Orell Füßli. O. J.

Pillet. — Recherches faites en Allemagne sur l'horloger Charles-Guillaume Nauendorff. Par André Pillet. II. L'arrestation à Brandenburg sur le soupçon de fabrication de fausse monnaie. Paris, Alphonse Picard et fils. 1912.

Putnam. — George Palmer Putnam. A memoir. Together with a record of the earlier years of the publishing house founded by him. By George Haven Putnam. New York, G. P. Putnam's sons. 1912.

Religiöse Stimmen der Völker. Herausgegeben von Walter Otto. Die Religion des alten Indien. II. Bhagavadgita Des Erhabenen Sang. Übertragen und eingeleitet von Leopold von Schroeder. Jena, Eugen Diederichs. 1912.

Reuter. — Schelmuffskys Kuriöse Reisebeschreibung. Von Christian Reuter. Eingeleitet und bearbeitet von Dr. Gottlieb Fritz. Mit Bildern von Ludwig Berwald Hamburg Großborstel, Verlag der deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 1912.

Riemann. — Pierrot im Schnee. Von Henriette Riemann. Berlin, Erich Reiß. 1913.

Rühlmann. — Der staatsbürgerliche Unterricht in Frankreich. Von Dr. Paul Rühlmann. Leipzig, B. G. Teubner. 1912.

Runge. — Jud Süß. Ein Schauspiel. Von Fritz Runge. Frankfurt a. M., J. Kauffmann. 1912.

Rüppell. — Kriegsgefangen im Herzen Rußlands. 1812 1814. Erinnerungen des Königlich Westfälischen Husarenleutnants Eduard Rüppell. Bearbeitet und herausgegeben von Friedrich Clemens Ebrard. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1912.

Säemann-Schriften für Erziehung und Unterricht. Heft 4: Ein modernes Jugendgesetz. Das belgische Jugendgesetz vom 15. Mai 1912. Übersetzt und eingeleitet von Dr. Hans von Hentig. — Heft 5: Über Institute für Jugendkunde und die Gründung eines Instituts für Jugendforschung in Hamburg. Von Prof. Dr. E. Meumann. Leipzig, B. G. Teubner. 1912

Salomon. — Was wir uns und anderen schuldig sind. Ansprachen und Aufsätze für junge Mädchen. Von Alice Salomon. Leipzig, B. G. Teubner. 1912.

Schaffner. — Die goldene Fratze. Novellen. Von Jakob Schaffner. Zweite Auflage. Berlin, S. Fischer. 1912.

Scheerbart. — Das große Licht. Ein Münchhausen-Brevier. Von Paul Scheerbart. Leipzig, Dr Sally Rabinowitz. 1912.

Schmidhammer. — Hoppe, hoppe, Reiter. Liebe alte Reime mit Bildern von Arpad Schmidhammer. Mainz, Jos. Scholz. O. J.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.153

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY